192. 105

Digitized by Google

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

808-26

192105

C. 87.1

Von der Schelde bis zur Maas.

Das geistige Leben der Vlamingen

seit dem Wiederaufblühen der Literatur.

Biographien, Bibliographien und Proben

von

Ida von Düringsfeld.

Erster Band.

RIJKSUNIVERSITEIT-GENT
057308 -4 MRT. 60
FAKULTEIT LETTEREN EN WIJSBEGEERTE

Leipzig. Ad. Lehmann. | Brüssel. Fr. Claassen.

1861.

Digitized by Google

Digitized by Google

Den Vlamingen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Indem ich dieses Buch den Vlamingen widme, gebe ich ihnen nur, was ihnen gehört. Sie haben mir den Stoff zu meiner Arbeit geliefert, mitten unter ihnen habe ich sie begonnen, mit ihrem Beistand fortgeführt, begleitet von ihrer lebendigen Theilnahme beendigt.

Den ersten Gedanken dazu faßte ich in Antwerpen im April 1856, wenigstens drängte sich mir während der Tage, welche ich damals mit vlämischen Schriftstellern und Künstlern verlebte, die Pflicht an das Herz, etwas Ernstliches für diese uns so eng verwandte Literatur zu thun. „Es ist selten, daß Deutschland uns einen Abgesandten schickt," sagte mir damals J. A. De Laet. Ich kam allerdings auch nicht von Deutschland gesandt, sondern ganz einfach aus eigenem innern Antrieb, nichtsdestoweniger dünkte es mir, ich wäre für Deutschland den Vlamingen gegenüber verantwortlich und verpflichtet. Das Gefühl dieser Nothwendigkeit verließ mich nicht auf einer Reise in das Vaterland, nur überlegte ich noch immer, wie ich ihr gerecht werden sollte. Selbst nach meiner Rückkehr nach Belgien währte diese Ungewißheit noch mehrere Monate fort, und erst im Februar 1857, als ich zu Mecheln in der Bibliothek des Herrn Van Melckebeke zum

Digitized by Google

ersten Mal ungefähr überschaute, was Vlämisch bereits vorhanden sei, wurde dieses Buch in seiner jetzigen Gestalt beschlossen und in den ersten Tagen des Frühlings begonnen.

Wie es nun nach drei Jahren anstrengender und ernstlicher Arbeit vorliegt, übergebe ich es zugleich den Vlamingen und den Deutschen. Den Ersteren soll es als Erinnerung an viele gute gemeinschaftlich verlebte Stunden und als Ergebniß eines treuen gemeinsamen Strebens, den Letzteren als Mittel dienen, ihre vlämischen Verwandten besser kennen und hoffentlich in ihrer Richtung und ihrem Ringen schätzen zu lernen.

Wenn ich in der Einleitung, „die vlämische Bewegung," diese nur in ihrer großen germanischen Bedeutung aufgefaßt habe, ohne irgendwie in ihre speciell belgischen Beziehungen einzugehen, so werden das meine vlämischen Freunde hoffentlich als richtig anerkennen. Alles was Partei ist, sei es nun unter den Vlamingen selbst, sei es den Wallonen gegenüber, kann nur augenblicklich und vorübergehend sein. Der letzte große Zweck allein bleibt, und um für ihn Antheil zu erwecken, durfte ich mich einzig und allein an das allgemeine germanische Gefühl wenden.

Ebenso habe ich es nicht für nöthig erachtet, ein abschließendes Endurtheil über die vlämische Literatur an und für sich auszusprechen. Es wäre das den deutschen Lesern vorgegriffen gewesen. Ihrer Empfindung nach, ihren Eindrücken gemäß sollen sie urtheilen: die Gelegenheit dazu ist ihnen auf die mannichfachste Weise gegeben.

Daß mein Buch noch nicht ganz vollständig werden konnte, wird jeder billige und unbefangene Beurtheiler einsehen. Wo von Biographien noch so gut wie gar Nichts vorhanden ist, wo, um so zu sagen, auch kein Buchhandel existirt, da wird eine Gesammtbehandlung der Literatur für einen Einzelnen fast immer eine kaum zu überwältigende Auf-

Digitized by Google

gabe sein. Auch wäre mir, selbst soweit wie es mir gelungen, sie zu lösen, unmöglich gewesen, hätte ich nicht guten Willen zur Hülfe gefunden. Selten nur ist man meinen Bitten oder den Bemühungen meiner Freunde mit Gleichgültigkeit oder gar mit Unfreundlichkeit begegnet. Wo es der Fall war, da ist die Folge eben Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit. Im Allgemeinen jedoch, wie schon gesagt, habe ich nur zu danken. Die meisten Schriftsteller sandten mir ihre Werke, wo Bibliotheken waren, standen sie mir zur Verfügung. Herzlichen Dank Allen, welche mir auf diese Weise meine mühsamen Bestrebungen erleichtert und es mir überhaupt möglich gemacht haben, das Buch zu schreiben. Was die noch schwerere und noch mühsamere Arbeit betrifft, die Biographien zu sammeln, so trage ich mit Freuden meine Schuld der Erkenntlichkeit einigermaßen ab, indem ich folgende Namen hier niederschreibe:

In Antwerpen die Herren Frans De Cort, Du Mont, Génard, Hansen, Sleeckx, Desiré Van Spillebeck und Bleeschhouwer.

In Brügge die Herren Delphin Gaillard und Herreboudt.

In Brüssel die Herren Dautzenberg, Dodd, Nolet De Brouwere, Karl Stallaert und Seraphin Willems.

In Gent die Herren De Potter und Heremans.

In Mecheln die Herren De Wulf und Van Melckebeke.

Alle diese Herren haben mir Biographieen von ihren Freunden theils verschafft, theils selbst gesandt. Gedruckte Quellen für einige wenige waren das „niederdeutsche literarische Jahrbüchlein," der „Sprachverband" und die „vlämische Schule." Die Bibliographie ist bis auf das, was ich theils brieflich empfangen, theils selbst gesammelt habe,

aus dem vortrefflichen Werke des Professor Snellaert genommen.

Möge mein Versuch, die Deutschen näher mit den Vlamingen zu befreunden, ein nicht gänzlich mißlungener sein.

Prag, den 8. September 1860.

Ida von Düringsfeld.

Die vlämische Bewegung.

Die Bekanntmachung der vlämischen Literatur ist der Zweck des vorliegenden Buches, die vlämische Bewegung ist der vorläufige Zweck der vlämischen Literatur.

Erst wenn die vlämische Bewegung zu ihrem Ziel gelangt ist und des Beistandes der Literatur nicht mehr bedarf, kann diese selbstständig auftreten und vom rein kritischen Standpunkt aus betrachtet werden. Für den Augenblick, vielleicht für lange Jahre noch, ist sie im Dienste der volksthümlichen Sache, und darum ist es unumgänglich nöthig, einen klaren Ueberblick der sprachlichen und staatlichen Verhältnisse in Belgien zu gewinnen, bevor man den literarischen Hervorbringungen der germanischen Belgier seine Theilnahme zuwendet.

„Ueber Ursprung, Zweck und Mittel der vlämischen Bewegung herrschen noch viele unrichtige und unklare Begriffe," sagt Friedrich Oetker.*) „Man hat sich viel mit der vlämischen Bewegung beschäftigt; man hat ihr Wesen und ihren Zweck deutlich dargelegt, man hat ihre Geschichte ausführlich geschrieben," sagt Langlois.**) Der Deutsche und der Bel-

*) De vlaemsche Taelstryd door Friedr. Oetker, vertaeld door Dautzenberg. Gent 1857.

**) Le mouvement flamand au point de vue politique, par J.

gier scheinen sich vollkommen zu widersprechen, und doch haben Beide vollkommen Recht: es ist seit fünfundzwanzig Jahren so viel über die einfache Thatsache der vlämischen Bewegung geschrieben worden, wie hinreichen würde, um die verwickelte Geschichte eines ganzen großen Reiches aufzuklären, und doch gehört diese Thatsache für die große Mehrheit noch immer zu den unbegriffenen Dingen.

Die überwiegende Vorstellung, wo man sich nämlich überhaupt eine macht, ist die, daß die vlämische Bewegung seit 1830 ganz neu entstanden sei.

Diese Annahme ist natürlich. Wie kann man sich vorstellen, daß ein Volk um eine fertige Sprache so ringen könne, wie die Vlamingen es thun müssen? Der Begriff von einer eben erst entstandenen, in der Bildung begriffenen, dem wirklichen Dasein zustrebenden Sprache lag viel näher, man nahm ihn an. Und nun folgte ebenso einfach die Frage: „aber warum wollen sie denn auf ein Mal das Vlämische?" Darauf ist die Antwort: „sie wollen nur was sie immer gewollt haben", nicht minder einfach, aber sie muß, um allgemein verstanden werden zu können, erklärt und begründet werden.

Fangen wir, um das zu thun, beim Anfang an.

Im Anfange waren die Celten in Belgien. Die Teutonen vertrieben sie. Die Celten nannten ihre Ueberwinder Germanen.*)

Die Germanen fand Cäsar zu bekämpfen als er nach Belgien kam. Die Germanen kämpften, indem sie gegen ihn ihre Freiheit länger und hartnäckiger vertheidigten, als das ganze große Gallien gethan hatte, in Belgien zum ersten Mal gegen das romanische Element, dessen despotische Anmaßung

---

B. Langlois. (Extrait de la Revue trimestrielle XIX volume.) Bruxelles 1858.

*) A. G. B. Schayes: Les Pays. Bas avant et durant la domination romaine. Bruxelles 1837.

im Alterthum durch die Römer selbst, im Mittelalter hauptsächlich durch die Spanier und in der neuesten Geschichte ausschließlich durch die Franzosen vorgestellt wird, denen zuletzt die Napoleons als Führer dienen.

Sie wurden mehr überwältigt als überwunden, die Germanen Belgiens. Die Völkerschaften, die nicht vom Boden verschwanden, bauten ihn nicht sowohl als römische Eigene, wie als römische Vasallen. Sie leisteten Dienste, aber als Freie, die sich nach ihrem Gesetz regierten. Das romanische Element mußte damals das gebietende sein, es hatte die Geschichte und die Entwicklung für sich. Das germanische hatte die Kraft der ungeschwächten Natur und die Zukunft.

Die Franken waren die Verwirklicher dieser Zukunft. Indem die Belgier ihre Verbündeten wurden, sicherten sie sich ihr Anrecht an dem glänzenden Triumph, welchen der Germanismus unter Karl dem Großen feierte.

Allmählich wurden die Franken Franzosen, gleich den Gothen in Spanien romanisirte Germanen. Langsam, aber sicher, unmerkbar, aber unwiderstehlich überwältigte das unterdrückte romanische Element seine Sieger und veränderte ihre innerlichste Wesenheit. An die Stelle der romantischen Eroberungslust, welche die Germanen von Land zu Land, von Heimath zu Heimath trieb, trat die Beherrschungssucht der Römer, welche nicht mit der Romantik, nur mit der Politik zu thun hatte. Die germanischen Belgier wurden es nur zu sehr gewahr. Von Deutschland, zu dem sie innerlich gehören und auch politisch gehören müßten, wenn Deutschland bereits seine eigentliche Bestimmung erfüllte, von Deutschland durch natürliche Grenzen geschieden, über die sie im Wogenschlag der Völkerwanderung hinausgeschleudert wurden, mußten sie mit Frankreich, mit dem sie geographisch eins, von dem sie ethnographisch dagegen durch die ganze Tiefe der Kluft entfernt sind, welche beide Raçen trennt, unaufhörlich um ihre eigenste Existenz, um die ganze Summe ihrer Gewohnheiten und Gesetze, ja, um den naturgemäßen Ausdruck derselben,

die Sprache, ringen und streiten. Die Brügger und Genter wissen davon zu erzählen. Sie haben gemordet und gekämpft, geblutet und gesiegt, verloren und geduldet, Alles um nicht französisch zu werden. Oft waren sie durch eigne Thorheit Frankreichs, aber französisch wollten sie doch nicht sein. Ihre Grafen waren es, sie rebellirten gegen ihre Grafen. Der Adel war es, sie stürmten die Schlösser des Adels. Durch Heirath burgundisch geworden, wehrten sie sich gegen die Burgunder, durch Heirath spanisch geworden, standen sie gegen Spanien auf. Dieser germanische Widerstand, welcher, wenn nichts Anderes hilft, mit dem Kopfe gegen die Mauer rennt, der, zu Boden geworfen und gebunden, gebunden auf dem Boden noch fortringt, sich mit den Zähnen freinagt und endlich doch wieder obenauf kommt, dieser Widerstand, zögernd und ungeschickt, aber auch ausdauernd und unüberwindlich wie die Race, welche ihn leistet, geht durch die ganze, mit romanischem Schiller emaillirte, Geschichte Belgiens.

„Im Anfange dieses Jahrhunderts schien die französische Herrschaft ihr letztes Wort gesagt zu haben," sagt L. Van Rückelingen.*) Was nicht Philipp dem Schönen, nicht Ludwig XVI. gelungen war, Napoleon schien es gelingen zu sollen. Er wurde wirklich Meister von Belgien, denn er verbot in den Schulen so gut wie in allen Aktenstücken die vlämische Sprache; nur am Rande durfte sie sich in einer Uebersetzung vernehmen lassen, wenn es nämlich von den betreffenden Parteien gefordert würde.

Dennoch währte der alte Widerstand fort. Er glimmte unter der Kohlenasche des Heerdes, unter der Tabaksasche der Pfeife. Die Sprache protestirte allerdings nur halblaut, aber ganz verstummt war sie nicht. Wo, wie und durch wen sie noch geübt wurde, das kann in dem Anhang gelesen werden, mit welchem der letzte Band dieses Buches schließt. Es

*) Vlaemsche beweging. Bediedenis, doel, invloed, toekomst, door L. Van Ruckelingen. Gent 1856.

stehen nicht viele bedeutende oder bekannte Namen dort, aber selbst die bescheidensten verdienen genannt zu werden: sie gehören Vlamingen an, welche selbst unter Napoleon I. vlämisch dachten und schrieben.

Daß, als unter dem ersten König von Holland die Niederlande nach zweihundertjähriger Scheidung wieder vereinigt wurden und die angestammte Sprache endlich in ihre angestammten Rechte trat, daß sie von den Belgiern als fremde zurückgewiesen wurde, daß die Vlamingen sich mit den Wallonen verbanden, um zum Vortheil der fremden Nationalität gegen ihre Stammverwandten, ja, gegen ihre Nächsten aufzustehen und glücklich, die „Umwendung von 1830" hervorzubringen, das muß nicht nur einem oberflächlichen Beobachter, sondern selbst einem, der die Verhältnisse blos im Allgemeinen anschaut und auffaßt, widersinnig bis zur Unbegreiflichkeit vorkommen. Die Vlamingen selbst begreifen es nicht, sogar heute nach dreißig Jahren noch nicht. Sie sind über Nacht Belgier geworden, ohne zu wissen wie, ohne zu wissen warum, ohne zu wissen wozu, und sie wundern sich noch immer.

Dennoch ist es erklärlich und zugleich zu ihrem Glücke. So nah und eng verwandt die Holländer und die Vlamingen auch sind, gleich sind sie einander nicht. Diese Verschiedenheit tritt schon in den Ergebnissen hervor, welche die Kämpfe mit Spanien für die Nord- und Südniederländer hatten. An der Flamme, an welcher die Holländer die Anker zu den Schiffen schmiedeten, mit denen sie in triumphirender Freiheit auf das Meer hinausfuhren, zündeten die Vlamingen die ausgelöschten Lampen in ihren Kathedralen wieder an. Holland gestaltete sich zu einem Staatenbund, Belgien blieb in dem Verhältniß von Provinzen, die vererbt oder überlassen wurden. In Holland bildete sich die Literatur wissenschaftlich aus, in Belgien wurde sie zunftmäßig. Als Belgien und Holland zusammenkamen, hatte Holland alle Vortheile und das volle Uebergewicht einer normalmäßigen Entwicklung,

eines aus dem Eigensten des Volksthumes herausgewachsenen Organismus. Die Vlamingen mußten im langsamen Umdrehen der Zeit Holländer werden, anstatt artistisch gelehrt, anstatt poetisch akademisch. Dagegen sträubte sich ihr Instinkt. Es war abermals eine Existenzfrage, sie sollten nicht französisch, aber anders niederdeutsch werden, als sie sind. Darum riefen sie mit den Wallonen: Freiheit! und wurden Belgier.

Daß der junge Staat sich der französischen Sprache zur Handhabung seiner Geschäfte bediente, war ganz einfach. Sie war fertig, man war ihrer noch gewohnt, und dann — die Revolution war ja auch keinesweges im Interesse der vlämischen Sprache gemacht worden. Ihre Rechte waren in der Verfassung anerkannt und gesichert, an den Vlamingen war es nun, von diesen Rechten Gebrauch zu machen.

Der Kampf um diesen Gebrauch ist es, was man „Vlämische Bewegung" nennt. Daß er nöthig war, noch immer nöthig ist, und sogar noch länger nöthig sein wird, dürfte abermals als Glück für die Vlamingen bezeichnet werden. Es ist unendlich oft gesagt worden: Kampf ist Leben. Wir wüßten schwerlich heute schon von den Vlamingen als Vorkämpfern des Germanismus, wenn in den belgischen Kammern nicht Französisch gesprochen würde.

Die Vlamingen sehen dieses Glück nicht ein, wenigstens noch nicht. Das ist zu entschuldigen. Sie sind im Gedränge, stoßen und werden gestoßen, da kann man das Ziel nicht sehen, auf welches man von dem Gedränge hingeschoben wird.

Der unbefangene, theilnehmende Beobachter sieht es für sie. Er sieht, daß sie im Ringen erstarken werden, wenn sie nicht die Arme sinken lassen. Er weiß, daß sie erlangen werden, was ihnen zukommt, wenn sie selbst es sich nehmen und nicht begehren, daß es ihnen gegeben werde.. Wer, der die Kraft hat, den Baum zu erklimmen, auf welchem die lockende Frucht schimmert, wird wohl unter dem Baum stehen

bleiben, hinaufschauen und mit hingehaltenen Händen harren, bis die Frucht entweder von selbst abfalle, oder von einer hülfreichen Hand herabgeworfen werde?

Ohne Bild: Es liegt in der Gewalt der Vlamingen allein, ihre Sprache zu einer Nothwendigkeit zu machen, nur müssen sie damit anfangen, sie zu einer Pflicht für sich selbst zu machen. Sie muß vor allen Dingen rein gesprochen werden, damit ihr nicht mehr, wie jetzt, der Vorwurf gemacht werden könne, nur eine Sammlung von Patois zu sein. Der Ausländer, welcher sich die Mühe giebt, das Niederdeutsche zu lernen, muß sich nicht länger unverstanden finden, wenn er es literarisch spricht, und seinerseits die Unmöglichkeit anzuerkennen haben, ausgebildete Vlamingen, welche Französisch oder Englisch mit Reinheit sprechen würden, zu verstehen, wenn sie unter sich im Dialekt ihrer Vaterstadt sprechen. Er darf nicht in jeder Stadt jeden Vokal verändern müssen, um einigermaßen volksrecht zu reden. Mit einem Worte: es darf nicht länger von Gentsch, Antwerpsch, Brüsselsch die Rede sein, sondern nur noch von Vlämisch, der schönen Sprache, die geschlafen hat und wieder aufgewacht ist, die frisch ist, Triebkraft hat, köstliche Blüthen bringen kann, aber dazu nicht nur mit Liebe, sondern auch mit Verständniß gepflegt werden muß, und zwar zuerst in der Familie und von den Frauen. So lange die vlämischen Frauen das Vlämische so unmelodisch sprechen, daß sie, wenn ein Fremder herankommt, es ängstlich mit dem Französischen vertauschen, so lange ist keine wirkliche Hoffnung für die vlämische Sprache vorhanden. Sie muß, soll sie durchdringen, aus der Familie geläutert und geformt in die Gesellschaft übergehen. Die Regierung kann dabei Nichts thun. Von oben herab kann nur ein Anstoß, ein Fortreißen kommen, ein Wachsen, ein Entwickeln nur von unten herauf. So muß die vlämische Sprache vom Boden aus empor und immer breiter und stärker aus der Gesellschaft in das Staatsleben und in die Zukunft wachsen. Wie diese Zukunft sein wird? Kaum

gleich der Gegenwart, aber, wenn nicht alle germanische Hoffnungen trügen, schöner als sie. Ein neues Ueberfluthen der romanischen Macht ist, geschieht nicht bald gänzlich Unvorgesehenes und Unerwartetes, mit Gewißheit vorauszusehen, doch ist ebenso sicher anzunehmen, daß es nur ein augenblickliches sein werde, aus welchem dann ein neuer niederdeutscher, folglich im ächtesten Sinne ein germanischer Boden auftauchen dürfte. Die Bürger, die Dichter, die Staatsmänner des neuen Niederdeutschlands zu sein, ist höchst wahrscheinlich die Aufgabe der Vlamingen, wenn sie, aus sich selbst und durch sich selbst erstarkt und entwickelt, sich ihrer würdig zeigen.

Inhalt.

Seite

Beernaert (Adolf August) 1

Nachtgesang vergessener Mädchen. Gedicht . . . . —

Bergmann (Antoon) 3

Eine gute Partie. Skizze . . . . —

Blereau (S.) 11

Der echte Sinjoor. Charakterbild 12

Blieck (F. G.) 20

Ein schlechtes Buch betrachtet als eine Verführung. Gedicht 21

Blommaert (Ph.) 23

Krimhildens Traum. Fragment aus der Bearbeitung des Nibelungenliedes 25

Hochzeitslied 26

Boone (Felix Alphons) 28

Die schöne Frau auf dem Feldball. Novelle . . . 29

Boucquillon (Bruno Joseph) 57

Die letzten Blumen. Gedicht . . . . —

Digitized by Google

Seite

Brouwenaer (J. F.) 59
Fragment aus der Dichtung: Ludwig XIV. in den Niederlanden . . . . —

Brouwers (Johan) 60
Fragment aus dem Roman: Arm Trienken 62

Capelle (Jan) 64
'Sist besser was als Nichts. Lied 67

Carrein (Frans) 68
Lied aus dem Stück: Elisa, die Spitzenklöpplerin . . 69

Cauwenbergh (Jozef) 70
Vanitas!! Skizze . . . . —

Conscience (Hendrick) 84
Der Pilgrim in der Wüste 96

Courtmans (Frau, geborene Joanna Desideria Berchmans) 125
Drei Röschen. Gedicht 126
Romanze 128

Dautzenberg (Johann Michael) 130
Vaterländisch Lied 135
Heimweh. Gedicht . . . . —
Ein altes Neujahr. Erzählung 137

David (L. J.) 147
Sommerfäden. Gedicht . . . . —

David (Frau, geborene Mathilda Van Peene) . . 148
Ich lieb' das Blau. Gedicht 149

De Clercq (Karel) 150
Stiefelchen. Novelette . . . . —

De Cort (Frans) 170
Die Blume des Festes. Lied 171
Bei dem Gang durch's Abenddüster. Lied 172
Ich lieb' dich noch. Lied 174

Seite

De Geyter (Jan) 176
Belgiens Schicksale seit 1830. Gedicht 178
Zwei Schwestern. Gedicht 185

De Hoon (Judocus) 187
Mütter. Gedicht . . . . —

De Laet (Johan Jakob) 188
Doktor Van Droomenveldt. Novelle 192

Delcroix (Desiré) 220
Fragment aus dem Roman: Morgen, Mittag und Abend 221

De Marteau (Willem) 227
Die Schätze der Armen. Gedicht 228

De St. Genois (Jules, Baron) 229
Arm, blind und alt. Erzählung 230

De Vos (Frans) 238
Ein Lustspiel von Ariosto. Lustspiel 239

De Wulf (Leo) 279
Das kranke Mägdlein. Gedicht 280
An den Beijaerd. Gedicht 282

Dodd (Guillaume Jean) 284
Die Tochter der Blumen. Novelle 287
Großmutter. Gedicht 293
Jahre der Jugend. Gedicht 294
Schneefall. Gedicht . . . . —

Du Caju (Jan Jaek) 295
Willkommen — wann gehst du? Posse 296

Du Mont (Christian Pieter) 325
Willem. Erzählung 326

Duvillers (Constantinus Fidelis Amandus) . . 338
Maiabendliedchen . . . . —

Digitized by Google

Seite
Duyvewaardt (Hendrik Willem) 339
Eine Kirmeß. Skizze 340
Ecreviſſe (Pieter) 345
Der Sachwalter. Charakterbild 347
Eckma (O. J.) 358
Die Schildwache. Romanze 359

Beernaert (Adolf August), geboren den 13. Dezember 1825 zu Evergem bei Gent, wo sein Vater, Eugen, Notar ist. Seine Mutter, Rosalie Lippens, „gute und fromme Frau," ist todt. Adolf machte seine Studien hauptsächlich auf Vlämisch; Gedichte von ihm erschienen im „Sprachverband," in der „Eintracht," in der „Vlämischen Schule" und im „Niederdeutschen Jahrbüchlein," aus dessen zweiundzwanzigsten Jahrgang das Lied genommen ist, welches ich mittheile. Eine Uebersetzung des „letzten Tag eines Verurtheilten" von Victor Hugo brachte das Feuilleton der „Bruderminne," eine andere vom „Claude Gueux" desselben Verfassers wurde in der Genter Zeitung abgedruckt. Seinem Beruf nach ist Beernaert Notar zu Alveringhem in Westvlandern, seiner Neigung nach scheint er es nicht zu sein. Er schildert mir in seinem Briefe humoristisch wehmüthig, wie seine arme, ausgeschlossene Muse bisweilen am dunklen Abend schüchtern an das Fenster klopft und dann erschrocken entflieht, wenn in demselben Augenblick ein Klient an der Thür läutet. „Aber ich mußte leben," schreibt Beernaert, „ich mußte zuerst Brod haben." Diese Worte enthalten das Leben der meisten vlämischen Dichter. Die vlämische Poesie kann ihre Jünger noch nicht nähren, und so werden sie, was sie können, um zuerst Brod zu haben.

Nachtgesang vergessener Mädchen.

Hört, wie die traur'gen Mädchen singen,
Die ungeliebt gestorben sind

2

Laßt euer Herz ihr Lied durchdringen,
Ihr klagend Lied im nächt'gen Wind.
Auf seinem flatternden Gefieder
Da irren wir, getrennt, vereint,
Und schweben auf die Stellen nieder,
Wo eh'mals wir umsonst geweint.

Wenn dann der Mond mit bleichem Lichte
Auf eingeschlaf'ne Wälder schaut,
Dann schweifen wir durch's laub'ge Dichte,
Uns ist ein jeder Pfad vertraut.
Und wenn der Wand'rer längs des Weges
Im Buschholz etwas rauschen hört,
Wir sind es, die das Laub bewegen,
Wir sind es, die er aufgestört.

Und wenn in Blättern, welche fallen,
Man geisterhaft es wirbeln sieht,
Das ist ein Tanzen von uns allen
Zu unserm leisen Trauerlied.
Und seht ihr blasse Schatten treiben,
Wo Nebel dampfen über's Land,
Da wisset, daß wir dorten bleiben,
Bis uns der Sonne Strahl verbannt.

Gedenkt an uns beim vollen Leben,
Gedenkt an uns bei Lieb' und Lust;
Uns ward die Liebe nicht gegeben,
Wir haben Nichts vom Glück gewußt,
Und ihr, die ihr, gleich uns vergessen,
Nicht wißt, wie Liebe selig macht,
Ihr werdet unser Weh ermessen,
Wir haben einst gleich Euch gewacht.

Verlaten Veldbloemen. Gent 1851.

Bergmann (Anton), gebürtig aus Lier, wo sein Vater, ein geschätzter Liberaler der Provinz Antwerpen, Bürgermeister ist, und wo er selbst sich 1858 verheirathet und als Anwalt niedergelassen hat. In dem Genter Studentenalmanache zeichnete er sich unter dem Pseudonym Tony durch Skizzen aus, in denen die Realität frisch, wenn auch noch nicht immer fest angefaßt ist. Die von mir gewählte steht im vierten Jahrgang dieses akademischen Büchleins.

Eine gute Partie.

I.

Ein guter Oheim.

Mein Roman beginnt, wo alle andern endigen.

Ich bin seit gestern verheirathet.

Zu einem Roman ist sonst Liebe nöthig, und vielleicht denkt Ihr mit vielen unmoralischen Schriftstellern, die Ehe sei das Grab der Liebe. Das ist möglich bei Andern, aber bei mir ist es falsch. Um ein Grab zu haben, muß die Liebe doch erst gelebt haben, und ach, bei mir soll sie noch geboren werden!

Es ist wahr, ich habe meiner Frau bei Mond und Sternen (ich glaube, so steht's im Programm) geschworen, daß ich sie liebe, aber es war abscheulich gelogen.

Ich hab' ihr auch gesagt, sie wäre schön, aber das war noch abscheulicher gelogen. Ihr solltet sie nur sehen!

Also zwei Todsünden! Doch ich hoffe, sie sollen mir vergeben werden, denn ich habe sie nicht aus freiem Antrieb begangen.

Ich bin, glaub' ich, als Waise geboren. Von Vater

und Mutter hab' ich nie etwas gewußt. Sie müssen da gewesen sein, das ist sicher, aber das ist auch Alles, was ich versichern kann.

Ein Oheim nahm mich an, und gab mir einen Kittel, jeden Sonntag einen Cent und alle Tage, um mir die Tugend einzuprägen, Schläge, das Alles, bis ich zwölf Jahre alt war und meine erste Communion gemacht hatte. Dann sagte mein Oheim: „nun seid Ihr kein Kind mehr," und vierzehn Tage nach meinem Menschwerden befand ich mich auf einer Kostschule, wo ich drei Jahre lang das Opfer der Großen war und dann drei andere Jahr den Tyrann der Kleinen spielte, bis endlich die Hochschule mir ihre Thore aufthat.

„Studirt nur fleißig, damit Ihr bald fertig werdet, Willem, denn Ihr müßt es immer im Auge behalten, daß Ihr auf Alles, was ich Euch gebe, nicht den geringsten Anspruch habt, sondern Alles lediglich meiner Güte dankt."

So schrieb mein Oheim alle Monate.

Hatte ich ein Examen gut bestanden, so hieß es: „nun ja, es ist recht gut so, aber es kostet mir auch Geld genug."

Und bei jeder Gelegenheit und zu Jedermann sprach mein guter Oheim: „das ist mein Neffe, ich hab' ihn groß gezogen, ich hab' ihn auf meine Kosten studiren lassen; jedes Jahr kostet er mir zweitausend Franken, wovon ich nie einen Heller wiedersehen werde."

Gewiß handelte mein guter Oheim sehr schön, und gewiß war ich ihm auch auf das Höchste dankbar, indessen er warf mir so oft vor, was er für mich gethan hatte, daß ich ihn zuletzt trotz aller Dankbarkeit nicht mehr ausstehen konnte.

Inzwischen beendigte ich meine Studien, und der Vorsitzer der Jury hatte Willem van den Berghe zum Doktor der Medicin ausgerufen.

Ich wohnte bei meinem Oheim, der mir in einem Anfall von Edelmüthigkeit erlaubt hatte, ein Plättchen an seine Thür zu schlagen; auch fehlte zu meinem Glücke Nichts mehr als Kranke.

Ich wartete mit Geduld einen Monat, zwei, drei Monate, that hastige Gänge durch die Stadt, um glauben zu machen, daß ich viel gerufen würde, spannte Alles an, um heraufzukommen. Ich war jung, und ich wartete mit Geduld vier und fünf Monate, aber die Geduld ist nicht die Tugend aller Sterblichen.

Eines Nachmittags saß ich in Ruhe auf meinem Studirzimmer und dachte an Liebe und an Kranke — woran soll man sonst denken, wenn man dreiundzwanzig Jahre alt und Doktor der Medicin ist? — Da ließ sich die barsche Stimme des Oheims hören:

„Zieht Euch an, Willem; Euern besten Rock und Handschuhe," klang es, und Willem gehorchte.

Wir gingen miteinander zur Thür hinaus, durchzogen zwei oder drei Straßen, und hielten dann endlich vor einem altfränkischen Hause mit einer doppelten Treppe vor der Thür an, wo wir schellten.

„Nun seid nur recht artig gegen die Jungfrau," befahl der Oheim, während eine Magd, so altfränkisch wie das Haus, uns in eine Stube brachte, welche schlecht erhellt war und sehr dumpfig roch.

Dort saß hinter einem Tisch, eine Mütze mit rothen

Bändern auf dem Kopfe, und eine Katze auf dem Schooß, Frau Boedaart. Ich dachte, ich müßte gleich ohne Weiteres artig sein und wollte eben anfangen, als Jungfrau Boedaart erschien, deren Mütze noch röthere Bänder hatte, als die der Mutter. Dazu trug sie ein Kleid, welches einer hübschen Frau vielleicht gut gestanden haben würde, ihr jedoch ganz abscheulich stand. Ihr Alter schätzte ich auf siebenundzwanzig; da sie erst sechsundzwanzig und ein halb zählte, machte der Oheim die Bemerkung, daß ich doch immer das Schlechteste annähme.

Ich war so artig wie ich konnte, und Jungfrau Anna Boedaart schien zufrieden. Frau Boedaart nannte mich stets: Herr Doktor, und ich hörte sie gegen meinen Oheim äußern, daß ich ihr so ziemlich anstünde.

„Was für häßliches Weibervolk!" dachte ich bei mir selbst, als wir wieder in der Straße waren. Aber ich habe die schlechte Angewohnheit, öfter laut zu denken, und ich that das jetzt wieder.

„Häßliches Weibervolk!" wiederholte der Oheim mit Entrüstung. „Wißt Ihr wohl, daß die Jungfrau zweimalhunderttausend Franken zu erwarten hat, und das nennt Ihr häßlich?"

Es war zum ersten Male in meinem Leben, daß ich hörte, man müsse Jemand wegen zweimalhunderttausend Franken schön finden.

Als wir wieder zu Hause waren, sagte mein Oheim: „Willem, das Lediglaufen hat nun lange genug gedauert, Ihr müßt nun heirathen."

„Ja, Oheim," antwortete ich, „aber um heirathen zu

können, muß man eine Frau haben, so wie man Kranke braucht, um ein Doktor zu sein."

„Nun, und Jungfrau Boedaart?" sprach mein Oheim mit einem Lächeln, das schlau sein sollte. „Das wäre so was für Euch. Ich glaube, daß sie Euch nicht ungern sieht, und Ihr, Junge, wäret mit einem Male oben d'rauf."

„Ja aber, die ist doch ein bischen allzuhäßlich," wandte ich schüchtern ein, denn ich war nicht gewohnt zu widersprechen.

„Zu häßlich?" schnauzte der Oheim mich an. „Sie hat zweimalhunderttausend Franken, und ich bin es müde, Euch zu ernähren. Ihr habt mir bereits Geld genug gekostet, und Ihr seid noch immer Euer Geld nicht werth."

Darauf ließ sich Nichts antworten, ich mußte mich leiten lassen, und gestern sprach ich das Jawort aus.

„Euer Glück ist gemacht, junger Herr," sagte mir diesen Morgen ein Mann von vierzig Jahren und vieler Erfahrung.

In der That hab' ich eine Frau, ein Haus, zwei Hunde, eine Katze (meine Frau mußte sie mitbringen, sie hing so daran) und zweimalhunderttausend Franken zu erwarten.

II.

Ein Jahr später sagte Mutter Boedaart, wenn sie von ihrem Schwiegersohne sprach: „er ist ein ganz anderer Mensch geworden; ich hab' es wohl gesagt, daß er sich ändern würde." Und in der That war Willem ein anderer Mensch geworden, ein Mann ganz nach dem Sinne seiner Frau.

Töchter und Mütter pflegen häufig über die Ehe zu

sprechen. Die Boedaarts hatten Zeit genug dazu gehabt, auch waren sie sehr tief in den Gegenstand eingedrungen.

„Ein guter Mann, Kind lieb," hatte Mutter Boedaart gesagt, „ist schwer zu finden; ein Mann, der gesetzt ist, bei seiner Frau bleibt, ein tugendhaftes und christliches Leben führt, das ist ein Schatz auf Erden." Und Kind Boedaart hatte darüber nachgesonnen, was für Eigenschaften ein solcher guter Mann haben müsse, hatte sich einen Modellmann eingebildet, und Willem Van den Berghe war der Unglückliche, der dieses Modell verwirklichen mußte.

Gleich die erste Woche wurde seine Kleidung reformirt. Jungfrau Anna hatte immer einen besondern Abscheu vor Leichtfüßen gehabt, und die hatte sie sich unveränderlich mit einer Mütze auf dem Kopf, in einem kurzen Rock, einem Paar hellen Beinkleidern und einem bunten Halstuch vorgestellt. So wurde denn Willems Mütze einem Gassenbuben geschenkt, seine übrigen Kleidungsstücke schmückten den Gärtner und den Bäckerjungen, und er bekam einen langen Ueberrock, eine buntgeblümte Weste, einen großen Hut, eine dicke Taschenuhr und ein weißes Halstuch. So angethan durfte er des Sonntags mit seiner Frau in die Messe, in das Lob und in die Vesper gehen.

Nun sah er doch wenigstens wie ein Doktor aus, bemerkte Mutter Van Boedaart; die leichtfertige Tracht die stand ein für alle Mal nicht.

Willem machte sich nicht gerade gern lächerlich, indessen da es hiedurch Frieden im Hause gab, hatte er „in Gottesnamen" das weiße Halstuch umgethan. Aber was einen andern Punkt betraf, da leistete er länger Widerstand. Es

war dies die Gesellschaft seiner jungen Freunde, in deren Kreis er einige Zerstreuung fand und bisweilen auf Stunden noch fröhlich sein konnte. Vom Morgen an freute er sich auf den Abend, den er mit ihnen zubringen sollte.

Die Frau hatte sich im Anfange nicht sehr dawider gesetzt, aber es war „aufgeschoben und nicht aufgehoben.“

Allmählich fand man, daß der Mann zu spät nach Hause käme, und von da an zog Willem pünktlich um halbzehn hauswärts.

Dann hieß es: „ach, Ihr könnt auch nicht einen einzigen Abend daheim bleiben,“ und wenigstens ein Mal in der Woche mußte Willem seiner Gesellschaft entsagen.

Endlich wurde er gar eines Tages zu Mutter Boedaart gerufen.

„Seht, Willem,“ redete sie ihn in einem feierlichen Tone an, „als ich Euch meine Tochter gab, habt Ihr gelobt, daß sie glücklich mit Euch werden sollte.“

„Ja, Mutter,“ antwortete Willem.

„Nun wohl, thut Ihr Alles, um ihr das Leben süß und angenehm zu machen? Habt Ihr Euch Nichts vorzuwerfen?“

„Nein, Mutter,“ entgegnete Willem, und er hätte ihr die Cigarre, die er aufgegeben, und das weiße Halstuch, das er umgethan, anführen können, doch er wollte das Ungewitter lieber abwarten.

„Dann muß ich es Euch nur gerade heraus sagen,“ fuhr die Mutter mit Entrüstung fort, „daß es eine Schande ist, Eure Frau so allein sitzen zu lassen, während Ihr in

den Kaffeehäusern herumlauft, und daß Ihr das arme Mädchen noch in's Grab bringen werdet."

Willem erschrack, daß er ein so großer Bösewicht sein sollte und stammelte: „aber, Mutter, ich sitze ja den ganzen Tag bei ihr."

„Aber Ihr seht sicher nicht, wie blaß und mager Eure Frau wird, und wie sie von Tag zu Tag vergeht."

Davon sah Willem freilich Nichts, aber was ihm bevorstand, das sah er recht gut.

Er ging nach Hause; seine Frau empfing ihn mürrisch. Er ging am Abend aus; als er zurückkam, war seine Frau krank zu Bett gegangen. Als er am nächsten Abend ausgehen wollte, war das Essen noch nicht fertig. So ging's fort, und immer sah seine Frau grimmig aus, und unaufhörlich predigte seine Schwiegermutter. — Willem gab es auf, seine Freunde zu sehen, und jetzt lebt er den Wünschen seiner Frau gemäß.

Alle Morgen steht er um acht Uhr auf und treibt sich bis um zwölf in seinem Schlafrock herum. Dann ist es ihm erlaubt, ein Mal auszugehen, aber Schlag Eins muß er wieder zu Hause sein, denn seine Frau hat den Grundsatz, nie mit dem Essen zu warten.

Nachmittags darf er thun, was er will, nur nicht ausgehen, denn sonst sitzt seine Frau allein, nicht lesen, denn sonst spricht er nicht mit seiner Frau, und nicht schlafen, denn dazu ist er noch viel zu jung. Außerdem kann er thun, was ihm ansteht, z. B. das Garn halten oder auf den Ofen Acht geben.

Die Abendausgänge sind ein für alle Mal abgeschafft,

und arbeiten, das hat er ja doch wohl nicht nöthig! Alle vierzehn Tage giebt's eine Gesellschaft von alten Weibern und Jungfern, wo den ganzen Abend Lotto gespielt wird.

Der Oheim, der ihn von Zeit zu Zeit besuchen kommt, obwohl „Mevrouw" *) all' das fremde Volk nicht im Hause haben kann, klopft ihm wohl auf die Schulter und sagt: „Ihr seht's wohl, Junge, daß der Oheim kein Dummkopf war. Das ist ein Leben, nicht wahr? Nichts zu thun brauchen, sein Brod verdient haben, sobald man des Morgens aufsteht — ja, Freundchen, das ist so ein Partiechen, die man mit der Laterne suchen kann. — Ihr seid wahrhaftig mit einem Helm geboren **)."

In der That hat Willem eine Frau, eine Schwiegermutter, ein Haus, zwei Hunde, zwei Katzen (seine Frau hat noch eine mehr angeschafft — sie hat ja keine Kinder!) — und zweimalhunderttausend Franken zu erwarten. Der glückliche Junge!

Blereau (S.), gebürtig aus Antwerpen, jetzt Notar in Cappellen. Einer von den Bescheidenen, die es einem schwer machen, eine vollständige Literaturgeschichte zu liefern. „Mon bagage littéraire," schrieb er mir, „est de

---

*) Madame, gebräuchlich als Anrede, besonders bei Vornehmen, auch häufig in der dritten Person angewendet.

**) Mit einem Helm, d. h. mit einer Kappe geboren sein, bedeutet ein Glückskind sein. Der Helm schützt nicht bloß, wie in England der cowl, vor dem Ertrinken, sondern auch vor allen andern möglichen Gefahren und giebt zugleich Macht über die Menschen und über das Glück.

trop peu d'importance, pour que j'ose demander une place dans un recueil biographique. Recevoir des actes et noircir du papier timbré, telle est désormais ma profession, et c'est encore un moyen de faire passer mon nom à la postérité." Und dann noch viele Danksagungen und — weiter Nichts.

In der Zeit, wo Blereau auch noch auf ungestempeltem Papier schrieb, war er mit Conscience und De Laet an dem durch Van Kerckhoven redigirten Nordstern thätig. Die Skizze, welche ich mittheile, steht im ersten Jahrgang des Antwerpner Musenalbums. Um sie zu erklären, muß ich hinzufügen, daß die Antwerpner den Spitznamen „Sinjoors" trugen und wohl noch tragen, wenn gleich der Antwerpner Bürger nicht mehr ganz das sein mag, was er im Jahr 1843 war.

Der echte Sinjoor.

Der Antwerpner Bürger ist zwischen Vierzig und Funfzig. Er ist etwas über Mittelgröße, wir könnten sogar sagen: ziemlich lang. Sein Haar ist fast immer dunkelbraun und fängt schon an zu ergrauen. In seiner Kleidung hält er es keineswegs mit der Mode, denn seine Alltagstracht besteht aus einem langen, braunen oder broncefarbenen Rock, einer grauen Weste, einer kurzen Sammethose, wollenen Strümpfen und hohen Schuhen. Auf dem Kopf trägt er entweder eine Tuchmütze oder einen hohen runden Hut mit breitem Rande. Der Hut hat allerdings schon einen rothen Schein, wird aber darum desto mehr von dem Bürger geachtet, der schon seit funfzehn Jahren sein Eigenthümer ist.

Welches Gewerbe der Bürger von Antwerpen eigentlich ausübt, kann ich wahrhaftig nicht sagen, denn den ganzen Tag ist er auf der Straße zu finden. Sein liebster Spazier=

gang ist das Werft, dort ist er sowohl Morgens wie Abends zu sehen, nur gegen Mittag macht er sich ein wenig in die Stadt und kommt auf den Kirchhof*), um der Wachtparade beizuwohnen. Wenn man ihm begegnet, scheint er stets in Gedanken zu sein, denn er wandelt nie anders als die Hände auf dem Rücken und das Haupt gesenkt, aber laßt Euch nicht täuschen, seine Augen sind überall, und Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit. Er weiß Alles, was sich in der Stadt zuträgt, denn er ist immer der erste dabei; es wird keine Leiche aus der Schelde aufgefischt, ohne daß er nicht wartet, bis die Polizei sie abgeholt hat. Genug, er ist eine lebende Chronik, und sein größtes Vergnügen ist, alles von ihm Erlebte und Geschehene lang und breit und mit den nöthigen Vergrößerungen und Verschönerungen zu erzählen. Hiernach sollte man meinen, er sei ein Schwätzer, ein Klatschmaul, aber glaubt das ja nicht. Stellt ihn auf die Probe, vertraut ihm ein Geheimniß an, er wird es unverbrüchlich bewahren, aber mißtraut ihm, sucht ihm was es sei zu verbergen, und er verfolgt Euch, und er umstrickt Euch, und er legt Euch tausend Schlingen, und hat er dann entdeckt, wonach er spürte, dann läuft er ohne Erbarmen in der ganzen Nachbarschaft umher und erzählt es Freund und Feind.

Aber was sag' ich: Feind! Hat der Antwerpner Bürger Feinde? Unmöglich. Stets bereit, Dienste zu leisten, wenn sein Vortheil dabei nicht zu kurz kommt, wird er von Jeder=

---

*) Der grüne Kirchhof oder der Kirchhof kurzweg heißt der große Platz, nach welchem die Fremden immer als Place verte fragen, ein Name, den man überall eher versteht, als in Antwerpen.

mann geliebt und geachtet. Und der Mann wäre auch unglücklich, wäre es anders. Er kann nur zufrieden sein, wenn er rechts und links Hände zu drücken hat, und wenn besonders des Nachbars Tochter ihm freundlich zulacht, denn er hat immer die Schönheit geliebt, darum hat er auch früh geheirathet. Wie wäre das für ihn keine Nothwendigkeit gewesen? Hätte eine Magd ihm sein können, was ihm seine Frau ist? Jetzt mag der Mann von seinem Morgengang getrost zurückkommen, sein Mittag wird auf ihn warten; er wird nicht genöthigt sein zu fasten, weil die Magd, während sie mit ihrem Schatz plapperte, die Suppe anbrennen oder die Kartoffeln zu Brei kochen ließ. Nein, das kann nie vorkommen, denn in seinem Hause geht Alles nach der Uhr, einen Tag wie den andern. Unnöthig wäre es zu sagen, daß der Antwerpner Bürger Vater ist, ja, sogar Vater von vielen Kindern. Der gute Mann erklärt euch rund heraus, daß seine Kinder seinen Reichthum, sein Glück und seine Lust ausmachen. Nichts schmeichelt seinem Stolz so, als wenn er Sonntags die Kleinen in die Kirche führt und dann hier und da sagen hört: „Seht doch, was für liebe Kinder, was für ein hübsches Mädchen, was für ein derber Junge!“ Stellt Euch den Mann bei diesen Lobeserhebungen vor, und Ihr werdet Euch denken können, wie glücklich er als Vater und als Gatte sein muß.

Wir sagten so eben, daß unser Bürger in die Kirche geht, und warum nicht? Wundert Euch das? Denkt Ihr vielleicht, er versäume seine Christenpflichten? Da irrt Ihr höchlichst. Er wohnt jeden Sonn- und Festtag nicht nur der Predigt und der großen Messe, sondern auch dem Lob bei.

Habt Ihr ihn noch nie, in der Hand eine große Kerze, woran ein silbernes Schild prangt, in der Prozession ziehen sehen? Wißt Ihr nicht, daß er „Prefekt" von der Bruderschaft der „Bedrückten Mutter" ist? Ja, ja, der Mann ist gottesfürchtig, sehr gottesfürchtig, und das hindert ihn doch nicht, Mitglied einer Gesellschaft für vlämische Schauspielkunst zu sein. Das ist sein Vergnügen, seine Erholung — er, der nie in das französische Theater geht, sollte er denn Nichts haben, worüber er Abends in der „Goldenen Pforte" oder in der „Eisernen Schuit" bei einem Spielchen und einem Glase Gerstenbier schwatzen kann? Denkt jedoch nicht, daß er ein Spieler sei — nein, es ist nur, um die Zeit hinzubringen, daß er die Karten in die Hand nimmt; nie wird er die Partie höher spielen als einen Cent, und dann muß er noch vorher erst die Zeitung gelesen haben. Sobald er in die Schenke tritt, bringt ihm die Wirthin auch schon seine lange Pfeife und den „Postillon"*). Er nimmt Beides, begehrt ein Schwefelhölzchen, steckt langsam die Pfeife an und durchblättert ebenso langsam das Tagesblatt. Wehe dann dem Zeitungsschreiber, wenn er irgend einen Vorfall anders erzählt, als unser Bürger ihn zu wissen glaubt; er wäre im Stande, ihm seine Entrüstung zu erkennen zu geben. Damit will ich nicht sagen, daß er bis zu Thätlichkeiten gehen könnte, denn obgleich der Antwerpner Bürger keine Memme ist, so geht er doch, vorsichtshalber, eine, auch zwei Straßen

*) De Postryder, eines von den drei Blättern, welche damals in Antwerpen erschienen. Der geistvolle Bleeschhouwer schrieb mir darüber: le „Postryder" se bornait à donner les nouvelles, lorsque tout le monde les avait oubliées.

um, wenn er auf seinem gewöhnlichen Wege in eine Schlägerei gerathen könnte.

Der Antwerpner Bürger hängt mit Herz und Seele an seinem Geburtsort. Antwerpen ist für ihn die erste, die schönste Stadt der Welt. Kann sich Brüssel wohl damit vergleichen? Die Senne — was ist sie gegen die Schelde? Ein elender Graben, über den man ohne Springstock hinüber kann. Kommt ihm doch, um Gottes willen, nicht mit solchen Dingen; er antwortet Euch nicht erst, sondern zuckt geringschätzig die Achseln.

Ich habe gesagt, daß unser Bürger keine Memme ist, denn als die Umwälzung von 1830 losbrach, nahm er entschlossen sein Gewehr in die Hand und wollte seine Schuld an das Vaterland abtragen gehen. Aber seine Frau hielt ihn fest und sagte: „na, Pier, was willst Du denn? Dich todtschießen lassen oder vielleicht einen Arm oder ein Bein einbüßen, was noch schlimmer wäre?“ Der Mann fand, daß seine Frau Recht hätte und blieb ruhig zu Hause sitzen. Doch als am folgenden Tage die Stadt vom Kastell aus beschossen wurde und unser Bürger seine besten Sachen im Keller bergen mußte, da gerieth er in Zorn und rief voll Entrüstung: „Verfluchter Chassé!“ Einen Augenblick war er Willens, sich unter den Trümmern seines Hauses zu begraben, aber seine Frau bat und jammerte so sehr, daß er endlich beschloß, zu seinem Butterbauer in St. Job im Goor*) zu flüchten. Dies waren die schlimmsten Tage im ganzen Leben des Mannes. Alle seine Gewohnheiten verändern

*) Sint Job in't Goor.

müssen — er verdorrte wie ein Stock, bis er in die Stadt zurück konnte. Da kam er allmählich wieder in seinen früheren Zustand, aber es dauerte lange.

Man hat dem Antwerpner Bürger beständig vorgeworfen, daß er die Fremden nicht liebe und schwer mit ihnen Bekanntschaft mache. Das ist wahr, aber sagt mir, ob er Unrecht habe? Unser Land hat von jeher den Glücksrittern und Bankerotiers von allen Nationen als Zufluchtsort gedient, so daß er in jedem Ausländer einen Robert Macaire vermuthet, und aus Furcht, betrogen zu werden, Nichts mit ihm zu thun haben will. Dennoch wird er, wenn er erst sieht, daß man sich gut und ordentlich aufführt, allmählich seine Furcht überwinden und nicht mehr anstehen, den Fremden als Freund zu begegnen.

Unser Antwerpner Bürger ist auch ein großer Freund der schönen Künste. Er begiebt sich öfters in Unsere liebe Frauenkirche oder in das Museum, um Rubens, Quinten Metsys (Massys) und andere unserer großen Meister zu bewundern. Die größten Gemälde findet er am schönsten und bleibt am längsten vor ihnen stehen. Den Namen Rubens führt er stets im Munde. Stellt irgend ein Maler ein großes Stück aus, so ist es für unsern Bürger ein Stück von Rubens; denn Alles was groß ist, muß von Rubens sein. Was er dagegen nicht leiden kann, worüber er stets seine Unzufriedenheit äußert, ist die nachlässige Kleidung und der große Bartreichthum unserer jungen Künstler. „Mit all' dem Haar könnte man bequem eine Matratze stopfen," sagt er, „und es ist wahrhaftig kein Unterschied zwischen einem Schneidergesellen und einem Künstler."

Unser Freund ist auch ein Liebhaber von starken Gemüthserschütterungen. Den dreimonatlichen Sitzungen der Assisen wohnt er Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend bei, und ist die Sitzung aus, so bleibt er noch eine halbe Stunde auf dem Kirchhof stehen, um einem Dutzend Wißbegieriger die Sache auseinander zu setzen, die Vertheidigung zu loben oder zu tadeln, und früher als die Geschworenen ein Urtheil zu fällen. Oftmals werdet Ihr den Mann in einer solchen Gruppe gesehen und dann für denselben erkannt haben, den Ihr in den ersten Jahren der Umwälzung so manches Mal an der Ecke des Quais Van Dyk im „Congreß der Politiker" stehen sahet.

So lange es Sommer ist, geht unser Mann schon früh am Nachmittag vor die Stadt und begiebt sich auf den Kattenhof in Borgerhout, wo er Kugeln spielt. In der Woche darf seine Frau nie mit ihm ausgehen, aber Sonntags führt er seine ganze Familie spazieren, wohlverstanden, wenn das Lob vorüber ist. Dann muß man ihn in seinem schönsten Staat sehen! Sein schöner blauer Rock, der ihm bis auf die Hacken hängt, ist aus dem Schranke geholt worden, er hat eine neue gestreifte Weste angelegt, und seine Vatermörder gehen ihm bis über die Ohren. An seiner linken Seite hängt ein großer geräucherter Plattfisch, der in graues Papier gewickelt ist, und unter dem Arm trägt er einen Regenschirm, der sorgfältig mit dem Ueberzug umhüllt ist. Haltet deswegen nicht etwa das Wetter für unsicher, unser Bürger nimmt seinen Regenschirm nicht etwa gegen den Regen mit. Und göss' es vom Himmel, er würde sein „Dach" nicht aufmachen, denn — es ist noch nie naß gewesen, er

trägt es nur aus Gewohnheit, wie ein Anderer seinen Spazierstock.

Zur Kirmeß geht er andere Wege, da führt er seine Familie zur „Dicken Mie", bewirthet sie mit Butterschnitten von Plattekaas*) und einem Gläschen Diesterschen Bier, und kommt so zwischen neun und zehn an den Garten der Harmonie, um das Feuerwerk mit anzusehen. Nachdem er sich an den Raketen, Feuerrädern und Schwärmern höchlichst ergötzt hat, kehrt er zufrieden nach Hause zurück, legt sich zur Ruh und schlummert mit dem Bewußtsein, daß er seinen Tag nicht verloren hat, friedlich ein.

So bringt der Antwerpner Bürger sein Leben hin. Seine häusliche Ruhe wird nicht durch ungewöhnliche Begebenheiten gestört, seine Tage verfließen in Frieden, und in Frieden endigt er seine Laufbahn in dem Alter von zweiundsiebzig Jahren, sechs Monaten und zehn Tagen, nachdem er alle seine Kinder verheirathet und jedem eine gute Aussteuer mitgegeben hat. Auf seinem Grabe trägt kein prächtiges Grabmal die Inschrift, daß er ein guter Sohn, ein zärtlicher Gatte und ein braver Vater war, aber Frau und Kinder betrauern bitter seinen Verlust, und seine Freunde werden lange noch seiner gedenken. Ist solch ein Tod nicht der eines Gerechten, und muß der, welchem solche Trauer folgt, nicht ein rechter, echter Mann gewesen sein?

Und ist es nicht recht Schade, daß man nicht mehr solche Skizzen mit dem Namen Blereau unterzeichnet findet?

*) Der frische weiße Käse, in Schlesien Quarch genannt, im Sommer zum vlämischen Dessert unerläßlich.

Moed en Geduld. Noordstar, 1ste jaerg. 1840.
De Dood van Filips de Tweede. Phantastisch tafereel. Noordstar, 1ste jaerg. 1840.
Eene zedenschets. Noordstar, 2de jaerg. 1841.
Het geluk eener Konigin. Een historisch verhael. Noordstar, 2de jaerg. 1841.
De dooden spreken niet meer. Verhael (1669.). Noordstar, 3de jaerg. 1842.

Blieck (F. G.), geboren den 24. December 1805 zu Werwick, blieb bis zum 19. Jahre in seinem Geburtsort, wo er bei einem Notar arbeitete. Da jedoch seine Eltern fanden, daß seine Erziehung noch der Nachhülfe bedürfe, wurde er auf zwei Jahr in die Kostschule von St. Anna zu Kortryck gesandt, in welcher Stadt er dann als Schreiber bei einem Notar eintrat. Nach funfzehn Jahren, die er abwechselnd zu Kortryck, Wevelghem, Brüssel, Veurne und Werwick zugebracht hatte, wurde er zum Notar in Iseghem ernannt. Jetzt hat er seinen Abschied genommen und lebt in unabhängiger Zurückgezogenheit mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde, einem Mädchen von zwölf Jahren.

Blieck schreibt mir, daß er erst mit fünfundzwanzig Jahren begonnen habe, Verse zu machen und zwar auf Andringen eines seiner Freunde in Kortryck, „eines jungen Dichters, der nicht mehr lebt.“ Er bringt nicht ohne Mühe hervor; von sechs Versen, die er entwirft, läßt er kaum einen stehen. Dafür haben seine Verse auch den Ruf klassischer Reinheit.

Er liebt den Alexandriner, wie er denn überhaupt zu der Gruppe der Belgischen Dichter gehört, die ausschließlich „niederdeutsch“ geblieben sind. Auch in seinen Gesinnungen hält er fest am Bestehenden; 1845 machte er „An das Jahrhundert“ ein Gedicht, in welchem er dem Jahrhundert nicht eben viel Schmeichelhaftes sagt. An Heremans, der ihm im Sprachverband dieses Stehenbleiben vorgeworfen, hatte er

schon einige Monate früher eine Epistel in demselben Sinne gerichtet. Die Sprache, in welcher er diese Meinungen ausdrückt, ist kräftig, die Art ironisch-pathetisch. In seiner Balladenanfassung erinnert er mich an Goldschmith, wohl auch sonst an englische Dichter aus jener Periode. Sehr befreundet war er mit Ledeganck, der an ihn das Gedicht über das Grab seines Vaters richtete. In seinem Gedicht „An Antwerpen" sagt Blieck:

Du, prangend mit der letzten Blume
Des Dichters, der dem Land zum Ruhme
Gelebt, an dessen Grab es jetzo weint.

Daß mit „der letzten Blume" Ledegancks schöne Dichtung auf Antwerpen in den „drei Schwesterstädten" gemeint ist, brauchte ich, schriebe ich nur für Vlamingen, nicht erst zu sagen.

Bliecks Gedichte erschienen unter dem Titel: „Vermischte Poesie" 1839 zu Kortryck. Einen zweiten Theil hat 1850 die Gesellschaft für Sprache und Literatur „die Freundschaft" zu Rousselaere herausgegeben, deren Ehrenpräsident Blieck ist. Bekrönt wurden von ihm: den 24. Juni 1838 zu Assenede „die heilige Dymphna," 1835 durch „Spracheifer und Bruderliebe" zu Brügge „die Belgier," 1835 zu Kortryck im Preiskampf der Gesellschaft von Rhetorika „die Kreuzbrüder," ein Gedicht „Auf das Ableben des Herrn Hofman," und am 28. August zu Ostende: „Die Foltern eines bösen Gewissens." Im nationalen Dichterstreit über den „Triumph von des Landes Unabhängigkeit", ausgeschrieben den 21. Juni 1834 vom Ministerium zu Brüssel, erhielt Blieck den zweiten Preis.

Ein schlechtes Buch
betrachtet als eine Verführung.

Der einst den Wahn gehegt, Gott selber zu besiegen,
Fährt unermüdet fort die Erde zu bekriegen.
Allein, durchtrieben jetzt, weil er durch Stolz verloren,
Hat er die Feder sich zu seiner Waff' erkoren.

Mit jedem Morgen bringt ein Buch er an das Licht,
Ein neues Prosawerk, ein herrliches Gedicht.
Wie reich gedacht, wie fein gefühlt, wie voll Natur!
Wie farbig dargestellt! Vom Teufel keine Spur!
O nein, er hütet sich! Die Feder, die er braucht,
Die kommt von einem Schwan und scheint in Licht getaucht.
Auch wird ihm überall das höchste Lob gesungen,
Auch wird von aller Welt sein köstlich Buch verschlungen,
Die Jugend nimmt es mit zu Tische und zu Bette,
Es ist kein Reisender, der's nicht gelesen hätte,
Dem Handelsjuden selbst muß als Gesell es dienen,
Und dem Verleger erst ersetzt es Silberminen.
Und Satan, und der Mann, der dieses Wunder schuf,
Was wird er für die Welt? Ein Mann vom größten Ruf,
Ein Schooßkind und ein Held, dem Bilder sich erheben,
Dem jeder neue Tag als neuer Sieg gegeben.

O Mutter, deren Kind beim Buche stets zu finden,
Liebst du es denn nicht mehr? Ward'st kalt du? Nein, es binden
Die Banden der Natur dich an der Tochter Herz,
Ihr Glück ist noch dein Glück, ihr Schmerz ist noch dein Schmerz,
Du willst, daß süß der Welt die Blüte duften soll,
Die du erzogen hast — da steht sie anmuthsvoll
Und unablässig ruht dein forschend Aug' auf ihr,
Du siehst, du wehrest ab, was drohen könnte ihr,
Und wär's ein Staub, ein Nichts! dagegen siehest nicht
Den Geist des Uebels du, das höllische Gesicht,
Das ihrem Blick erscheint. Sieh, wie er sanft sie rührt
Indess' er schmeichelnd leis die süße Rede führt.
Sie trinkt sein Wort, sie lauscht den honiggleichen Lügen,
Sie saugt Verderbniß ein gleich lautern Nektarzügen —
O rette schnell dein Kind, vertreib den bösen Geist,
Der, eilst du nicht, mit sich es in den Abgrund reißt.
Du denkst: es ist ein Buch! Ein Buch, o blinde Mutter,
Doch in dem Buch ist Gift, das Buch ist Höllenfutter.

De triomf der nationale onafhankelijkheid. Het lot des vaterlands. Dichtstuck met den gouden eerpenning te Brussel bekroond, in september 1834. Kortrijk, 1834.

De knagingen van een boos geweten, bekroond met den gouden eerpenning door de Koninklyke maetschappy van vaterlandsche tael- en dichtkunde, te Oostende, in haren letterstryd van den 28 oogst 1836. Kortryk, 1836.

Mengelpoezy. Kortryk, 1839.

2. deel. Rousselaere, 1850.

Proeve van vertaling in vrye dichtmaet van het Psalmboek. Antwerpen, 1854.

Blommaert (Ph. Jonkherr), geboren zu Gent 1808, studirte auf dem Athenäum und auf der Hochschule seiner Vaterstadt und promovirte 1829 als Doktor der Rechte. Dabei versuchte er sich unter der Anleitung von d'Hulster und Schrant, deren Lehrgängen über die niederdeutsche Literatur er mit Vorliebe folgte, bereits frühzeitig in der Dichtkunst und bearbeitete damals schon die alte Sage von Liederik van Buck, die Eid- und Ximenesage von Blandern, welche 1834 erschien.

Nach Vollendung seiner Studien reiste er längs des Rheins und durch die Schweiz nach Italien. In Deutschland knüpfte er mit mehreren Gelehrten und Schriftstellern Beziehungen an.

„1830," schreibt er in dem Briefe, welcher vor mir liegt, „wehte ein Südwind über unser Land, und die französische Sprache wurde überall in der Verwaltung, und bei den Gerichtshöfen eingeführt. Wie nachtheilig das auf die geistige Entwicklung wirken muß, brauche ich nicht anzudeuten, wie unrechtmäßig es ist, springt in die Augen. 1832 gab ich unter dem Titel: „Ueber die Verwahrlosung der niederdeutschen Sprache in Belgien," eine Schrift gegen dieses System heraus, und 1840, als man ein allgemeines Petitionnement beschloß, hatte ich die Ehre, an der Spitze der Commission zu stehen."

In demselben Jahre veranlaßte er die Stiftung einer Vereinigung, welche es sich zum Ziele setzte, merkwürdige Urkunden durch den Druck zu verbreiten. Bis jetzt hat die „Gesellschaft der vlämischen Bibliophilen," deren Sekretär Blommaert ist, bereits über fünfundzwanzig Bände herausgegeben.

Blommaerts persönliche Thätigkeit auf dem Felde der alten vaterländischen Literatur ist sehr groß. 1841 gab er drei Theile: „Altvlämische Gedichte," 1858 eine zweite Ausgabe von „der rührenden Geschichte Theophilus" heraus, eben so in zwei Theilen das Leben des H. Amand, den Grimberg'schen Krieg u. a.

Auch in seinen eigenen Gedichten finden wir diese Liebe für die Vergangenheit in der Wahl der Stoffe. Außer Liederik begegnen wir einer romanzenhaften Bearbeitung vom ersten Theil des Nibelungenliedes, welcher die erste von mir mitgetheilte Probe der Dichtungsweise Blommaerts entnommen ist, weiter giebt der Dichter uns „Biewolf" (angelsächsisch 1815 in Kopenhagen erschienen), „Hilda," aus dem Gudrunlied genommen, den „Falkenhof bei Nymwegen," „Boudewyn den Eisernen," „Blauvoet und Ingerijk" u. a. m. Der Cid fehlt auch nicht und aus dem Lateinischen von Justus Rijkius haben wir das Lob der Gentschen Dichter. Die Behandlung ist überall, auch in den „vermischten Gedichten," aus welchen ich das „Hochzeitlied" übersetzte, so klar und ruhig, wie es sich von einem Dichter erwarten läßt, der so ziemlich alle Literaturen kritisch durchgearbeitet hat.

Denn auch im Norden ist Blommaert daheim, wie vielfache Uebersetzungen bezeugen. Im „Kunst= und Literaturblatt" erschien in Prosa die der Edda. „Wenn meine Geschäfte es mir zulassen," schreibt Blommaert, „werde ich trachten eine besondere verbesserte Ausgabe der beiden Edda's zu veranstalten." Von seiner „Alten Geschichte der Belgier oder Niederdeutschen" wird der zweite Theil, welcher die Handelsgeschichte im Mittelalter umfaßt, binnen Kurzem druckbereit sein.

Blommaert, der als Mensch ebenso verehrt, wie als Schriftsteller hochgestellt wird, lebt des Winters in Gent, des Sommers auf dem Lande Diesem letzteren Umstande habe ich es zuzuschreiben, daß ich nicht den Genuß seiner persönlichen Bekanntschaft hatte.

Krimhildens Traum.

Lieder aus vergang'nen Zeiten
Melden Dinge glaubbar kaum,
Liebesthaten, Heldenkämpfe,
Welche gleichen einem Traum.
Aber größere Geschicke,
Schmerz, wie selten man ihn sieht,
Graus'ge Rache sollt ihr lesen
In dem Nibelungenlied.

Als Fürst Günther in Burgundien
Stützte stark des Kaisers Thron,
Und zu Worms, der starken Hauptstadt,
Ruhmreich trug die Königskron',
Blühte seine liebe Schwester
In dem prächt'gen Schloß am Rhein;
Frau Krimhilde schien auf Erden
Engel mehr als Maid zu sein.
Einst zur frohen Zeit des Sommers
Bei der schwülen Mittagsglut
Saß Krimhild mit ihrer Mutter
In dem Schatten an der Flut.
Dort in Schlummer hingesunken,
Schwebt' ein Traum der Jungfrau vor,
Der ihr so die Brust bedrängte,
Daß sie angstvoll fuhr empor.
Denn sie sah den schönen Falken,
Aufgenährt von ihrer Hand,
Durch zwei starke Adler wüthend

Angefallen, übermannt.
Und das grausenhafte Traumbild,
Das mit Aengsten sie erfüllt,
Schildert bebend sie Frau Uten,
Welche ihr den Sinn enthüllt.
„Dieser Falke, den zwei Adler
So verräth'risch fallen an,
Deutet, woll' ihn Gott behüten!
Eures Gatten Ende an."
„„Mutter, sprecht mir nicht von Liebe,
Stürzt mich nicht in solchen Schmerz;
Keines Mannes Auge, hoff' ich,
Wird gewinnen mir das Herz.""
„Sprecht so rasch nicht, meine Tochter,
In dem ird'schen Jammerthal
Muß man Gottes Stimme folgen,
Oder Alles wird zur Qual.
Wo ist echtes Glück zu finden,
Als in Gattenzärtlichkeit?
Gott, so hoff' ich, wird Euch segnen,
Segnen ihn, der einst Euch freut."

Hochzeitslied.

An meinen Bruder.

19. August 1846.

Lieb' ist eine seid'ne Fessel,
Die zwei Seelen eng umschlingt,
Beide sie zu einem Wunsche
Und zu einem Willen zwingt:
Liebe dient als Stern dem Herzen,
Der das Leben sanft umstrahlt
Und als Paradies die Erde
Mit den reichsten Farben malt.
Eines neuen Lenzes Wärme

Wallt erquickend um Euch her,
Euch umschatten grüne Bäume,
Bald von Blüth' und Früchten schwer,
Und befreit von allen Sorgen
Durch ein immer selig Land,
Sollt ihr überglücklich wandern
Seit' an Seite, Hand in Hand.

Aenmerkingen over de verwaerlozing der nederduitsche tael. Gent, 1832.
Landtael van België. Gent, 1834.
Liederik de Buck in drie zangen. Gent 1834.
Theophilus, gedicht der XIV. eeuw, gevolgd door drie andere gedichten van hetzelfde tydvak. Gent, 1836.
Beknopte geschiedeniss der Kamers van Rhetorica te Gent. Gent, 1838.
Oudvlaemsche gedichten der XII., XIII. en XIV. eeuwen. 1. deel. Gent, 1838; 2. deel. Gent, 1841; 3. deel. Gent, 1851.
De Kempenaere (Ph.). Vlaemsche Kronyk of dagregister van al hetgene gedenkweerdig voorgevallen is binnen de stad Gent, sedert den 15 july 1566 tot 15 juny 1585; onderhouden in 't latyn, overgezet door J. P. van Male, pastor van Bovekerke, thans voor de eerste mael uitgegeven door Ph. Blommaert. Gent, 1839.
Kronyk van Vlaenderen van 't jaer 580 tot 1467. Gent. Uitgegeven door Ph. Blommaert en C. P. Serrure voor de Vlaemsche Bibliophilen.
Het beleg van Gent ten jare 965. Gent. Uitgegeven door Ph. Blommaert voor de Vlaemsche Bibliophilen.
Het beclach van joncheer Jan van Hembyze, gedicht der XVI. eeuw. Gent 1839. Uitgegeven door de Vlaemsche Bibliophilen.
Gedichten van Jacob van Zevecote, voor de eerste mael verzameld uitgegeven. Gent, 1849.
Over de ambachtgilden of neringen. Gent, 1840.
De Jonghe (Bernaert) predicheer van het convent van Ghent.
Het leven van Philippus den Stouten, hertoch van Borgonien, ende van Margerita van Male, gravinne van Vlaenderen, byeen vergadert uyt verscheiden gheloofweerdighe autheurs ende oude ge-

schreven memorien ende monumenten. Gent. (Uitgegeven door Ph. Blommaert voor de Vlaemsche Bibliophilen.)

De Jonghe (Bernaert). Het leven van Joannes den Onbevreesden, hertoch van Borgondien, graef van Vlaenderen. Gent. (Uitgegeven door Ph. Blommaert voor de Vlaemsche Bibliophilen.)

Iwein van Aelst (1128). Gent, 1842.

Knopjes en bloemen. Liederen en andere kleine gedichten, in den hoog-en nederduitschen tongval ter vergelyking beider nevens elkander gesteld. Nevens eenige bemerkingen over verschiedenheiden derzelve. (Ph. Blommaert en Van Vogt.) Gent, 1842.

Geschiedeniss der rederykkamer de Fonteine te Gent, gesticht den 9. december 1448. Gent, 1847.

Aloude geschiedeniss der Belgen of Nederduitschers. Gent, 1849.

Einhard. Leven en wandel van Keizer Karel-de-Groote. Voor de eerste mael in het nederduitsch uitgegeven door Ph. Blommaert. Antwerpen, 1849.

Volu-Spa of voorzegging der Priesterin. Antwerpen, 1851.

Hilda. Antwerpen.

Levensschets van Lucas D'Heere, kunstschilder te Gent (XVI. eeuw). Gent, 1853.

Gedichten. Gent, 1853.

Chronologische handleiding van de geschiedeniss der nedersaksische letterkunde. Borgerhout. 1855.

Petrarcha's reize naer België. Gent, 1855.

Boone (Felix Alphons), geboren den 8. März 1821 zu Gent, wo sein Vater, Alphons, einen Laden hatte. Seine Mutter hieß Antoinette Debbaut.

Bis zu neun Jahren besuchte er die Schule der Brüder des christlichen Unterrichts, dann zwei Jahre die Gemeindeschule. Mit elf Jahren wurde er Schlosserlehrling, blieb jedoch nur zwei Jahre bei diesem Handwerk, dann vertauschte er es mit der Typographie. Um sich in dieser zu vervollkommnen, ging er, funfzehn Jahre alt, nach Brüssel, wo er die Lieder Berangers auswendig und dadurch französisch lernte, zugleich entwickelte sich aus seiner Begeisterung für den Dichter seine eigene politische Ueberzeugung, welche er

seit 1850 als Hauptredakteur der „Bruderminne," eines der liberalen Blätter von Gent, ausspricht und vertheidigt.

Boone ist ein thätiger Vlaming. 1848 in der großen Versammlung der Typographen zu Brüssel, war er es, der die erste vlämische Rede hielt, und seinem Einflusse ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß jetzt auch in Gent bei allen öffentlichen Versammlungen ebenso gut Vlämisch wie Französisch gesprochen wird.

Seit 1846 ist er mit Maria Van Campen verheirathet. Von seiner persönlichen Art kann ich nur das Beste rühmen.

Gekrönt wurde Boone 1847 in dem Preiskampf der „Vlämischen Gesellschaft" zu Gent für sein ernstes Gedicht „die Trauerweide" und für das beste Stück in der „launigen Prosa" und 1848, ebenfalls zu Gent, aber dieses Mal durch die Fonteinisten, für seinen „Zannequin", ein geschichtliches Drama in fünf Aufzügen und sieben Bildern. Die Novelle, welche ich mittheile, erschien zuerst im „Sprachverband."

Die schöne Frau auf dem Feldball.

I.

Wißt Ihr wohl, liebe Leser und Leserinnen, daß es schlimm ist, den Teufel im Leibe zu haben? Ihr habt das sicher bereits erfahren, denn Ihr seid doch wenigstens einmal verliebt gewesen, es wäre denn, daß Ihr Euer funfzehntes Jahr noch nicht erreicht hättet. Nun, Freunde, ich bin vom Schreibteufel besessen, und will Euch etwas von einigen guten und einigen schlechten Menschen erzählen. Lange habe ich nach welchen gesucht, die weder gut noch schlecht wären, aber dergleichen giebt es nicht, und so daran: Rosa Denys war ein taubstummes Mädchen.

Sie war gerade 1815 geboren, als auf dem Schach=

brett von Waterloo um Europa und einige andere Dinge gespielt wurde. Ihre Mutter bezahlte das Leben ihres kleinen Mädchens mit dem ihrigen, und fünf Jahre später trug man auch ihren Vater zu Grabe. Das ist kurz genug erzählt, nicht wahr?

Doktor Van Daele, Rosa's reicher Verwandter, brachte sie in ein Taubstummeninstitut. Als sie achtzehn Jahr alt war, nahm er sie heraus, und sie kam bei ihm wohnen.

Wir werden nun das Mädchen aus ihren Briefen näher kennen lernen. Der Kürze wegen theile ich nur die Stellen mit, welche unumgänglich nöthig sind, um meine Erzählung zu erklären.

Rosa Denys an Nathalie Enckhof.

Gent, Januar 1833.

Liebste Freundin!

Ich bin bei meinem Pflegevater sehr freundlich aufgenommen worden. Frau Van Daele sieht außerordentlich Schwester Martha gleich, die so für uns sorgte, auch liebe ich sie bereits so viel ich es vermag. Eduard, des Doktors Sohn, sieht mir so etwas aus, als könnte er nicht lange ein und dasselbe wollen — ich meine das, weil er ganz die Art und Weise unserer verstorbenen Freundin Ada hat, und Ihr wißt wohl, wie veränderlich das gute Mädchen war — dennoch bin ich sehr gern mit ihm zusammen. Am Tage meiner Ankunft hatte er mich bei Tische mehrmals verstohlen betrachtet, und ich sah, daß er zu seiner Mutter einige Worte sprach, worauf diese ihm lächelnd zunickte.

Des Abends war ich mit Frau Van Daele allein und frug sie auf meiner Schiefertafel, was der junge Herr von mir gesagt habe? „Daß Ihr schön seid," schrieb sie mir zur Antwort und lachte so herzlich, als sie mir die Schreibtafel zurückgab. Ich wurde roth bis über die Ohren: das ist sonderbar.

Gent, Februar 1833.

Nein, Liebste, es geht in der Welt nicht so zu, wie wir es uns vorstellten. Die Menschen achten größtentheils nicht aufeinander, es scheint als lebte Jeder für sich. Diese Gleichgültigkeit wird Euch recht sonderbar vorkommen, und noch seltsamer wird es Euch scheinen, daß man die Menschen erzürnen kann, ohne ihnen etwas gethan zu haben. Unlängst kam ein häßliches Fräulein von etwa zwanzig Jahren zu uns zum Besuch, als sie in's Zimmer trat, stand ich auf sie zu grüßen — wohl, ich las in ihren Blicken so viele Geringschätzung, daß ich beschämt die Augen niederschlug. Einen Augenblick später kam Frau Van Daele herein und gab dem Fräulein zu verstehen, daß ich weder hören noch sprechen könne. Und, wie sonderbar, ich sah, wie das dem häßlichen Mädchen Vergnügen machte. Sie näherte sich mir und gab mir durch Zeichen zu erkennen, daß sie meine Freundin zu werden wünsche. Warum wünschte sie das nicht, bevor sie mich noch unglücklich wußte? O Natalie, ich beginne zu glauben, daß Schwester Martha Recht hatte, wenn sie von der Unbegreiflichkeit des menschlichen Herzens sprach. Eduard kann ich wohl leiden, aber ich weiß nicht, warum er mir immer so gerade in die Augen sieht.

Gent, März 1833.

Vorgestern spielten wir Karten. Ich weiß nicht, ob Eduard es mit Absicht that, aber so oft ich einen Stich nehmen sollte, streckte er die Hand aus, um es selbst zu thun, und dann drückte er mir die Finger. Ich wage nicht mehr ihm in die Augen zu sehen.

Gent, April 1833.

Also habt Ihr auch den Ort verlassen, wo wir unsere Jugend so sorglos hinbrachten? Nun, fahrt denn wohl, Liebste, und obgleich ich nicht unglücklich bin, so wünsch' ich Euch doch ein besseres Loos als das meine. Ihr würdet mich nicht wiederkennen, Freundin, denn ich kenne mich selbst nicht mehr. Ich begreife nicht, was in mir vorgeht. Alles, was mich umgiebt, ist sich gleich geblieben, und ich bin so ganz anders. Vielleicht kann ich Euch ein Mal in Emden besuchen.

Gent, Juni 1833.

Ihr bittet mich, Euch doch ein Mal wieder zu schreiben, Nathalie, aber in meinem Kopfe ist eine solche Verwirrung, daß ich kaum denken kann. Ach, warum können wir überhaupt denken, wir, die wir als Verstoßene der Natur durch das Leben irren müssen und keine einzige von seinen Freuden genießen können? Ja, Freundin, erst jetzt nun ich sehe, welch eine Entfernung uns von allen andern Geschöpfen scheidet, erst jetzt empfinde ich was wir sind.

Ich bin gestern mit Eduard auf einem Feldball gewesen. Alles, was ich dort sah, kam mir narrenhaft vor, und doch hab' ich geweint, weil ich an den Narrheiten nicht Theil

nehmen konnte. Eduard wirbelte in wüstem Drehen mit einer schönen Frau über den Rasen und gab keine Achtung auf mich. Ich bin der schönen Frau nicht gut.

Liebste, ich habe Gott um die Sprache oder um den Tod gebeten.

Gent, Juni 1833.

Heute hab' ich mit Eduard einen Spaziergang gemacht. Wir verstehen einander schon so gut. Aber es geht etwas Sonderbares in mir vor — sobald ich ihm den Arm gebe, klopft mein Herz mit stärkerem Schlage, und ich vergesse, daß ich nicht sprechen kann.

Wir waren im Felde, die lieben Vögelchen hüpften von Zweig zu Zweig, neben dem Weg, auf einer weichen Wiese, lief eine Stute und wie ein spiellustiges Kind sprang ihr Füllen hinter ihr her — einige Kühe wandelten mit abgemessenen Schritten durch das üppige Gras, sie streckten von Zeit zu Zeit den Kopf in die Luft und man sah dabei ihren fetten Hals wackeln — Eduard zeigte mir, daß sie brüllten — es war doch traurig, daß ich es nicht hören konnte. Liebe Nathalie, nie hab' ich einen angenehmern Spaziergang gemacht. Eduard ist doch ein guter Junge, daß er seine Zeit so mit einem taubstummen Mädchen verliert. Ich bin ihm auch in der Seele dankbar dafür.

Gent, Juli 1833.

Eduard ist nun Advokat. Es kommen viele Fräulein in's Haus, er wird nun wohl recht bald eine Wahl treffen. Die schöne Frau, mit welcher er auf dem Feldball so wild

herumwalzte, scheint seine beste Freundin zu sein. Auf mich achtet er nicht mehr. Warum that er das nicht von Anfang an?

Gent, August 1833.

Ich erzählte Euch von der schönen Frau vom Feldball. Nun, sie kommt täglich zu uns und macht fast einen Theil von der Familie aus. Gott vergebe mir's — ich habe ihr schon den Tod gewünscht!

Eduard hat nicht gut an mir gehandelt. Warum schrieb er einst auf meine Schiefertafel, daß er mich liebe? Doch es war nur zum Zeitvertreib, wie sollte er ein Geschöpf, wie ich bin, lieben können?

Liebste, ich denke daran, wie still es im Grabe sein muß.

Gent, October 1833.

Binnen Kurzem wird er die schöne Frau vom Feldball heirathen. Möge er nur glücklich mit ihr werden! Eine Zeit lang ließ er mich in einer süßen Täuschung verkehren — ich war einen Augenblick glücklich — der Himmel belohne ihn dafür! Jetzt ist Nichts mehr was mich an diese Stadt bände, ich bin eine arme Waise, die nur Last verursacht — ich will fort. Ich werde wohl ein Stück Brod finden und fänd' ich's auch nicht — für mich ist leben ja doch nur todt sein. Nathalie, ich komme zu Euch. Ihr werdet Eure Rosa nicht mehr wiedererkennen. Ja, ich will Euch noch ein Mal sehen, denn vielleicht mach' ich es nicht mehr lange.

II.

Jan der Leiermann war ein Mensch von etwa funfzig Jahren, er war lang von Gestalt und dermaßen mager, daß ein Genter Maler ihn mehr als ein Mal für den Tod sitzen ließ, dabei schielte er so drollig, daß man ihn nicht ansehen konnte ohne zu lachen, und damit es ihm an Nichts fehlen möchte, hatte er eine dicke Nase, die krumm war. Genug, er hatte ein häßlich Angesicht und ein schönes Herz.

Aber so brav er auch war, er hatte seine Grillen. Er wohnte eine halbe Stunde vor dem Brügger Thore. Abends um zehn verließ er die Stadt, nie früher, und dann spielte er, mocht' es nun schönes oder schlechtes Wetter, mocht' es mondhell, oder stockdunkel sein, so lange auf seiner Leier, bis er an sein Häuschen kam. Nur kam es auf seine Stimmung an, was er spielte. Hatte er viel Centen eingesammelt, so ließ er einen lustigen Walzer in die Nacht hinaus klingen, waren die Genter karg gegen ihn gewesen, so hörte man die traurigen Klänge von „Napoleon auf St. Helena" aus der Leier emporsteigen und in der Ferne verhallen.

An einem Herbstabend war abscheuliches Wetter, es regnete gewaltig, der Donner krachte durch den Nebel und über das zischende Wasser des Brügger Kanales spielte der Blitz. Es war pechfinster und man hätte denken sollen, daß die Bäume heulten, aber es war nur der Sturm, der die gelben Blätter abschüttelte.

Jan hatte wenig bekommen und spielte daher sein Trauerlied. Ohne sich um das Ungewitter zu bekümmern, stellte er philosophische Bemerkungen über die Hartherzigkeit der Menschen im Jahrhundert der Aufklärung an, und so war er

einige hundert Schritte vorwärts gekommen, als er an der Seite des Weges etwas schreien hörte. Er ging dem Geschrei nach und fand — ein kleines Kind.

„Armes Geschöpfchen!“ sagte Jan, und ohne sich zu besinnen, nahm er das Kleine auf und legte es unter die Wachsleinwand, welche seinen Leierkasten gegen den Regen schützte.

Der Findling schrie weiter, und Jan wußte nichts Besseres zu thun, als ein Stückchen zu spielen. Er that es, und das Kleine wurde still. Und nun war der gute Mensch so stolz auf sein Instrument, daß er es am liebsten geküßt hätte.

Er spielte jetzt nicht mehr „Napoleon auf St. Helena,“ sondern seine schönsten Tanzstückchen. Sie klangen seltsam genug mit der Begleitung der Donnerschläge.

Etwa funfzig Schritte noch war Jan von seinem Häuschen entfernt, als plötzlich ein blendender Blitz herabfuhr und fast in demselben Augenblick ein furchtbarer Schlag fiel.

Jan blieb mit der Hand am Dreher seiner Leier ganz betäubt stillstehen. Aber nicht nur die Heftigkeit des Schlages hatte ihn entsetzt, bei dem Schein des Blitzes hatte er eine weibliche Gestalt am Ufer des Kanales taumeln und in die Strömung fallen sehen.

Im nächsten Augenblicke stand der Leierkasten auf dem Boden und Jan war im Wasser.

Er war ein guter Schwimmer und würde die Frau mit weniger Anstrengung, als es ihn kostete, gerettet haben, wenn er sich nicht beim Hereinspringen in's Wasser am Fuße verletzt hätte.

Das Mädchen lebte noch, aber kein Wort konnte Jan von ihr heraus bekommen. Er nahm alle seine Kräfte zusammen und trug sie auf den Weg. Aber nun stand er auch da, ohne zu wissen, was er anfangen sollte: ein schreiendes Kind auf dem Leierkasten, eine ohnmächtige Frau in den Armen, über und über naß und mit einem beschädigten Fuße.

Zum Glücke kam ein ihm bekannter Bauer des Weges und den rief er zum Beistand herbei.

„Was, Jan," sagte der, „wo habt Ihr das Alles aufgelesen?"

„Das Kind hab' ich gefunden, und um die Mutter, denn ich vermuthe, daß sie es ist, hab' ich gegen den Wasserteufel gerungen."

III.

Es ist Mitternacht; in St. Jacobs-Neustraße ruft die Nachtwache: „Bewacht Euer Feuer, das Licht wohl aus, die Glocke ist Zwölfe."

Es ist sehr schlechtes Wetter gewesen, man hört noch das eintönige Geräusch der Regentropfen, welche von den Dächern fallen.

Seht Ihr jenes Licht aus dem einen Fenster jener reichen Wohnung schimmern? Dort schläft in einem heimlich eingerichteten Gemache auf einem weichen Lager ein wunderschönes Mädchen.

Sie träumt.

„Marianna," sagt sie, „Marianna, gebt mir mein Kind. Kommt her, mein Liebchen, lacht mir zu. Seht, Fer-

dinand, es kann noch nicht sprechen, aber nicht lange mehr und es wird Vater sagen."

Sie schwieg, doch bald veränderte sich ihr ganzes Gesicht und drückte einen heftigen Schrecken aus.

„Nein, nein!" rief sie, „tragt mein Kind nicht fort!"

Dann wurde sie wach und richtete sich auf. Ihre Augen hafteten starr am Ende des Bettes, große Thränen fielen wie Perlen auf ihren Busen. Plötzlich besann sie sich und hörte auf zu weinen. „Ich mag das nicht mehr träumen," murmelte sie.

Eine Kammerjungfer kam hereingeeilt.

„Habt Ihr gerufen, Fräulein?"

„Es ist Nichts — schlaft nur, Eliza."

Die Mutter hatte geträumt, die Frau der großen Welt, welche ihren Namen zu bewahren hatte, war es, die erwacht war. Dieses Mädchen war die einzige Tochter des reichen Banquiers Van Vlierhove und wurde die schöne Clotilde genannt.

Am nächsten Morgen war sie mit ihrer Frühtoilette beschäftigt, als ihr Herr Eduard Van Daele angemeldet wurde.

„Ist Papa schon auf?" frug sie.

„Er ist bereits vor Fünfe weggefahren, Fräulein," war die Antwort.

Clotilde war bald fertig und kam zu Eduard. Vor vier Monaten war sie aus Brüssel zurückgekommen, wo sie einige Zeit zugebracht hatte. Zwei Tage später hatte Eduard sie auf dem Feldball gesehen, und seitdem liebten sie sich.

Kaum war Clotilde einige Augenblicke bei ihrem Verlobten gewesen, als man ihr einen armen Mann anmelden

kam, der, wie er angab, Fräulein Clotilde wegen einer Sache von großer Wichtigkeit zu sprechen habe. „Ich habe ihn,“ fügte das Mädchen hinzu, „in das Zimmer hier nebenan geführt.“

„Bettler könnt Ihr ein andermal im Vorsaal lassen. Eduard, ich bin gleich zurück.“

„Unterdessen werde ich an Euch denken, liebste Clotilde.“

Ein liebliches Lächeln war die Antwort des schönen Mädchens. Eine Thür führte aus dem Zimmer, wo sie sich befanden, in das, wo der Fremde wartete.

Clotilde erblickte beim Eintreten einen Mann von einem sehr ärmlichen Aussehen, der dreißig Jahr alt schien. Er trug einen verschossenen blauen Kittel, auf dem Kopf hatte er eine schlechte Mütze, um den Hals ein carrirtes Halstuch, an den Füßen schmutzige Socken; seine Holzschuhe standen vor der Thür. Es war kein Zweifel daran, daß er der niedrigsten Schichte der Gesellschaft angehörte, und dennoch lag in seinem Gesichte etwas, das vermuthen ließ, er habe sich nicht immer in einem solchen armseligen Zustand befunden. Aber seine hohlen Wangen und seine tiefliegenden Augen verriethen auch ohne seinen scheuen Blick deutlich genug, wie es jetzt mit ihm stehe.

Clotilde wollte, als sie ihn sah, befremdet zurück. „Bleibt,“ sagte er, und in diesem „Bleibt“ lag ein solches Bewußtsein von Macht, daß Clotilde, gleichsam sich selber zum Trotz, stehen blieb.

„Was wollt Ihr?“ frug sie, und versuchte umsonst, gebieterisch zu fragen.

„Was ich will, sollt Ihr sogleich hören. Doch zuerst

will ich Euch sagen, mit wem Ihr es zu thun habt. Ich bin Schreiber, Soldat, Quacksalber und Sträfling gewesen; jetzt bin ich Sackträger und bei Gelegenheit Bettler. Ich will aber nicht länger weder Sackträger, noch Bettler sein, ich will trinken, immerfort trinken. Ist das offen genug gesprochen?"

„Ich versteh' Euch nicht," stammelte Clotilde und wollte abermals fort.

„Bleibt, bleibt, liebes Kind — Ihr seht ja doch, daß ich kein Dummkopf bin, also könnt Ihr Euch denken, daß ich nicht ohne guten Grund mich an Euch gewandt haben würde."

„So erklärt Euch denn."

„Ich will sogleich beim Eigentlichen anfangen. Seht, mein Fräulein, ich habe hier ein Contraktchen aufgesetzt, welches Ihr unterzeichnen werdet. Dadurch verpflichtet Ihr Euch, Nikolas Simon jährlich eine Summe von siebenhundertdreißig Franken zu bezahlen."

„Mann, seid Ihr toll?"

„Sicher nicht, bestes Fräulein. Siebenhundertdreißig Franken des Jahres das macht zwei Franken den Tag. Wenn ich täglich für Essen und Schlafen einen halben Frank ausgebe, so bleiben mir noch anderthalb Franken zum Vertrinken übrig. Ihr müßt zugeben, daß es nicht zu viel ist, aber ich will auch nicht unvernünftig sein."

Clotilde starrte den Bettler an; er rückte sich noch behaglicher in dem weichen Sessel zurecht, in welchem sie ihn gefunden hatte. Im Nebenzimmer hörte man singen: ma belle, je t'adore.

„Ach, das ist wahrscheinlich der Herr Eduard Van Taele,“ sagte Simon. „Wir wollen leiser sprechen.“

„Aber um Gottes willen, was verlangt Ihr von mir — was — wißt Ihr?“

„Alles, sogar mehr als Ihr. Diese Nacht wurde ein Kind ausgesetzt.“

„Schweigt!“ flüsterte Clotilde und trat dem Bettler näher.

„Oh, Euer Liebster kann uns nicht hören, er singt ein Liebesliedchen. Dieses Kind wurde in Brüssel zur Welt gebracht und einer Bäuerin anvertraut, die Bäuerin starb und die vergangene Woche brachte man das Kind nach Gent.“

„Sprecht nicht so laut, ich bitt' Euch!“

„Nun wußte man nicht, was mit dem Kinde anfangen, denn man wollte sich verheirathen, und so nahm man seine Zuflucht zu einer Kartenlegerin, mit der man früher bekannt gewesen war.“

„Stille, stille!“

„Die Kartenlegerin, welche das Kind aussetzte, war meine Liebste, und die Mutter seid Ihr.“

Clotilde fiel vor dem Bettler auf die Kniee. „Gnade!“ flehte sie.

„Ja, aber das ist nur der erste Akt der Komödie. Um für immer sicher zu sein, gab man der Kartenlegerin ein Glas Wein zu trinken —“

„Haltet inne — ich will Alles unterzeichnen.“

„Die Kartenlegerin ist todt, aber wenn ich Nichts vermuthe, wird keine Leichenöffnung statt finden.“

„Gebt, ich will unterschreiben, aber ich bitt' Euch auf meinen Knieen: schweigt.“

„Stumm wie das Grab. Sagt' ich was, so wär' es allerdings mit Euch aus, aber wer zahlte mir denn dann meine Pension?“

Clotilde unterzeichnete und gab dem Bettler ihre Börse. Simon ging auf den Zehen an die Thüren und schob die Riegel vor. Clotilde zitterte und blickte ihn angstvoll an.

„Jungfrau,“ sprach der Bettler, indem er dicht vor sie hintrat, „nun hab' ich noch ein Ansuchen, dann geh' ich. Es ist nun schon viele Jahre her, daß ich eine so schöne Frau wie Ihr nicht von Nahem gesehen habe. Kaum kann ich noch von Zeit zu Zeit mit genauer Noth an eine Krugmagd herankommen — gebt mir einen Kuß — einen einzigen.“

„Niemals!“ stöhnte Clotilde.

„Einen Kuß!“ wiederholte Simon, die Stimme erhebend.

Sie näherte sich ihm schaudernd. Eduard sang mit heller Stimme: Ma belle je t'adore.

Er mußte noch ziemlich lange auf seine Geliebte warten. Aber wie zärtlich küßte er sie auch, als sie zu ihm zurückkam!

IV.

Rosa Denys an Nathalie Eckhof zu Eecloo.

Mariakerke bei Gent, Dezember.

Meine einzige Freundin!

Dieses Mal, hoff' ich, wird die Feder mir nicht entfallen — schon mehrere Male wollte ich Euch schreiben und

vermochte es nicht. Gutes Mädchen, Ihr werdet sicher sehr beunruhigt gewesen sein, weil Ihr mich nicht ankommen saht. Ich war fast schon aus der Welt heraus — warum muß ich noch d'rinnen bleiben? Um in einen neuen Abgrund der Schmerzen zu stürzen. —

Ich nehme den Brief wieder vor, denn diesen Morgen konnte ich nicht weiter. Nicht daß ich zu heftig bewegt gewesen wäre, denn ich bin bereits an mein Unglück gewöhnt, aber weil ich noch zu matt bin. Ich schrieb Euch, nicht wahr, daß Eduard sich mit der schönen Frau vom Feldball verheirathen würde, und daß ich es bei Doktor Van Daele nicht mehr aushalten könne? Den Abend des Tages, an welchem ich Euch das mittheilte, befand ich mich in einer ungemeinen Gemüthsaufregung; mein Haupt glühte und ich fühlte gleichsam eine Hand, die mich mit Gewalt aus dem Hause drängte.

Ich verließ das Haus von meines Vaters Freund, mit dem Gedanken, daß ich zu Euch wollte, oder vielmehr, ich dachte an Nichts, sondern eilte mechanisch wie eine Sinnelose fort und war, ohne zu wissen wie, aus dem Brügger Thor gelangt. Es war furchtbares Unwetter, es regnete und blitzte unaufhörlich — ich eilte und eilte — es war, als bewegte sich mein Körper ohne meinen Willen vorwärts — endlich verlor ich das Bewußtsein und es kam mir vor, als sänke ich dahin, ohne zu wissen wohin.

Als ich in's Leben zurückkehrte, war es heller Tag, ich lag in einem reinlichen Zimmer auf einem Bett und sah vor mir einen Priester und eine alte Frau sitzen.

Der Diener des Tempels schien Fragen an mich zu

richten. Ich machte ihm begreiflich, daß ich taubstumm wäre. Darauf frug er mich schriftlich, wer ich wäre, woher ich käme und wie ich in das Wasser gefallen. Nun erst begriff ich, was mit mir vorgegangen war.

Ein Leiermann hatte mir das Leben gerettet, eine alte Jungfer hatte mich aufgenommen. Gott vergebe mir, daß ich meinem Retter nicht dankbar sein konnte.

Man brachte mir jetzt ein allerliebstes Kind und frug, ob ich dessen Mutter sei. Natürlich schrieb ich eine verneinende Antwort. Bald darauf kam Doktor Van Daele mit seiner Frau — man hatte sich an sie gewendet. Die guten alten Leute baten mich mit Thränen, ihnen doch die Gründe meiner Flucht anzugeben. Wie hätt' ich das gekonnt! Auch zu ihnen zurückzukehren hab' ich mich geweigert, obgleich Doktor Van Daele seine Rechte als Vormund geltend zu machen drohte. Ich will zu Euch und von meiner Hände Arbeit leben. Sie werden mich bald vergessen, ich war ja doch nur eine Fremde für sie.

Mariakerke bei Gent, Dezember.

Ich bin jetzt ruhiger, Nathalie; das übermäßige Weh hat mich gleichsam gefühllos gemacht, oder lieber die Traurigkeit ist mein eigentlicher Zustand geworden. Ich bleibe bei der alten Jungfer wohnen, die mich aufgenommen hat, sie zieht auch das Kind auf, welches an demselben Abend, wo ich beinah um's Leben kam, von meinem Retter auf der Straße gefunden wurde. Darum glaubte man eben, ich sei seine Mutter. Ich pflege das kleine Geschöpf und mir dünkt, daß

mein Elend in dem Maaße abnimmt, wie ich dem verlassenen Kinde Gutes thue.

Eduard lieb' ich noch wie immer, und täglich wein' ich über seine Heirath mit der schönen Frau vom Feldball. Eine Unselige wie ich darf das Glück selbst nicht träumen.

V.

An einem rauhen und düstern Dezemberabend des Jahres 1833 um neun Uhr ging ein Mann durch das Schöppenhausgäßchen zu Gent. Beinah war er am Ende desselben, da blieb er plötzlich stehen, sah Einem nach, der einige Schritte vor ihm ging und rief dann: „Patriot, seid Ihr es nicht?"

„Ja, ich," antwortete der Mann.

Und zurückkommend sagte er in dem Tone eines Säufers, der kein Geld hat: „kuk', unser guter Simon."

„Kommst mit zu 'ner Pint?"

„Ja, ich."

Die beiden Freunde gingen schwatzend durch das Serpentgäßchen und dann vom Freitagsmarkt in ein kleines Gäßchen, wo sie in einen kleinen Krug traten.

Stellt Euch den Krug vor, gute Leser. Den grünangestrichenen Schenktisch, auf welchem eine Anzahl Pinten und Genevergläschen stehen, fünf oder sechs lange Tische mit etwa zehn Stühlen um jeden her, dazu eine dicke häßliche Bazin*) und eine geschminkte Magd, die außerhalb des Schenktisches stand.

Es saßen bereits einige Gäste beim Trinken.

---

*) Wirthin.

„Aha, da ist Simontje," sagte die Bazin, als sie die neuen Kunden eintreten sah.

Jemand, der die Geldsprache gut verstanden hätte, würde diese Worte der Wirthin also übersetzt haben: „aha, da kommen einige Franken."

Simon nahm die geschminkte Magd am Kinn und sagte: „ein Lieter Uitzet"*).

Nachdem sie einige Lieter geleert, sagte Patriot zu Simon: „Ihr seid doch ein schlauer Kunde. Vor ein paar Monaten hattet Ihr keinen Cent, um Tabak zu kaufen, und jetzt habt Ihr so viel Geld, wie ich noch nie beisammen gesehen habe. Ich glaub', daß Ihr irgendwo eine alte Jungfer im Verschluß habt."

Simon lachte.

„Seht," sprach ein zweiter Trinker, „ich begreife sehr wohl, daß wir, die wir von Jugend auf arme Teufel gewesen sind, arm bleiben müssen, aber daß Simon, der sicherlich einst ein Herr war, gemein geworden ist, das kann ich nicht begreifen."

Simon hatte die Bemerkung seines Genossen unbeantwortet gelassen und ließ einen Lieter nach dem andern vollschenken. Inzwischen kamen noch so an zehn andere gute Bekannte dazu und setzten sich an denselben Tisch, denn Simon hatte den „vollen Hans**)."

So tranken sie wohl eine Stunde lang, während welcher Zeit die geschminkte Magd unaufhörlich auf eine Weise

*) Vlandrisches Bier.

**) Schenkphrase für „viel Geld."

lachte, welche ihr sieben Jahr früher durch eine Krugbazin gelehrt worden war. Plötzlich riefen alle zugleich: „ein Leierkasten!"

In der That hörte man einen Leierkasten das Gäßchen entlang klingen. Simon lief hinaus und kam mit dem Leiermann zurück, der Niemand anders war, als Jan.

Man gab ihm eine Pinte Bier, dann faßte Simon die geschminkte Magd um den Leib, ein Zweiter umschlang die häßliche Bazin, und so tanzten sie beim Klang des Leierkastens, während die Andern sangen und sprangen und der Lärm im Kruge bald so groß wurde, daß Euch Hören und Sehen vergangen wäre.

Die Trunkenheit war mehr und mehr gestiegen, und Simon kreischte: „aber, wollen wir nicht nach der Neubrücke?'

„Ja, aber der Leierkasten muß mit," war die allgemeine Antwort.

„Nein, Freunde," sagte Jan, „es ist ein Viertel vor Zehn, und will ich das Stadtthor offen finden, muß ich fort."

„Was, habt Ihr je so einen Dummkopf von Leiermann gesehen!" fragte Simon, vorgebogen und einen Schritt seitwärts taumelnd. „Meint Ihr, daß wir Euch nicht bezahlen werden? Da sind fünf Franken, und nun vorwärts."

Hierauf wußte Jan Nichts einzuwenden, denn so viel konnte er in mehreren Tagen nicht einsammeln. Er zog also spielend aus dem Krug auf die Straße, und gegen ein Dutzend Besoffener zogen tanzend und singend hinter ihm her über den Freitagsmarkt, vorbei an der Skt. Jakobskirche in die Neustraße.

Hier war in einem prächtigen Hause Ball. Das Licht aus den Fenstern strömte auf die weiße Mauer des gegenüberliegenden Hauses, an welcher die Schatten der Tanzenden hintereinander herflogen.

„Schau, schau!“ rief Simon, seine Genossen anhaltend, „das Haus kenn' ich, wahrlich, ich kenn' es, da haben sie Plezier. Ich muß hinein.“ Und den einen Fuß vor den andern schiebend, wollte er vorwärts.

„Simontje,“ sagte einer seiner Kameraden, „das ist kein Bissen für unsern Schnabel.“

„Kein Bissen für unsern Schnabel? Wollt Ihr mitkommen?“

„Ja, aber —“

„Kommt, Jungen, wir gehen alle zusammen. Leiermann, voraus — ist die Thür nicht offen, klingelt.“

„Nein, für den Teufel nicht,“ antwortete Jan, „ich hab' keine Lust, diese Nacht im Mammelokker*) zu schlafen.“

„Nur hinein, sag' ich Euch; was davon herauskommt, nehm' ich auf mich,“ fuhr Simon fort.

„Wenn er's auf sich nimmt, so geht doch,“ sagte einer der Kielmänner**), sich, um nicht zu fallen, an einen Kameraden haltend, der auch nicht sehr sicher auf den Füßen war.

„Seht, ich will mit Euch einen Akkord machen,“ sagte Simon zu Jan; „da habt Ihr ein Goldstück, so viel habt Ihr noch nie in den Händen gehabt; leiht mir Euern Leierkasten, und ich bring' ihn Euch wieder hier zurück. Wollt

---

*) Das Stadtgefängniß in Gent.

**) Blousenmänner.

Ihr nicht, so nehmen wir ihn mit Gewalt, nicht wahr, Jungens?"

„Ja," antworteten Alle.

VI.

Was ist ein Ball? Mein Gott, was für eine Menschenkenntniß wäre nicht nöthig, um diese Frage richtig und vollständig zu beantworten!

Da ist Clotilde Van Vlierhove. Was ist sie schön! Sie trägt ein himmelblaues Kleid und eine silberne Gürtelschnur, welche mit schweren Quasten bis auf den Boden herabfällt. Keine Juwelen hat sie an, ausgenommen eine Stahlnadel, welche in ihrem dunklen Haar wie ein kostbarer Diamant glänzt. Obwohl so einfach gekleidet, ist sie dennoch die Perle des Festes.

Ein junger Mann steht in ihrer Nähe und sieht sie an, als wollt' er weinen. Es ist ihr Verlobter, Eduard Van Daele. Er liebt sie zum Rasendwerden. Er kann es nicht ertragen, daß man sie ansehe oder mit ihr spreche — von Zeit zu Zeit hat er die größte Lust, einem oder dem andern Freunde den Hals zu brechen.

Plötzlich hörte man einen gewaltigen Lärm und, den Leierkasten umgehangen und darauf spielend, kam Simon herein. Seine Kameraden taumelten singend hinter ihm her, drei Bediente und ein Wächter im langen, grauen Mantel mit einem Pilgerhut auf, suchten sie vergebens draußen zu erhalten.

Alles im Saal stand erstaunt. Anfangs glaubte man, es sei ein Scherz, aber bald sah man, daß diese betrunke-

nen Kerle wirklich waren, was sie schienen, nämlich arme Teufel. Alles, was ihnen im Wege stand, stießen sie um und fielen mit ihren schmutzigen Kleidern auf die zierlichen Tänzerinnen. Alles war in Aufruhr. Einige Gäste eilten den Bedienten und dem Wächter zu Hülfe, während Andere nach der Polizei liefen.

Endlich wurden die Trunkenbolde bis an die Thür gedrängt, aber dort riß Simon sich los und rief: „Ihr verteufelten Kerls, nicht Euertwegen komm' ich her! Wo ist Jungfrau Clotilde? Sie muß ich haben."

„Ja, ja, Jungfrau Clotilde müssen wir haben!" riefen die Kielmänner, die da sahen, daß die Worte ihres Gefährten Eindruck hervorbrachten.

„Schau, dort ist sie!" rief Simon, und Alles zurückstoßend, was ihn umgab, eilte er vorwärts.

Aber Clotilde war verschwunden, und einen Augenblick später erlöschte im ganzen Hause das Gaslicht.

Die Finsterniß verbreitete noch größeren Schrecken unter den Gästen. Die, welche die Trunkenbolde gefaßt hatten, ließen sie los, hier wurde ein Mädchen, dort ein Möbel umgerannt, Kopfputz, Armbänder, selbst Liebesbriefchen wurden unter die Füße getreten.

Und Simon, der durch diesen wunderlichen Vorfall etwas zu sich selbst gekommen war, fühlte wie eine Frau ihn bei der Hand nahm und ihm zuflüsterte: „folgt mir."

„Sehr gern," antwortete Simon.

Er wurde quer durch den Saal und dann durch eine Anzahl Zimmer geleitet, deren Thüren hinter ihm geschlossen wurden. Endlich blieb seine Führerin stehen und sagte:

„wartet hier einen Augenblick — ich bin sogleich zurück.“ Und er stand ganz allein.

„So, was bedeutet dies Alles?“ murmelte Simon. „Sollte ich mich in eine Mausefalle haben locken lassen?“

Er ging tastend in die Runde, mit seinem Leierkasten bald gegen einen Stuhl, bald gegen einen Tisch stoßend. Plötzlich rief er: „wer ist da?“ denn es kam ihm vor, als sähe er in der Dunkelheit, etwas sich bewegen.

Niemand antwortete. Trotz seiner Trunkenheit gerieth Simon in Furcht. „Sie könnten mich hier auf eine nette Weise abthun,“ fuhr er fort, „laßt uns ein Stückchen auf dem Leierkasten spielen.“

Kaum hatte er angefangen, so hörte er heftig klopfen und rufen.

„Ist das an der Thür oder am Fenster?“ fragt er, taumelt nach der Seite zu, wo er das Geklopfe hört und ruft: „ich komme, ich komme.“

Während er sich vorwärts tappt, wird er gepackt und empfängt einen gewaltigen Stoß auf den Riemen, an welchem der Leierkasten ihm über die Brust hängt.

„Mord, Mord!“ ruft er, stürzt mit ausgestreckten Händen vorwärts und fährt mit so viel Gewalt durch zwei Fensterscheiben, daß die äußern Laden aufspringen.

Das Mondlicht fiel in das Gemach und zeigte Clotilde, in der einen Hand einen Dolch, in der andern ein Pistol haltend. Außerhalb des Fensters stand Jan; er hatte den Ton seines Leierkastens gehört und sich an die Laden geklammert, um ihn wieder zu haben.

„Meinen Leierkasten!“ schrie er, „meinen armen Leierkasten!“

Mit Blitzesschnelle steckte Simon ihm ein Stück Papier in die Hand, in demselben Augenblick krachte ein Pistolenschuß los, und mit einer Kugel durch den Kopf stürzte der Betrunkene zusammen.

„Ha, hier ist noch einer,“ sagte ein Polizeiagent, während er Jan packte, der auf das Fenster geklettert war. Ein zweiter Polizeiagent kam dem ersten zu Hülfe, und Jan, der noch immer das Papier in der Hand hielt, wurde in den Mammelokker gesteckt.

Simon, betäubt durch den Trunk, hatte die feste Einbildung im Kopfe, daß er ungehindert den Ball unterbrechen dürfe, weil er ein Geheimniß besäße, das Clotilde zu Grunde richten könnte. Der Bösewicht erinnerte sich, daß er Macht über sie habe, aber er vergaß, daß er von ihr das tägliche Brod bekam. Wenn man satt ist, vergißt man leicht, daß man Hunger gehabt hat und wieder haben kann.

Als Clotilde Simon hereindringen sah, stand sie still und erbleichte; als sie ihren Namen rufen hörte, mußte sie sich an einen Lehnsessel festhalten, um nicht zu fallen. Doch sie bezwang ihre Erschütterung, ging in ein Nebenzimmer und drehte den Schlüssel vom Gasometer zu, so daß es im ganzen Hause finster wurde. Bevor Licht gemacht werden konnte, hatte sie Simon gesucht und ihn in jenes entfernte Zimmer geleitet.

Am nächsten Tage sprach alle Welt von dem unterbrochenen Ball, und Jeder bewunderte den Muth Clotildens, welche einem Diebe den Kopf zerschmettert hatte, als er eben im Begriff gewesen war, einen seiner Gesellen durch das Fenster hereinzulassen.

VII.

Wenn ich hier die Feder niederlegte, so würde ich ein ächt klassisches Ende zu meiner Geschichte haben. Das beste Bild, um einen klassischen Gang anzudeuten, ist ein Hügel, welchen zwei Leute hinanklimmen, und auf welchem, wenn Beide den Gipfel erreicht haben, der eine durch den andern um's Leben gebracht wird — das ist die Entwicklung. Aber obwohl klassisch, kommt sie mir doch mangelhaft vor, denn der Ueberlebende kann auf dem Hügel nicht bleiben, sondern muß wieder herunter. Wandern denn auch wir den Hügel hinab, und da es bergunter immer rascher geht, als bergauf, so werdet Ihr, unzufriedene Leser, nicht lange mehr zu kritteln haben.

Rosa Denys an Nathalie.

Mariakerke bei Gent, Ende Dezember 1833.

Was für furchtbare Vorfälle!

Die schöne Frau vom Feldball ist geflüchtet, Niemand weiß wohin. Ihr Vater hat sich, nachdem er ein Portefeuille mit seinem Vermögen verbrannt hatte, eine Kugel vor den Kopf geschossen. Niemals, liebste Freundin, ließ Gottes Hand sich stärker fühlen.

Und der arme Leiermann, welchen ich als einen Engel des Herrn auf meinem Wege fand, rettete zuerst mir das Leben und verhinderte dann, daß der Mann, den ich so zärtlich liebe, eine verbrecherische Frau zu seiner Gattin macht .... denn das Papier, welches ihm aus dem Fenster zugesteckt wurde, war ein Contrakt, durch welchen Clotilde Van Vlierhove sich zur Bezahlung eines Jahrgeldes an einen

Mann verpflichtete, welcher wußte, daß sie eine entartete Mutter, ja eine Mörderin war.

An dieselbe.

Gent, Januar 1834.

Heute bin ich in das Haus von Doktor Van Daele zurückgekehrt. Mevrouw selbst hat mich abgeholt. Ich habe aus Dankbarkeit geweint, als ich von der guten Jungfer Abschied nahm, die mich, das unbekannte, hülflose Mädchen, mit so vieler Liebe aufnahm und verpflegte.

Eduard hat Jan, den Leiermann, in Dienst genommen. Der wunderliche Mensch hat sich nur unter dem Vorbehalt dazu verstanden, daß er Morgens und Abends sein Stückchen auf dem Leierkasten spielen dürfe. — Freunde, wenn Ihr Unglückliche antrefft, sagt ihnen doch, daß sie nicht verzweifeln dürfen. — Eduard liebt mich, und sagt, daß es auf ewig ist.

IX.

Die Liebe von Eduard und Rosa war die ächte, — denn sie wußten nicht, warum sie einander liebten.

Zwölf Jahre waren seit ihrer Verbindung verflossen und noch waren sie gleich glücklich; ein Kuß, ein Händedruck seiner stummen Rosa dünkte Eduard beredtsamer, als die wohllautendste Frauenzunge.

Advokat Van Daele war ein ansehnlicher Bürger, seine Gattin eine stattliche Hausfrau geworden. Drei muntere Knaben spielten um Rosa herum, und obschon der älteste

eine Waise war, so wurde er doch nicht mit minderer Sorge erzogen, als wäre er ihr eigenes Kind.

Das Jahr 1846 war gekommen, und mit ihm neues Unheil über das alte Vlandern.

Ein verpestender Wind war über unsere Felder gezogen und hatte ihre kostbarste Frucht vernichtet. Das Brod des Armen, die Kartoffel, war dahin, und der Landmann erntete auf dem Acker, wo er seine Hoffnung gesät hatte, die Hungersnoth ein. In Masse sah man die Kinder von dem alten Land der Freiheit auf offener Straße dahinsinken und sterben.

An einem Abend dieser Jammerzeit gegen 10 Uhr saß Rosa in einem wohlgeheizten Zimmer bei einer Nätherei. Eduard, der eben erst aus der Gesellschaft der Concorde nach Hause gekommen war, hatte sich neben sein Frauchen gesetzt und rauchte eine Cigarre, Jan, der jetzt ein heiterer Greis war, putzte die kupfernen Buckelchen an seinem Leierkasten blank, und neben dem Feuer saß das Waischen und las in einem Buche.

Es wurde geschellt, und Jan ging schleppend an die Thür, um sie zu öffnen. Da sah er eine alte Frau, und die sagte: „ach, Meinherr, in meinem Keller liegt eine Frau auf dem Tode, und ich habe Nichts, um ihr zu helfen.“

„Frau,“ sagte Jan, „ich werde gleich kommen,“ und wenige Augenblicke, nachdem er im Zimmer das Gehörte gemeldet, trat Eduard mit seiner Gattin, gefolgt von dem Waischen und von Jan, der einen Korb trug, in einen Keller in der kurzen Ritterstraße.

„Es ist zu spät,“ rief eine Stimme ihnen zu, als sie in den Keller traten.

Dieser schien, feucht und kalt wie er war, sich eher zu einem Aufenthalt für Thiere, als für Menschen zu eignen. Er war durch eine irdene Lampe halb erhellt, und in der Düsterheit sahen die Besucher auf einem armseligen Bett eine weibliche Gestalt liegen.

„Diese Frau,“ sagte der alte Schuhflicker, der mit seiner Thekla seit zwanzig Jahren den Keller bewohnte, „lag vor Hunger ohnmächtig auf der Straße. Wir haben sie hereingeschafft, aber es ist Nichts mehr zu thun, der Todeskampf hat begonnen.“

Rosa nahm die Lampe und hielt sie vor das Antlitz der Sterbenden, aber kaum hatte sie die Unglückliche einige Augenblicke betrachtet, als sie heftig bewegt zurück trat, Eduard bei der Schulter faßte und ihm Zeichen machte.

Eduard näherte sich seinerseits der Sterbenden und ließ das fahle Licht der Lampe auf ihr abgezehrtes Antlitz fallen, aber er schüttelte das Haupt und murmelte: „ich kenne sie nicht.“

Rosa begriff seine Bewegung, nahm ihr Schreibtäfelchen, schrieb hastig einige Worte hinein und gab es ihrem Manne.

Eduard las: „es ist die schöne Frau vom Feldball.“

Ein kalter Schauer durchlief seine Glieder, und auf's Neue betrachtete er die Unglückliche. Dann nahm er das Waischen bei der Hand und sprach mit Nachdruck: „Joseph, kniet und bittet Gott, daß er diese Frau in Gnaden empfange.“

Der Knabe kniete, faltete die Hände und betete, während die arme Frau den letzten Athem aushauchte. Nie er-

fuhr das Kind, daß es für seine verbrecherische Mutter gebetet hatte.

Myn eerste blik in de wereld. Gent, 1847.
De schoone vrouw van het veldbal. Antwerpen; 1848.
Zannequin, historisch drama in vyf bedryven en zeven tafereelen.
Bergenkruize. 1849.
De arme Jongen. 1850.

Boucquillon (Bruno Joseph), geboren zu Kortryk den 2. April 1816, Sohn von Pierre Jacques Joseph und Marie Jeanne Descamps, studirte die Malerei auf der königlichen Akademie zu Antwerpen, wo er sich am 5. Juni 1849 mit Marie Anna Maximiliane Hendrickx verheirathete. Er gab fast in alle Zeitschriften und Jahrbücher Gedichte; einige seiner Romanzen wurden componirt, und populär. Das folgende Gedicht ist aus dem „Niederdeutschen Jahrbüchlein" für 1847.

Die letzten Blumen.

Umsonst war süßes Roth auf ihren zarten Wangen,
Umsonst erklang ihr Wort so sanft wie je ein Wort,
Umsonst war wie von Duft von Anmuth sie umfangen,
Umsonst riß sie die Seelen fort.

Umsonst las Jugend man auf ihrem Angesichte,
Umsonst die reine Seel' im Auge groß und klar,
Umsonst erhob die Kunst sich bis zum höchsten Lichte,
Die ihr zu Theil geworden war.

Auch sie erlag dem Loos, dem Alle, welche ringen,
Erliegen, das da trifft, was sich das Licht erwarb,
Das Schicksal schlug sie schwer — sie sang noch, doch beim Singen
Da neigte sie das Haupt und starb.

Und ich, der nur durch sie Heil auf der Welt gefunden,
Ich, dem sie Alles war, die Liebe und das Licht,
Ich sah sie still vergeh'n in langen bangen Stunden,
Und einen Balsam kannt' ich nicht.

Und hielt ich auch den Schrei zurück in meinem Herzen,
Die Thränen auch zurück im Aug', wenn ich ihr nah,
Sie kannte meine Qual, sie sprach von allen Schmerzen,
Die sie in meiner Seele sah.

„O, nein, Geliebter, nein, Du darfst nicht mit mir gehen,
Der Vater hält allein für mich den Platz bereit,
Hier bleibst Du ohne mich. Noch länger sollst Du sehen
Den Schauplatz unsrer Seligkeit.

„Den grünen Lindenhain, wo einst in Liebesträumen
So oft gesessen wir, zusammen, ich und Du;
Die Vögel nisten noch in den geliebten Bäumen
Und unter ihnen ist noch Ruh!

„Nein, nein, Du darfst mit mir nicht kommen, Du mein Treuer,
Denn wenn Du nicht mehr wärst, wer würde auf mein Grab
Mir weiße Rosen wohl und Tausendschönchen streuen,
Wer pflückte dann mir Blumen ab?

„Doch kommt die Stunde, die mir Dich zurück soll geben,
Werd' ich der Engel sein, der Deine Fessel bricht,
Dann hörst Du meinen Ruf, und dann beginnt ein Leben,
Das Einssein ist im Licht."

Ich bin mit Blumen heut' zu ihrem Grab gekommen,
Die letzten, die der Herbst noch ließ im Garten steh'n,
Ich habe ihren Ruf, den süßen Ton vernommen —
Bald darf mit ihr ich heimwärts geh'n.

Brouwenaar (J. F.), geboren 1815 zu Vlissingen. Er hatte nur den gewöhnlichsten Unterricht genossen, dennoch wurde er zugleich Bildhauer und Dichter, oder doch wenigstens ein vortrefflicher Uebersetzer. Sein vlämischer „Manfred" ist ausgezeichnet. Die Bildhauerei studirte er bei Geefs in Brüssel. Dann ging er nach Amsterdam, wo er sich um den großen Preis bewarb. Leider waren seine geistigen Kräfte dieser letzten und höchsten Spannung nicht gewachsen. Er quälte sich unaufhörlich mit dem Gedanken, daß er den Preis nicht gewinnen könne, war unzufrieden mit Allem was er gemacht hatte, und versuchte mehr als ein Mal, sich das Leben zu nehmen. Als nun der große Preis dennoch ihm zugesprochen wurde, da war es zu spät, er empfing die Nachricht, ohne sie zu verstehen und starb wenige Tage darauf im September 1849 zu Amsterdam, wo er auf dem St. Antonienkirchhof feierlich bestattet wurde.

Die einzige eigene Dichtung Brouwenaars, welche mir vorgekommen ist, „Ludwig XIV. in den Niederlanden" wurde von ihm den 19. April 1846 bei der vierjährigen Jubelfeier der „Sprachlichen und literarischen Gesellschaft" im Christussaal auf dem Stadthaus zu Brüssel vorgelesen und dann in der „Vlämischen Stimme" gedruckt. Sie ist aus dem vorigen Jahrhundert: schwerfällig und emphatisch, doch entnahm ich ihr, um den Namen Brouwenaars unter den Vlämischen Dichtern nennen zu dürfen, zwei Strophen aus dem Triumphliede:

Hebt an den Rettungsjubelsang
  O Bato's brave Söhne!
Ihr seht, o Schmerz! Gewalt und Zwang
  Im eignen Land' Euch höhnen.
Allein ihr konntet voller Muth
Der fremden gierigen Wölfe Brut
  Von ihrem Raub verjagen.

Hebt an! die Geierschwärme flieh'n!
Man sieht nach ihren Nestern sie zieh'n,
Die Sonne des Heils muß tagen.

Vor Allem, Bato's Söhne, bringt
Dem Herren Lob und Ehre —
Er ist es, der zum Frieden zwingt,
Er schlägt die stärksten Heere.
Er ist's, der Euch mit hohem Muth
Der fremden gierigen Wölfe Brut
Von ihrem Raub half jagen;
Er trieb hinweg der Geier Schwarm,
Er läßt des Heiles Sonne warm
Und Licht Euch wieder tagen.

Het Klockenlied. Vaderland 1845.
Lodewyk XIV. in de Nederlanden. De Vlaemsche Stem 1847.
Manfred, naer Byron. Taelverbond, 1848.
Michael Angelo, naer Chênedolle. Vlaemsche Stem 1849.
Het oprukken van het vereenigde Kruisleger, onder Godfrieds opperbevel naer Jerusalem. Slot des 1. zangs van Tassos „Gerusalemme liberata.“ Taelverbond 1850.

Brouwers (Johan), als Schriftsteller J. Brouwers Z., geboren den 6. August 1831 zu Stockheim in Belgisch-Limburg. Gleich seinen Landsleuten Dautzenberg und Ecrevisse, hat er ein höchst lebhaftes Heimathsgefühl und schildert in der Einleitung zu seinem ersten Roman „Arm Trienken“ mit vielem Glück den geliebten Geburtsort. Ebenso spielt dort ein zweites Buch von ihm, „Ein Winterabend zu Stockheim,“ welches einen Prolog und einen Epilog in Versen und zwei gleichfalls poetisch behandelte Sagen: „die Katzen von Stockheim“ und „das Pferd der Pachterin“ enthält. Jetzt ist Brouwers Cantonal-Inspektor der Elementarschulen im 5.

Ressort von Brabant, Professor der vlämischen Sprache und Literatur am bürgerlichen Collegium zu Thienen und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, wie des „Stiefmütterchens" zu Löwen und des „vlämischen Mittencomité's" zu Brüssel. 1852 verheirathete er sich zu Thienen mit Jeanette Deckers, und in demselben Jahre trat er mit seinen hübschen „Lenzblümchen" als Schriftsteller auf. Ihnen folgte im nächsten Jahre der „Winterabend" und 1855 eine Uebersetzung des „Lorenz Stark" von Engel. Außerdem übersetzte er „Woldemar" von Körner und die „Kleinstädter" von Kotzebue. Von „Woldemar" las er mir bei meinem Besuche in Thienen einige gute Stellen vor, von den „Kleinstädtern" erschien der erste Akt im „Thiener Neuigkeitsblatt." Seine eigenen Romane möchte ich lieber Idyllen nennen. Auch in ihnen erinnert er im Ton etwas an Dautzenberg, in den Naturbeschreibungen an Ecrevisse. Einen dritten Roman „das Schlachtopfer eines Wucherers" hat er in der Arbeit. Dennoch entschuldigte er sich in einem Briefe an mich, daß er erst so wenig gethan habe, „aber," setzte er hinzu, „Sie sehen auch, daß ich noch jung bin, und so hoff' ich, daß die Jahre, die ich noch vor mir habe, mir gestatten werden, mit mehr Frucht für unsere schöne Sprache und unsere wieder auflebende Literatur zu wirken." Ich hoffe und wünsche es mit ihm und gebe, um seine Empfindungsweise, die mit seiner Schreibweise eins ist, zu zeigen, das Schlafengehen eines Kindes aus „Arm Trinken."

Lieschens Abendandacht.

Acht Uhr erklang von dem Kirchthurm des Oertchens, als das Kind, vom Spielen müde, sich auf den Schooß der Mutter legen kam, die am knisternden Feuer saß.

„Wo ist Vater?" frug es mit leisem Stimmchen. „Liebe Mutter, ich bin schläfrig."

„Vater kommt, mein Kleinchen," antwortete Trienken. „Wenn Du schlafen willst, so komm, mach' ein Kreuzchen und sag' die schönen Abendgebetchen, welche die brave Dame Dir gelehrt hat."

Da faltete das engelhafte Kind die Händchen und begann mit silberreinem Stimmchen das folgende, wohlbekannte Sprüchlein:

Des Abends, wenn ich schlafen geh',
Sind sechzehn Engelchen in der Näh:
Zwei zu meinem Hauptend,
Zwei zu meinem Fußend,
Zwei an meiner rechten Seite,
Zwei an meiner linken Seite,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich lehren
Den Weg des Herren,
Zwei, die mich weisen
Nach himmlischen Paradeisen.

Nachdem sie dieses liebe Gebetchen hergesagt hatte, entkleidete sie sich und schlüpfte in das Bett, wo Trienken sie küßte. Als sie das seligsüße Mutterkreuzchen empfangen hatte, betete sie also weiter:

Ich steige in mein Bettelein,
Vom Bettelein in Maria's Schooß;
Maria ist meine Mutter,
Sankt Johannes ist mein Bruder,
Gott ist mein Vater — gute Nacht,
Engelchen, die bei mir Ihr wacht.*)

---

*) God is myn vader,
Nacht, engeltjes altegader.
Wörtlich unübersetzbar, und unübertrefflich süß und naiv.

Und während das liebe Kind sich sachtchen niederlegte, sprach es leise und andächtig:

Ich will mein Haupt auf das Kissen thun,
Durch Gott den Vater will ich ruh'n,
Mit Gott dem Sohn will ich schlafengeh'n,
Mit dem heiligen Geist hoff' ich aufzusteh'n.

Die Mutter saß neben ihr und verfolgte mit inniger Freude die frommen Empfindungen ihres Kindes. Lieschen fuhr fort, während Trienken in der Stille mitbetete:

Heiliger Engel, Sankt Michael,
Ich befehle dir Leib und Seel';
Heiliger Engel, bewahre mich,
Wollest morgen wecken mich,
Nicht zu früh und nicht zu spät,
Wenn der Weiser auf Sechse steht.

„Im Namen U. H. J. C. begeb' ich mich zur Ruh; er wird mich segnen und bewahren und meiner Seele zum ewigen Leben verhelfen, Amen."

Als Lieschen so ihre Abendandacht geendigt hatte, drückte die Mutter noch einen herzlichen Kuß auf den Mund ihres Kindes, segnete es mit den Worten: „Das Kreuz des Herrn wird alles Uebel von dir abwehren," und ließ es dann friedlich einschlafen."

Ich glaube, daß diese kleine Scene genügen wird, einen Begriff von der reinen Lebensanschauung des Verfassers zu geben.

Lentebloempjes. Thienen, 1852.
Eeen winteravond te Stockheim. Twee berymde volkssagen. Thienen, 1853.
Arm Trienken. Thienen, 1853.
Heer Laurens Stark, eene karakter-schildering, vry naer het hoogduitsch. Gent, 1855.
Schoone Geertrui, zedenverhael. Thienen, 1855.
XXve verjaring van's Konings inhuldiging. Twee Volksliederen. Thienen, 1856.
De Vlekbewooners, Kluchtspel in vier bedryven, vry omgewerkt naer A. von Kotzebues „Deutschen Kleinstädter.“ Thiensch Nieuwsblad, 1855.

Noch nicht heraus:

Woldemar, geschiedeniss uit den italiaenschen veldtocht des Jaren 1805. Naer het Hoogduitsch van Th. Körner.
Het slachtoffer eens woekeraers.

Cappelle (Jan), geboren den 6. October 1787 zu Brügge, folglich einer der Veteranen aus der alten Zeit der vlämischen Literatur. Daß die Lebensgeschichte eines solchen in der Gegenwart sich kaum anders anhören kann, als eine Elegie ist einfach und erklärlich. Der Greis erzählt sie mit Naivetät in einem Briefe an Karl Stallaert. „Seit meiner frühesten Jugend,“ sagt er, „hab' ich redlich viel geschrieben und in meinen glücklichen Tagen dachte ich, wirklich ein Dichter zu sein und schöne Verse gemacht zu haben. Später begann ich an meiner Kunst zu zweifeln, und jetzt, nun ich alt geworden bin, komm' ich allmählig zu der Ueberzeugung, daß während meines ganzen Lebenslaufes nichts Gutes meiner Feder entflossen ist, und darum folg' ich dem Vorbild der Schnecke, ziehe meine Hörner ein und begnüge mich in meinen müßigen Stunden am Ofen zu sitzen.“

„Ich bin immer ein sehr schlichter Mensch gewesen,“ fährt der alte Mann fort, dessen Brief ein echtes vlämisches Lebensbild liefert, „das Glück, meine Eltern zu kennen hab'

ich nicht gehabt. Mein unglücklicher Vater wurde im Walde von Senlis durch französische Soldaten beraubt und erschlagen, und meine beklagenswerthe Mutter, welche ihren Händen entronnen war und sich bis Paris geschleppt hatte, starb dort im Hôtel=Dieu."

„Meine Großmutter und eine edle Frau, Charlotte van Stappen, haben mir die Liebe zum Vaterland und für die Muttersprache eingehaucht. Die Letztere hatte eine bedeutende Bibliothek und machte mich mit den besten niederdeutschen Dichtern bekannt. Wären diese beiden guten Engel mir länger geblieben, vielleicht hätte ich wirklich ein verdienstlicher Dichter werden können. Doch ich verlor sie beide — sie hatten in der schweren Zeit zu viel gelitten, und der arme Jan, der nun seinem Oheim zur Last fiel, mußte die Bücher aufgeben und ein Handwerk lernen."

Einige Jahre durfte er noch, Dank seiner Tante, zu den Augustinern lernen gehen, aber dann mußte er im Ernst an das Tapeziererhandwerk, und als nach dem Kriege die Luxusarbeiten nicht so recht gehen wollten, gedachte der Oheim den „armen Jan" sogar zum Eintreten zu bringen. Aber der Soldatenstand war nicht Jan's Sache. „Die Kriegszucht schien ihm eine Sklaverei." Er war von der Gesellschaft „Kunst und Eintracht" als „Schooßkind" behandelt und öfters mit goldenen Ehrenpfennigen belohnt worden, hatte deren auch noch in andern Preiskämpfen gewonnen; die machte er zu Geld, sagte Brügge Lebewohl und ging nach Holland. Als er dort keine Arbeit fand, kam er nach Brüssel und hatte das Glück, bei dem Tapezierer des Königs erster Geselle zu werden. Während der vier Jahre, die er bei seinem Meister blieb, hatte er Muße genug, um ein Gedicht über Waterloo zu schreiben. „Ich hoffte," sagt er, „in dem Lobe des Königs und der Tapferkeit unserer Helden ein Mittel zu finden, um von meinem Handwerk loszukommen. Da ich fast immer am Hofe arbeitete, so wurde es mir nicht schwer, den Fürsten anzutreffen, und ihm mein Gedicht eigenhändig zu überreichen."

Ich stelle mir vor, daß der König nicht wenig erstaunt war. Er frug: welchen Lohn der poetische Tapezierer erwarte? Cappelle bat um eine Stelle als Uebersetzer. Die wurde ihm allerdings nicht, aber bei einer andern Gelegenheit folgte der königliche Lohn einer neuen poetischen Huldigung unmittelbar nach. Die dramatische Gesellschaft „der Weingarten," deren Mitglied Cappelle damals war, forderte ihn auf, ein Stück zu verfassen, welches dem Hofe angenehm sein könne. Er schrieb: „Oraniens Geburtstag oder der Sieg der Tugend und Unschuld." „Weil zwei Kinder drinnen vorkamen, wurde es verworfen." Der Dichter entschloß sich kurz, „nahm das Stück, schlug es in schön Papier ein, schickte es an Wilhelm am Abend vor seinem Geburtstag und empfing am andern Tage des Morgens einen Danksagungsbrief und eine Anweisung auf Hundert Gulden." Aber das war auch der einzige Sonnenblick des Glückes, welcher auf den „armen Jan" fiel, seit er sein Brügge verlassen hatte. Das Ende seines Briefes besteht ganz aus den Klagen, welche wohl jeder Schriftsteller ein Mal ausgestoßen hat, die aber Cappelle, mit mehr Veranlassung dazu, als gewöhnlich vorhanden ist, auf eine eigenthümlich unumwundene und bestimmte Art ausspricht. „Ich habe seitdem noch Vieles zum Zeitvertreib geschrieben," sagt er abschließend, „aber nie ist es mir möglich gewesen, einen Buchdrucker zu finden, der meine Sachen unternommen hätte. Meine dramatischen Arbeiten nun gar — kein Mensch will sie anseh'n, geschweige denn spielen. Ich habe eine vaterländische Dichtung in zweiundzwanzig Gesängen: „Das schöne Mädchen von Antwerpen," ich habe die Widmung desselben mehr als einem vornehmen Herrn angeboten und immer „an Todtenmanns Thür" geklopft. Meine kleinen Gedichte hab' ich, um so zu sagen, Gott und aller Welt an den Kopf geworfen, und Niemand noch hat es der Mühe werth gehalten, sie aufzuheben, ja, aus der Sammlung, welche jetzt in Euern Händen ist, könnt Ihr ersehen, daß sie nicht ein Mal der Ehre würdig erachtet worden sind,

der Wittwe und den Waisen Zetternams einen halben Cent einzubringen."

Wenn es unter solchen Umständen ein Trost ist, wenigstens ein Mal aufmerksam gelesen zu werden, so habe ich ihn dem Greise Capelle gewährt, denn ich habe die Sammlung seiner Gedichte, welche er zum Vortheil der Familie Zetternam herauszugeben wünschte, von Anfang bis zu Ende durchgesehen. Mit gutem Gewissen kann ich sagen: sie hätten ebenso gut gedruckt werden können, wie andere, und eines der kleineren Liedchen will ich geben.

S'ist besser Was als Nichts.

Ich bin nicht reich, ich war es nie,
Und werd' es sicher niemals werden,
Es giebt gewisse Leute, die
Bekommen nicht ihr Glück auf Erden,
Allein gab wenig mir das Loos,
Ich kümmre mich darum nicht groß:
S'ist besser Was als Nichts.

So dacht' ich in der Jugendzeit,
Und oft erfuhr ich's dann im Leben:
Es kann ein Frank mehr Fröhlichkeit,
Als eine ganze Börse geben.
Wahr ist's, nur kurz 'ist der Genuß,
Doch wenn auch bald er enden muß —
S'ist besser Was als Nichts.

Man sagt: die Zeit steht niemals still,
Und läßt auch nie sich wieder sehen,
Darum, wer fröhlich leben will,
Laß' kein Vergnügen sich entgehen.

Giebt man ihm was, so greif' er zu,
Und singe dann in guter Ruh:
S'ist besser Was als Nichts.

Lierzang op het ontydige afsterven van Z. E. den heer baron Anton Reinhard Falck. Gent, 1844.

Carrein (Frans), geboren 1816 zu Cerneghem, einem Dorfe zwischen Brügge und Dixmüde. Sein Vater konnte ihn trotz alles guten Willens nur bis zum zwölften Jahr in die Schule schicken. Ein Jahr später schon kam er aus dem Hause, um das Bäckerhandwerk zu lernen, welches er noch jetzt zu Brügge ausübt. Ich habe ihn zum ersten Mal in seiner weißen Handwerkerkleidung gesehen und zwischen Pfefferkuchen mit ihm über Literatur gesprochen, welcher er sich erst widmete, als er 1845 Mitglied der literarischen und dramatischen Gesellschaft „Kunstliebe" wurde. Behuf's ihrer Vorstellungen übersetzte er viele Stücke aus dem französischen und versuchte sich dann in eigenen. Sein erstes Stück „Peter Lanchals" oder „der Aufstand der Vlamingen unter Maximilian von Oesterreich" erhielt 1848 im Kampfstreit der Fontainisten zu Gent eine ehrenvolle Erwähnung. „Arm und Reich," ein fünfaktiges Drama, welches als sein bestes gilt, machte bei der ersten Aufführung so lebhaften Eindruck, daß der Bürgermeister von Brügge es verbot. Aus einem neuen Stück: „Elisa, die Spitzenklöpplerin," welches weder aufgeführt noch gedruckt ist, will ich ein Liedchen übersetzen, welches die mechanische Musik des Spitzenklöppelns nachahmt. Ich lasse die beiden vlämischen oder lieber Brügger Ausdrücke für Klöppel, indem sie sich reimen und volksthümlich sind. Der erste bedeutet Knüppelchen, der zweite Fläschchen, dieser die Form der Klöppel andeutend.

Laßt rollen die Klosjen,
Laßt rollen die Flosjen,
Und webt mit den Fädchen,
So Säumchen, wie Näthchen,
Mit Eil und mit Zier,
Auf's glatte Papier.

Sie fallen und rasseln,
Sie wirbeln und prasseln,
Sie gleiten und schwirren,
Sie klappern und klirren,
So seltsam geschwind,
Wie Blätter im Wind.

Wenn das ganze Stück so viel Physiognomie hat, wie dieses Lied, so wird es ein gutes Bild aus dem Volksleben in Brügge geben, wo die Spitzenindustrie so zunimmt, daß selbst Männer sich damit zu beschäftigen anfangen.

Außer „Elisa" hat Carrein noch „Andreas der Bildhauer," ein Drama in drei Aufzügen, und ein anderes ebenfalls in drei Aufzügen, „Leonard der Schreiber" im Pult. Ein Vortrag über die Erziehung erhielt 1847 den ersten Preis von der Rederykergesellschaft: „Schlagt das Aug' zu Christi Kreuz auf."

De huiszoeking, tooneelspel in een bedryf, naer het fransch van Daubigné en A. Poujol. Brugge, 1846.

Het onbekend meesterstuck, drama in een bedryf naer het fransch van Lafont, 1846.

De Advokaet Loubet, drama in dry bedryven naer het fransch van Labeche, 1846.

Porta Spada de geluckzeer, drama in vyf bedryven naer het fransch van Malefille, 1846.

De briefdrager, drama in vyf bedryven naer het fransch van Desnoyer, 1847.

De vagabond, volksdrama met zang in een bedryf, naer het fransch, 1847.
De eer myner dochter, drama in dry bedryven naer het fransch van Dennery, 1847.
Randal, drama in vyf bedryven naer het fransch van Malefille, 1847.
Het onbyt en het tweegevecht, vaudeville, naer het fransch, 1847.
De twee slotmakers, drama in vyf bedryven, naer het fransch van F. Piat, 1848.
Pieter Lanchals, of de Opstand der Vlamingen onder Maximiliaen van Oostenryk, historisch drama in vyf bedryven. Brügge, 1849.
Arm en Ryk, drama in dry bedryven en vyf tafereelen. Gent, 1851.

Cauwenbergh (Jozef), geboren den 21. November 1835 in Antwerpen, wo er 1855 seine Studien vollendete und jetzt Beamter ist. Sein Erstlingswerk, eine Sammlung von Novellen unter dem Titel „Tabakswölkchen," wurde sowohl in den vlämischen wie in den belgisch-französischen Journalen sehr günstig kritisirt und verräth in der That eine geistvolle Eigenartigkeit, welche der persönlichen Erscheinung des jungen Novellisten völlig entspricht. Cauwenbergh ist ein Antwerpner Kind mehr, ohne eigentlich der Antwerpner Schule anzugehören. Zum Uebersetzen gewählt habe ich in seinem Bändchen die letzte Novelle:

Vanitas!!

„Sie küßte mich auf die Stirn, auf die Augen, auf die Lippen, sie drückte meine Hand, wie sie noch nie gethan. An der Thür noch fiel sie mir um den Hals und hielt mich lange an ihre Brust gepreßt, als sollten wir für lange Zeit scheiden.

„Ich glaube an Vorgefühle. Dieser Glaube sollte gerechtfertigt werden, Lenorens ungestüme Umarmung sollte ihre letzte sein.

„Als ich auf die Straße trat, blieb ich stehen: in der Ferne hörte ich die falschen Töne der Hörner*) und das tolle Geschrei der Fastnachtsnarren. Trupps von Mädchen und Jungen, in rosa und weißen Percal verkleidet, zogen singend und tanzend vorbei, die Wagen rollten und machten den Grund erzittern, hier und da schlüpften ein Paar Domino's längs der Häuser hin.

„Ich betrachtete das Haus meiner Lenore; wie ruhig stand es inmitten alles dieses Getöses, dieser sittenlosen Freude! Und sie selbst — kein Wort des Verlangens nach dem Vergnügen, das auf allen Seiten sie umrauschte, hatte sie geäußert, sie war zufrieden mit meiner Liebe; was außer uns war, das hörte sie nicht, darum bekümmerte sie sich nicht — Engel! Mein Herz warf ihr einen Kuß zu.

„Auf dem Wege nach meiner Wohnung mußte ich an den Variétés vorbei, der Glanz der Fenster fiel bis auf die andere Seite der Straße; es war, als ob die Verführung einen im Vorübergehen hindern wollte, und die Musik aus dem Saal klang an mein Ohr und flüsterte mir zu: „komm herein.“ Wagen hielten vor dem Eingang still, Frauen, die Schultern und die Arme entblößt, die Röcke bis an die Knie aufgehoben, sprangen heraus und schlüpften in das Gebäude.

„Wohlan,“ dacht' ich, „stellen wir nun ein Mal eine Vergleichung an zwischen meiner reinen liebreichen Lenore und den Geschöpfen, die sich ebenfalls den Namen Weib anmaßen, zwischen dem Communismus in der Liebe und der

*) In Belgien bläs't während der Fastnachtstage die Straßenjugend auf Kuhhörnern.

himmlischen Abgeschlossenheit unserer Umarmungen.“ Und ich trat ein und lehnte mich an einen Pfeiler.

„Kaum dort, entwich mein Geist dem Ort, wo ich mich befand; ich hörte weder Musik, noch Tanz, noch Lachen, ich war in Lenorens Wohnung, im Gange; auf dem Treppenpfeiler stand das Licht und warf einen matten Schimmer umher. Sie hing an meinem Halse, und ich flüsterte ihr so süße Worte zu, daß sie jedes davon mit einem Kuß bezahlte.

„Plötzlich stieß Jemand mich an, und ich sah, wo ich war. Ich wanderte umher, ich sah das Hin- und Herwogen mit den Frauen, ich sah, wie der Erste Beste eine umfing, sie Brust gegen Brust drückte, Mund gegen Mund mit ihr schwatzte. Zugleich rief ich mir zurück, wie ich bei der bloßen Berührung von Lenorens Hand zitterte, wie ich eifersüchtig war, wenn ihr Kleid nur im Vorübergehen einen andern Mann streifte, und ich fühlte einen tiefen Widerwillen gegen das, was ich so eben Communismus in der Liebe nannte.

„Während ich so dachte, sah ich dicht vor mir einen meiner guten Freunde. Es war Lenorens Bruder. Er tanzte. Seine Dame hatte einen Domino an Ihre Art sich zu bewegen, kam mir seltsam bekannt vor. Wo hatte ich sie doch gesehen? In diesen Domino's sieht alle Welt sich gleich. Aber die Farbe ihrer Handschuhe — bah, wie viel Handschuhe von dieser Farbe giebt es nicht? Doch jetzt zieht sie einen aus, und an ihrer Hand seh' ich einen Ring, den ich kenne, den ich selbst angegeben, selbst bestellt habe, und diese Hand hatte ich noch so eben geküßt. Versteht Ihr mich?

„Lenore?“

Julius richtete sich auf so hoch er konnte, kreuzte die

Arme über der Brust, lächelte teuflisch; dann packte er mich am Arm und brach aus:

„Rechnet auf Menschen. Zerbrochene Ruthen sind's — der Mensch ist die Fleisch gewordene Lüge."

Und zwei große Thränen rannen über seine Wangen.

Ungefähr zwei Jahre nach dieser vertraulichen Mittheilung sah ich Julius in der Straße in einem Fenster liegen. Ich hatte ihn seit jener Erzählung nicht mehr gesehen. Er hatte eine seltsame Lebensweise angenommen, aus der Niemand klug werden konnte. Dann war er plötzlich verschwunden. Noch einige Zeit, und man hörte von ihm, er sei gefährlich verwundet und zwar im Zweikampf für eine berühmte Frau, deren Name mit dem seinigen zugleich genannt wurde. Jetzt war er abgemagert, bleich, sein Gesicht beinah ohne Ausdruck, ich hatte Mühe ihn zu erkennen. Als auch er mich sah, thaten wir Beide einen Ausruf; wenige Augenblicke später saßen wir miteinander am Fenster und sprachen, und er sprach von sich und sagte:

„Wäre mir nicht plötzlich ein sublimer Gedanke eingefallen, ich hätte mich in einen Winkel gekauert, um still zu sterben. Die eigentliche Lebenssaite ist in mir zersprungen, warum sollte ich da leben, da essen, trinken, schlafen u. s. w. Schönen Dank."

„Aber dieser Gedanke? —"

„Ganz recht, nur let us begin from the beginning, laßt mich Euch sagen, was mir widerfahren, seit wir zum letzten Male mit einander schwatzten — solltet Ihr glauben, daß

Lenore nach ihrem Streich mir zu schreiben wagte, der Bruder hätte sie verlockt? Daß sie mich liebte, Niemand jemals lieben würde als mich? —“

„Ich weinte vor Freude bei ihrem Briefe. Zwar konnte ich mich nicht unmittelbar dazu entschließen, sie wiederzusehen, aber ich war doch beruhigt, es lag in meiner Hand, wie ich die Sache wenden wollte, ich war Herr über ihr wie über mein Geschick, doch Ihr sollt hören, wie seltsam dieses sich wenden sollte.

„Einige Wochen nach Fastnacht geh' ich die Gerberstraße dahin, als ich von Weitem Lenore kommen sehe. Nicht vorbereitet darauf, ihr zu begegnen, wende ich mich schnell nach dem Buchladen von Max Kornicker und sehe mir die Bilder vor den Fenstern an, d. h. ich sah schwarze Flecken vor den Augen, und mit dem Herzen sah ich Lenore heran und bei mir vorüberkommen und sich dann entfernen. Da erst wurde ich gewahr was ich anstarrte. Es war ein Frauenportrait, und hier beginnt meines Lebens selige Zeit, hier beginnt der kurze Pfad, den ich mit reinem Glück dahingewandelt bin, und auf welchem die Täuschungen blühten und dufteten wie Blumen.

„Die Frau, deren Bild vor mir hing, hatte sich in der Kunst einen Namen gemacht. Rosa — stand unten am Blatt geschrieben. Das Bild war meisterhaft ausgeführt und auch das Modell ein Meisterwerk der Natur.

„Eine denkende Stirn, die jedoch weich geformt war, eine Stirn, die zugleich dem Auge schmeichelte und dem Herzen Ehrfurcht einflößte. Große Augen, die Euch freundlich anblickten, doch nicht mit der alltäglichen Freundlichkeit, welche

Ihr leichthin erwiedert, sondern mit der, welche Euch zwingt, den Hut abzunehmen. Ihr Mund war ebenso lebendig wie der Strahl von Geist, welcher aus ihrem Auge blitzte, Alles, was das menschliche Herz tief und gewaltig fühlen kann, mußte dieser Mund sagen können. Und was für Arme, welche aus der Spitzenhülle ihrer Aermel hervorkamen! Und was für eine stolze Brust! Und ihre ganze Gestalt schien üppiger als die Sammetfalten, welche majestätisch um ihre Glieder herabfielen!

„O, ich mußte den Stich besitzen. Ich suchte in meinen Taschen — Nichts, und es waren noch fünf Tage bis zum Ende des Monats. Wie oft bin ich bei dem Laden vorbeigegangen, um zu sehen, ob das Bild noch da wäre. Oft schlug mir das Herz bis zum Zerspringen, wenn ich an die Ecke der Straße kam und Menschen vor dem Laden stehen sah. Endlich kam der letzte des Monats und zugleich das Geld, welches ich von Hause erhalte.

„Mit welchem Wahnsinn der Freude stürzte ich mit dem Portrait nach Hause! Bald prangte es über meinem Pult.

„Kaum hing es da, so empfand ich eine gewisse Befangenheit; ich wagte, beim Teufel, meine verräucherte Pfeife nicht anzustecken oder mich in den Sessel zurückzuwerfen und die Füße auf den Tisch zu legen, ich saß gerade und anständig da, wie ein Mensch, der Besuch hat. Dann flüchtete ich auf ein Mal aus meinem Zimmer, durchlief die Stadt und sah doch fortwährend das Portrait vor mir, und als ich spät in der Nacht nach Haus kam und meine Thür aufschloß, da fühlte ich mein Herz schlagen.

„Das Alles war sehr lächerlich, aber wartet nur.

„Am andern Tage kam mir meine Verlegenheit vom vorigen Abend sehr albern vor, und ich steckte muthig meine Pfeife an. Aber als ich mich vor mein Pult setzte und arbeiten wollte, ging und ging es nicht, so oft ich die Augen aufschlug, um nachzusinnen, begegneten sie den lächelnden Blicken des Portraits. Ich dachte daran, es zu verhängen, aber dann war es ja so gut, als besäß' ich es nicht — wozu hatt' ich es denn da gekauft? Endlich fiel mir etwas ein: so oft ich aufsähe, wollte ich eine dicke Tabakswolke vor das Bild blasen, dann würde ich es nicht mehr sehen. Das wäre recht gut gewesen, aber ich sah der Tabakswolke nach, und in dem Maße, wie sie sich zertheilte, erschien das bezaubernde Antlitz verlockender als vorher, denn die Mauer, ja, selbst das Papier verschwand in dem Dampf, und was mir entgegenlachte, schien nicht länger ein Bild, sondern ein lebendiges Wesen, die wahre Rosa. Gott weiß, wie lange ich dasaß und dichte Rauchwolken vor das Bild blies!

„Den folgenden Tag hielt ich die Hände vor die Augen gedrückt und träumte. Plötzlich rief ich: „siehe da, ich denke nicht mehr an Lenore." Dann blickte ich unwillkürlich zu dem Portrait auf und murmelte: „Rosa!"

„Ja, ich nannte es Rosa, ich sprach zu ihm, als könnte es mich hören, als wäre Rosa nicht fern, mir unbekannt, an Stand und Ruhm hoch über mir, vielleicht sogar verheirathet. Ich faltete die Hände vor dem Bilde und redete es mit unsinnigen Worten an. „Nein, nein, Rosa, Ihr würdet mich nicht betrügen," sagte ich, „Eure edle Seele liegt in Euern offnen Augen; wenn Ihr sagtet: ich liebe Euch, so würdet Ihr mich lieben. Ihr würdet nicht mich leidenschaftlich um-

halsen und dann, kaum daß ich fort wäre, auf dem Fastnachtsball laufen.“ Alles, was nicht mein Wahnwitz war, wurde mir unerträglich. Sah ich von ferne einen Freund, so machte ich Rechtsum — ich konnte ja mit ihm nicht von Rosa sprechen. Keine Frau wagte ich anzusehen — es wäre mir wie eine Untreue an meinem Ideal vorgekommen. Eines Tages ging ich mit gesenktem Kopf, ich hörte dicht hinter mir einen knisternden Schritt, ein rauschendes Kleid, ein Irisduft fiel betäubend auf meine Sinne, erschreckt sah ich mich um, es war eine junge Frau, eine schlanke, zierliche Gestalt — eine flüchtige Aehnlichkeit mit Rosa, die vielleicht nicht vorhanden war, die nur ich in meiner Einbildung sah', faßte mich, zog mich gewaltsam der Frau nach, ich folgte ihr so weit sie ging. Wie trunken kam ich Abends nach Hause, kannte, so verwirrt war ich, mein Zimmer nicht mehr, stieß gegen Tisch und Schrank. Endlich gelang es mir, Licht zu machen, mein erster Blick war mechanisch nach Rosa's Bild gerichtet, es sah in seiner ruhigen, reinen Schönheit wie mit einem spottenden Lächeln auf mich herab, das Licht fiel mir aus der Hand, eiskalt lief es mir über Haupt und Herz, ich war nüchtern geworden und wie vernichtet durch das Gefühl meiner Schuld. Ihr seht, wie weit es mit mir gekommen war.

„Damals war es, daß ich nie zu Hause war, wenn die Freunde mich besuchen kamen, daß Ihr Alle an mich schriebt, um mich zu fragen, ob ich krank sei, und daß ich Keinem von Euch antwortete.

„Ich las auch niemals die Tagesblätter. Was konnten sie mir sagen? Sie sprachen ja nicht von Rosa.

„Eines Tages jedoch bekam ich eine Zeitung in die

Hände — ein Werkchen, das mein Buchhändler mir schickte, war darein gewickelt. Gedankenlos sah ich es an, da fiel mir in dem wimmelnden Ameisenhaufen der Buchstaben ein Name in's Auge — der ihre. Mir war's, als schimmerte ein Diamant auf einem Kehrichthaufen. Ich las: „„Rosa — spielt zu Paris die Rolle von — in dem Stücke —. Die Begeisterung, welche sie erregt, ist unbeschreiblich.""

„So wußt' ich nun, wo Rosa zu finden war, wo ich sie von Angesicht zu Angesicht sehen konnte. Mein Kopf schwindelte. Ich schrieb augenblicklich an meinen Vater, den guten Dorfbürgermeister, daß ich von nun an den Handel in Paris lernen wollte. Mit den paar Hundert Franken, die er mir monatlich gab, hatte ich genug, um von Brod und Wasser zu leben und täglich in's Theater gehen zu können.

„O, als ich sie endlich sah! Als ich das Wesen, welches ich bisher nur geträumt, wirklich vor mir erblickte, als ich es athmen, sich bewegen, lieben, jauchzen, leiden, zucken und sterben sah, könnt Ihr Euch da vorstellen, wie mein Inneres voll von Stürmen und Liedern wurde? Beschreiben kann ich es Euch nicht.

„Wie sollte ich in ihre Nähe kommen? Wie es erreichen, aus ihrem Auge einen Blick auf mich fallen zu sehen, aus ihrem Munde ein Wort zu hören, das ausdrücklich an mich gerichtet wäre? Kein Mittel. Ich konnte Nichts, als ihr folgen, wohin sie ging, sie spielen sehen, wo sie auftrat — für meinen Vater waren ja alle größern Städte Handelsstädte. Und starb sie einst, da wollte ich es machen wie ein treuer Hund auf dem Grabe seines Herrn, mich niederlegen und sterben.

„Alle Tage wurde sie schöner, edler in meinen Augen.

Wenn mich Jemand etwa anredete und über Politik, selbst über das Wetter sprach, so antwortete ich mit Rosa. Das that ich auch bei einem jungen Feuilletonisten. Er sah mich lächelnd an: „Ihr liebt also das Theater sehr?"

„Oh!" war meine Antwort.

Von da an nahm der brave Mensch mich täglich mit sich, sogar bis hinter die Coulissen. Das Leben dort ist eigener Art, ich möchte es nicht auf mein Gewissen nehmen, es hier zu schildern; keine acht Tage, und man machte es nach. Allmählich wurde ich dort einheimisch. Jeden Abend, wenn Rosa aus ihrer Loge kam, erwartete eine dichte Schaar ihr Vorübergehen; ich drängte mich jedes Mal dazwischen, denn sie sagte immer: „„guten Abend, meine Herren,"" und ich wollte mein Theilchen an diesem guten Abend haben.

„Die gewohnten Besucher der Coulissen sagten unter sich, es wäre schwer, an Rosa heranzukommen. Das hieß, sie wäre tugendhaft. Was der Aerger der Andern war, das war mein Jubel; meine Liebe stieg und stieg.

„Eines Abends hörte man an der Thür von Rosa's Loge einen heftigen Wortwechsel. Alles stürzte herbei, ich mit. Ein junger Mensch, der trunken schien, hielt sie am Arm gepackt und drohte ihr. Sie sah ihn stolz an und sagte: „„ich kenne Euch nicht, mein Herr!"" Er ließ sie nicht los, und stieß ein Schimpfwort aus. Ich packte ihn. Er wandte sich wie ein Löwe gegen mich. „Eure Stunde, Eure Waffen?" — „Meine Stunde?" antwortete ich, „je früher, je lieber. Meine Waffen? Ich bin Vlaming, in meinem Vaterland macht man dergleichen mit der Faust aus, ich verstehe mich auf keine Waffe, also die, welche Ihr wählt."

„Am nächsten Morgen standen wir, den Degen in der Hand, einander gegenüber. Mein Gegner verstand sich nicht besser auf's Fechten, als ich, aber ich dachte an Rosa, das gab ihm über mich einen Vortheil, den er benutzte — ich fiel mit einem Stich in der Seite.

„Als ich so lag, hörte ich einen Wagen rollen, und eine Stimme: Rosa! rufen. Ich wollte mich aufrichten — „liegt still," sagte der Doktor, „oder Ihr seid todt."

„Eine andere Stimme sagte: „welcher Glücksfall für Rosa! Ein Duell um ihretwillen! Ganz Paris wird davon sprechen." Ich wollte wieder in die Höhe, den Beleidiger zur Rechenschaft ziehen, mein Blut strömte stärker, ich hörte und sah Nichts mehr.

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einem Bett, welches sicherlich nicht der Strohsack in meinem Dachkämmerchen war. Eine weiche Hand hielt die meine, eine sanfte Stimme sagte: „„ist er nicht schön, Beppina, mit diesen schwarzen Locken, diesem kleinen Bärtchen und den weißen Zähnen zwischen den halbgeöffneten Lippen?""

„Ich machte die Augen auf; es war Rosa. „„Trügender Traum!"" murmelte ich und verlor wieder das Bewußtsein.

„Aber es war kein Traum, Rosa pflegte mich, Rosa saß an meinem Bette, während der langen Tage, daß ich langsam genas. Wir träumten viel, laut, gemeinschaftlich, oder still im Herzen. Manchmal drückte sie einen Kuß auf meine Stirn und flüsterte: „„edles Kind, nicht wahr, Ihr glaubt nicht, was der Unverschämte sagte?""

Und ich antwortete tausend Mal Nein.

„Ich hatte längst ihr die Geschichte ihres Bildes und meiner Anbetung erzählt. Sie wollte auch mein Bild haben. Es wurde gemacht, während ich noch krank lag.

„Allmählig genas ich, konnte auf sein, im Zimmer umherwandeln. Nur auszugehen erlaubte mir der Arzt noch nicht.

„Eines Tages war ich allein auf dem Zimmer. Doch langweilte ich mich nicht, selbst ohne Rosa. Ich sah in der Phantasie meine Zukunft, eine Zukunft so schön, wie nur je ein Dichter das Paradies gemalt. Und dann warf ich mir vor, daß ich so oft das Schicksal angeklagt, mich so oft ein Unglückskind genannt habe, dem Alles fehlschlage. Jetzt war ich einem Armen gleich, der des Nachts geträumt, er besitze eine Million, der des Morgens über seinen Traum spottete, und dem zu Mittag die Million wirklich aus dem Himmel fiel.

„Während ich so dachte, fiel mein Blick in den Spiegel und da sah ich eine Gestalt, auf die ich eifersüchtig geworden wäre, hätte Rosa sich im Zimmer befunden. Bei näherem Hinsehen entdeckte ich jedoch, daß die Gestalt meine eigene war. Der Morgenrock und die griechische Mütze, die ich trug und worin mich zu sehen ich noch nicht gewöhnt war, hatten mich irre an mir selbst gemacht. Ich war um so mehr zufrieden, da ich mir ganz verteufelt wohl gefiel. Die schwarzen Locken, die großen dunkeln Augen, der herabgestrichene Bart, machten, zusammen mit meinem blassen Gesicht, ein Ganzes aus, welches Eindruck machen mußte. Ich betrachtete dieses melancholische Antlitz, das meine, mit dem größten Wohlgefallen; und die Güte des Schicksals verlor die Hälfte von ihrem Werthe, denn ich schrieb das Glück, welches mir zu Theil geworden, wenigstens zur Hälfte mir selbst zu.

„Wie mußte ich nur ausgesehen haben, als mein Bild gemacht worden war! Ich wollte mich davon augenblicklich überzeugen, suchte das Bild in allen Ecken und fand es nicht. Gewiß war es in einem der Schubfächer des Sekretärs. Ich suchte hastig den Schlüssel; in solchen Fällen bin ich wie eine nervöse Frau. Verschiedene Schlüssel fielen mir in die Hände, keiner war der rechte. Während des Suchens stieß ich an eine kleine seidene Tasche, die mit Perlen gestickt war. Ich fühlte, daß ein Schlüssel drinnen steckte. — „Keine Umstände," sagte ich zu mir selbst, „sie hat keine Geheimnisse vor mir." Der Schlüssel war der rechte. Ich zitterte, als ich das Schubfach öffnete. Warum? Es lag ja doch keine Unzartheit darin, den kleinen Geheimnissen einer Frau nachzuspüren, die da sagt, sie liebe Euch, die da schwört, sie habe noch Niemand geliebt als Euch. Genug, ich öffnete entschlossen. Nachdem ich einen Augenblick in die Schublade gestarrt, stieß ich einen dumpfen Schrei aus, meine kaum genesene Wunde schmerzte mich heftig, mein Herz that mir noch weher. Mehr als zwanzig Portraits lagen vor mir, zwanzig, sag' ich, Journalisten, Offiziere, Schauspieler, was Ihr Euch nur denken könnt, ein ganzer männlicher Harem von melancholischen, träumerischen Gesichtern.

„Ich weiß nicht recht wie ich aus dem Zimmer und aus dem Hause kam. Acht Tage brachte ich damit zu, mich vor die Stirne zu schlagen, zu weinen, Alles zu verfluchen, dann andere acht Tage damit, Alles zu verhöhnen, mich zuerst, und darauf das All. Und dann fühlt ich, daß ich fort müsse aus Paris, daß meine Seele das Fieber habe.

„Ist's Euch auch schon gewesen, wenn Ihr so recht

marterroll gelitten hattet, daß es Euch plötzlich vorkam, als hättet Ihr Alles nur geträumt? Wohl, so war es mir, als ich auf der Eisenbahn nach Antwerpen rollte, als ich meine Reisegefährten so ruhig schnupfen und schlafen sah, als ich mich so einförmig fortgeführt fühlte, die Locomotive so regelmäßig Athem holen hörte. Ich war ein ganz anderer Mensch. Ich erinnerte mich, daß die Lenore denn doch ein recht gutes Kind gewesen sei. Ich gab zu, daß es wohl möglich sei, der Bruder habe sie verführt. Ich glaubte gern, daß sie nie Jemand anders lieben würde, als mich. Ich betrachtete mit Widerwillen die unerhörte Verirrung, die mich so lange von ihr fern gehalten, aber ich hoffte, daß mein Sprödethun, meine Abwesenheit nur dazu gedient haben würden, sie noch versessener auf mich zu machen. Feierlich beschloß ich, mich von der Eisenbahn geradeweges zu ihr zu begeben, ihr mein Herz und meine Hand anzutragen und so allen künftigen Bocksprüngen vorzubeugen. Die Augen geschlossen, damit meine Reisegefährten glauben möchten, ich schliefe, sah ich Lenore bei meinem Eintreten aufspringen, mir an den Hals fliegen, vor Freude weinen.

„Endlich war ich an ihrer Wohnung. Es war ganz früh am Morgen, Alles schlief noch. Ich weckte mit meinem Geläute das ganze Haus. Man empfing mich kalt und verdrießlich.

„— Wo ist Lenore?" rief ich.

„— Nun, wo soll sie sein? In ihrem Hause."

„— Wie, in ihrem Hause? Wohnt sie denn nicht mehr hier?"

„Seid Ihr denn von Sinnen? Wo soll sie anders wohnen, als bei ihrem Manne?"

„— Bei ihrem Manne? Sie ist also verheirathet?"

„— Schon seit sechs Monaten."

„Und sie hatte niemals Jemand lieben wollen als mich! Hatte ich nun nicht Recht zu sagen, daß die eigentliche Lebenssaite in mir zersprungen sei? Während ich mit Rosa's Bild allein lebte, da war ich wirklich glücklich — in meiner Einbildung. Als ich dieses Glück in der Wirklichkeit suchte, als ich es fühlen, fassen wollte, da fand ich, daß es Nichts war, als Nichtigkeit und Lüge. Alles ist eitel, — Salomo hat es wohl gesagt — es war ein großer Philosoph."

„Ich würde Euerm Unglück einen andern Namen geben, als Omnia Vanitas," sagte ich zu Julius.

„Und welchen?" frug er.

„Egoismus," antwortete ich.

„Nein," sprach er spöttisch, „bisher war ich kein Egoist, aber jetzt will ich einer werden. Ich werde von meinem Vater das Erbtheil meiner Mutter fordern, und Geschäfte machen. Ich will Nichts mehr kennen als meine Tasche und das Geld d'rinnen. Das ist die einzige Wirklichkeit, welche nicht lügt."

Tabakswolkjes. Schetsen. Antwerpen, Gent 1858.

Conscience (Hendrik), geboren den 3. Dezember 1812 zu Antwerpen. Seine Biographie steht hier nur, weil sie nicht fehlen darf, eigentlich ist sie überflüssig, denn sie ist

überall bekannt. Innerlich Neues kann ich in ihr nicht geben; Conscience hatte mir zwar einige Blätter über sich selbst versprochen, hat jedoch dieses Versprechen nicht gehalten. „Ich hatte," schreibt er mir unterm 2. October 1858 aus Kortryk, „begonnen, eine ausführliche Skizze meines Lebens für Euch niederzuschreiben, doch nachdem ich einige Seiten weit gekommen war, sah ich bald, daß meine Arbeit sich zu einem ganzen Bande ausdehnen würde." Er fügt hinzu, daß es ihm außerdem noch äußerst peinlich falle, über sich selbst zu urtheilen, und daß er darum in seiner Lebensgeschichte nicht über das Jahr 1842 hinausgegangen sei. Er sandte mir daher nur eine Reihe von Daten, welche da anfingen, wo die „Umwälzung von 1830" aufhört; diese „Erinnerungen aus meiner ersten Jugend" erschienen bekanntlich zuerst in der **Revue contemporaine**, und der Uebersetzer von Conscience, Professor Leon Wocquier in Gent, leitete sie mit einigen Notizen über die ersten Jahre des Dichters ein. Obgleich sie nach dem vlämischen Urtext, welcher 1858 erschien, sicher schon in's Deutsche übertragen sind, gebe ich der Vollständigkeit halber einen gedrängten Auszug daraus.

Der Vater von Conscience war aus Besançon, und kam, nachdem er lange in der kaiserlichen Marine gedient, drei Mal Kriegsgefangener gewesen und endlich durch Auswechselung von den englischen Pontons frei geworden war, als Unterhafenmeister nach Antwerpen, wo er sich mit einem vlämischen Mädchen verheirathete. Wenn folglich die Franzosen Conscience als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen, so haben sie nicht ganz Unrecht, Conscience hat in seinem Talent wie in seinem Wesen viel Französisches. Daß die von der Mutter angeerbten germanischen Eigenschaften sich mit jener lebendigen thatkräftigen Nationalität mischten, hat ihn eben zu dem gemacht, was er ist. Nichts glücklicher als die Vermischung der Racen.

Doch war Conscience im Anfang seines Lebens krank, und sogar elend. Ein französischer Arzt hatte vorausgesagt,

daß er bis zum siebenten Jahre siechen, überstehe er diesen Zeitpunkt, sich erholen und kräftigen werde. Der erste Theil der Prophezeihung erfüllte sich so vollständig, daß der Knabe bald nur noch auf Krücken, endlich gar nicht mehr gehen konnte. In einem hohen Stuhl durch Kissen aufrecht gehalten, saß er Tag für Tag am Fenster und las in den Büchern, mit welchen der Vater einen Makulaturhandel trieb, nachdem er bei Napoleons Fall seine Stelle verloren und den zuerst angefangenen Handel mit altem Schiffsbauholz einträglich genug gefunden hatte, um einen zweiten ähnlichen zu unternehmen. In den Abendstunden hatte er dem kranken Kinde das Abc gelehrt, und Hendrik hatte dabei lesen gelernt. Die Mutter suchte ihm seine Krankheit auf eine andere Weise zu erleichtern. Sie erzählte ihm vom Himmel, wohin er kommen sollte.

Er sollte jedoch auf Erden bleiben. Mit sieben Jahren genas er und wurde gleichsam erst Knabe. Kein starker und muthiger, dazu war sein Körper zu schwach geworden. Er fürchtete, nicht die Natur, nicht das Wasser oder den hohen Baum, wohl aber den Menschen. Von dieser Menschenfurcht will er nie ganz befreit worden sein. Um so mehr ist die Energie des Charakters zu bewundern, welche ihn später einen so mächtigen Einfluß auf andere Wesenheiten gewinnen ließ, daß man wohl sagen kann, er war mehrere Jahre hindurch der König des intellektuellen Antwerpens.

Zu der Zeit jedoch, von der hier die Rede ist, war er noch ein armer kleiner kränklicher Junge, der mit seinem Bruder in eine niedere Schule ging und seine Freistunden, welche durch den Tod der Mutter ohne liebende Aufsicht blieben, mit den Straßenjungen seiner Vaterstadt auf den nächsten Plätzen zubrachte. Des Abends versammelte er seine Spielkameraden auf der Kellertreppe seiner väterlichen Wohnung, und da wurden Geschichten erzählt. Natürlich keine natürlichen. Sämmtliche Kobolde, Hexen und Spukgeister, von denen man auf Vlämisch zu erzählen weiß, und ihrer sind viele, waren von

der Gesellschaft. Damit noch nicht zufrieden, kaufte Hendrik sich für sein Taschengeld sämmtliche „Blaue Bücher", d. h. Fortunatus, Reinart, die Haymonskinder u. s. w. Er konnte vom Wunderbaren nicht genug bekommen.

Aber auch das Wirkliche der Natur sollte er kennen lernen. Sein Vater faßte plötzlich den Entschluß, die Stadt zu verlassen und sich auf einem Platze, welcher „die grüne Ecke" oder „der grüne Winkel" genannt wurde, etwa eine Viertelstunde vor dem Borgerhoutschen Thor gelegen und damals ganz einsam war, eine Art von Klause zu bauen. Dort besorgten nun die beiden Knaben Haus und Garten, während der Vater in den Geschäften seines Handels fast immer abwesend war. Sonnabends nur kam eine alte Frau, um ihnen bei dem Schwersten der Hauswirthschaft ein wenig zu helfen. Von Schule war keine Rede mehr.

Nach vier Jahren abermalige Veränderung. Der Vater verheirathete sich zum zweiten Male, verkaufte seine Klause „zum grünen Winkel" und zog nach Borgerhout. Die junge Stiefmutter ahnte die kommenden eigenen Kinder und fand, daß die beiden Stiefsöhne schon groß genug wären, um sich selbst ihr Brod zu verdienen. Der Aelteste, „der gelehrt war," sollte Lehrer werden, der Jüngste, „der stark war" Tischler.

Hendrik kam folglich in eine Schule, welche ein Herr Verkammen in Borgerhout hielt. Bald wurde er vom Schüler Hülfslehrer in den untern Klassen, zugleich lehrte Herr Verkammen ihm Englisch. Später vervollkommnete er sich im Institut des Herrn Shaw in der Stadt in der Kenntniß des Französischen, und mit sechszehn Jahren kam er als Unterlehrer zu Herrn Delin. Er mußte ja sich selbst sein Brod verdienen.

Jetzt kam die Umwälzung. Wie hundert Andere ging Hendrik mit, ohne zu wissen warum und wohin. Die Zeit der Verwirrung in dem werdenden Belgien ist in seinem Buche vortrefflich geschildert. Man glaubt das Durcheinander zu hören und zu sehen. Er selbst erscheint als ein fried=

sames Kind, welches durchaus nicht weiß, wie es so mitten in den Krieg hineingerathen ist.

Zu Dendermonde endigte der kriegerische Abschnitt seines Soldatenlebens. 1833 wurde er Sergeant=Major. In dieser neuen Würde kam er Ende des Jahres 1834 auf Urlaub nach Hause und in neue Beziehungen mit dem Freunde seiner Knabenzeit, Johan Alfried de Laet, der eben damals mit Glück Französisch schrieb. Er regte Conscience zu gleichen Versuchen an. Seit dieser Zeit war Conscience der Chansonnier seines Regimentes. Ich habe von Offizieren heitere Geschichten aus jener Zeit gehört, Conscience soll eine unerschöpfliche satyrische Ader besessen und nebenbei ebensogut gekocht wie gedichtet haben. Da ich selbst eine von ihm bereitete kalte Sauce vortrefflich gefunden habe, will ich sein Talent im culinarischen Fache keinesweges bestreiten.

1836 war seine Dienstzeit um, und er kehrte in das elterliche Haus zurück. Die Bekanntschaft mit Theodor Van Ryswyck und andern Mitgliedern des „Oelzweiges", einer kürzlich gestifteten Gesellschaft, deren Zweck die Ausübung der Muttersprache war, regte ihn wohl an, sich auch im Vlämischen zu versuchen. Conscience sagte später am Grabe Theodor's: „Ihr wart mein erster Streitgenoß," und wenn es zwischen ihnen zur Kühle kam, so war das doch damals noch nicht der Fall, als der erste vlämische Roman von Conscience, der erste der neuen Literaturperiode überhaupt, das vielbesprochene „Wunderjahr" erschien.

Conscience sagt davon kurzweg: „es fand viel Beifall," er hätte sagen müssen: „es machte das größte Aufsehen," und zwar nicht nur, wie man wohl behaupten will, blos in Antwerpen. Jetzt ist diese erste Ausgabe des „Wunderjahres" zu einer Art heimlicher Geschichte geworden, welche man sich leise erzählt, und man spürt einem Exemplar derselben als einer Curiosität nach. Ich habe die beiden Ausgaben des Werkes nicht mit einander verglichen, kann also nicht beurtheilen in welchem Grade die zweite von der ersten verschieden

ist. Ueber die Veränderung seiner Richtung im Ganzen, eine Veränderung, welche ihm von seiner frühern Partei noch heute unermüdlich vorgeworfen wird, äußerte Conscience energisch und unumwunden gegen mich, als ich ihn 1858 in Kortryk besuchte. Conscience war durchaus nicht dazu gemacht, ein verkannter Dichter zu sein, er empfand das instinktive Bedürfniß jedes wirklichen Talentes, durch Popularität auf die Masse zu wirken. Aber die Popularität — wo blieb sie? Wenn Conscience ein Buch herausgab, so fand er auf den Subscriptionslisten immer dieselben Namen. Eine solche Liste war ein Zins, den er von seinen Freunden erhob, ein Zwang, den er ihnen anthat. Da fragte man ihn von Seiten der andern Partei: „warum gegen uns, wir sind die geistigen Vormünder des Volkes; es liest nicht, was wir ihm versagen müssen, weil es ihm schaden würde. Warum nicht schreiben, um ihm zu nutzen?“ Conscience hörte, erwog, begriff und gab nach. In diesem verständigen Anerkennen des Vorhandenen, in diesem Sichschicken in das Ebennöthige erkenne ich hauptsächlich das französische Element in dem Doppelwesen von Conscience, während das Germanische sich in der Ernstlichkeit offenbarte, womit er pflegte, was er zu Antwerpen gegen mich „son artiste“ nannte. Diese Ehrfurcht vor dem Schaffenden in sich hat er, nicht principiell, aber instinktiv mit Goethe gemein. Sein kluges Nachgeben trug Frucht. Conscience ist jetzt nicht nur berühmt draußen, sondern auch daheim populär, er wird selbst in Mecheln gelesen, in der Stadt, wo am wenigsten von allen belgischen Städten gelesen wird. Ein armer Schuster dort gerieth sogar in die höchste Angst, als Conscience Kreiscommissair in Kortryk wurde. „Nun Conscience ein so großer Beamter geworden ist,“ sagte der Schuster aus Mecheln, „wird er nicht mehr schreiben, und wenn Conscience nicht mehr schreibt, was soll ich denn da lesen?“ Diese Frage that der Schuster in einem Briefe Conscience selbst. „Le romancier de la Flandre“ antwortete sogleich und tröstete den Schuster auf das Freundlichste. Einige Monate, schrieb

er, müsse er allerdings daran wenden, sich in die ihm ganz neuen Geschäfte einzuarbeiten, dann jedoch solle der Schuster nach wie vor seine Romane zu lesen bekommen. Conscience hat Wort gehalten: „Batavia,“ „die Umwälzung“ und „Simon Turchi“ erschienen, nachdem er Beamter geworden war. Zugleich fand ich ihn bereits ganz eingerichtet in seiner neuen Stellung. Er mußte, während wir bei ihm waren, einen ganzen Stoß Papiere unterzeichnen, aber das störte ihn nicht, er unterzeichnete und sprach weiter über Literatur. Auch auf seine Laune oder seine Frische hatte die Prosa des Lebens keinen Einfluß, nur zu dick wurde er. Das war die Trübsal des Hauses, welche mir sowohl von ihm, wie von seiner Frau ernsthaft klagend mitgetheilt wurde. „Was ist denn das für ein Romancier, der so dick wird?“ fragte Conscience.

Als er sein „Wunderjahr“ schrieb, war er noch behend und schlank, arm und phantastisch. In Allem, was er damals geschrieben wogt und rauscht die dunkle Flut der Phantasie. Darum nannte er wohl auch mit diesem Namen die Sammlung kleiner Erzählungen, welche gleich dem „Wunderjahr“ 1837 erschienen. Es ist ein Buch, welches Conscience nicht liebt. Auch das Stück, welches ich mittheile, ist aus dem „Nordstern,“ welchen es eröffnet, nie abgedruckt worden. Ebenso wenig ward es übersetzt, folglich wählte ich es, oder nahm es vielmehr, denn von Wahl ist bei einem Schriftsteller, von dem außer einem Stücke Alles übersetzt ist, nicht die Rede. „Der Pilgrim“ ist der Frau Cock de Pauw gewidmet, einer vlämischen Dichterin, von welcher das heutige Geschlecht Nichts mehr weiß, von der jedoch das frühere in den ersten „Jahrbüchlein“ dieses oder jenes Gedicht gelesen haben mag. Sie wohnte in Wetteren, und soll, als Conscience noch im Dienste war, einigen Einfluß auf ihn gehabt haben.

Den 10. Februar 1837 finde ich als den Tag angemerkt, an welchem Conscience abermals das väterliche Haus verließ. Es ist wohl öfter der Fall gewesen, daß ein junges Talent gerade im Elternhause keinen Platz fand. Conscience

zog in das Wirthshaus „Der König von Spanien“ in der Vorstadt St. Willebrords. Durch die Vermittlung von Gustav Wappers, dem Maler des Königs, bekam er einen Platz als Schreiber bei der Provincialregierung mit einem Gehalt von fünfhundert Franken, gab ihn jedoch bald wieder auf, um ungestört an seinem „Löwen von Flandern“ arbeiten zu können, der im September 1838 erschien. Was dieses Buch für die inländische literarische Bewegung gewirkt, ist kaum zu berechnen. Als Conscience nach Kortryk kam, wurde nicht dem Kreiskommissar, sondern dem Romancier, welcher die Sporenschlacht verherrlicht hatte, ein prächtiges Mahl gegeben, bei seinem Erscheinen jedoch brachte der Roman dem Dichter so wenig materiellen Vortheil, daß Conscience sich kurz und bündig entschloß, sein täglich Brod durch seiner Hände Arbeit zu erwerben und als Blumengärtner in den Dienst des Herrn van Geert zu Antwerpen eintrat. Vielleicht trug zu diesem Entschlusse der Umstand bei, daß Conscience sich im Februar 1839, als die Abtretung von Limburg und Luxemburg verhandelt wurde, in einer Rede auf dem Theater des Variétés stark gegen die Beschlüsse der Conferenz ausgesprochen und sich „den Haß von vielen mächtigen Personen auf den Hals geladen hatte.“

Am 11. April 1840 empfing er, abermals durch Vermittlung von Wappers, welcher im Januar desselben Jahres Direktor der Akademie von Antwerpen geworden war, für zwei Jahre von der Regierung die Zusicherung von 1000 Franken jährlich, um eine Geschichte von Belgien schreiben zu können. Er zog nun wieder in die Stadt, wurde den 3. November 1841 mit 2500 Franken zum Sekretair der Akademie ernannt, und verheirathete sich im August 1842 mit Maria Peinen aus Antwerpen. In dieser Wahl zeigte er sich ausschließlich als Vlaming, denn seine Frau verstand auch nicht ein Wort französisch. Als ich im Frühling 1856 Conscience zu Borgerhout besuchte, sah ich sie gar nicht, denn Conscience fragte mich, was ich, da ich noch nicht Vlä=

misch verstehe, mit ihr anfangen wolle. Erst in Kortryk 1858, als ich des Vlämischen mächtig war, machte ich ihre Bekanntschaft. Wenn der Mann die Frau schafft, so kann Conscience sich seiner Frau als eines seiner anmuthigsten Werke rühmen. Sie ist ohne alle Ansprüche und voll Natürlichkeit und Einfachheit. Auf den Schriftsteller giebt sie nicht viel, der Mensch ist ihr Alles. „Ich bin es so gewohnt," antwortete sie mir, als ich sie frug, ob sie nicht eitel auf alle die Auszeichnungen sei, welche ihm zu Theil würden, dann setzte sie hinzu: „er hat einen so guten Charakter — ich hab' ihn noch nie böse auf mich gesehen." Gewiß das beste Lob, welches über einen Mann ausgesprochen werden kann. Ebenso gut ist Conscience als Vater. Sein kleines Töchterchen Mieke faßte er wie ein Blümchen an. Es ist aber auch wirklich ein Kind wie eine Blume, von einer in Belgien seltenen Lieblichkeit und zugleich begabt mit ungemeiner Phantasie. Als wir im Garten beim Abendessen saßen, erschien der Komet, welcher das Jahr 1858 erhellte. Mieke machte sich eine Serviette nach der andern wie eben so viele Schleier um, sie fürchtete, „der Stern könne ihr auf's Köpfchen fallen." So hatte der unheimliche Glanz jener Himmelserscheinung das reizbare Kind getroffen.

Daß Conscience Kinder liebt, konnte man bereits aus seinem allerliebsten Fransken in „Wie man Maler wird" erkennen. Mit diesem kleinen Buche begann 1843 die Reihe jener Schilderungen, welche Conscience und das Vlämische zugleich in ganz Europa bekannt machten, nachdem Melchior von Diepenbrock, Fürstbischof zu Breslau, sowohl dieses Buch, wie die beiden, welche ihm gefolgt waren, „Was eine Mutter leiden kann," und „Siska von Roosenmael" 1845 in's Deutsche übertragen hatte. Welchen Eindruck „Wie man Maler wird" hervorgebracht hatte, beweist ein Besuch, welchen am 15. September desselben Jahres drei Prinzen von Thurn und Taxis Conscience abstatteten. Er mußte ihnen Frau und Kind vorstellen, ihnen auf der Akademie alle Stellen zeigen, welche

im Romane vorkommen, sie endlich mit Wappers, welcher ebenfalls darin erscheint, und mit Eduard Dujardin, dem Helden, bekannt machen. Auch wurde Conscience zum Ritter des Leopoldordens und zugleich mit Ledeganck und De Laet zum aggregirten Professor an der Universität von Gent ernannt.

Die „Geschichte von Belgien" und „Graf Hugo van Craenhove" waren 1845 erschienen, im nächsten Jahre kamen „Abendstunden" und „Einige Blätter aus dem Buche der Natur" heraus. Dieses letztere Werk sandte Conscience an Humboldt, welcher ihm voll der höchsten Anerkennung schrieb. Conscience bewahrte diesen Brief wie ein Heiligthum. Auch König Ludwig von Bayern schrieb ihm eigenhändig bei Uebersendung des St. Michaelsordens; Friedrich Wilhelm IV. von Preußen schickte ihm den rothen Adlerorden IV. Klasse.

Im Jahre 1847 erschien nur „Lambrecht Hensmans," ein Buch, welches ich nicht liebe. Ebenso finde ich in „Siska Van Roosenmael" die Strafe unverhältnißmäßig gegen das Vergehen, und sprach diese meine Meinung gegen Conscience selbst freimüthig aus. Er nahm es keineswegs übel, sondern antwortete mir nur: gerade wie es sei, habe besonders dieses Buch bei der „kleinen Bürgerschaft" sehr gut gewirkt; wolle man die Masse fassen, müsse man bisweilen stärkere Griffe thun, als man sich gestatten würde, schriebe man nur für sich und einige Auserwählte. In diesem Schicken in das Publikum liegt das Geheimniß von der großen Verbreitung von Conscience, es hat indessen auch zur Folge, daß man ihn ganz gelesen haben und doch nicht kennen kann, indem er seinen Büchern, selbst seinen schönsten, unendlich überlegen ist. Man muß Conscience vertraulich und feurig sprechen hören, um ihn ganz zu würdigen. Er ist einer der geistvollsten und ausgezeichnetsten Menschen, die ich kenne. Zugleich spricht er sowohl Blämisch wie Französisch mit einer seltenen melodischen Grazie. Sein Talent als Redner ist allgemein anerkannt.

Am 21. Juli 1847 wurde Conscience zum vlämischen Lehrer der Prinzen ernannt; es blieb jedoch beim Titel. Gleichsam um dieser Auszeichnung die Wage zu halten, wurde er am 4. December mit Bleeschhouwer und De Laet aus dem „Oelzweige" ausgestoßen, und zwar unter dem Vorwande, das Blatt, welches sie schrieben, „der Roskam," der Antwerpner Charivari, schade der vlämischen Sache. Es handelte sich jedoch wohl nur um persönlichen Antagonismus, keineswegs um ein Princip. Conscience hatte zu große Erfolge gehabt, um nicht Feinde zu haben. Irgend einen Einfluß hatte die Ausstoßung aus dem „Oelzweige" nicht, sie wurde nur die Veranlassung zur Stiftung der Gesellschaft für „Sprache und Kunst," welche, wie Bleeschhouwer mir schrieb, „einen Glanz erreichte, wie keine andere vlämische Gesellschaft je gehabt hatte." In ihr vereinigte sich gleichsam die Partei der Conscienciſten. Am 19. August 1851 gab sie Conscience ein glänzendes Fest in den Variétés. Gevaert, der berühmte vlämische Maestro, spielte, Jan Van Arendonck, Dujardin's Schwager, sang, Zetternam und Michael Van der Voort hielten Reden, ein Gedicht von Frau Van Ackere wurde vorgelesen, Lambert Van Ryswyck hatte die schöne Trinkschale gefertigt, welche Conscience überreicht wurde. Noch ein Mal vereinigte sich ihm zu Ehren die Schaar der Künstler und Schriftsteller, das war im Winter 1857, als er Antwerpen verließ, um nach Kortryk zu gehen. Mit ihm hat das artistische Antwerpner Leben aufgehört, es entbehrte eines Mittelpunktes und spaltete sich in politische Parteien.

Nachdem 1849 „Jacob Van Artevelde" herausgekommen war, für welches Werk der Stadtrath von Gent Conscience durch ein besonderes Schreiben seinen Dank abstattete, trat eine Periode ein, welche ich als den Höhenpunkt von dem Schaffen des Dichters betrachte. Ich meine die beiden Jahre 1850 und 1851, während welcher „Der Conscribirte," „Die hölzerne Clara," „Die blinde Rosa" und endlich die beiden Meisterwerke von Conscience „Rikke-tikke-tak" und „Der

arme Edelmann" erschienen. Von den spätern Sachen gefällt mir „das Glück reich zu sein" ganz ungemein; es ist eine ganz prächtige Antwerpner Stadtgeschichte, von welcher ich es erlebt habe, daß sie einem eigensinnigen Deutschen, der mit einer klassischen Starrköpfigkeit das Bestehen der sämmtlichen vlämischen Literatur abläugnete, binnen vierundzwanzig Stunden belehrte und bekehrte.

Seit Conscience im Jahre 1854 zugleich mit Wappers die Akademie verlassen hatte, lebte er als Privatmann in Antwerpen, bis er am 6. Januar 1857 seine Ernennung zum Königlichen Beamten erhielt. Ob ihm das freie Treiben des Schriftstellers nicht bisweilen fehlen mag, will ich nicht entscheiden, doch ist er in jedem Fall ein vortrefflicher Beamter, und vielleicht steht ihm, wer weiß es, noch eine politische Zukunft bevor. Geschickt wäre er dazu, denn er hat die seltene Eigenschaft des Taktes. Mit seinen literarischen Collegen ist er natürlich durch seine neue Stellung weniger in Berührung als früher, auch wirft man ihm wohl vor, daß er sich von der vlämischen Sache zurückgezogen habe. Darauf sagt Conscience sehr ruhig: „wenn Jeder so viel wie ich für die vlämische Sache gethan hätte, so würde es wahrscheinlich schon besser um sie stehen." Einen andern Vorwurf, den man ihm macht, daß er nie etwas für seine Freunde thue, kann ich entkräften. Ich habe von einem Manne, dem Conscience durch Anwendung alles seines Einflusses einen lange gewünschten Posten verschafft hatte, wahre Dankhymnen auf Conscience gehört. Daß derselbe Mann wenige Wochen nachher kühl, folglich undankbar gegen Conscience wurde, das war, wie mir dünkt, nicht die Schuld von Conscience.

Es bleibt mir nur noch übrig hinzuzufügen, daß Conscience 1851 den Orden des Niederländischen Löwen, 1853 den von Gustav Wasa von Schweden und den Philipp's des Großmüthigen von Hessen empfing, daß er 1855 den fünfjährigen Preis für die Vlämische Literatur von 5000 Franken

erhielt, 1856 Officier des Leopoldordens wurde und in alle europäische Sprachen übersetzt ist.

Der Pilgrim in der Wüste.

Ein Pilgrim wanderte mit ermatteten Gliedern durch die kahlen Wüsten von Arabien. Er starrte mit niedergeschlagener Seele in die leere Ausdehnung, welche ihn umgab und suchte umsonst einen Gegenstand, nach welchem er sich richten könnte. Kein Baum warf seinen zitternden Schatten auf den fahlen Sand, keine Blume wiegte ihren Kelch über dem schlafenden Grunde, keine Quelle ergoß ihr lebendiges Silber durch die todte Natur.

Der Durst quälte den Pilger, denn er ging auf brennendem Boden und unter brennendem Himmel. Seine trocknen Lippen klebten aneinander, und die Hoffnung war nicht mehr mit ihm. Er fühlte sich innerlich erstorben gleich der Wüste um ihn her. Alle Glücksträume der Jugend hatten ihn plötzlich verlassen.

„Warum soll ich mir die Füße noch länger ermüden? Warum soll ich noch weiter? Nichts harrt meiner in der Ferne. Der Himmel glüht dort nicht weniger, die Erde ist nicht minder dürr. Nein, hier sei meiner traurigen Wanderung Ende, hier mitten in der furchtbaren Leere.“

Er ging mit wankenden Schritten auf einen Sandhügel zu, setzte sich nieder, legte die Hand vor das Angesicht und weinte. Seine Thränen, die mit Unterbrechungen zu zwei und zwei über seine bleichen Wangen rollten, verschwanden vor seinen Füßen im Sande. Es war in seinem Herzen ein

so betäubender Schmerz, daß er darüber das Bewußtsein des Daseins verlor. Bald hörten auch seine Thränen auf zu fließen, sie schienen die letzten Zeichen von einer Bewegung seiner Seele gewesen zu sein. Er hob achtlos den Kopf empor und starrte in die Wüste, als wolle er mit seinem irren Blicke sein Grab messen.

Während er so selbstvergessen und leblos dasaß, zog mehr als eine Karavane vorbei, und die Reisenden derselben, von Mitleid für den Unbekannten ergriffen, frugen nach der Ursache seines Jammers und boten ihm süßes Wasser an. Aber kaum daß der Pilgrim einige Worte ausgesprochen hatte, so rissen sie ihm das Trinkgefäß wieder aus der Hand und spotteten über ihn als über einen Unsinnigen, an den das kostbare Wasser nicht verschwendet werden dürfe. Wie war ihnen dieser Gedanke gekommen? Der Pilgrim hatte Nichts gesagt, was Spott verdiente, nur hatte er, um ihnen seine Dankbarkeit auszudrücken, eine so kraftvolle Sprache und solche erhabene Worte gewählt, daß sie dieselben nicht verstanden, und um ihre Unwissenheit unter Hohn zu verbergen, einander spöttisch angesehen und gelacht hatten. Darum hatte man ihm aus Zorn das Trinkgefäß entrissen, denn der gefühllose Mensch vergiebt niemals denen, welche ihm durch Vergleichung die Niedrigkeit seiner Seele fühlbar machen.

Mit Verzweiflung sah der Pilgrim eine Karavane nach der andern am Gesichtskreise verschwinden, und dann that er die Augen zu, beschloß sie nicht wieder vor dem Licht der Sonne zu öffnen, und sein Herz rief der Welt ein bitteres Fahrewohl zu.

Aber man bricht die Banden des Lebens nicht so leicht.

Der Pilger fühlte noch immer den Durst. Endlich gelangte er zu dem Augenblick, wo der Geist, der uns beseelt, Gewalt anwendet, um den Leib zu verlassen. Da hob der Pilgrim das Haupt plötzlich in die Höhe, als erinnerte er sich an etwas Vergessenes. Auf seinem Rücken hing eine Harfe, die nahm er hervor und sprach: „Der weiße Schwan beginnt den letzten Sang.“ Und seine Finger liefen bebend über die Saiten.

Die Töne der Harfe erweckten die Töne in seiner Brust und der Klang des Spiels verschmolz mit dem seiner Stimme.

Er sang: „Des Dichters Leben ist wie ein Wandeln durch Arabiens endlose Wüsten.

„Mit ruhloser Seele allein in der Welt, findet er nie, was seinen Durst lösche.

„Unbefriedigt von dem, was ist, träumt er von Dingen, die nie bestanden.

„Er sucht Schönheit, wie sie auf Erden nicht gefunden wird, er hegt Wünsche, welche nicht erfüllt werden können.

„Wie der Adler, welcher die Glut der Sonne nicht scheut, dringt er empor über die bewohnten Kreise der Welt, und bietet seine Liebe kühn den Engeln des Himmels dar.

„Und die Engel des Himmels empfangen seine Liebe und kosen mit dem, welcher stark genug war, um zu ihnen emporzuklimmen.

„Aber gleich wie die Schwingen des Adlers ermatten und ihn zwingen, auszuruhen auf der Erde,

„So ermatten auch die Traumflügel des Dichters und zwingen ihn zur Wirklichkeit znrückzukehren.

„Und dann, o Gott in den Himmeln, dann fühlt er, welch furchtbar Geschenk du ihm gabst!

„Denn die Natur ist ohne Farbe, die Mädchen sind ohne Schönheit, die Früchte der Erde sind bitter, die Blumen des Feldes welk, und die Stimmen der Menschen rauh gleich dem Gekrächze der Raben,

„Für ihn, der im Himmel gewesen ist, der das glänzende Antlitz der Engel geschaut hat, der mit Wollust am Busen eines Seraphs hat schlafen dürfen und seiner Stimme Süßigkeit gehört hat.

„O Dichter, Dichter, warum könnt Ihr nicht immer träumen? Warum entfällt Euerer Hand die Frucht, wenn Euere Lippen sich öffnen, sie zu kosten?

„Kein Glück käme dem Euern gleich, wäre Euch mit der Kraft zu schaffen, auch die Macht zu besitzen gewährt.

„Denn Ihr begehrt gleich einem Gotte, und mit Euern Armen umfaßt Ihr das Geschaffene wie das Ungeschaffene, als ob Alles Euch zugehörte.

„Und wenn Ihr die Schatten von Allem besessen habt, wenn Ihr den Duft aller geträumten Früchte kennt, wenn Ihr allen Engeln abwechselnd Eure Liebe geweiht habt, was kann Euch da noch übrig bleiben?

„Nichts. Die Schöpfung wird grau und dürr in Euern Augen, und die Welt verwandelt sich für Euch in eine kahle Wüste, wo Nichts sich Euch bietet als eintöniger Sand und versengende Sonne."

Der Pilgrim schilderte in diesem Liede die beklagenswerthe Leere seiner Seele; er selbst war der Dichter, der mit allen Träumen der Einbildung gekos't hatte und nun mit kaltem, abgestorbenem Herzen dem Tode als dem ersehnten Ziele seiner traurigen Lebenswanderung entgegensah.

Während er in seinem Gesange noch fortfuhr, wurde sein Ohr plötzlich durch einen wunderbaren Laut getroffen; seine Finger blieben auf den Saiten liegen, seine Lippen blieben bei dem Bilden eines Tons geöffnet, und ein kaum sichtbares Lächeln zeigte sich auf seinem Antlitz.

Es war ihm, als hätt' er die Saiten einer andern Harfe gehört, als hätte eine andere Stimme der seinen geantwortet. Er lauschte, aber er wagte nicht sich umzusehen, damit er nicht vielleicht etwas von dem geheimnißvollen Getön verlieren möge.

Bald hallte ihm eine volle Männerstimme in das Ohr, die trotz ihres ernsten Klanges voll eindringender Süßigkeit war. Der Dichter fühlte sich bis in das Tiefste seines Herzens getroffen; zum ersten Male hörte er einen Gesang erhaben wie er ihn oft geträumt.

Nachdem er zwei Mal mit ungemeiner Kraft in die Saiten der Harfe gegriffen, antwortete der geheimnißvolle Sänger in dieser Weise auf den Klaggesang des Pilgers:

„Ja, das Leben des Dichters ist eine endlose Wanderung durch die Wüsten Arabiens.

„Aber die Wüsten Arabiens haben Lusthaine und silberne Wasserquellen, singende Vögel, saftige Früchte, köstliche Blumen.

„Ihr habt auf Eurer Wanderung die Lusthaine von Weitem gesehen, aber Ihr habt sie geringgeschätzt und gesagt: die Bäume der Erde sind nicht grün genug für mich, die Blumen der Erde haben keine Farbe.

„Ihr habt von fern auch das Murmeln der Bäche gehört, aber Ihr seid vorübergezogen, ohne Euern Durst zu

löschen, denn Ihr sagtet: das Wasser der Erde ist unrein und erquickt nicht.

„Und Ihr habt von Weitem auch die Schleier der Mädchen wehen sehen, habt ihre langen Locken im Winde flattern sehen, und Ihr habt Euer Gesicht von ihnen abgewandt, denn Ihr sprachet: die Mädchen der Erde gleichen nicht den Engeln, die ich liebe.

„Ihr habt die reichgefärbten Vögel gesehen, die Euch verkündigen kamen, Gott habe dort einen Hain geschaffen, um Euch zu empfangen, aber Ihr habt Eure Ohren geschlossen und gesagt: die Vögel singen nicht wie die Vögel in meinen Träumen.

„Und Ihr habt Nichts genossen, Nichts besessen, weil Ihr Nichts genießen, Nichts besitzen wolltet.

„Glaubt mir, was der Dichter immer träumen mag, es findet sich auf der Erde, denn seine Einbildung entsprießt der Kenntniß des Vorhandenen.

„Und mit der Kraft zu schaffen habt Ihr auch die zu besitzen; des Menschen ist der Zauberstab, der ihm das höchste Glück gewähren kann, sobald er nicht als Thor das Wesentliche verläßt, um Schatten nachzujagen.

„Dichter, Dichter, kostet die Früchte, bevor Ihr dieselben verschmäht, gebt Eure Liebe einem Mädchen, bevor Ihr klagt, daß sein Herz arm sei, und betrachtet die Blume, bevor Ihr deren Farbe läugnet.

„Und dann werdet Ihr staunen ob dem Duft der Früchte, ob dem Herzen des Mädchens und ob dem Glanz der Blumen."

Der Pilgrim saß bewegungslos. Jedes Mal, daß ein tieferer Ton die geheimnißvolle Stimme schwingen machte,

wie ein Windstoß zwischen Eichenlaub hallt und bebt, klopfte sein Herz stärker, und er hielt seinen Athem an, um alle seine Kräfte im Gehör zusammenzufassen.

Die Stimme verhallte, und jetzt erst wandte der Pilgrim sich um. Kaum hatte er es gethan, so neigte er zum Zeichen der Ehrfurcht tief das Haupt.

Es stand vor ihm ein Greis mit edlem Antlitz, dessen Wangen, obwohl durch die Jahre gefurcht, doch noch die Blüte der Jugend behalten hatten, und dessen Miene unter seinem schneeweißen Haare die eines Gottes war. Das weite Kleid, welches er trug, war von blendendem Weiß und gab ihm das Ansehen eines Priesters. Mit einem Lächeln voll Güte den Pilgrim betrachtend, schien er auf seine Antwort zu warten.

„O Vater,“ rief der Pilgrim, „wer lehrte Euch nur diese Gesänge? Wer lehrte Euch die Sprache, welche das Herz in solche süße Entzückung versetzen kann?“

„Dichter wie Ihr,“ antwortete der Greis, „bin ich auch mit Traurigkeit und tiefem Schmerz durch die Wüste des Lebens gewandelt, auch ich habe gewagt zu sagen, die von Gott erschaffene Natur wäre zu schlecht und zu arm für mich, auch ich verschmähte die immer grünende Oasis Arabiens, und die Mädchen und die Früchte der Erde. Und zur Strafe meiner undankbaren Vermessenheit gerieth auch ich in Verzweiflung und wurde des Lebens müde, doch in mich selbst zurückkehrend untersuchte ich die Dinge, welche mich umgabent mit mehr Gerechtigkeit, und ich fand Alles, was ich geträum, hatte.“

„Darf ich das glauben?“ rief der Pilgrim; „habt Ihr

denn auf Erden den Engel gefunden, welchem die Liebe Eurer Jugend geweiht war?"

„Diesen Engel hab' ich gefunden," war die Antwort des Greises.

„Habt Ihr die Paläste gefunden, welche Eure Einbildung Euch baute?"

„Die Paläste hab' ich gefunden."

„Und Ihr habt auch die Lieder, die Früchte, die Bäche, die reinen Triebe, die warmen Freunde, alles das geträumte Glück gefunden?"

„Dies Alles hab' ich gefunden," wiederholte der alte Dichter mit einem Lächeln der Befriedigung, und den jungen Pilgrim bei der Hand fassend und ihn mit sich führend, sagte er: „Kommt mit mir, und ich will Euch zeigen, daß die Erde mehr zu geben vermag, als die Einbildung eines Sängers." Mit seinem Finger nach der Richtung der sinkenden Sonne deutend, hob er wieder an: „seht Ihr dort, hinter den Sandhügeln, nicht einige grüne Gewächse, die auf dem Grund zu liegen scheinen?"

„Ja," antwortete der Pilgrim, „ich habe sie schon lange bemerkt; gewiß sind es einige kriechende Gewächse, welche aus den Händen der geizigen Natur auf diese Wüste gefallen sind."

„Nein," entgegnete der Greis, „das sind die Wipfel der Bäume, welche meinen Palast mit unvergänglichem Laube überschatten, und wenn Ihr die wenigen Blätter nicht verachtet hättet, so würdet Ihr, so gut wie ich, das Glück, welches unter ihnen verborgen liegt, gefunden haben. Seht Ihr, wie der Hochmuth Euch irreleitet?"

Der Pilgrim schwieg, denn er fühlte, daß der Verweis

verdient war. Er überlegte es sich während des Gehens, wie oft er das irdische Glück verschmäht hatte, ohne es versuchen zu wollen. Und diese Erinnerung machte, daß er wirklich Hoffnung auf die Freude faßte, welche ihm in der Verwirklichung seiner schimmernden Träume verheißen war.

Sie gelangten endlich, wenn auch nicht ohne Mühe, auf die Sandhügel. Dort hieß der Greis den Pilgrim stillstehen und zeigte ihm ein tiefes Thal, welches mit üppigem Wachsthum wie ein Teppich zu ihren Füßen ausgebreitet lag. Der junge Sänger erhob voll Erstaunen die Arme, und die Augen über die Schönheiten der wundervollen Oasis schweifen lassend, blieb er sprachlos stehen.

„Wohlan," frug der Greis triumphirend, „hat Eure Einbildung Euch je solchen Reichthum, solchen Reiz dargeboten?"

„O Vater," antwortete der Pilgrim in der äußersten Entzückung, „wenn nicht meine Seele dies Alles in einem trügerischen Spiegel sieht, wenn, was vor mir liegt, Wirklichkeit ist, ja, dann muß ich bekennen, daß ich durch meine Klaggesänge die Natur und die Gottheit gelästert habe."

„Die Binde ist von Euern Augen gefallen," sprach der Greis, während er mit dem Pilger in das Thal niederstieg. „Gestern würdet Ihr das Alles ohne Farbe und ohne Anziehung gefunden haben, aber heute ist Eure Genußkraft verdoppelt. Kommt denn, und Ihr sollt das geträumte Glück schmecken können, aber hütet Euch, daß Eure Seele nicht in den trügerischen Himmel der Einbildung emporsteige, und sich unerfüllbaren Gelüsten hingebe, denn in dem Augenblicke, daß der Dichtergeist Euch neue Traumbilder vorführte, verschwände alle die Schönheit, die Euch jetzt entzückt, ohne Wiederkehr."

Der junge Sänger, ganz Erwartung der kommenden Freuden, schritt im tiefsten Schweigen weiter. Der Wind, der über die Oasis streifte, trug ihm eine mit Düften geschwängerte Luft entgegen, und bei dem Einathmen derselben fühlte er aus seinem Herzen mit dem warmen Blute zugleich eine unbekannte Kraft durch seine Adern strömen, und immer heller wurde in seinen Augen das Gold der Früchte, das Grün der Kräuter, das Azurblau der Blumen.

Ueber den schwellenden Rasen hinschreitend zertraten sie tausende von Blumen, welche den Boden zu einem Sternenhimmel umschufen. Als der junge Sänger den Fuß auf den funkelnden Kelch einer Tulpe gesetzt hatte, blickte er betrübt zurück nach dem Platz, wo er sie zertreten glaubte, aber mit der größten Verwunderung sah er sie sich aufs Neue vom Grunde erheben und herrlicher noch als vorher prunken. Ebenso bemerkte er, daß auch die andern daniedergetretenen Blumen sich wieder aufrichteten.

Aber so sehr die Oasis auch über seine Erwartung hinausging, doch erschien sie ihm nicht vollkommen, denn sich selbst und den Greis ausgenommen, gewahrte er kein menschliches Wesen. Schon sprach er mit neuer Vermessenheit: „meine Träume, meine Dichterträume, ihr wart doch schöner!“ da hörte er plötzlich in der tiefsten der Schattenfernen ein Spiel von Harfen und von Zithern, in welches sich dann und wann ein noch zarterer Klang mischte, ein Klang wie vom reinsten Silber. Das Antlitz des Pilgrims zeigte eine heftige Bewegung. „Vater,“ rief er, „nehmt zusammen was uns noch an Kraft übrig blieb und laßt uns eilen: die Stimme, die uns erreicht, ist die der so lange geträumten Frau, ich hörte

sie oft, wenn ich mit Thränen um die Gegenliebe eines erträumten Engels flehte. Hört! hört — sie ist's!" Und trotz der Warnungen des Greises riß er sich von dessen Hand los und stürzte wie ein Wahnsinniger der Richtung zu, aus welcher der Gesang zu kommen schien.

„Thor, o Thor, kommt zurück!" rief angstvoll der Greis. „Der Geist des Wahns ist es, der Euch treibt."

Aber der Pilgrim war zu sehr durch blinde Liebe befangen, und immer weiter eilend, hörte er die Stimme des greisen Dichters nicht. Nach langem Lauf kam er in die Nähe eines dichten Laubhauses; große Bäume, deren Gestalt und Blätter ihm unbekannt waren, hatten über demselben ihre Zweige liebend zusammengewunden und ihre goldenen und silbernen Früchte küßten einander auf einem Bett von purpurnen Trauben. An ihren Stämmen hatten junge Rosen von verschiedenen Farben sich zu kleinen Lustlauben gewölbt, und ihre Kelche der Abendsonne öffnend, hauchten sie einen Duftkreis um sich her, in welchem das Herz sich von unendlicher Sehnsucht entzückt fühlte.

Der Pilgrim stand still; er empfand eine übernatürliche Verführung. Wie durch eine Zauberruthe berührt, glich er sich selbst nicht mehr. Sein Blut loderte, sein Antlitz flammte. Eine tiefe Liebe zu der Unbekannten brannte in seinem Herzen, und unwillkührlich entfielen ihm bereits glühende Liebesworte.

Nachdem er eine kurze Zeit mit Besinnungslosigkeit Alles angestarrt hatte, drang er tiefer in das üppige Gehölz ein, bis er, aus dem Schatten der Bäume hinaustretend, in den sanften Strahlen der Abendsonne stand.

Wer ihm in diesem Augenblick als Gefährte gedient, der hätte gesehen, wie er bebend schaute, der hätte vernommen, welch ein Seufzer aus seiner Brust, welch ein Ausruf von seinen Lippen brach.

An zwanzig Mädchen oder lieber Engelgestalten saßen vor ihm in dem weichen Grase. Zu ihren Füßen sammelten sich in einem weiten Becken die Wasser eines murmelnden Baches, der, sich schlängelnd, von einer Höhe herabrieselte. Das durchsichtige Krystall dieses Wasserspiegels verdoppelte die Anzahl der Mädchen und gab ihre Spiegelbilder dem Beschauer noch schöner wieder, als es dieselben empfangen hatte. Bisweilen erzitterte die glatte Fläche des Bodens, und dann zeigten unzählige zappelnde Fischchen ihre goldenen und rothen Flossen, und kos'ten mit den bloßen Füßen der Mädchen, als ob auch sie der weiblichen Schönheit huldigen wollten, worauf sie wieder in dem bewegten Wasser des Bächleins verschwanden.

Die Töchter der Oasis schöpften dieses Wasser in silbernen Schalen aus dem Becken, und nachdem sie es über ihre Häupter gegossen, kämmten sie die seidenen Fäden ihres Haares wie eine Hülle über die rosigen Schultern. Ihre Kleidung war seltsam und reizend, sie bestand aus Schleiern vom feinsten Gewebe, welche noch mehr Schönheiten errathen ließen, als sie verhüllten. Neben den Mädchen lagen auf dem Blumenteppich die Harfen und Cithern, deren Klang den Pilgrim verlockt hatte; auch standen da einige Alabastervasen, die vermuthlich Rauchwerk enthielten.

So sehr auch die Mädchen auf den ersten Blick einander an Schönheit gleich zu sein schienen, so war doch eine unter ihnen, welche, bei näherer Betrachtung, alle übertraf

und in sich sämmtliche Reize vereinigte, wodurch die Andern sich einzeln auszeichneten. Ihr Wuchs war höher und schlanker, ihre Locken waren länger, und ihre Finger, die sie noch nicht von den Saiten weggenommen hatte, zarter und rosiger. Unter ihren blonden Wimpern schimmerten Thränen, wie Thautropfen, welche in der Höhlung der Rosen den Morgen erwarten. Sie weinte nicht aus Traurigkeit, sondern aus ihr noch unverständlicher Sehnsucht. Sie allein trug ein Kleid von der Farbe des reinen Himmels, und um ihren weißen Hals legte sich eine Perlenschnur, welche, gleich einem Sternenkranz, sie mit einem Lichtkreis umstrahlte. Neben ihr erschlossen unaufhörlich neue Blumen ihre reichgefärbten Kelche.

Der junge Pilgrim stand vor Ehrfurcht und Liebe zitternd vor diesem bezaubernden Mädchenkranz; er war von solcher Begierde ergriffen, daß er keine Einzelne sah, sondern Alle mit einem Blicke umfing. Das Entzücken hatte ihn dermaßen verblendet, daß er sogar des langgeträumten Engels seiner treuen Dichterliebe vergaß, um sich an aller der ihm dargebotenen Schönheit zu weiden.

Bis jetzt hatten die Mädchen den Pilgrim nicht wahrgenommen, da sie alle mit dem Rücken gegen ihn gewendet saßen. Doch kaum näherte er sich dem Wasserbecken, als die spielenden Fischchen erschreckt in die Tiefe fuhren. Dadurch bewegten sie die Wasserfläche, und die Mädchen sahen auf.

Ein freudiger Schrei entfuhr ihnen, als wäre die Ankunft des Fremdlings ein ihnen verheißenes Glück gewesen. Sie sprangen auf, warfen Kämme und Schalen in die Blumen des Rasens und eilten lächelnd auf den Pilgrim zu.

Dieser sah ihnen gespannt entgegen und bemerkte nicht, daß die Trägerin der lichten Schnur hinter einigen Rosensträuchern verschwand und dann in schnellem Lauf zwischen den Bäumen dahinflüchtete.

Die freudigen Töchter der Oasis gingen nicht mit dem gewöhnlichen Tritt der Frauen über das Gras, es wäre schwer gewesen, auf demselben ihren Fußstapfen zu entdecken. Ihre Finger fühlte der Pilgrim zwischen den seinen brennen, die rosige Wange der einen legte sich an die seine. Sie zogen ihn mit sich fort, er ließ sich auf das Gras nieder. Zwei machten ihm aus ihren weichen Armen ein Kissen für sein Haupt, andere nahmen die Harfen und begannen ein verführerisch Lied, noch andere endlich salbten sein Haar mit köstlichen Oelen aus den Alabastervasen und schmückten es dann mit einer Krone von Blumen, die unter ihren Fingern aus dem Boden sproßten. Aber mit Erstaunen sah der Pilgrim, daß immer ein bunter Kelch nach dem andern von seinem Haupte herabfiel, und seufzend sprach er: „o ihr lieblichen Kinder der Wüste, was für einen vergänglichen Kranz habt Ihr mir geflochten!“ Da antwortete das junge Mädchen, welches ihm den Kranz auf die Stirn gesetzt hatte: „Dichter, dies ist die Krone der weltlichen Lust.“

Ein trauriger Gedanke wollte sich einen Weg in das Herz des Pilgers bahnen, aber die Liebkosungen der Mädchen ließen ihm keine Zeit zu denken, und er gab sich wiederum ohne Furcht dem Genuß hin. Erst als sein Kranz ganz verwelkt und zerdrückt war, empfand er neuerdings Sehnsucht und Unruhe, und bemerkte nun auch zugleich, daß keines der Mädchen die Stimme seiner Traumgeliebten hatte. Und

er frug eine von den Töchtern der Oasis: „Ihr habt noch eine Schwester?“

„Ja, Sänger,“ war die Antwort, „wir haben noch eine Schwester, die uns alle an Schönheit übertrifft und deren Stimme auf Erden ihres Gleichen nicht hat.“

„Wie ist sie denn da, reizendes Wüstenkind? schildere mir ihre Schönheiten.“

„Dichter, sie hat so langes, volles und weiches Haar, daß sie sich darein hüllen kann wie in einen Schleier. Wenn sie auf einem Bett von Lilien und Rosen schläft, so schließen die Blumen vor Scham ihre Kelche. Ihre Augen haben ein schöner Blau als das des Himmels und sind immer feucht von liebevollen Thränen. Um ihren Hals trägt sie eine Sternenschnur, die sie aus ihrem Geburtsort mitgebracht hat; ihre Stimme bringt Erschütterung in alle Herzen, und es ist, als würde man, vernimmt man sie, zum Himmel emporgetragen — ihr Name ist Seelenminne.“

Das Antlitz des Pilgers verrieth bei jedem Worte des Mädchens größere Bewegung, sie schilderte das Urbild seiner Träume. „O Jungfrau,“ rief er, „geleitet mich zu Eurer Schwester! Ich vergehe vor Verlangen.“ Und in demselben Augenblicke sah er in der Ferne zwischen den Bäumen einen blauen Schleier wehen und erkannte das Antlitz der schönsten Jungfrau.

Ohne den Töchtern der Oasis Lebewohl zu sagen, sprang der Pilgrim auf und eilte aus allen Kräften der flüchtenden Jungfrau nach. Seine Bestrebungen schienen vergebens, sie lief so leicht und so schnell, daß er sie nicht zu erreichen vermochte. Doch gab er darum den Muth nicht auf, je mehr

Mühe die Erfüllung seines Verlangens ihm kostete, desto heftiger wurde dieses. Sicher würde er den Gegenstand seines brennenden Begehrens bis zur Ermattung verfolgt haben, wäre ihm der Zufall nicht günstig gewesen. Er hatte die Jungfrau völlig aus dem Gesicht verloren und stand in Verzweiflung einen Augenblick still, unsicher, wohin er sich nun wenden solle, da kam sie, ohne seine Nähe zu vermuthen, hinter einigen dichten Blüthensträuchern zum Vorschein. Mit offenen Armen auf sie zustürzend schloß er sie kräftig an seine Brust und rief: „endlich besitz' ich Euch! Euch, die Göttin meiner Gedanken, Euch, die seit langen Jahren meine Seele in Liebe entzündet hat, um die ich so viele Thränen vergossen habe. O ich flehe Euch an, verlaßt mich nicht!"

Die schöne Tochter der Oasis blickte tief in die Augen des hingerissenen Pilgers. Dieser sah Thränen auf ihren Wangen, und die Jungfrau loslassend, kniete er ehrfurchtsvoll vor ihr nieder und erhob die Arme zu ihr, als wollte er sie um Gnade flehen.

Ein unaussprechliches Lächeln überlief ihr Antlitz. Ihre Lippen öffneten sich, wie die Blätter der Rose beim Lichte des Morgens, sie legte ihre Arme um den Hals des Pilgrims, hob ihn auf und sprach: „Sänger, ich liebe Euch."

Der Pilger erhob die Augen gen Himmel, wie ein Heiliger, der in einer Verzückung das Paradies geöffnet sieht. „Ihr liebt mich, Ihr, das schönste Frauenbild des Himmels und der Erde, Ihr, mein goldner Traum!"

„Könnt Ihr das fragen, Sänger? Ja, längst schon lieb' ich Euch, und tausend Mal habt Ihr mich umfaßt. War ich nicht immer gegenwärtig, wenn Ihr sanget? Hab' ich

nicht mit Euch geweint und gelitten, wenn die Welt Schmerzen auf Euch häufte und Eure Stirn mit Trauer umhüllte? O Ihr habt mich oft gerufen, und ich bin immer gekommen."

„O ja," rief der Pilgrim wahnsinnig vor Glück aus, „Ihr seid mir eine vertraute Freundin, aber noch nie hab' ich Euch, wie jetzt, mit den Armen meines Leibes umfangen. Ja, Ihr wart in meiner Seele, Ihr weintet mit ihr, Ihr sprachet mit ihr, aber jetzt fühl ich Euer Herz an meinem Herzen stürmen, jetzt dürfen meine Hände über Euer Haupt gleiten — o, Himmelskind, Ihr wißt nicht, was für Seligkeit das ist! Eure Schwestern sind Nichts neben Euch, die Ihr die Vollkommenheit selbst noch übertrefft."

„Meine Schwestern, sagt Ihr, Sänger? Ich habe keine Schwestern. Die Jungfrauen, welche Ihr gesehen habt, sind die Kinder der Erde, und tragen den Namen der Freuden, welche die Welt zu geben vermag, aber ich bin die Tochter des Denkvermögens, das Kind einer Vermischung des menschlichen Geistes mit einem Strahl der Gottheit, ich bin die Frucht der Seelenverzückung."

„Und der Name Eures Vaters?" frug der Pilgrim.

Die Jungfrau neigte sich ehrerbietig bis zur Erde und antwortete: „Ihr, edler Sänger, seid mein Vater und mein Geliebter, und ich bin Euch Tochter und Geliebte, denn aus Euerm Gehirn bin ich entsprossen und aus dem reinsten Feuer Eurer Seele ist die meinige gebildet. Ihr habt mich geschaffen, um Euch zu lieben, Ihr habt, mich schaffend, mir die Liebe Eures Herzens eingeflößt. Urtheilt nun, wie glücklich ich in Eurer Gegenwart sein muß, da ich nur durch Euch

und für Euch bestehe. Aber ach, dieses Glück wird die Ursache meines Todes sein. Ich will Gott danken, wenn ich Eure Liebe und mein Leben bis morgen behalten kann."

Ein wirklicher Schmerz erfüllte, vielleicht zum ersten Male, das Herz der Jungfrau; sie ließ ihr holdes Haupt auf ihre Schulter sinken und ihre Thränen auf das Gras fallen.

Der Pilgrim begriff diese plötzliche Traurigkeit nicht, dennoch ergriff ihn die düstere Vorhersagung mächtig. Er umschlang angstvoll die Jungfrau und rief: „mein angebeteter Traum, das Leben ist so stark in Euch, Seele und Leib prangt bei Euch in gleicher Kraft — wie solltet Ihr sterben können?"

„Sänger, Sänger, Ihr habt noch nie nach dem Räthselwort des Dichterschmerzes gesucht. Mit Eurer Liebe empfing ich das Leben, mit Eurer Liebe werde ich es verlieren."

„Aber, Engel, meine Liebe ist ewig."

„Sobald Ihr mich besitzen werdet, muß Eure Liebe zu mir vergehen, so ist das Gesetz der menschlichen Natur, welchem auch der Dichter unterworfen ist. Glaubt mir, morgen schon wird ein anderes Bild Euerm Gehirn entspringen, eine Jungfrau, die Ihr schöner finden werdet als mich, und Ihr werdet der Vater und der Liebhaber dieses andern Traumbildes sein. Darum fliehe ich Euch, denn Euer Umfangen tödtet mich."

„Nie, nie," rief der Pilger, „kann meine Liebe zu Euch vergehen. Ich schwör' es, meine Lieder, meine Gedanken, meine Wünsche bleiben für Euch. Seid Ihr nicht der schönste Engel der Einbildung und der Wirklichkeit? O trocknet die

Thränen und laßt mich ohne Rückhalt und ohne Furcht Euch besitzen."

Die Jungfrau erhob das Haupt und zeigte dem Pilgrim ein Antlitz, auf welchem statt der Thränen ein süßes Lächeln glänzte. Dann sank sie an die Brust des Geliebten, heftete einen magnetischen Blick auf ihn und sprach: „Eure Liebe ist bei dem Anblick meiner Thränen gewachsen und zugleich hat sich auch meine Lebenskraft vermehrt. Wohlan, ich verbanne die schmerzlichen Gedanken, um mich mit meinem Vielgeliebten der Freude hinzugeben. Lauschet! Hört Ihr das Singen und den Saitenklang? Das ist das für Euch vorbereitete Fest. Kommt denn und laßt uns die Lust der Welt genießen."

Der Pilgrim hörte in der That einen Chorgesang von lieblichen Stimmen und ließ sich von der sanften Hand seiner Freundin geleiten. Die Sonne war längst hinter den Sandhügeln gesunken, und das wenige Abendlicht, welches noch in der Oasis übrig blieb, würde nicht hinreichend gewesen sein, um, ohne Gefahr sich zu verletzen, sich durch die Gesträuche drängen zu können, doch die Sternenschnur warf ein helles Licht rund um das glückliche Paar. Nach einem kurzen Gange kamen sie vor einen stattlichen Palast, welcher wie ein riesiges Juwel im Grünen prunkte. Tausende von Lichtern schimmerten durch die Weinranken, welche wie eine Tapete die Mauer bekleideten, und während die Klänge der schönen Frauenstimmen in das umgebende Gebäumte*) drangen, antwortete aus dem Laube ein Chor von Vögeln auf den Gesang der Töchter der Oasis.

---

*) Geboomte. Ebenso gut im Deutschen anzuwenden, wie Gehölz, Gesträuch, Gewölk, Gestein.

Der Pilgrim trat mit seiner Geliebten in den Palast und kam in einen sehr weiten Saal. Die Jungfrauen waren hier noch zahlreicher als an dem Wasserbecken; der Pilgrim hatte mehrere von ihnen noch nicht gesehen. An Tischen von getriebenem Gold und Silber sitzend, sangen und spielten sie mit einer wunderbaren Einstimmigkeit. Die Wände des Saales waren mit Gemälden bedeckt, welche die Freuden der Erde darstellten, auf den leeren Stellen zwischen den glänzenden Rahmen hingen lange Gewinde von Blumen, die aus Rubinen, Diamanten, Sapphiren und Smaragden gemacht waren und den Saal heller als mit Fackelglanz erleuchteten. In der Mitte stand, prächtiger als Alles, ein unschätzbarer Thron.

Der Pilgrim wurde von seiner Freundin an das obere Ende des Saales geleitet, wo ein Ruhebett mit weichen Kissen stand. Ihn auf diese niederziehend, und mit der Hand ein Zeichen gebend, rief sie: „Wein für meinen Geliebten!“

Eines der Mädchen, welches mit Blumen und Kornähren gekrönt war, setzte einen goldenen Kelch vor den Pilgrim nieder, während andere in einem schönen Körbchen Trauben von allerlei Farbe herbeibrachten. Das Mädchen mit der Krone nahm eine Traube und preßte dieselbe über dem Kelche aus; der purpurne Saft spritzte in Strahlen zwischen ihren schönen Fingern hervor und füllte bis zum Rande den Kelch, welchen sie dann dem Pilgrim anbot.

Nie hatte dieser solchen Wein gekostet; es drang ihm mit dem Trank ungeahntes Leben durch die Brust, und als er den Kelch geleert hatte, reichte er ihn dem Mädchen wie-

der hin und sprach: „schenkt mir noch ein, schenkt mir unermüdlich ein, liebes Wüstenkind — mich dürstet noch.“

Sie drückte eine andere Art Traube aus, der Pilger trank und dürstete noch immer. Aber nachdem er eine gewisse Anzahl verschiedener Weine versucht hatte, empfand er weniger Genuß, und bald wies er sogar den ihm dargebotenen Kelch mit Widerwillen von sich, obgleich noch Trauben genug in dem Körbchen waren.

Seine Freundin gab ein neues Zeichen und rief: „mein Geliebter sei König der Erde!“

Ein anderes Mädchen, welches eine goldene Binde um die Stirn trug, näherte sich dem Pilgrim, nahm ihn bei der Hand, leitete ihn nach dem Thron, ließ ihn auf den königlichen Sessel niedersetzen, gab ihm einen Scepter in die Rechte und drückte ihm eine glänzende Krone auf den Scheitel. Zugleich erhoben die Töchter der Erde sich von ihren Sitzen und knieten mit zu Boden gebogenem Haupte vor dem erstaunten Pilger nieder. Dann erhoben sie das Haupt und begannen einen Gesang, in welchem sie die Tugenden, die Macht und die Herrlichkeit ihres Herrn und Meisters bis zum Himmel erhoben.

„Falschheit!“ dachte er. „Ihr singt Tugenden, die ich nicht besitze — ich bin ein Mensch, der Schwachheit unterworfen, kein Gott, nicht unfehlbar.“

Aber während diese demüthigen Gedanken in ihm entstanden, erhoben sich außerhalb des Palastes tausende von Stimmen, als wäre eine unzählbare Menge in die Oasis gedrungen. Der Name des Pilgrims wurde, mit Segnungen begleitet, wieder und wieder ausgerufen. Da verführte ihn

einen Augenblick der Hochmuth, und er achtete sich auf das Aeußerste glücklich, daß er über so Viele zu gebieten habe. Aber was ihn bald ermüdete, war, daß er auch nicht das leiseste Lächeln mehr auf den Lippen der Jungfrauen sah; in ihren Zügen war ein kalter Ausdruck von Ehrerbietung, aber keine Liebe, keine Freundlichkeit mehr. Auf seine liebreichen Worte wurden ihm Antworten zu Theil, die schmeichlerisch waren, aber Nichts bedeuteten, er sah, daß man nicht mehr ihm huldigte, sondern nur der Krone, welche er trug. Plötzlich warf er dieselbe zusammt dem Scepter mit Heftigkeit von sich und rief: „fort, fort mit dem Glück, das sich nicht theilen läßt! Für einen Kuß meines Engels geb' ich alle Kronen der Welt."

Ohne auf seinen Zorn zu achten, gab seine Freundin abermals ein Zeichen und rief: „mein Geliebter soll der Reichste auf Erden sein!"

Auf diesen Befehl brachten die Jungfrauen ganze Massen von Gold und Gestein vor den Thron. Die Augen des Pilgrims funkelten vor einer neuen Lust, er beschäftigte sich eine Zeit lang mit der Betrachtung der Schätze, welche vor ihm ausgebreitet lagen. Aber bald fühlte er, daß je länger er seinen Reichthum anschaute, sein Herz um so kälter wurde und sich mit schlimmen Lüsten füllte. Da wandte er das Antlitz mit Verachtung von dem Gelde ab und sprach: „sind dies die Freuden der Erde? O es giebt nur ein Glück, und das ist die Liebe. Eure Liebe sei mir zurückgegeben und ich begehre weiter Nichts mehr."

Mit diesen Worten verließ er den Thron und gedachte, seine Freundin zu umfangen, aber sie winkte nochmals mit

der Hand und sprach: „Kinder der Erde, ich übergebe Euch meinen Geliebten — lehrt ihn das Glück der irdischen Liebe kennen.“

Auf einem weichen Teppich in der Mitte duftiger Rosen hingelagert, genoß der Pilgrim Alles was irdische Schönheit gewähren kann. Aber bald empfand er, daß selbst dieser Genuß kein unerschöpflicher sei. Allmählich versank er in eine stille Träumerei, aus welcher alle Bemühungen der Jungfrauen ihn nicht wecken konnten. In diesem Augenblick ging ein Klang durch den Saal, der aus ehernen Saiten zu tönen schien und das Geläut der Zithern beherrschte, wie die Stimme des Mannes die Stimme der Frau beherrscht.

Der Pilgrim schien von Begeisterung ergriffen, die Töne übten eine wunderbare Macht über ihn aus, denn er stieß selbst seine Freundin von sich, um ganz ohne Störung dem ehernen Klange lauschen zu können.

„Dichter, Dichter!“ rief seine Geliebte, ihn mit beiden Armen umfangend, „hört mich noch ein Mal, denn ich fühle den Tod in mir — das Blut erstarrt in meinen Adern.“

Seiner vorigen Liebe eingedenk küßte der Pilgrim sie voll Mitleid, doch ohne Zärtlichkeit. „Ihr sterbt?“ sprach er. „Ja, ich sehe die Blässe des Todes auf Eurem Antlitz, Eure Augen werden matt und dunkel. Fahrt denn wohl, Ihr, die ich liebte.“

„Seht Ihr,“ frug sie, „daß ich die Wahrheit sprach? Ihr liebt mich nicht mehr, und ich sterbe. Doch es thut Nichts,“ fuhr sie mit einem tröstenden Lächeln fort, „morgen werdet Ihr wieder ein anderes Traumbild lieben, und in diesem Bilde werde ich wieder aufleben, nur meine Gestalt

wird verändert sein. Fahrt wohl denn — ich scheide.“ Sie sank kalt auf den Teppich. Die andern Mädchen fuhren fort, zu singen und suchten den Pilgrim wieder zu umgarnen, doch ganz unter dem Zauber der männlichen Töne, welche er hörte, antwortete er ihnen nur mit einem verachtenden Lächeln, und durch das geheimnißvolle Spiel zu dichterischer Gluth entzündet, faßte er seine so lange vergessene Harfe, ließ den Saal von ernsten kräftigen Tönen erschallen und hörte erst auf, als seine Finger ermüdet waren. Da gewahrte er, daß auch das unsichtbare Saitenspiel verklungen war, und zugleich machte ein plötzliches Gefühl von Schreck und Abscheu ihn vom Boden aufspringen. Die Harfe entfiel seiner bebenden Hand, und er blieb schaudernd stehen.

Die Töchter der Oasis, welche man ihm die Freuden der Erde genannt hatte, waren verschwunden und an ihrer Stelle saßen in denselben Kleidern ebenso viele entfleischte Gerippe oder entsetzliche Leichname; die Früchte, welche noch auf dem Tische standen, waren verfault; das Gold war mit Grünspan überzogen, mit einem Worte, alles das Schöne, das er bewundert hatte, war nichts mehr als Fäulniß und Vergänglichkeit; die Luft, die er einathmete, war erstickend, der Duft der Rosen hatte sich in einen widerlichen Geruch verändert. Nachdem er einige Augenblicke auf die jammervollen Ueberbleibsel seines Glückes hingestarrt hatte, verließ der Pilgrim mit unsichern Schritten den Palast. Er gedachte sich unter die Bäume der Oasis zu flüchten, um seinen Dichterhang fortzusetzen, doch er sah sich in seiner Hoffnung betrogen. Der Sturm hatte die Blätter der Bäume in der Wüste zerstreut, und die goldenen Früchte in den Staub ge-

schleudert; eine brennende Luft hatte die Blumen versengt und die Wasser verzehrt, und die Vögel waren aus ihren zerstörten Nestern geflüchtet und hatten die vernichtete Oasis verlassen.

Auch dem Pilger blieb nichts Anderes übrig, aber umsonst suchte er die Sandhügel wieder zu erreichen, er konnte zwischen den gestürzten Baumstämmen den Weg nicht finden. Während er verzweifelnd umherirrte, kam ihm plötzlich der Greis entgegen, den er so thörichter Weise verlassen hatte. Der Alte lächelte bedeutungsvoll und fragte: „wohlan, Dichter, habt Ihr nun die irdischen Freuden, die weltlichen Genüsse geschmeckt? Sind Eure Gelüste nun gestillt?"

„Böser Mensch," fiel der Pilgrim gegen ihn aus, „welche feindselige Gesinnung trieb Euch, mich in diese Oasis zu geleiten, mit der Absicht mich das genossene und verlorene Glück ewig betrauern zu machen!"

„Ich selbst bin dieses genossene Glück," antwortete der Greis, „und mein Name ist Erfahrung. Das Mitleiden, welches ich mit Euerm unaufhörlichen Dichterschmerze fühlte, trieb mich an, Euch eine Lehre zu geben, durch die Ihr zugleich den Werth des irdischen Glückes und einer geträumten Wollust kennen lernen möchtet. Sie sollte Euch beweisen, daß eines Dichters Loos besser sei als das eines gewöhnlichen Menschen, der außer der faßbaren Welt Nichts besitzt. Das irdische Glück hat Euch so eingenommen, das Ihr den Weg nicht mehr wißt, um Euch von demselben zu entfernen. Wohlan, ich will Euch führen und Euch während des Weges die Auslegung von dem geben, was Euch widerfahren ist."

Er schlug einen andern Pfad ein und während er mit

dem Pilgrim vorwärts eilte, sprach er zu ihm in folgender Weise:

„Ihr seid nicht wie ein anderer Mensch gemacht: ein Dichter empfängt bei seiner Geburt ein größeres Theil von dem Geiste der Gottheit, darum strebt er auch mit seiner Einbildung himmelwärts, als wollte er noch vor seinem leiblichen Tode bereits nach dem Wohnsitze seines Vaters emporklimmen. Für ihn giebt es mehr als eine Welt; sein Dasein ist nicht gleich dem der andern Menschen an die Erde gebunden, denn mit dem Strahl von Gottes Geist empfängt er auch die Kraft, sich selbst sein Glück zu schaffen. Begehrt er eines Engels Liebe, er schafft sich einen liebevollen Engel; begehrt er eine Oasis, er schafft sich eine baumreiche Oasis. Folglich ist er Meister der geschaffenen und der ungeschaffenen Natur. Warum beklagt Ihr Euch also, da doch Gott Euch mit größerer Genußfähigkeit geschaffen hat? Warum werft Ihr dem Schöpfer vor, daß seiner Hände Werk nicht vollkommen sei, da Euch doch die menschliche Natur aus dem Himmel der Einbildung zurückzieht?"

„Ich verachte die Dinge dieser Welt mit Recht," fiel der Pilgrim ein; „seit ich in der Oasis gewesen bin, kann Nichts auf Erden mir mehr genügen, denn Nichts kommt den Schönheiten gleich, die ich dort fand."

„Glaubt Ihr denn, die Oasis habe Euch Dinge gezeigt, welche nicht der Erde angehören?"

„Ja, das glaube und weiß ich, sonst würde nicht Alles so rasch die Gestalt verändert haben."

„Ihr betrügt Euch, Sänger, in der Oasis ist Nichts

verändert; die Blumen, die Früchte und die Jungfrauen sind noch ganz dieselben, die Veränderung ist einzig und allein in Euern Augen. Es geht so mit Allem, was stofflich und faßbar ist: es bleibt schön und glanzreich, so lange man es hofft und begehrt, aber besitzt man es, so findet man sich schmerzlich betrogen, nicht daß die Dinge, welche man besitzt, wirklich keinen Werth hätten, aber der Genuß entzaubert sie für uns. Um Euch in den Stand zu setzen, die weltlichen Freuden zu genießen, hatte ich Euch durch eine geheime Macht, die ich besitze, des Dichtergeistes beraubt; so lange Ihr nichts Schöneres träumen konntet, schien Alles Euch wechselvoll und blendend, aber sobald die Begeisterung Euch wieder ergriff und in eine Traumnatur forttrug, saht Ihr im irdischen Glücke die Vergänglichkeit, und der Genuß und die Erfahrung flößten Euch einen Widerwillen gegen das ein, was Ihr so freudig begehrtet. So besteht das menschliche Leben nur aus einer Abwechselung von Begierden und Entzauberungen. Niemand ist auf Erden vollkommen glücklich, der Dichter allein kann es sein, so viel die menschliche Natur es zuläßt."

Der Pilgrim sah den Greis an und frug: „und was muß ich thun, um es zu werden?"

„Horcht! Ihr kehrt zurück in die Wüste des Lebens und werdet hier und da eine Oasis antreffen, wie die, welche Ihr verlassen habt. Geht an keiner dieser Stellen vorüber und genießt mit Dank gegen Gott die Freuden, welche die Erde Euch bietet; laßt während dieser Zeit den Geist der Dichter nicht über Euch kommen, denn vor seiner Gegenwart würde Alles vergehen, sondern gebt Euch dem Genuß hin. Aber

entreißt Euch demselben, bevor Ihr den Ueberdruß davon empfindet, dann werdet Ihr immer mit Verlangen zu ihm zurückkehren. Kommt Ihr aus einer solchen Oasis wieder in die Wüste, dann nehmt Eure Harfe und laßt Euch von Ihr in eine andere Welt tragen, so werden die leeren Stunden, welche das Unglück der gewöhnlichen Menschen ausmachen, für Euch mit noch höherer Seligkeit ausgefüllt sein. Es könnte jedoch geschehen, daß der Weg von einer Oasis in die andere zu lang wäre; auch dafür will ich sorgen."

Er bückte sich und pflückte eine noch übrig gebliebene Blume. Sobald er dieselbe in der Hand hielt, wurden ihre Blätter zu Gold und ihr Kelch zu einem glänzenden Diamant. Er bot sie dem Pilgrim an und fuhr fort: „dies ist die unsterbliche Blume der Erinnerung. Ermattet Euch das Leben, ist Euer Geist nicht stark genug, um sich in den Himmel der Träume empor zu schwingen, dann betrachtet die Blume, die vergangenen Freuden werden Euch erscheinen und aus der Betrachtung derselben wird Eure Seele neue Kraft schöpfen. Jetzt sind wir auf den Sandhügeln, Ihr seht vor Euch die Wüste des Lebens, durchwandelt sie mit Muth und klagt nicht mehr gegen Gott, der Euch Alles, auch den Dichtungsgeist gegeben hat." Der Greis schwieg einen Augenblick, dann schloß er: „und sollte der Schmerz Euch einst dermaßen überfallen, daß er Euch zwänge, das muthige Haupt zu beugen, dann denkt mit edlem Stolz: das Leid des Dichters sei wünschenswerther, als der Genuß des kalten Weltlings."

In tiefe Aufmerksamkeit versunken, wurde der Pilgrim nur undeutlich gewahr, daß sein Geleitsmann nicht mehr sprach. Er wendete das Haupt zur Seite, um ihm seinen

Dank auszudrücken, der weise Greis war verschwunden, und der Pilger befand sich allein in der Wüste.

Und er that, wie ihm gerathen worden war, und niemals mehr klagte er gegen Gott, denn er wurde der glücklichste Mensch auf der Erde.

Jn't Wonderjaer (1566) historische tafereelen uit de XVI. eeuw. Antwerpen 1837. 2. uitgave, Antwerpen 1841.
Phantazy. Antwerpen 1837.
De Leeuw van Vlaenderen, of de slag der Gulden Sporen. Antwerpen 1838. 2. uitgave, Antwerpen 1841. 3. uitgave, Antwerpen 1848. 4. uitgave, Antwerpen 1851.
Aenspraek tot het vlaemsche volk, gedaen op den vlaemschen schouwburg te Antwerpen, den 6. February 1839 (over de 24 artikels). Antwerpen 1839.
Hoe men schilder wordt, eene ware geschiedenis van eenen schilder die nog leeft. Antwerpen 1843. 2. uitgave, Antwerpen 1845. 3. uitgave, Antwerpen 1847. 4. uitgave, Antwerpen 1852.
Wat eene moeder lyden kan. Antwerpen 1843. 2. uitgave, Antwerpen 1844. 3. uitgave, Antwerpen 1851.
Siska Van Roosemael, de ware geschiedenis van eene juffer die nog leeft. Antwerpen 1844. 2. uitgave 1847.
Geschiedenis van België. Brussel 1844.
De sleutel der gezuiverde spelling. Antwerpen 1844.
Geschiedenis van graef Hugo van Craenhove, gevolgt van de geschiedenis van Abulfaragus. Antwerpen 1845. 2. uitgave, Antwerpen 1851.
Avondstonden, verhalen, zedenschetsen en zinnebeelden. Antwerpen 1846.
Eenige bladzyden uit het boek der natuer. Antwerpen 1846. 2. uitgaef, Antwerpen 1852.
Lambrecht Hensmans. Antwerpen 1847.
Jacob van Artevelde. Antwerpen 1849.
De loteling. Antwerpen 1850. 2. uitgave, Antwerpen 1851.
Baes Gansendonck. Antwerpen 1850. 2. uitgave, Antwerpen 1851.
Houten Clara. Antwerpen 1850. 2. uitgave, Antwerpen 1853.
Blinde Rosa. Antwerpen 1850. 2. uitgave, Antwerpen 1853.
Rikke-tikke-tak. Antwerpen 1851.
De arme edelman. Antwerpen 1851.

De Grootmoeder. Twee vertelsels voor kinderen. Antwerpen 1852.
De gierigaerd. Antwerpen 1852.
De boerenkryg (1798). Historisch tafereel uit de XVIII. eeuw. Antwerpen 1853.
Hlodwig en Clotildis, historische tafereelen uit de V. eeuw. Antwerpen 1853.
De plaeg der dorpen. Antwerpen 1855.
Het geluk van ryk te zyn. Antwerpen 1855.
Moeder Job. Antwerpen 1856.
De Geldduivel, tafereelen uit onzen tyd. Antwerpen 1856.
Batavia. Antwerpen 1858.
De Omwenteling van 1830. Antwerpen 1858.
Simon Turchi, of de Italianen in Antwerpen (1530). Historische tafereelen uit de XVI. eeuw. Antwerpen 1858.

Courtmans Frau, (geborene Joanna Desideria Berchmans), wurde 1812 in Audeghem, einem Dorf in Ostvlandern, geboren, wo ihr Vater Bürgermeister war. Den ersten Unterricht genoß sie beim Schulmeister des Dorfes, der die Gewohnheit hatte, wöchentlich einige selbstgemachte Reime zu diktiren. Diese lernte seine junge Schülerin begierig auswendig und behielt sie besser als ihre Aufgaben. Mit neun Jahren kam sie nach Lessines im Hennegau in eine Kostschule, später beendete sie im Kloster von Gyseghem, wieder in Ostvlandern, ihre Erziehung, welche eine gänzlich französische war. Vom Vlämischen hatte sie nur die Sprache für das tägliche Leben und die Reimchen des alten Schulmeisters behalten.

Im Jahre 1836 verheirathete sie sich mit Joannes Baptista Courtmans, der damals Professor in Gent und mit den Dichtern Rens, Snellaert und Van Duyse befreundet war. In der Gesellschaft dieser Männer hörte sie nicht nur vlämische Gedichte vorlesen, sondern auch über die vlämische Dichtkunst im Allgemeinen eifrig verhandeln. Und wenn auch dies nicht gewesen wäre, sie hätte, um das Niederdeutsche

nicht lieben zu lernen, nicht Courtmans Frau sein müssen. Ihre größern Dichtungen zeigen, wie sie, ächt weiblich, durch männlichen Einfluß zur Vaterlandsliebe gebildet wurde; sie behandelten ausschließlich vaterländische Stoffe und wurden fast sämmtlich bekrönt. Da es folglich schwer fallen würde, einer vor der andern den Vorrang zu geben, habe ich mich mit dem Uebersetzen einiger kleinen Lieder begnügt.

Drei Röschen.

Drei junge Lenzesrosen standen
An einem Stamm zu duften da,
Sie wurden mehr und mehr bewundert
Von Jedem, der sie blühen sah.

Mit Neid im Garten jede Blume
Die kaum erblühten Schwestern sah,
Sowohl das nied're Tausendschönchen,
Wie die erhab'ne Dahlia.

Die älteste der Lenzesrosen,
Die meistbewunderte der Drei,
Stand als die Königin der Blumen
Inmitten da der andern Zwei.

Das hohe Tragen ihrer Krone
Verrieth den Stolz, der in ihr wach,
Bethöret hatten sie die Schmeichler,
Und so sie zu den Schwestern sprach:

„Behagt Euch unser Loos, ihr Lieben,
Wollt Ihr hier stets im Garten steh'n
Und zwischen Blättern, zwischen Dornen
Euch wiegen bei des Windes Weh'n?

„Der Bäume Seufzen immer hören,
Und plötzlich dem Orkan zum Raub

Gewirbelt werden in die Lüfte,
Und dann zerstreuet in den Staub?

„Ich will von hinnen, meine Schwestern,
Ich will noch heut bei Fackelglanz
Ein Mädchen auf dem Balle schmücken
Und mit ihm fliegen durch den Tanz.“

Die jüngste Schwester schwieg und seufzte,
Die zweite sprach: „mein Schwesterlein,
Auch ich will fort aus diesem Garten,
Mein Grab soll auf dem Altar sein.“

Die jüngste, zarteste der Rosen
Sprach nun die leisen Worte aus:
„Hier, wo das Licht mir ward gegeben,
Hier hauch' ich auch mein Leben aus.

„Ich bleib' auf meiner Mutter Grabe,
So wild mich auch umbraust der Wind,
So traurig auch die Bäume seufzen,
Hier stirbt lieb Mutters letztes Kind.“

Und Abend ward's. Im reichen Saale
Da war ein Mädchen schlank und schön,
Das trug im Haar die ält'ste Rose
Bei Fackelglanz und Festgetön.

Und Morgen ward's. Ein Gottesopfer,
Lag auf dem Altar heilig hehr
Die zweite Rose lieblich duftend —
Die ält'ste Schwester war nicht mehr.

Und wieder sank der Abend nieder,
Und wieder kam der Tag voll Glanz,
Da hing die zweite Rose sterbend
Im abgeblühten Blumenkranz.

Die unbefleckten Blätter streute
Sie auf den Altar still herab,
Doch blühend stand die jüngste Rose
Noch duftend auf der Mutter Grab.

Romance.

Eh' am grauen Morgen
Kam der Sonne Glanz,
Flicht ein liebes Kindchen
Einen Blumenkranz.

Lächelnd schenkt das Kränzchen
Es der heiligen Magd,
Die's um ihren Segen
Bittet, wenn es tagt.

Und dann kniet es nieder
Vor dem kleinen Bett,
Faltet seine Händchen,
Flüstert sein Gebet.

Ihm zur Seite schwebt der
Engel, der es schützt,
Der es so bei Leiden
Wie bei Freuden stützt.

Selig ist das Kindchen
Wo es immer sei,
Denn sein Engel stehet
Ueberall ihm bei.

Ist es einmal traurig,
Ruft's die Jungfrau an,
D'rum wird ihm der Himmel
Sicher aufgethan.

Es war im „Niederdeutschen Jahrbüchlein" für 1840, daß Frau Courtmans ihr erstes Gedicht erscheinen ließ. Seitdem hat sie rüstig fortgearbeitet und zwar hauptsächlich in dem Sinne des vlämischen Streites. Ihr „Marnix von St. Aldegonde" wird unter diesen patriotischen Poesien am meisten gepriesen. Ich habe behaupten hören, daß diese Frau an vlämischer Gesinnung nicht von vielen Männern übertroffen werde. Sie möchte darin Vielen als Beispiel dienen. Allgemeine literarische Bedeutung hat sie mehr durch ihre Gedanken- und Einbildungskraft, welche sie in einem nicht gewöhnlichen Grade besitzt. Dabei hat sie den großen Vorzug, immer ächt frauenhaft zu bleiben und von jedem jungen Mädchen gelesen werden zu dürfen. Ihre „Helena von Lilienthal" erhielt bei einem Preiskampfe zu Gent eine ehrenvolle Erwähnung.

Nach dem Tode ihres Mannes hat Frau Courtmans Lier, wo sie zwölf Jahre lang glücklich gelebt hatte, mit Maldeghem in Ostvlanderen vertauscht, wo sie eine Kostschule hält. Die Gesellschaft „Die Sprache ist ganz das Volk" ernannte in ihrer am 12. Mai 1858 gehaltenen Sitzung Frau Courtmans zugleich mit Sleeckx zum correspondirenden Mitgliede. Ebenso empfing Frau Courtmans in demselben Jahre den zweiten Preis bei dem Wettstreit der „Freundschaft" zu Rousselaere.

Maria Theresia. Lierzang, bekrönt mit der goldenen Ehrenmedaille von der Gesellschaft der Rhetorika zu Veurne, 1841. Gent 1842.
Karel van Poucke, bekrönt zu Dixmude 1842.
Philippina van Vlaenderen, bekrönt zu Dixmude 1842.
Karel van Mander. Historisch Verhael, bekrönt von der Gesellschaft der Rhetorica zu Dixmude 1842.
Pieter de Coninck, bekrönt zu Eecloo 1843.
Margaretha van Braband (1354) in zes zangen, Gent 1843.
Tuiltjes voor Godvreezenden, Mechelen 1845.
Belgies eerste Koningin, bekrönt zu Poperinghe 1851, Lier 1851.
Marnix van St. Aldegonde, bekrönt von der Gesellschaft „den Olyftak" zu Antwerpen 1855.

Karel de Stoute. Dichtstuk.
Jacob van Artevelde. Dichtstuk.
Belgies Koningin. Dichtstuk.
Eene handvol gedichtjes voor brave kinderen. Doornik 1855.
Helena van Leliëndal. Romantisch Verhael. 1855.
Poets wederom poets. Tooneelstukje. Lier 1855.
Twee weeken in de kostschool. Tooneelstukje. Lier 1855.
De Rentmeester, Tooneelstuk in dry bedryven, mit dem ersten Preis bekrönt durch den „Nederlandsch Kunstverband" zu Antwerpen 1856.
Vlaemsche poezy. Een bundel gedichten. Lier 1856.

Dautzenberg (Johann Michael), geboren den 6. Oktober 1808 zu Heerlen, (Provinz Limburg), vier Stunden von Maestricht, drei Stunden von Aachen. Seine Eltern, Johann Caspar und Ida Diederen, waren wenig bemittelt, bestimmten aber doch den ältesten Sohn zu den geistlichen Studien. Den ersten Unterricht erhielt er in der 1816 zu Heerlen gegründeten Schule. Latein lernte er abwechselnd vom Pfarrer und vom Dorfkaplan. Dieser, Namens Mienis, war während der französischen Revolution, um nicht Soldat werden zu müssen, in Paderborn Franziskaner geworden. Es war ein herzensguter Mensch, der tagtäglich nach der Messe die Armen und Kranken des ausgedehnten Dorfes besuchte, aber „Gelehrsamkeit war seine Sache nicht." Die wenigen Stunden, welche er Dautzenberg ertheilte, mußte dieser mit Abschreiben, oder lieber mit Zusammenschreiben von Predigten bezahlen, denn der würdige Kaplan nahm seine Predigten stückweise aus Büchern. Im Anfange strich er mit Bleistift die Stellen an, welche Dautzenberg „zusammenleimen" sollte, bald jedoch überließ er dem zwölfjährigen Knaben allein das Auswählen.

Dautzenberg las, wählte, leimte, wurde wegen seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit häufig gelobt und fing allmäh-

lich an, Eigenes zwischen das Entlehnte einzuschieben. Endlich, als er die Evangelien so ziemlich kannte, frug er den Kaplan nur nach dem Text und machte dann lustig seine Predigt, ohne sich länger in Büchern Raths zu erholen. Bei dieser Arbeit, welche er von seinem zwölften bis zu seinem sechszehnten Jahre wöchentlich ein Mal machte, lernte er ohne alle fremde Nachhülfe Deutsch, allerdings ein „mit vielem Limburgisch durchspicktes," aber doch immer Deutsch. Von den übrigen Wissenschaften lehrte man ihm, was man ihm vom Deutschen gelehrt hatte, nämlich Nichts. Dagegen studirte er das Latein einige Jahre lang bei einem Hauslehrer zu Schaesberg, welches nahe bei Heerlen lag, und schon dachte der alte Pfarrer daran, ihn in dem Lütticher Seminar unterzubringen, als Wilhelm I. den Bischöfen untersagte, Zöglinge aufzunehmen, die nicht zwei Jahr in Löwen studirt hätten. Zwei Jahre Philosophie in Löwen gingen über die Mittel der Eltern, welche außer dem ältesten Sohne noch vier Kinder zu versorgen hatten. Der Jüngling mußte sich also nach etwas Anderem umsehen. Er fand bei dem alten Grafen von Velderbusch, der alljährlich seine bei Heerlen liegenden Güter besuchte und ein äußerst grämlicher Herr war, den Posten eines Sekretairs und begleitete in dieser Eigenschaft den alten Grafen Ende 1826 nach Paris, wo er Französisch lernte. Als der Graf bald nachher starb, wollte sein Erbe, der Freiherr von Böselager, Dautzenberg als Commis bei der österreichischen Gesandtschaft in Paris unterbringen, aber Dautzenberg hatte den Tod seiner Mutter erfahren, ein unwiderstehliches Heimweh ergriff ihn, er wies jedes Anerbieten zurück, „er mußte fort aus Paris und wieder nach Heerlen."

Hier sah er bald ein, „daß es dem ältesten Sohne nicht gezieme, auf Kosten der Familie zu leben." Aber was thun? Im Dorfe fand sich für einen Schreiber wenig Beschäftigung. Er schrieb abwechselnd bei einem Notar und einem Einnehmer, dann wurde er Schulgehülfe in Heerlen und lernte rasch und gut Niederdeutsch. Nachdem bald darauf der Oberschulinspek-

tor in Heerlen ihn geprüft hatte, kam er zuerst als Schulgehülfe nach Maestricht, dann nach Bergen im Hennegau und endlich, nachdem er zwei Examina abgelegt, nach Doornik. Während er so äußerlich vorwärts drang, entwickelte er sich auch innerlich. Seine amtlichen Beschäftigungen, neben denen er noch Privatstunden gab, ließen ihm zwar wenig Zeit, aber doch that er alles Mögliche, um aus Büchern Alles nachzuholen, was ihm fehlte. Allerdings kaufte er die Bücher ohne Wahl und studirte ohne System, aber er las und lernte doch.

Graf du Monceau, dessen Kindern er Unterricht ertheilte, erwirkte für ihn im Haag den Posten als französischer Lehrer an der königlichen Schule zu Gent, wohin der Graf seine Ernennung als General erhalten hatte. Hier blieb Dautzenberg nur vier Monate. Die Revolution brach aus, der Graf begleitete den Prinzen von Oranien als Adjutant nach England, seine Familie begab sich nach Vilvorde auf das Landgut der Frau d'Aubremé, Großmutter der gräflichen Kinder. Auch Dautzenberg ging dahin, wie er meinte auf sechs Wochen, denn so lange konnte die Revolution höchstens dauern. Statt sechs Wochen blieb er neun Jahre als Hauslehrer in Vilvorde, wo es ihm in der größeren Ruhe allmählich gelang, seine Kenntnisse zu ordnen und ein wahrhaft wissenschaftliches Leben zu beginnen. Ja, er fand sogar noch Zeit, um die Flöte zu lernen. Zugleich machte er auf dem Schlosse die Bekanntschaft von Melanie Luise Felicitas Maillart, Tochter des Friedensrichters zu Vilvorde, welche 1838 seine Gattin wurde. Dautzenberg sagt von ihr in der deutschgeschriebenen Biographie, welche ich vor mir habe: „es giebt in Belgien wenig Frauen, deren Erziehung so gut gediehen wäre. Ihr schönstes Lob sind ihre zwei Töchter, Adele und Emilie, welche sie unter des Gatten Leitung selbst erzog."

Seit seiner Verheirathung ist Dautzenberg bei der Societé générale, (Alten Bank) angestellt. Seit 1850 führt er die Controle über die zahlreichen Steinkohlengruben und Hochöfen, welche durch von der Bank patronisirte Gesellschaften

betrieben werden. Diese Beschäftigungen würden ihm wenig Lust zu literarischer Thätigkeit übriglassen, auch wenn er nicht an und für sich lieber studirte, als selbst arbeitete.

So hat man denn eigentlich wenig von ihm, aber was er geschrieben hat, ist bekannt, besonders das Volkslesebuch, welches er gemeinschaftlich mit Van Duyse herausgab. Es wurde vier Mal bekrönt und dürfte wohl in keiner bessern Schule fehlen. Von seinen deutschen Bestrebungen sprach ich bereits. Er bethätigte sie erst neuerdings, indem er die schöne im alldeutschen Sinn geschriebene Dichtung seines Freundes Nolet de Brauwere „Das große deutsche Vaterland" in's Hochdeutsche übersetzte. Ich theile einige Strophen daraus mit, um Dautzenberg auch als deutschen Dichter zu zeigen. Daß Deutschland, wie es eben besteht, etwas zu ideal aufgefaßt ist, wird jeder unbefangene Deutsche mit Wehmuth eingestehen, oder dürften wir wirklich sagen:

Hat Einer je sein Wort gebrochen,
Der hat gewiß kein Deutsch gesprochen?

Ich fürchte, nein, doch die Zukunft ist da, und in der Zukunft wird wahr werden, was Arndt, Nolet de Brauwere und Dautzenberg sagen, dieser in folgenden Worten:

Wer je den Mann als Mann geehrt,
Der hat den deutschen Mann gemeinet,
Dem früh der Künste Liebreiz werth,
Der jedes Wissens Schätz' vereinet,
Der nimmer wird des Forschens müd',
Deß heller Blick und still Gemüth'
Für alles Edle freudig glüht:
Deß starker Arm bei Feindesschlingen
Wohl weiß das Heldenschwert zu schwingen,
Vergreift sich je des Fremden Hand
Am starken deutschen Vaterland.

Viel hundert Jahre ist er alt
Der mächt'ge Stamm, dem wir entsprossen,
Noch steht als König er im Wald,
Noch grünen ihm gewalt'ge Sprossen.
Dreifaltig streckt die Aest' er aus,
Sein frisch Gezweig wächst stark und kraus,
Umpanzert gegen Stoß und Strauß
Tief von der Wurzel bis zum Wipfel,
Ein Blätterhelm krönt seinen Gipfel!
So steht er fest und unverwandt
Im großen deutschen Vaterland.

Dieses war der deutsche Dautzenberg, vom vlämischen Dautzenberg bringe ich zuerst zwei Gedichte. Das erste hat dem „Genter Jahrbüchlein“ von 1855, worin es steht, das schöne Motto geliefert:

Wy stryden, bidden, vlaemsche Zonen,
Om Recht, om Tael, om Vaderland.

das zweite, aus der Sammlung seiner so melodischen Gedichte, von Heremans in die „Blumenlese aus niederdeutschen Dichtern“ aufgenommen, enthält in poetischer Form die Worte, mit welchen Dautzenberg seine biographische Skizze beendet: „Jetzt habe ich nur noch einen Wunsch, den nämlich, meine letzten Lebensjahre in der Heimat zu leben, wo ich dieses Jahr mit meiner Frau hinpilgerte, und wo es ihr so wohl wie mir gefiel.“ Auch als ich Dautzenberg in Brüssel kennen lernte, waren seine ersten Worte: „am Rhein ist's besser als hier; die Leute sind freundlicher, Sie werden das sehen.“ Ich glaube also nicht zu irren, wenn ich Dautzenberg als den deutschesten Vlaming bezeichne.

Die kleine Erzählung, welche den Gedichten folgt, stand zuerst im „Sprachverband.“

Vaterländisch Lied.

Gewiß vernahmt bei Nacht und Düster
Auf Weid' und Feld Ihr oftmals schon
Der Geister heimliches Geflüster,
Der Gottheit Ruf, des Himmels Ton?
Was uns'rer Jeder hat vernommen,
Das werde hier gehört und dort,
Was wahr ist, soll in Lieder kommen,
In Liedern klinge Gottes Wort.

Schätzt hoch der Väter reine Sitten
Und ihren nie gebeugten Muth,
Erinnert Euch wofür sie stritten
Und opferten ihr Gut und Blut.
Die Sprache, ihnen angeboren,
Die Sprache, uns'rer Freiheit Wehr,
Geht Vlanderns Sprache einst verloren,
Dann lebt auch Vlanderns Volk nicht mehr.

Du, aller Völker Vater, schirme,
Dies uns'rer Kinder Erb' und Gut,
Vertreibe Du des Südens Stürme,
Die uns bedroh'n mit ihrer Wuth.
Daß nicht der Fremde uns verhöhne,
Gieb Kraft dem Stahl in uns'rer Hand,
Wir ringen, bitten, vläm'sche Söhne,
Um Recht, um Sprach', um Vaterland.

Heimweh.

Wenn fort von uns der Winter geht
Und nach dem Norden zieht,

Und wenn das Veilchen in blauem Kleid
  Aus nach dem Lenze sieht,
Und wenn der Mai dem Liedchen horcht,
  Das ihm der Käfer singt,
Aus wärmer'm Land die Schwalbe heim
  Zum Wiegennest sich schwingt —

Dann rufet eine Stimm' in mir:
  „Was bleibst du in deiner Klaus'?"
Dann zieht es mich so süß und stark
  In's früh verlaßne Haus.
Und ein vor'm Sturm geschütztes Thal
  Seh' hinterm Gebirg ich dann,
Da thut mit schönerm Schmuck der Lenz
  Der Eltern Hütte an.

In Limburg liegt der stille Ort,
  Wohin ich möchte so gern;
In Limburg fließt die breite Maas,
  Von meinem Heim nicht fern.
Und Vogelsang und Lenzesglanz,
  Und was nur glücklich macht,
Nach meiner Jugend Erbe mich lockt
  Mit wunderbarer Macht.

Ich spielte fröhlich dort als Kind
  Längs Bach und Blumenfeld,
Und mancher Freund durchspielte mit mir
  Die bunte Kinderwelt.
O könnt' ich Euch noch einmal seh'n,
  Die Ihr so lieb mir seid!
Euch bieten treuen Händedruck
  So wie in vergangner Zeit!

Es irren ihrer viel, gleich mir,
Wo's minder schön, herum,
Und sehen oft mit trübem Blick
Sich nach der Heimath um.
Die dorten blieben, wurden müd'
Und ließen sein das Spiel,
Und eilten schon dem Grabe zu,
Der Müden Ruheziel.

Nur einen ließ der Himmel mir
Von jenen Freunden all',
Und der allein denkt noch gleich mir
An's Spielen mit dem Ball.
Der leitet mich, komm' ich zurück
In's Dorf, von Haus zu Haus,
Zeigt dann des Kirchhofs Kreuze mir:
„Sie schlafen im Herren aus."

Dann schenken jedem sel'gen Freund
Der Wehmuth Thräne wir,
Und denken im Vondannengeh'n:
„Wie wart uns so theuer Ihr!"
Und sagen uns zögernd Lebewohl,
Und zeichnen, während wir's thun,
Uns eine stille Stelle an:
„Da wollen wir beide ruh'n."

Ein altes Neujahr.

Abend- und Morgenstrahl aus dem Leben eines Knaben.

Es giebt viele Menschen, die Jahr aus, Jahr ein das alte Sprüchlein wiederholen „es giebt nichts Neues unter der Sonne," und die trotzdem jeder Neuigkeit, die ausposaunt wird, gierig nachjagen. Die wollen ein neues Aushängeschild,

die ein neumodisches Kleid, jene eine frische Erzählung von Conscience. Diese Sucht nach etwas Neuem und wieder nach etwas Neuem muß natürlich sein, denn sie ist uns Allen angeboren. Nun giebt es vielleicht nichts Neueres als ein Neujahr, selbst ein altes Neujahr, wie das von 1817. An dem Tage vor diesem Neujahr, am 31. December 1816 nämlich, war der Held dieser unserer Geschichte acht Jahre und vielleicht an zwanzig Tage alt, welche Angaben seinem künftigen Lebensbeschreiber zur Bestimmung seines Geburtstages dienen können. Diejenigen aber, welche die Geduld haben, das Folgende zu lesen, müssen die Memoiren eines Staatsmannes oder einer Staatsdame, eines Premierministers, eines Kaisers oder seines Kammerdieners mit denen eines achtjährigen Bauerbübchens vertauschen.

Wie das Jahr 1816 eigentlich gewesen ist, erinnert sich unser junger Held nicht: er war damals weder ein feiner noch ein großer Beobachter, und hörte er auch täglich sagen, daß die Kartoffeln sehr theuer wären und daß man das Korn kaum bezahlen könne, er dachte weiter nicht sehr tief darüber nach. Ebenso wenig darüber, daß er mit seinem Bruder bisweilen eine Butterschnitte weniger, als er haben wollte, und ein Paar Stunden später bekam, als er gewünscht hätte. Er betete vor und nach dem Essen und dankte Morgens und Abends dem Geber alles Guten, während seine Eltern von früh bis spät arbeiteten, um ihren vier Kindern Nahrung und Kleidung zu verschaffen.

Am Sylvesterabend 1816 nun konnte unser Bübchen gar nicht einschlafen, obgleich es schon seit ein Paar Stunden in einer Kammer, welche an die Schlafkammer der Eltern stieß,

zu Bette lag. Wahrscheinlich machte die Erwartung der Neujahrsgeschenke den Kleinen unruhig. Sinter Klas, d. h. St. Niklas hatte nicht viel zum Besten gegeben, einige Aepfel, einige Backbirnen und Backpflaumen, das war Alles, was die Kleinen in ihren schöngeputzten Schuhen gefunden hatten. In früheren Jahren hatten weder die Pfeffernüsse noch die Pfefferkuchenmänner gefehlt. Ist es zu verwundern, daß die kleinen Jungen das Entziehen dieser Näschereien ihrem Ungehorsam oder ihrer Nachlässigkeit zuschrieben? „Ja," sagten sie, „Sinter Klas wird die Eltern gefragt haben, ob wir artig gewesen sind, und sie werden ihm Nein gesagt haben, und da hat er uns weniger geschenkt als sonst." So hatten die Brüderchen durch Selbstanklagen sich die Sache erklärt, aber der letzte Abend des Jahres sollte unserm Kleinen zeigen, daß er doch den Nagel nicht auf den Kopf getroffen hatte.

„O morgen ist Neujahr, und da wird's gewiß viel Gutes und Leckeres geben. Aber wie soll ich es anfangen, um die Eltern und die Bekannten morgen zu überraschen?" so fragte sich der Kleine, der schon wußte, daß in Limburg das Ueberraschen das größte Vergnügen ist, während das Ueberraschtwerden Nichts als Verdruß bringt. Wo man geht und steht, aus allen Ecken und allen Häusern, im Keller wie auf dem Boden, im Stalle wie in der Scheuer hört man am Neujahrsmorgen das unveränderliche: „Gelückselig Nüjoar!" Acht Tage lang spricht man von nichts Anderm als von den listigen Anschlägen, die man ausgesonnen, um Dem oder Jenem zuerst den Glückwunsch zuzurufen, und wie der oder Jener seiner Verpflichtung entschlüpft sei.

Nun, unser Bübchen also lag darüber grübelnd, wo es

sich am Morgen verstecken sollte, zu Bette, als die Eltern sich auch zum Schlafengehen anschickten. Sie glaubten, daß alle ihre Kleinen in tiefem Schlafe lägen, und so entspann sich zwischen ihnen folgendes Gespräch, welches sich dem Gedächtniß des Söhnchens in der Nebenkammer unauslöschlich einprägte.

„Frau, was geht 1816 doch traurig zu Ende! Wäre Hoffnung auf Besserwerden da, so würde man das Ausgestandene bald vergessen haben, aber der Winter hat kaum angefangen, unsere Kartoffeln reichen nicht bis März, es sind nur noch zwei Brode im Hause, und wo, wo soll ich ein Faß Korn herkriegen? Pachter M. hat uns schon sechshundert Franken vorgeschossen, und die haben wir in drei Monaten verzehrt; ich hab' ihm unser letztes Land angeboten, er will wohl darauf noch hundert Franken zuschießen, aber es für tausend Franken an sich zu kaufen, dazu kann ich ihn nicht überreden. Morgen muß ich die letzten hundert Franken nehmen, und übermorgen muß ich vor Tage nach Maestricht, und find' ich da kein Getreide, dann muß ich weiter nach Lüttich. Hier herum ist auch nicht ein Maß Roggen mehr zu finden, und ohne Getreide mag ich nicht heimkommen. Die Reise steht mir durchaus nicht an; ich versichere es dir, liebe Frau, daß es für mich der schlimmste Gang sein wird, den ich bis heute noch gethan haben werde."

„Ach, wie weit werden die letzten hundert Franken reichen? Vier Faß Korn, wie die Preise sind, und unser ganzes Erbtheil ist verzehrt! Wenn die Vorsehung uns nicht zu Hülfe kommt, da müssen wir Haus und Hof verpfänden,

noch ehe der Winter zu Ende geht, und was soll dann aus unsern armen vier Schäfchen werden?"

„Liebe Frau, bis heute hab' ich mir bei dir immer Trost geholt, und gerade heute am letzten Abend des Jahres, wo mir ohnedies das Herz so schwer ist, nimmst du mir die letzte Hoffnung!"

„Ach, Mann, hättest du nur vorhin die beiden Größten plappern hören, da wäre dir das Herz noch schwerer geworden. Sie haben wohl eine halbe Stunde lang von Allem geredet was sie morgen kriegen werden. Der Kleine meinte, ein Wägelchen, aber der Große bildet sich schon ein Bilderbuch ein, wie Nachbars Sohn eins hat. Und dann meinten sie, würden wohl auch die Pfeffernüssel und die Rosinen und die Apfelsinen nachkommen, die Sinter=Klas ihnen schuldig geblieben wäre. „„Die Eltern die sind so gut zu uns,"" sagte der eine; „„ja, wir werden's morgen früh sehen,"" sagte der andere, und mir war jedes Wort ein Stich in's Herz. Bisher haben wir mit einander Lieb' und Leid getragen, aber, lieber Mann, von nun an werden wir nur noch Elend mit einander zu ertragen haben. Die Russen und die Franzosen haben zwei Ernten nach einander weggenommen, und nun geht bei der schrecklichen Hungersnoth auch noch der Acker d'rauf. Unserer Hände Arbeit reicht nicht mehr hin — mit uns ist's aus."

„Frau, was thun wir? Das Verzagen an Gott ist eine himmelschreiende Sünde. Wir dürfen nicht verzweifeln, so lange der Zaunkönig dort in der Hecke vom himmlischen Vater genährt wird, so lange die Wiesen und Saaten noch grün sind. Wir haben immer noch das Oelkrüglein der

Wittwe, das nie leer wurde — das ist der Muth in der Brust — Gott hilft wer ihm vertraut."

„Ach, wenn du so sprichst, dann fällt es mir wie ein Stein vom Herzen. Es fällt mir auch schon allerlei ein. Höre, lieber Mann, wir wollen noch ein Mal so fleißig sein, und wenn's uns dann noch fehlen sollte, so wollen wir versetzen oder verkaufen, was wir an unnützen Dingen haben. Man hat uns für unsern Kanarienvogel zwanzig Franken geboten und fünf für das leere Straußenei, das der Großvater, als er jung war, aus Amsterdam mitgebracht hat. Dann hab' ich noch meine Ringe und meine Ohrringe und das kleine diamantne Kreuz, und das, sagt der Marx, der ein ehrlicher Jude ist, das ist viel werth."

„Und ich habe meine Knie= und meine Schuhschnallen und meinen indischen Rohrstock, der nicht seines Gleichen hat. Für den giebt mir unser Tambourmajor gut und gerne fünfundzwanzig Franken."

„Und mein Gebetbuch mit dem Schildpatteinband und mit den silbernen Haspen — ich hab's schon in der Stadt schätzen lassen, und es wird einen guten Groschen Geld eintragen. Und dann mein Haar, das so lang und stark ist, wozu nützt es mir? ist es nicht besser, ich verkauf's an den Perückenmacher, da sie sagen, daß solch Haar selten ist und gesucht wird?"

„Davon sprich nicht, ich hoffe, so weit soll's nicht kommen. Er, der uns so weit geholfen hat, wird seine Hand nicht von uns abziehen. Unsere Kinder vertrauen uns — wir wollen so auf die Vorsehung vertrauen. Befehlen wir ihr die vier unschuldigen Schäfchen an, die wir zu braven

Menschen erziehen wollen, zu braven Menschen, welche niemals gezwungen sind, die Hand nach Almosen auszustrecken. Ueberlassen wir Gott die Sorge für die Zukunft und danken wir Gott in der letzten Stunde dieses Jahres unserm Schöpfer und Beschirmer für alle seine Gnade."

Darauf hörte der kleine schuldlose Späher Vater und Mutter vor ihrem Bette niederknieen. Sie beteten, und sie beteten nicht allein. Der Kleine richtete sich so leise wie möglich halb auf, und mit Thränen in den Augen stammelte er das elterliche Gebet nach. Noch nie hatte er mit solchem Bewußtsein des Herrn Barmherzigkeit auf seine Eltern herabgefleht. Jetzt erst sah er ein, was er ihnen schuldig war, welche Entbehrungen sie sich für ihre Kinder auferlegten, und der Beschluß, welchen der Knabe an jenem Sylvesterabend faßte, hat unerschütterlich in ihm festgestanden.

Am Neujahrsmorgen wurde er durch sein neben ihm schlafendes Brüderchen geweckt. In wenig Sekunden waren sie fertig und bereit, die ganze Welt zu überraschen. Unser Held sprang aus dem Fensterchen, welches auf den Hof ging, und schlüpfte vom Hofe aus durch die Hinterthür in die Küche, wo die Eltern schon beschäftigt waren, das allgemeine Frühstück zu bereiten. Das „Gelückselig Nüjoar!" klang hell in ihre Ohren, der Schlafkamerad sprang auch herein, und das Küssen und Glückwünschen wollte gar kein Ende nehmen. Vater tauchte seinen Finger in das Weihwassertöpfchen, das an der Thürpfoste hing, und feierlicher als gewöhnlich gab er heute den Kindern seinen Segen. Der glückliche Kleine gelobte von freien Stücken Alles zu thun, was er könnte, um seine lieben Eltern glücklich zu sehen. Seine Worte mußten

tiefer gedrungen sein, als er es sich erwartet hatte, denn anstatt Freude auf dem Antlitz der Eltern, sah er in ihren Augen Thränen, und doch umarmten sie ihn noch inniger als zuvor.

Und nun wurden die kleinen Ueberrascher ihrerseits auf das Angenehmste überrascht. Es lagen vier Päckchen da, und auf jedem stand der Name eines Kindes. Die beiden ältesten fanden in den ihrigen jeder ein Paar von der Mutter gestrickte Strümpfe und die Hälfte eines seidenen Halstuches, welches sie von ihren Sachen genommen hatte, um ihre Lieblinge damit zu zieren. Außerdem gab es für jeden noch eine trockene Waffel und ein Dutzend großer Nüsse. Das Halstuch trugen sie stets nur des Sonntags, und die Mutter selbst mußte es ihnen umbinden. Unser Bübchen ließ es sich nie umbinden, ohne die Mutter herzlich zu küssen, denn es erinnerte sich jedes Mal des Sylvesterabends und der unendlichen Liebe seiner Eltern. Erwähnt man hier ausdrücklich dieser kindlichen Küsse, so ist es darum, weil in ihnen etwas mehr Ernstes und Wahres lag, als bei den fortwährenden Umarmungen, welche in der Stadt gebräuchlich sind. Auf dem Lande dringt ein Kuß durch Mark und Bein, in der großen Welt hat er so gut wie gar keine Bedeutung, so wie jede heilige Gewohnheit, wenn man Mißbrauch mit ihr treibt, ihren innern Werth verliert.

Ganz anders als die bedrückte Familie es erwartet hatte, begann der erste Tag von 1817. Die Noth auf dem Lande war allgemein, aber auch das Mitleiden und die christliche Liebe zeigten sich lebendiger als in den Jahren des Ueberflusses.

Pathen und Pathinnen, Oheim und Muhme, Freunde und gute Bekannte wetteiferten in guten Wünschen und ließen es nicht bei bloßen Worten bewenden. Sie brachten den Kindern eine Menge Geschenke, welche der ganzen Familie zu Gute kamen, und die Geschenke strömten nicht etwa aus dem Ueberflusse der Geber. Der Ohm Müller sagte: er wüßte wie viel die kleinen Eulenspiegel von Weißbrod hielten, und so wollte er ihnen den andern Tag ein Faß Weizen schicken, welches er für sich gemahlen hätte. Der Jude Marx, der Fleischer war und nebenan wohnte, kannte auch die schwache Seite der Kinder und ließ ihnen die Wahl zwischen einer Rindszunge und einer Kalbsleber. Pathen und Pathinnen gaben bei der theuern Zeit Geld, damit die Eltern den Kindern kaufen könnten, was sie am meisten brauchten. Das thaten Bauern, Menschen, die man so oft der Grobheit beschuldigt. Ach, wer mit den Landleuten Wohl und Weh getheilt hat, der weiß, daß unter ihnen mehr Gefühl für Zartheit herrscht, als man es sich in der Stadt vermuthet. Sie wissen ihre milden Gaben so geschickt auszutheilen, daß auch der feinfühlendste Empfänger nicht darüber zu erröthen braucht.

Das neue Jahr fing also unter den besten Vorzeichen an; auch verdoppelte sich der Muth der Eltern. Die ersten drei Monate brachten wohl noch manch bitter Tränklein, doch es ward ohne die geringste Widerrede mit gestärkter Geduld eingenommen. Die ersten Gemüse, Salat und Schnittbohnen, unter alten Fensterrahmen gezogen und nach der Stadt getragen, brachten zehn Mal mehr als in gewöhnlichen Jahren. In der Noth war die Industrie mit in's Haus gekommen,

wer hätte sonst daran gedacht, daß ein Junge von acht Jahren schon etwas erwerben könnte? Und doch war es so. Der brave Junge schrieb in drei Zeilen mit großen Buchstaben, die jedoch nur von Weitem gelesen werden konnten, weil sie in der Nähe einen Offizier zu Pferde und einen Fähndrich mit einer Reihe Soldaten vorstellten: Morgenstunde hat Gold im Munde. Obschon er das Kunststückchen nur sehr schlecht einer sehr schlechten Vorschrift nachgemalt hatte, fanden doch die guten Nachbarn und bald das ganze Dorf es so wunderschön und für ein achtjähriges Kind so ungewöhnlich, daß es binnen drei Monaten mindestens fünfundzwanzig Mal mit rother und schwarzer Tinte wiederholt werden mußte. Jede Nachbildung wurde mit vier Stübern bezahlt, und wer war glücklicher als unser Junge? Trug er doch nun das Seine zum Wohlstand des Hauses bei!

Nebel- und Regentage bezeichneten auch den Anfang des Jahres 1817, aber auch viele Licht- und Sonnentage zogen seit dieser Zeit über das Haupt des Knaben hin. 1817 ist weit von 1853. Der Knabe ward ein Mann. Entfernung und Zeit haben einen goldenen Ton über die alte Erinnerung gegossen, er bewahrt sie dankbar und wird sie jugendlich und frisch in das Grab mitnehmen.

Gedichten. Brussel 1850.
Beknopte Prosodia der Nederduitsche Spraek. Antwerpen 1851.
De Giftdrank, uit het fransch van Augier. Brussel 1851.
Volksleesboek door Dautzenberg en Van Duyse. Brussel 1854.
Verhalen uit de Geschiedenis van België, door Dautzenberg en Van Duyse. Gent 1856.

De Vlaemsche Taelstryd door Fr. Oetker, vertaeld door J. M. Dautzenberg. Gent 1857.
De Toekomst, Tydschrift voor Onderwyzers, hoofdredacteur Dautzenberg. Gent 1857.

David (L. J.), gebürtig aus Harelbeke, Kostschulhalter in Aeltre.

Sommerfäden. *)

Liebe Fädchen, wieder seh' ich
Fliegen Euch im Sonnenstrahl —
Spann Euch nicht die heil'ge Jungfrau
In dem hohen Himmelssaal?

Sagt, wie kommt zu uns Ihr nieder
Aus des Himmels lichtem Haus?
Dringt gleich überirdischen Stralen
Durch die Pforten Ihr heraus?

Oder ist's der Engel Athem,
Der da machet, daß Ihr fliegt,
Leise, wie der Hauch des Südwinds
Auf dem Stiel das Blümchen wiegt?

Oder kommt Ihr als ein Zeichen,
Wie der Stern, der einst entbrannt,
Und die heiligen drei Kön'ge
Leitet' aus dem Morgenland?

---

*) Auch Herbstfäden, Himmelsfäden, im Französischen: Fäden der Jungfrau.

Was Ihr seid, warum Ihr kommet,
Euer Kommen ist mir Glück,
Denn mit Euch fliegt mein Gedanke
In der Kindheit Zeit zurück.

Wo ich freudig, Euch verfolgend,
Durch das Gras der Weide sprang,
Wenn das Vieh sein Brüllen mischte
Mit dem leisen Vogelsang.

Doch die Tage sind vorüber,
Sind dahin mit Spiel und Lust,
Schweres Weh und schwere Sorgen
Drücken jetzt auf meiner Brust.

Könntet linde mich zurückzieh'n
In die alten Zeiten Ihr,
Liebe Fäden, ach, dann bliebe
Nichts zu wünschen übrig mir.

Doch die Tage sind vorüber,
Sind dahin mit Spiel und Glück,
Und kein Wünschen und kein Sehnen
Bringt vergang'ne Zeit zurück.

Lentebloempjes. Gent 1844. 2de uitgave 1847.

David (Frau, geborene Mathilde Van Peene), Gattin des Vorigen, gebürtig aus Zaemslag, einem niederländischen Dörfchen an der Grenze von Zeeland, an welches sie im Jahrbüchlein für 1854 eine poetische Ansprache richtete. Im „Klauwaerts“ fand ich die Notiz, daß ein Gedicht, welches

sie zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier seiner Regierung an den König gerichtet habe, von diesem durch ein sehr huldvolles Handschreiben beantwortet worden sei. Die vlämischen Kritiker erkennen ihr viel Begabung zu. Das folgende Lied ist 1858 geschrieben und im „Jahrbüchlein" für 1859 gedruckt.

Ich lieb' das Blau.

Ich lieb' das Blau des Himmelsbogens,
Besonders um die Zeit der Nacht,
Wenn liebevoll die Sterne glänzen,
Und im Azur der Vollmond lacht.

Ich lieb' das Blau des hellen Bächleins,
Das murmelnd durch die Wiesen schäumt,
Und hold das Bild des Mädchens spiegelt,
Das still an seinem Ufer träumt.

Ich lieb' das Blau der lieben Blume,
Des lieblichen Vergißmeinnicht's,
Des Sinnbild's von verschwiegner Liebe,
Sich bergend vor dem Glanz des Licht's.

Ich lieb' das Blau in Mädchenflechten,
Der Schönheit Schmuck, das schlichte Band,
Das besser schmücket als das Schimmern
Von Perlen und von Diamant.

Doch mehr noch als das Blau des Himmels,
Mehr als das Blau des Baches noch,
Mehr als das Blau von Band und Blume
Lieb ich Alida's Blauaug' doch.

Wenn ich in ihrem Blicke lese,
Wie endlos zärtlich sie mich liebt,
Dann fühl' ich, daß für alle Leiden
Das Aug' des Kindes Tröstung giebt.

De Clercq (Karel), gebürtig aus Gent, wo er die Rechte studirt, schreibt in den „Studentenalmanach" und in „Nord und Süd", den „vermischten Akademischen Aufsätzen", welche die sprachliebende Studentengenossenschaft „Es wird schon geh'n," herausgiebt. Aus dem ersten Theil des letztern Werkes ist die in Heine's Manier gemachte Skizze:

Stiefelchen.

Ein Aufwärter entkorkte die hundertfünfunddreißigste Flasche Bordeaux. Ein alter Herr, der sich sehr wohl erinnerte, die große Prozession des hl. Macharius zu Gent gesehen zu haben, als er sechs Monate alt war, erhob sich und — doch ich muß Euch, meine schöne Leserin, erst sagen, wie ich auf den wunderlichen Einfall gekommen bin, diese nicht minder wunderliche Geschichte (ich glaube wenigstens, daß sie wunderlich sein wird) in das Licht zu geben. Ihr seid lieb und schön wie ein Engelchen, Mejuffer,*) das sagt Euch Euer Spiegel, so oft Ihr ihn darum befragt, folglich sehr, sehr selten, aber was weder er noch ich Euch sagen darf, ist, daß Ihr ungemein neugierig seid, eine Eigenschaft, wodurch Ihr gegen die andern Mädchen sehr absticht. Die Neugier

---

*) Meine Jungfer.

nun giebt zu vielen täglichen Sünden Veranlassung; z. B. seid Ihr diesen Morgen, sobald Euer ältster Bruder nur ausgegangen war, sachtchen in sein Zimmer geschlüpft, vermuthlich um den Staub von seinen Büchern zu wischen. Dort habt Ihr unter einem ganzen Haufen anderer Meisterstücke die „Vermischten akademischen Aufsätze" gefunden, und siehe da, plötzlich war von allen andern Büchern der Staub von selbst weg, „Nord und Süd" wurde in das Täschchen der zierlichen Schürze geschoben und mit den größten Vorsichtsmaßregeln habt Ihr Euch in Euerm Zimmer eingeschlossen, weil Papa und Mama doch weiter gar nichts davon hätten, ob sie es wüßten oder nicht, daß Ihr Bücher les't, die durch Studenten geschrieben worden sind, und darum hab' ich mich an diese wunderliche Geschichte gemacht. Denn nun bild' ich mir ein, ich wäre da mit Euch allein, Eure Hände in den meinen, Eure Augen tief in meine schauend, und ich selbst erzählte Euch alle die seltsamen Vorfälle, und Ihr horchtet, und Ihr lachtet, und — das Alles macht mich glücklich. Was in der wunderlichen Geschichte vorgehen soll, das weiß ich selbst noch nicht. Das nur kann ich Euch versichern, daß sie glücklich enden soll und daß, um Eure Nerven zu schonen, ich nicht der heutigen Mode folgen werde, Schornsteinfeger, Leiermänner und Klosternonnen zu Hauptpersonen zu wählen — und sang auf eine drollige Weise eines jener spitzfindigen Flon-Flons, welche in der guten alten Zeit die Lachmuskeln unserer guten Voreltern so krampfhaft in Bewegung brachten. Als er fertig war, erschallte lauter Beifall, und da der Wein nicht schlecht war, so benutzte man die Gelegenheit, um noch ein Gläschen zu leeren. Nachdem es wieder einigermaßen

ruhig geworden war, erhob sich der Amphytrion, Meinherr Peter Van Boendaele, und brachte in einem merkwürdigen speech einen Toast auf den Helden des Tages aus, der in seiner Wiege lag und quiekte. Dies müßt Ihr, Mejuffer, mögt Ihr wollen oder nicht, ihm nothwendig vergeben, denn er war ein neugebornes Kind. Was die Rede betrifft, so würde ich Euch die allerdings herschreiben können, aber ich ziehe es vor, Euch den Redner zu schildern, dann werdet Ihr, Dank der ungemeinen Einbildungskraft, welche alle junge Mädchen besitzen, Euch leicht vorstellen können, was der Mann gerade bei dieser Gelegenheit gesagt haben muß.

Meinherr Van Boendaele hatte sich vor etwa zwölf Jahren als Spezereyhändler in dem Städtchen D. niedergelassen, und ehrlich und fleißig in seinem Handel, sowie durch das Glück begünstigt, nach zehn Jahren die unaussprechliche Freude genossen, eine Hasenpfote an seine Thürklingel hängen zu können und seinen Namen auf der Liste derjenigen prangen zu sehen, die zum Senate wählbar waren. Einen bravern, ehrlicheren Menschen gab es in ganz Vlandern nicht. Es ist allerdings wahr, daß er nicht gerade das Schießpulver erfunden hatte, aber das war erstens nicht seines Amtes, und zweitens hatte es ihn durchaus nicht verhindert, seinen Weg zu machen. Glücklich sind die Einfältigen, der gewesene Spezereyhändler war demnach vollkommen glücklich und würde sicher sein Loos nicht gegen das von einem König vertauscht haben, hätte er einen Sproß seines Blutes, einen Bewahrer seines Namens und seiner Tugenden gehabt. Vergebens hatte er eine unzählbare Menge von Wachskerzen zur Ehre U. l. Frau vom Beistand geopfert, umsonst hundert und hundert Messen

lesen lassen und ganz unerhörte Gelübde gethan, der Himmel war gegen alle seine Bitten taub geblieben. Darüber war der gute Mann sehr betrübt und nahm sich den kleinen Kummer dermaßen zu Herzen, daß er langsam abzehrte.

Doch ein Mal mußten die Wachskerzen besonders dick gewesen und die Messen besonders gut gesungen worden sein, denn eines Morgens zog seine geliebte Gattin Wilhelmine ihn in ihre Kammer und flüsterte dort erröthend wie ein Mädchen ihrem Manne einige Worte in's Ohr, welche zu Folge hatten, daß besagter Mann augenblicklich in Ohnmacht fiel.

Was das nun für Zauberworte waren, das weiß ich nicht ganz genau, obwohl ich es so ungefähr errathen kann. Aber das weiß ich, daß von dem Augenblicke an die Gesundheit des heraufgekommenen Spezereyhändlers täglich besser wurde, daß er zu seinen alten Gewohnheiten zurückkehrte und vergnügter als je des Abends in der „Grünen Katze" sein Spielchen machte. Und was ich noch genauer weiß: daß einige Monate später in der Kirche von D. ein Kind unter dem Namen Willem Van Boendaele getauft wurde, und daß dieses Kind der Held des Diners war, von dem ich weiter oben gesprochen habe, und wenn Ihr darin einstimmt, Mejuffer, auch der Held dieser wunderlichen Geschichte sein soll.

II.

Acht Tage vor der Geburt seines Sohnes wanderte Meinherr Van Boendaele gegen Abend einsam aus der Stadt, folgte einige Zeit dem rechten Ufer des kleinen Flusses, welcher sich längs der Weiden hinschlängelte, und hielt endlich

an einem Platz still, wo man eine sehr malerische Uebersicht der Umgegend hat. Der brave Mann gönnte sich die Zeit, Athem zu holen, trocknete sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn, breitete ein anderes Taschentuch über das Gras und legte sich bequem darauf nieder. Dann holte Meinherr Van Boendaele ein altes Buch heraus, dessen Pergamenteinband durch die Zeit und die Würmer merklich gelitten hatte und dessen ehrwürdiger Titel also lautete: Traité didactique d'éducation, dans lequel on trouvera les règles qui doivent guider les parents dans le choix qu'ils font pour leurs enfants d'un état, d'un métier ou d'une profession. Traduit du latin de Basilius Parettianus. Paris 1703 (cum privilegio).

Nachdem er eine volle Stunde gelesen, machte Meinherr Van Boendaele das Buch zu, stützte die Ellenbogen auf die Knie, verbarg das Haupt zwischen den Händen und versank in tiefes Nachdenken. So brachte er noch eine Stunde zu, dann erhob er sich und ging mit einer stolzen Miene nach der „Grünen Katze", wo er seinen Freund Newejans in's Ohr flüsterte: „er soll studiren, Advokat werden, und später vielleicht Senator." Also geschah es, Mejuffer, daß unser guter Freund Willem acht Tage, bevor er das Licht sah, eine der wichtigsten Angelegenheiten des Lebens abgemacht hatte, nämlich die Wahl eines Berufs. Ich war Euch diese Erläuterung schuldig, meine liebe Leserin, da Ihr mir es sonst doch nie vergeben hättet, daß ich aus meinem Helden einen Studenten gemacht, d. h. ein Geschöpf, welches Ihr überall, gegen Jedermann, der es nur hören will, einen Taugenichts, einen Mädchenplager, einen unnützen Jungen nennt, und das

Ihr im Herzen doch lieber habt als die liebste Eurer Freundinnen. Jetzt seht Ihr, Mejuffer, daß ich keine Schuld daran habe, und daß, wenn Willem später als Student sich einige Thorheiten zu Schulden kommen läßt, Euer Mißfallen einzig auf Papa Van Boendaele fallen muß.

Kommen wir jetzt auf unseren zukünftigen Mädchenplager zurück. In der ersten Zeit seines Lebens plagte er noch Niemand als seine gute Mutter, indem er die ganze Nacht, d. h. wohl so an zwölf Stunden lang, schrie und weinte; es ist wahr, er schlief dafür am Tage auch zwölf Stunden, daß es eine Freude war.

Erst mit seinem dritten Jahr, als er schon gut allein laufen konnte, änderte sich das. Jetzt war er den ganzen Tag über munter, und schlief dafür die ganze Nacht wie ein Röschen. Nur war dadurch nicht viel gewonnen, denn der Schelm kletterte unaufhörlich auf Tische und Stühle, spielte mit Messern, lief in's Feuer, quälte die Katze, that, mit einem Worte, Alles, um seine Mutter in beständige Todesangst zu versetzen. Papa Van Boendaele dagegen war äußerst zufrieden, wenn Willem allein soviel Lärm machte, wie eine ganze Bande kleiner Teufel zusammen, denn das war ein günstiges Vorzeichen für seine künftige Beredsamkeit als Advokat, und wenn seine geliebte Wilhelmine zu ihm über die Wagstücke ihres Sohnes klagen kam, so wußte er sie auf die merkwürdigste Weise zu trösten. Er, ihr gesetzlicher Ehegatte, war einst vierundzwanzig Stufen heruntergefallen und unbeschädigt aufgestanden. Ein anderes Mal hatte er einen ganzen Kessel siedendes Wasser über den Leib bekommen, aber acht Tage nachher waren die Blasen schon wieder verschwunden gewesen,

und wie sie sah, hinderte ihn das Alles keineswegs, heute so frisch und gesund zu sein wie ein Fischlein im Wasser. Da dies gute Gründe waren, so gab Mevrouw Van Boendaele nach, und Willem fuhr so lange ungestört fort, durch allerlei Streiche seine Mutter zu ängstigen und seinen Vater zu belustigen, bis er sieben Jahr alt wurde. Dann begann die kriegerische Periode seines Lebens. Der Senator Willem stellte sich an die Spitze der Jungen aus der Nachbarschaft und führte im Garten geniale pas accélerés aus. Es ist wahr, daß der junge Feldherr nach der Einnahme einer Schneeschanze nicht selten mit einem blauen Auge, einer blutigen Nase oder einigen Beulen am Kopfe nach Hause kam, aber auch darüber lachte der Papa: der große Napoleon hatte gleichfalls zu Brienne im Schnee den Grund zu seinem künftigen Ruhm gelegt; das war denn wiederum ein vortrefflicher Beweisgrund, gegen welchen Mevrouw Van Boendaele Nichts einzuwenden wußte.

Hier seh' ich mich genöthigt, meine Leserin zu bitten, daß sie mir eine kleine unvermeidliche Parenthese gestatten möge. Als ich eben den letzten Satz niedergeschrieben hatte, und mir mit großem Wohlbehagen eine frische Pfeife stopfte, fiel mir plötzlich ein Gedanke ein, der, ich bekenn' es gerne, mir etwas früher hätte einfallen sollen, nämlich, daß für schöne und leckere Mädchen, wie Ihr, Mejuffer, interessantere Dinge in dem Leben eines Helden vorkommen, als die kriegerischen Thaten seines siebenten Jahres. Ich weiß sehr wohl, daß junge Mädchen im Allgemeinen durchaus Nichts gegen die Epauletten haben, daß sie dieselben im Gegentheil mit großem Vergnügen auf der netten Uniform eines schmucken Lieu=

tenants prunken sehen, (werdet nicht roth, liebe Unschuld, ich kann schweigen,) aber es begreift sich leicht, daß der papierne Hut und der hölzerne Säbel eines Kindes für Euch ganz und gar kein Interesse haben können, und da mir nicht im Mindesten daran liegt, Mejuffer's Gunst zu verlieren, angenommen, daß ich bis jetzt so glücklich gewesen bin, sie mir zu erhalten, so eil' ich ihrem Wunsche zuvorzukommen und die noch übrigen Kinderjahre so kurz wie möglich in einem Motto zusammenzufassen, welches ich über mein nächstes Kapitel zu setzen gedenke.

III.

Nous profiterons du droit, que nous accorde notre titre de romancier, pour faire franchir à notre belle lectrice un espace de 15 ans.

Alex. Dumas in 249 seiner Romane.

Willem war Kandidat der Philosophie und seit zwei Monaten in sein zwanzigstes Jahr getreten.

IV.

Wir finden Willem einige Wochen nach den Osterferien auf dem Zimmer wieder, welches er zu Gent in der Feldstraße bewohnte. Der neue Student saß an seinem Schreibtisch in einer der excentrischen Stellungen, welche nur durch Studenten zu Stande gebracht werden. Es war ein netter Junge mit braunem Haar, braunen Augen, braunem Schnurrbärtchen, mit einer schönen offenen Stirne, nicht zu roth und nicht zu blaß, nicht zu dick und nicht zu mager. In der rechten Hand hielt er eine dampfende Pfeife, in der linken ein Buch, worin er mit innerlicher Genugthuung zu lesen

schien. Das wird Niemand und noch minder als Jemand die Professoren des römischen Rechtes verwundern, sobald man erfahren haben wird, daß auf dem Einband in großen Buchstaben Corpus juris geschrieben stand. Von Zeit zu Zeit legte er den Kopf hintenüber und blies mit großer Kunst Rauchringe gegen die Zimmerdecke. Als die Pfeife ausgeraucht war, legte er sie sorgfältig neben das Buch und wiegte sich mit einer Sicherheit, welche eine große Kenntniß des Gleichgewichtes verrieth, auf seinem Stuhle hin und her. Dann stand er auf, kämmte sich vor dem Spiegel sein Schnurrbärtchen glatt, setzte sich wieder in seinen Lehnstuhl, besah einige Minuten lang die Spitzen seiner Stiefeln und brach endlich in den hoffnungslosen Ausruf aus: „schon drei Uhr! Wird denn keine lebendige Seele kommen?" Es muß bemerkt werden, daß er des Morgens auf der Universität allen seinen Freunden erklärt hatte, daß er jetzt tüchtig arbeite, daß er heute abermals bis über die Ohren in der exeptio doli sitzen würde, und daß sie sich ja hüten sollten ihn zu stören.

Eine Fliege, die sich auf seinen Aermel niederließ und dort ziemlich lebhafte Märsche und Gegenmärsche unternahm, gab seinen Gedanken eine andere Wendung, und ein flüchtiger Ausdruck von Zufriedenheit erschien auf seinem Gesicht, als er das launenhafte Thierchen seinen Weg auf eine carte routinière de Belgique nehmen und auf derselben vermittelst der Eisenbahn von Antwerpen nach Brüssel fahren, dann den Steinweg nach Ninove verfolgen und endlich in einem Dörfchen anhalten sah, welches dicht bei D., Willem's Geburtsstädtchen, lag. Hier indessen kam der Fliege eine ihrer Bekannten entgegen, und beide Reisenden küßten einander auf

die Wangen, gaben sich die Pfoten und flogen mit einander auf die Straße hinaus. Willem folgte ihnen, zwar nicht auf die Straße, aber doch an das Fenster. Während er gedankenlos in das Gewirre von Elegants, Kindermädchen, stattlichen Bürgern, schwerfälligen Bauern, Studenten, die rauchten, Hunde, die klafften, u. s. w. hinabsah, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich durch ein Paar Stiefelchen gefesselt, ein Paar Stiefelchen auf der andern Seite der Straße, ein Paar Stiefelchen so klein und so fein, daß (die Euern ausgenommen, Mejuffer) es noch nie kleinere und feinere gegeben hat. Willem hatte viele, unzählig viele Stiefelchen gesehen, grüne, schwarze, braune, graue, breit und spitz vorn, mit hohen Hacken, mit niedern Hacken, ja, sogar ohne Hacken, er hatte manch liebes Mal durch ein zierliches Füßchen angelockt, Jungfer Mance, Jungfer Phintje und Jungfer Stance auf dem Weg nach ihren Laden abgepaßt, aber solch ein Paar Stiefelchen hatte er noch nie gesehen. Folglich ergriff er hastig Hut und Stock, donnerte die Treppe hinab und begann auf eine völlig burschikose Weise eine nicht minder burschikose Jagd.

Es währte nicht lange, so hatte er die schöne Unbekannte eingeholt, aber als er nun auf der einen Seite der Straße dahinschritt, während sie nebst ihrer ehrwürdigen Begleiterin auf der andern einhertrippelte, da verließ ihn alle Dreistigkeit, er wünschte sich hunderttausend Meilen weit und doch hätte er sich wiederum lieber viertheilen lassen, als sich entfernt, ohne sie gesehen zu haben. Die beiden Frauen blieben endlich an der Thür eines großen schönen Hauses stehen, und mit einem Muthe, von dem es in der Geschichte wenige

Beispiele geben dürfte, erhob Willem den Kopf, um nach ihr hinzublicken. Da, barmherziger Himmel, drehte die Kleine mit den lieben Stiefelchen sich um, und neigte, mit dem süßesten Lächeln, das je auf Frauenlippen geschwebt, ihr Engelsköpfchen gegen ihn. Bevor aber der zu Stein gewordene Student an den Hut greifen konnte, war sie im Hause verschwunden.

Des Abends in der Gesellschaft gebehrdete Willem sich so wunderlich und kramte solch verrücktes Zeug über Fliegen und Stiefelchen aus, daß seine Freunde, als er um neun Uhr den Saal verließ, in allem Ernst eine Subscription eröffneten, um ihn den nächsten Tag nach einem Irrenhause zu bringen. Nach Mitternacht noch saß er unter hohen Kastanienbäumen der Neuen Promenade. Der arme Junge, er hatte, als das liebe Kind so holdselig grüßte, durchaus nicht bemerkt, wie dicht hinter ihm ein schöner Herr stand, welcher den süßen Gruß durch eine artig vertrauliche Verbeugung erwiederte.

V.

Während nun Willem am Träumen ist, wäre es vielleicht nicht unwichtig für meine geduldige Leserin, etwas nähere Bekanntschaft mit dem schönen Herrn zu machen, welcher von dem lieben Kind in den Stiefelchen so freundlich gegrüßt wurde. Dieser schöne Herr, Mejuffer, war Niemand anders als Professor Knoll. — „Pfui!“ sagt Ihr, „ein Professor! ein altes, abgelebtes, grämliches Männchen, mit kahlem Kopf, mit großer Nase, mit einer Schnupftabaksdose, mit“ — Nicht weiter, Mejuffer! Professor Knoll ist von dem Allen Nichts, Professor Knoll ist ein stattlicher Professor, ein schmucker

Bursche. Professor Knoll ist gegen Fünfzig, aber man hält ihn erst für Vierzig. Seine Züge sind nicht charakteristisch, doch ganz leidlich. Sein Haar, stets à la brise-tous geordnet, ist ihm etwas zu feurig vorgekommen, deswegen hat er es mit einer Lage fluide transmutatif bedeckt. Er wendet äußerst große Sorgfalt auf seine Person und ist stets nach der Mode des letzten Longchamps angezogen. Er trägt eine ungeheure Brillantnadel, große goldene Hemdenknöpfe und eine Uhrkette dick genug, um einen Hund d'ran zu legen. Ueberdies hat er beständig drei ganz reine weiße Schnupftücher bei sich, eines um seine goldene Brille zu reinigen, eines um sich auf dem Katheder eine contenance zu geben und das dritte für unvorhergesehene Fälle. Fügt man nun noch hinzu, daß er von Allem oberflächlich zu reden weiß und so viel und so selbstgefällig redet, daß man ihn ganz gut unter die Rubrik der Menschenquäler zählen kann, welche von den Studenten „Bierwagen" und von den Künstlern „Sägen" genannt werden, so muß man doch sicher anerkennen, daß mein Herr Knoll ein stattlicher Professor und ein schmucker Bursche ist.

Knoll sah das Licht in dem berühmten Elendburg, einem deutschen Fürstenthum, welches besonders viel Rüben, Fayence, Rehböcke, wilde Schweine and Professoren hervorbringt, Alles von erster Qualität, sogar die Professoren. Da Elendburg jedoch keine Universität hat, so ist es ihm nicht möglich, alle die ausgezeichneten Lehrer, die es erzeugt, zu verwenden, und so kommt es denn, daß viele dieser großen Männer ihr Vaterland verlassen müssen. Auch Herrn Knoll traf dieses Schicksal, und da er, wo es sich um seinen Vortheil handelte, Ver=

stand genug hatte, so kam er natürlich nach Belgien, wo er ebenso natürlich, blos weil er ein Elendburger war, zum Professor bei der Genter Universität ernannt wurde.

Von diesem Augenblick an wurde Herr Knoll eine Art von Jerome Paturot, und legte sich auf's Suchen nach — einer guten Partie. Demzufolge ließ er sich in allen öffentlichen und Privatkreisen bei den besten Familien vorstellen, wohnte regelmäßig Bällen u. s. w. bei und wußte seine Rolle als vert-galant vortrefflich zu spielen. Unter den Familien, wo er bald völlig zu Haus war, muß die von Doktor Beeckman vornehmlich genannt werden. Doktor Beeckman war ein reicher und braver Mann, ganz seinen Kranken nnd der Wissenschaft lebend. Nachdem er zehn Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, war er mit einem Töchterchen Wittwer geblieben und hatte, um auf seine kleine Louise Acht zu geben, seine Schwester Scholastika, eine alte junge Tochter,*) in's Haus genommen.

Die Vergangenheit der Tante Lasteka war so ziemlich die Vergangenheit aller alten jungen Töchter. In ihrer Jugend, als man sie noch Lastjen nannte und sie noch rothe Lippen und frische Wangen hatte, war sie äußerst romanesk gewesen. Auf diese Krankheit war nach dem Mißglücken einer ersten Kalbsliebe eine noch schlimmere Krankheit gefolgt, nämlich die Coquetterie. Es war also nicht zu verwundern, daß Lastjen ihr fünfundzwanzigstes Jahr erreichte, ohne verheirathet zu sein. Es ist dies die höchste Zeit für alle Mädchen, die nicht geschworen haben, in einem Beguinenhof zu

*) Alte Jungfer.

sterben und nach ihrem Tode canonisirt zu werden. Lastjen begriff das sehr wohl und spannte alle ihre Netze aus, doch es war zu spät, die Vögel kannten ihre Fallstricke und ließen sich nicht fangen. Mit ihrem dreißigsten Jahre begann man sie in allem Ernst Jungfer Lasteka zu nennen, ein Zeichen, daß sie in allem Ernst den Heirathsgedanken entsagen müsse. Sie that es nicht, ohne den Männern und allen Frauen, die glücklicher gewesen waren, als sie, Haß und Rache zu schwören. Aus der Coquette wurde sie zum Blaustrumpf und schrieb in Revuen und Zeitschriften gegen die Tyrannei der Männer, verfaßte auch philosophische Romane, in denen die Männer regelmäßig die Henker und die Frauen regelmäßig die Opfer waren. So gelangte Jungfer Lasteka in die Vierzig, zog zu ihrem Bruder, übernahm die Erziehung ihrer Nichte und wurde fromm. Von nun an ging sie täglich zur Beichte und Communion, ließ sich in die Congregation aufnehmen, hielt zwei Katzen und ein Gefäß mit rothen Fischen und bettelte mit unermüdlichem Eifer für die armen Pater und Nonnen aus Abyssinien.

Einige Jahre später war es, daß der Professor Knoll mit ihr Bekanntschaft machte. Er hatte Tante und Nichte einst in der Kirche gesehen und war durch die Schönheit der letzteren so getroffen worden, daß er noch denselben Tag, nach eingezogenen Erkundigungen, sich bei Doktor Beeckman einführen ließ. Ich hab' es bereits gesagt, daß Knoll gescheidt war, wo es auf seinen Vortheil ankam, folglich suchte er sich vor allen Dingen die Gunst der Tante Lasteka zu erwerben. Er ließ sich bei allen Congregationen, Brüderschaften u. s. w. einschreiben, und hatte bereits nach vierzehn Tagen das Glück,

von der Tante für einen charmanten Herrn erklärt zu werden. Er schenkte ihr einen Papagei und zwei Hundchen — nun wurde er ihr Freund. Aber es ist nicht ohne Gefahr, der Freund einer alten jungen Tochter zwischen Vierzig und Funfzig zu sein. Die Aufmerksamkeiten des Herrn Knoll bliesen das Feuer, welches in der Brust der Tante Lasteka unter der Asche glimmte, wieder zu hellen Flammen an, so daß, ich muß es leider sagen, die alte junge Tochter in kürzester Zeit auf ihren Professor wie besessen war. Was Louise betrifft, die war ein Engel von sechszehn Jahren, der in seiner Unschuld das Spiel ansah, ohne es im Mindesten zu begreifen.

So standen die Sachen, Mejuffer, als Willem, der Student, der Kleinen mit den lieben Stiefelchen nachlief, die keine andere war als die liebliche Louise.

VI.

In unserm Jahrhundert fährt man, Dank dem Dampf, in vierzehn Tagen um die Welt. Kein Wunder also, daß die Liebe in derselben Zeit aus einem lustigen Bruder einen ordentlichen jungen Mann machen kann.

Mit Willem wenigstens war es der Fall. Kein chic mehr, keine Eroberungen, keine tollen Streiche, keine tolle Laune mehr, er gab nicht mehr den Ton auf der Universität an, er war nicht mehr der erste bei Land- und Wasserfahrten, er wurde nicht mehr auf den Bällen im Hirsch und in der Philharmonie gesehen, wo er der Liebling aller Genter Taglioni's gewesen war, er war mit einem Worte unsichtbar geworden wie die Sonne im Mai.

Und bald kamen traurige Nachrichten seine Freunde betrüben. So erzählte ein Student, daß er Tags zuvor (an einem Dienstage, Mejuffer,) Willem auf allerlei Umwegen in die St. Michaeliskirche hatte schlüpfen sehen, gerade um die Stunde, wo das Lob beginnen sollte, daß besagter Willem ohne Zögern nach einem gewissen Pfeiler ging, wo ein Männchen zwei Stühle für ihn bewahrte, daß er dem Männchen einige Centiemen gab und nachdem er ein großes Kreuz geschlagen, sich gottesfürchtig an's Beten machte. Zwei Tage später hatte ein anderer Freund von Willem ihn auf seinem Zimmer besuchen wollen und ihn so vertieft in das Studium des bürgerlichen Gesetzbuches gefunden, daß er, um sich bemerkbar zu machen, genöthigt gewesen war, ein brennendes Schwefelhölzchen an Willem's Schnurrbärtchen zu bringen, was von Seiten Willem's einen so gewaltigen Zorn zur Folge hatte, daß der Freund davon lief und ohne sich umzusehen nach der Societät flüchtete, wo Jeder einen Augenblick später wußte, W. Van Boendaele sei so eben wirklich toll geworden. Endlich schwor ein junges Studentchen, welches Willem früher als seinem Ideal nachäffte, er habe ihn des Morgens mit gelben Handschuhen auf dem Kouter*) spazieren sehen. Dieser letzte Bericht brachte die ganze Universität in Bestürzung, und am Nachmittag war an allen vier Ecken der Hochschule ein Plakat angeschlagen, welches demjenigen eine Prämie verhieß, der den gesunden Verstand von Willem Van Boendaele wiederfände.

Meine liebe Leserin, Willem war nicht scheinheilig, wenn

*) Die Promenade in Gent.

er in die Kirche ging. Er that es lediglich in der Hoffnung, ein gewisses Paar Stiefelchen ankommen zu sehen. Von den zwei Stühlen nahm er den einen nur, um ihn der Inhaberin der Stiefelchen anbieten zu können. Im Code civil las er immer nur ein und dieselbe Seite, auf welcher der Paragraph von der Ehe stand. Und die gelben Handschuhe am Morgen?

Ach, Mejuffer, er war ja nun doch ein Mal verliebt!

Und sie, die süße Unschuld, sie konnte durchaus nicht begreifen, warum sie immer und überall dem schönen jungen Manne begegnete, und als ächte Eva'stochter beschäftigte sie sich sehr viel mit dem, was sie nicht begriff und wollte es sich erklären und dachte dabei immer wieder an den schönen jungen Mann, an sein offenes stolzes Gesicht, an seine schönen braunen Augen, an sein liebes Schnurrbärtchen, und dann ließ sie ihre Arbeit fallen und blickte stundenlang, mit dem Haupt auf die Hand gestützt, durch das Fenster in den Garten und träumte — o so schöne Träume, und wenn sie dann gewahr ward wie sie träumte, dann wurde sie ärgerlich über sich selbst und setzte sich an ihr Piano, aber der junge Mann war doch immer vor ihren Augen, und da kam sie aus dem Takt und spielte falsch, und das war ihr doch so ärgerlich! Und des Nachts da konnte sie nicht schlafen und machte das Fenster auf und verlor sich mit den Blicken im Firmament, mit der Seele im Unendlichen, bis der frische Nachtwind kam, der sie hereintrieb, und dann weinte sie ohne zu wissen warum, und dann bewies sie sich durch allerlei un=

widerlegliche Gründe, daß der junge Mann ganz allein Schuld an ihrem Grame sei, und dann wurde sie schrecklich erzürnt gegen ihn und wollte durchaus nicht mehr an ihn denken und schlief ein und träumte von ihm.

So vergingen drei Monate, und die Ferien hatten bereits seit vierzehn Tagen begonnen, ohne daß Willem daran dachte, nach Hause zu reisen.

VII.

Unser Held wird unserer schönen Leserin vielleicht ein wenig gar zu platonisch vorkommen, und sicher wäre von einem „Mädchenplager" etwas Besseres zu erwarten gewesen, als diese stille und contemplative Liebe. Es war dieses, ich bekenne es offen, Mejuffer, ein schlimmer Flecken in Willem's Studentenwappen, und wäre ich an seiner Stelle gewesen — doch sprechen wir lieber abermals von Herrn Knoll und seiner liebenswerthen Freundin Scholastika. Der schöne Herr Knoll war trotz seiner funfzig Jahre und seines völlig contemplativen Berufs (er war Astronom) während dieser drei Monate viel thätiger gewesen, als sein junger Nebenbuhler. Kaum war er mit Tante Lasteka so weit gekommen, wie er kommen wollte, so spannte der gelehrte Elendburger eine zweite Sehne an seinen Bogen und schoß alle Pfeile, die er noch in seinem verrosteten Köcher fand, in der Form von Sonnetten, Romanzen u. s. w. gegen klein Louischens Herz ab. Einige Wochen später rieb er sich bereits die Hände und erachtete sich für den Glücklichsten aller Sterblichen. Louisen's auffallende Veränderung konnte ihm nicht entgehen, und welcher Ursache konnte die zuzuschreiben sein, wenn nicht dem Ein=

druck, welchen seine Verse auf das Herz des schönen und — reichen Mädchens gemacht hatten? Von dieser Seite glaubte er folglich seiner Sache vollkommen sicher zu sein und wendete sich nun wieder der Tante zu. Es wird von einem Nachmittag gesprochen, an welchem er ohne ein Mal zu gähnen, ihr in neunundvierzig Partien Gänsespiel Stand hielt. Weiter erschien im August 18— zu Gent ein schöner Band in 4⁰ (987 S.) unter dem Titel: De l'influence des étoiles fixes sur le système nerveux des personnes lymphatiques. Études astronomico-physiologiques, par le docteur Hyacinthe Knollé, und dieses Buch war der Tante Lasteka, M^{me} Scholastique Beeckman, gewidmet. Das Französiren seines Namens war ebenfalls eine Artigkeit gegen die ehrwürdige Dame, welche gleich allen ehrwürdigen Damen, die eine gewisse Erziehung genossen haben, nur vom Französischen sprechen hören wollte. Tante Lasteka war von allen diesen Huldigungen so ergriffen, daß sie, als der Professor in Person ihr ein Prachtexemplar seines Werkes überreichen kam, aller weiblichen Schüchternheit vergessend, begeistert ausrief: „o Knolle, was wird die Frau nicht glücklich sein, der es gelingt, Ihr Herz zu fesseln!" Und sie seufzte so stark, daß es genügt hätte, um eine Windmühle in Bewegung zu bringen.

Diese Worte und dieser Seufzer öffneten dem schmucken Professor plötzlich die Augen. Er erinnerte sich auf ein Mal gewisser Blicke, gewisser Aeußerungen in einem gewissen Ton gethan, und gewisser Bewegungen, welche gewisse grüne Pantoffeln unter dem Tische immer gegen seine Stiefeln vornahmen, kurz, Professor Knoll sah sich zwischen zwei Feuern, und

bevor er noch mit sich einig geworden war, wie er sich aus dieser gefährlichsten aller Stellungen herausziehen solle, wollte es der Zufall, daß Louisen's verändertes Betragen auf ein Mal auch der Tante auffiel. Die Tante war noch zu sehr Frau, um nicht augenblicklich zu errathen, was es mit dem Mädchen für eine Bewandtniß habe, doch wer konnte der Gegenstand dieser ersten jungen Liebe sein? Es kam kein Mann in's Haus außer — o Eifersucht, giftiger Dorn an der schönsten Rose, welche in „des Lebens Elendwüste" blüht, fandest du denn nicht junge Herzen genug zum Verwunden, daß du dich daran machen mußtest, das alte Herz der armen Tante zu durchbohren?

Die Eifersucht späht und — findet. Scholastika stellte Nachforschungen an und entdeckte sehr bald ein höchst bedeutungsvolles Madrigal, welches Herr Knoll in Louisen's Arbeitskörbchen verborgen hatte. Von diesem Augenblick an durfte Louise nicht mehr im Zimmer bleiben, so oft der Professor seinen Besuch machen kam, sie wurde von der Tante barsch und unfreundlich weggeschickt. Das gute Kind begriff Nichts von diesem Benehmen und betrübte sich sehr darüber, der Professor begriff es nur allzuwohl und rief seinen Schutzengel an, ihm aus dieser entsetzlichen Klemme zu helfen. Der Schutzengel mußte ihn gehört haben, seine Magd brachte ihm einen Brief, darin stand: „Nächsten Montag feiere ich auf meinem Landhause zu L. ein kleines Fest bei Gelegenheit meiner Wahl zum Bürgermeister des Dorfes. Ihr werdet mir hoffentlich die Bitte nicht abschlagen, Herr Rektor, dieses Mahl durch Eure Gegenwart zu verherrlichen. Ich habe außer den ansehnlichsten Bewohnern von L. noch einige an=

dere liebe Gäste eingeladen, wie Meinherr Nevejans, Mevrouw ***, Doktor Beeckman und Familie u. s. w., u. s. w." Und darunter stand: „Peter Van Boendaele."

Der Professor war außer sich vor Freuden. Ein Zusammentreffen auf dem Lande — da mußte er sich mit der Tante aussöhnen, in jedem Falle jedoch sich der Nichte erklären können.

Zwei Tage früher hatte Willem eine väterliche Depesche empfangen, die ihn nach Hause rief, doch gegen ihn hatte Papa Van Boendaele kein Wort von den Gästen erwähnt, die er eingeladen hatte. Auch war es mit den Thränen im Auge und mit dem Tod im Herzen, daß Willem die Stadt verließ. In der Diligence las er l'Isolement von Lamartine.

Wie es nun kam, daß Papa Van Boendaele den Professor kannte und auch mit der Familie des Doktors befreundet war, ohne daß sein Sohn Willem irgend darum wußte, das verspreche ich meiner schönen Leserin feierlich zugleich mit dem Schlusse dieser Geschichte im nächsten Jahrgang des Studentenalmanachs zu erzählen.

De Cort (Franz), geboren den 21. Juni 1834 zu Antwerpen in der Skt. Jacobsstraße. Sein Vater, Joseph-Jan, diente unter Napoleon und war von Gewerb ein Buchdrucker. Er ist todt; die Mutter lebt noch und heißt Anna Maria Reynen. Der Großvater, ein Oheim, zwei Brüder, waren und sind ebenfalls Buchdrucker, ein dritter Bruder ist Buchbinder, „folglich", sagt Franz, „ist es kein Wunder, wenn

ich, unter Büchern großgeworden, ein Büchermacher geworden bin." Seine Studien machte er, Dank einem Stipendium, auf dem Athenäum zu Antwerpen und zwar so gut, daß er stets der Primus in seiner Klasse war, in Belgien keine geringe Ehre. Seine ersten Verse, die er jedoch vernichtete, machte er, als 1848 einige französische Banden in Belgien einfielen. Seitdem gab er viele Lieder in einen kleinen Kalender mit niederdeutscher Tendenz, „Almanach für Hans und Jedermann", welcher bei L. J. De Cort zu Antwerpen erscheint. Das zweite der von mir gewählten Liedchen ist aus dem Jahrgang von 1855. Aus den gesammelten Liedern ist:

Die Blume des Festes.

Was war sie schön, wenn sie das Ballkleid schmückte,
Das liebe Mädchen, aller Augen Lust!
Ihr blaues Aug', woraus die Unschuld blickte,
Entzündete zur Liebe jede Brust.
Sie lächelte auf holder Kinder Weise,
Die Wangen sah in Rosenglut man steh'n;
Wenn sie erschien, rief jeder Jüngling leise:
Was ist sie schön! o Gott, was ist sie schön!

Wie um die Blume bunte Falter schweben,
So drängen sich die Jünglinge zu ihr,
Ein Jeder will die Hand zum Tanz ihr geben
Und fleht auf Knien um einen Blick von ihr.
Wohin sie tritt, rauscht Jubel ihr entgegen,
Und, blühend gleich der Rose anzuseh'n,
Hört sie entzückte Stimmen allerwegen:
Was ist sie schön! o Gott, was ist sie schön!

Die Frühlingssonne webte achtzehn Male
Ihr Zauberlicht um's liebe Köpfchen her,

Jetzt trifft sie auf ein Grab mit ihrem Strahle,
Des Festes Blume, ach, sie ist nicht mehr.
Als sie der Todesengel in den Himmel
Getragen, zu den ewig gold'nen Höh'n,
Da klang es durch das helle Lichtgewimmel:
Was ist sie schön, o Gott, was ist sie schön!

Bei dem Gang durch's Abenddüster.

S'Sönnchen sagte guten Abend
Eh' es himmelabwärts fuhr,
S'Möndchen glänzte herzerlabend,
Neune schlug des Thurmes Uhr.
Und ich sah das hübsche Käthchen,
Rosenfrisch, das liebe Mädchen
Mit dem Peter der Frau Trud!
Was der Bursche da geflüstert
Bei dem Gang durch's Abenddüster,
Das entsinn' ich mich gar gut.

„Liebste“, sprach der Bursche kosend,
„Meiner Seele Schatz bist Du!“
Und ihr Köpfchen hing das Mädchen,
Aber sagte Nichts dazu.
„Warum lässest Du mich fragen,
Sonder Antwort mir zu sagen?
Zweifeln ist wie Höllenglut!“
Was sie darauf halb geflüstert
Bei dem Gang durch's Abenddüster,
Das entsinn' ich mich gar gut.

Und sie zogen flüsternd weiter,
Mancher Seufzer ward gehört,

Viele Liebesküßchen wurden
Ausgetauschet ungestört.
Aber wie es noch geendet,
Und wohin sie sich gewendet —
Niemand schlich sich hinterher,
Und was weiter sie geflüstert
Bei dem Gang durch's Abenddüster,
Das entsinn' ich mich nicht mehr.

Wie man sieht, ist De Cort zugleich graziös und naiv, doch ist er auch noch mehr: der lustige Gesell bei der Bierkanne, bei Gelegenheit der politische Chansonnier, und in ernsten Stunden der leidenschaftliche Dichter — Alles zusammen genommen ein ächter Vlaming. Seine frühern Liebeslieder, in dem gesunden Sinn des alten Volksliedes gemacht, sind sämmtlich an „ein Mädchen aus dem Volke" mit Namen Therese Melanie v. H... gerichtet, welches nach einer dreijährigen Verlobung mit De Cort den 28. Juli 1856 an der Abzehrung starb. De Cort hat ihrem Andenken zwei seiner schönsten Lieder geweiht, „Arme Mutter" und „Therese," mit dem Refrain:

Ich darf das arme todte Kind,
Ich darf Therese nie vergessen.

Auch in dieser Dichterliebe zu dem „armen todten Kind des Volkes" dürfte De Cort Typus sein. Erzogen wurde er zum Kaufmann und war noch bis zum Oktober 1857 in einem Comptoir, dann gab er zusammen mit Jan Van Ryswyck eine liberale Zeitung „Das Grundgesetz" heraus, von welcher er im September 1858 als Hauptredacteur an die „Schelde" überging.*) Er ist übrigens nicht der einzige Antwerpner, wel-

*) 1860 trat er von der Redaction zurück und wurde Agent comptable einer Dampfschiffgesellschaft.

cher aus dem Handelsstand in die Literatur trat oder Handel und Literatur zugleich betreibt, ein Beweis, daß in Antwerpen der Handel sich etwas von seiner ursprünglichen poetischen Bestimmung erhalten hat. Herausgegeben hat De Cort bis jetzt nur ein einziges Bändchen Lieder, doch bereitet er schon ein zweites vor,*) welches auch Uebersetzungen aus dem Deutschen und dem Englischen enthalten soll. Einige Lieder, die er mir daraus vorlas, waren noch schöner, als die bisher veröffentlichten, und eines hätte ich gern wiedergegeben. Bei einem dramatischen Fest vorgetragen, forderte es zu Almosen für die Hinterbliebenen der Arbeiter auf, welche im Herbst 1859 durch den Einsturz von einem Theile des Antwerpner Entrepot verschüttet wurden. Das Lied bittet wie ein Kind, doch es ist unmöglich, im Deutschen Verse wiederzugeben wie diese:

Och, goede heeren, lieve vrouwen,
Een almoos, as het u belieft.

Aber gleichsam als Zugabe will ich ein anderes Lied übersetzen, welches ich auch schon in der Handschrift kannte und welches seitdem in Jan en Alleman für 1859 erschien.

Ich lieb' dich noch.

Ich kam, um Gnade dich zu fleh'n,
Um dich zu seh'n — ich sah dich wieder,
Doch du, du schlugst die Augen nieder,
Und bleich und sprachlos blieb ich steh'n.
Kein Blick, kein Roth auf deinen Wangen,
Kein Wort — dein Herz blieb kalt und stumm,
Ich bebt' und glühte vor Verlangen,
Du gingst vorbei, sahst nicht dich um —
Willst du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tausch mein ganzes Leben,
Nur sei hold mir wie zuvor.

*) Es erschien 1859.

Ich lieb' dich noch, wenn gleich den Eid
Du brachest, den du mir geschworen;
Hast das Gedächtniß du verloren,
Bei mir ist's wie zu alter Zeit.
Ich wollte meinerseits dich lassen
Und, dir entflohen, glücklich sein,
Ich wollte dich vergessen, hassen,
Doch ach, mein Herz, das sagte: Nein!
Willst du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tausch mein ganzes Leben,
Nur sei hold mir wie zuvor.

Ja, ohne Frucht hab' ich gestrebt,
Aus meiner Brust dich zu vertreiben,
Mein Ideal wirst stets du bleiben,
Auch wenn mir keine Hoffnung lebt.
Und drückten gleich die schönsten Frauen
An Brust und Lippen mich voll Glut,
Ich stände kalt sie anzuschauen,
Und brennte noch so heiß mein Blut.
Willst du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tausch mein ganzes Leben,
Nur sei hold mir wie zuvor.

O nur noch ein Mal heiße mein,
O nur noch ein Mal laß dich küssen!
Und solltest du gleich lügen müssen,
Sprich doch: ich werde glücklich sein.
Sag', daß du Alles willst vergessen,
Und auf den Knieen dank' ich dir,
Und einst vielleicht — wer kann's ermessen —
Kommt auch dein Herz zurück zu mir.

Willst du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tausch mein ganzes Leben,
Nur sei hold mir wie zuvor.

Liederen. Eerste Reeks. Antwerpen 1857.

De Geyter (Jan), geboren 1830 zu Lede, einem Dorf bei Alost. Seine Eltern, Lievin De Geyter und Maria Johanna De Corte, sind aus Oudeghem in Ostvlandern gebürtig. De Geyter besuchte die Elementarschule zu Alost, wo eben damals Ledeganck Schulinspektor war. Der Genter Dichter bemerkte De Geyter, welcher außer vielen Schulpreisen sogar einen besondern Preis von der Regierung empfing. Im Jahr 1847 machte er die Bekanntschaft Zetternam's, welcher die erste Dichtung De Geyters, eine Ode an Vlandern, nach Antwerpen brachte. Conscience las sie und prophezeihte dem jungen Anfänger sogleich eine Zukunft als Dichter. Nach Antwerpen gezogen, trat er mit seinen Freunden Génard, Hansen, De Cort und Heuts 1851 im „Sprachverband" auf und zwar mit einer Anrede „An einen Verführer." Auch in andere Zeitschriften gab er Gedichte, ebenso in das Genter „Jahrbüchlein". 1854 war er von der Commission des Landjuweels*) bei Gelegenheit des Skt. Lucasfestes. In demselben Jahre gründete er mit seinen Freunden Brown, Dujardin, Génard, Heremans, Matthysens, Ommeganck, Van Rotterdam, Zetternam u. A. die „Vlämische Schule". Einer

*) Landjuweel, ein Wettstreit Behufs dessen sich mehrere Rhetoreikkammern versammelten.

von ihnen, sein liebster Freund, Zetterman, starb bald darauf nach einer schmerzlichen Krankheit, während welcher De Geyter ihn unermüdet pflegte. Wie er bis zum letzten Augenblicke bei ihm ausgehalten und ihm die Augen zugedrückt hat, so hat er auch den Ertrag seiner kürzlich gesammelten Gedichte zu einem Denkmal für Zetterman bestimmt, und sie deshalb „Blumen auf ein Grab" genannt.

Ich hatte zur Uebersetzung diejenige Dichtung gewählt, welche den Namen De Geyters am hörbarsten gemacht hatte. In einem Beschluß vom 2. July 1855 kündigte die Regierung zur fünfundzwanzigjährigen Feier der belgischen Unabhängigkeit eine Preisausschreibung in beiden Sprachen an. Der Gegenstand war: „Die Schicksale Belgiens seit 1830: die Wohlthaten der Unabhängigkeit." Die Wahl der Form war freigegeben, die Zahl der Verse durfte nicht unter hundertfunfzig und nicht über zweihundertfunfzig sein. Der Preis war für die vlämische Dichtung sowohl wie für die französische eine goldene Medaille von 600 Franken an Werth oder die gleiche Summe in Geld. Der vlämische Preis wurde einstimmig De Geyter zuerkannt.

Kaum erfuhr man das in Antwerpen, so ernannte die Skt. Lucasgilde eine Commission, welche sich zu den Generälen Burggraf von Nieulant und Lefebvre begab, um sich deren Unterstützung zu einer von ihr augenblicklich beschlossenen Festlichkeit zu erbitten. Es wurden ihr zwei Musikcorps und zwei Compagnien zur Verfügung gestellt, und an demselben Tage, wo De Geyter zu Brüssel aus den Händen des Königs den Preis empfangen hatte, am 26. September, erwartete ihn Abends $7^1/_2$ Uhr zu Berchem die feierlichste Begrüßung. Ein allgemeines Lebehoch ertönte, als der Staatswagen, in welchem De Geyter mit den Abgeordneten der Gilde saß, sich langsam näherte. Die Trommeln wirbelten, die Musikcorps spielten das Volkslied. Vier Gesellschaften: die „Liedertafel," welche bereits am Abend vorher De Geyter ein schönes Ständchen gebracht hatte, die „Kunstfreunde", die „Eintracht"

und die „Goldblume“ hatten sich der Gilde angeschlossen. In einem langen Fackelzuge begab sich die ganze Schaar durch die schon vorher bestimmten Straßen nach dem Lokal der Gilde. Dieses war glänzend erleuchtet; am Mittelfenster zeigte ein prächtiges Transparent die Wappen der Gilde und die Worte: Leve J. De Geyter.

De Geyter wurde mit einer Rede bewillkommt, und die bedeutendsten Künstler und Literaten brachten beim Ehrenwein Toaste aus. Darauf erfolgte durch Van Beers das Vorlesen der bekrönten Dichtung. Am ersten Oktober wurde dieselbe bei einem Feste der Liedertafel abermals vorgetragen, nur war dieses Mal Jan Van Rotterdam der Vorleser. Der Vorsitzer der Liedertafel hatte dem Dichter eine Lorbeerkrone überreichen wollen, doch die Nichtanwesenheit De Geyter's hatte diese Huldigung vereitelt.

Meine Uebersetzung war seit fast einem Jahre fertig, und noch immer wartete ich umsonst auf Notizen über De Geyter, als ich einen Brief von ihm erhielt, worin er sich sehr melancholisch darüber ausließ, daß ich gerade diese Dichtung genommen. Myn vriend Frans heeft het my al fronsende gezegd en ick heb het al zuchtende vernomen, schrieb er und sandte mir zugleich sein Buch, gleichsam um mich aus Dankbarkeit zu einer neuen Wahl zu verpflichten. Was wollte ich thun? Ich übersetzte, um einen Begriff von des Dichters eigener Art zu geben, noch „Zwei Schwestern,“ und ließ „Belgiens Schicksale“ als eine Probe der amtlich-vaterländischen Dichtungen, welche bei jeder feierlichen Gelegenheit zum Vorschein kommen.

Belgiens Schicksale seit 1830.

Die Wohlthaten der Unabhängigkeit.

Motto: Wahrheit.

I.

Europa sah den Damm zerrissen,
Der wehren sollte fremder Macht;

Es ward vom Volke selbst vollbracht,
Das vor dem Zwang oft knieen müssen;
Denn Belgien brach das Bruderband
Mit dem verwandten Niederland.

„Weh," so erklang es allerwegen,
„Kaum von der Gallier Joch befreit,
„Kommt Belgien, in dem Freiheitsstreit,
„Auf's Neue diesem Joch entgegen.
„Erobert blieb's jahrhundertlang,
„Es hat gelitten und gestritten,
„Doch lernt' es Nichts aus dem Erlitt'nen,
„Es bebt nicht mehr vor fremdem Zwang.
„Bedrängtes Schiff, ganz unerfahren
„Ist's junge Volk, das dich bemannt,
„Wie sollst du durch die Wogen fahren,
„Gepeitschter Kiel, unselig Land?"

Und Belgien hörte dies und grollte,
Denn Freiheit war es, was es wollte,
Nie haßt' es mehr die Tyranney.
Und seine Weisen ruft's und fraget:
„Das heilge Land der Väter, saget,
„Wie kann es ruhmreich sein und frei?"

Erhaben war's, das Volk zu schauen,
Das voller Muth und Selbstvertrauen
Der Zukunft froh entgegen sah.
So stand, auf sich allein nur bauend,
Ins Antlitz ganzen Heeren schauend,
Das alte Rom einst furchtlos da.

Und Belgiens Landesrath entbrannte
Und rief, die würd'gen Häupter bloß:
„Das Volk, es bleibe Herr im Lande

„Und werde durch die Eintracht groß,
„Und wollen Fremde uns're Schande,
„Wir wollen Freiheit oder Tod!"

Und Alt-Europa ward betroffen
Vom Ruf, der voll von trotz'gem Hoffen.
Doch als es plötzlich einen Thron
Zur Lust des Volks sich sah erheben,
Da rief es aus mit bitterm Ton:
„Wie bei der Freiheit Tod ihr Leben?
„Und bei der Macht des Volks die Kron'?"
Die Antwort war: „Die Zeit wird's lehren.
„Uns täuschet weder Traum noch Schein;
„Der Fürst, der Belgien wird regieren,
„Wird in dem Volk sich selber ehren,
„Und nur der größte Bürger sein."

II.

Seitdem sind fünfundzwanzig Jahr vergangen,
Und Belgiens Jungfrau, Leben auf den Wangen,
Ein mildes Lächeln um den Mund,
Hört, weit und breit, sich Huldigung bezeugen,
Sieht jeden Stamm sich vor ihr niederbeugen,
Glückselig durch der Treue Bund.

So wurde das Bejammern zum Beneiden,
Das Land kann in's Gewand der Lust sich kleiden,
Das keine Herrschsucht mehr ihn raubt.
Europa wachet über seinen Söhnen,
Weh' denen, die noch ihre Freiheit höhnen,
Noch drohen sollten ihrem Haupt!

Denn Belgien ward die Zuflucht für den Frieden.
Seht, ein Orkan riß alle Throne nieder,
Die Zeit des Scepters schien vollbracht.

Von Ort zu Ort erklang des Zornes Stürmen,
Die Völker suchten Freiheit auf den Trümmern
Der blind gestürzten Fürstenmacht.

Und hier stand Alles fest in diesem Toben,
Der weise Fürst, auf unsern Thron erhoben,
Saß mit der Freiheit Hand in Hand;
Und Belgien, stolz, die Probe zu bestehen,
Sah hocherhaben seinen König stehen
Als größten Bürger in dem Land.

„Monarchenrang wird jetzt gehaßt, ihr Kinder,
„Und sollte ich in euerm Heil euch hindern,
„So bring' ich meine Herrschaft dar."
So sprach der Fürst und legt' die Krone nieder,
Doch bittend klang es: „Vater, nimm sie wieder,
Die Belgier sind nicht undankbar."

Kurz war das Glück, das uns der Herr bescheerte,
Die Königin, ein Engel auf der Erde,
Zog nach dem ew'gen Vaterland.
Vergebens klang es im Palast: „Erbarmen!"
Vergebens „Gnade!" bei den tausend Armen,
Gespeist, getränkt von ihrer Hand.

Wohl hinterließ beim Heimgang sie zum Pfande
Die Kinder uns, die, Hoffnungstrost dem Lande,
Zu lieben uns erzogen sind;
Doch wird uns lange noch die Mutter fehlen,
Und bleiben wird ihr Bild, so lang die Seelen
Durch Tugend noch entflammbar sind.

Kaum daß gestillt die Trauerklagen waren,
So bebt' das Reich vom Tritt der Heeresschaaren,
Ausrückend nach dem Morgenland.

Es galt den Fall jahrhundertalter Reiche,
Von Nord und West strömt' wie durch offne Deiche
Die Nahrung her zum Kriegesbrand.

Noch währt der Krieg, noch kämpfen mächt'ge Heere,
Noch schwanken unter Flottenwucht die Meere,
Noch droht ein alter Thron den Fall;
Fern ist der Friede; in des Krieges Wogen
Wird immer noch ein Volk hineingezogen,
Doch Belgien trotzt dem Flutenschwall.

Kein Schwert, nur das Gesetz soll hier regieren,
Hier wird das Recht nicht seine Macht verlieren,
Das Heer kennt nur das Land, die Pflicht;
In Schloß und Hütte sieht man Ordnung walten,
Die Presse — frei, wenn auch zurückgehalten,
Entlarvt die Schuld, verbreitet Licht.

Und der Gewerbfleiß Wunder schafft und Lüste,
Der Handel schifft auch an die fernste Küste,
Geleitet durch der Hoffnung Licht.
Muß auch das Land mit Schmerz und Unheil streiten,
Es trägt geduldig diese Prüfungszeiten,
Sie sind das Werk der Willkühr nicht.

III.

Doch größres Heil als äußre Schicksalsgunst
Genießt der so der Freiheit werthe Boden;
Denn Belgiens ist die ewigschöne Kunst,
Der allgemeinen Huld'gung Weihrauchsodem.
Sucht nicht die Kunst, wo Freiheit ward zunichte;
Fragt die Jahrhunderte, fragt die Geschichte:
Nur wenn aus eignem Geiste kam das Licht,
Nur wenn das Land den fremden Zwang bezwungen,

Sind Künstlerriesen seinem Schooß entsprungen,
Wie Blumen, wenn hervor der Frühling bricht.

Geschlechter löscht und Staaten aus die Zeit,
Doch nicht die Glorien auf den Trümmern schwebend;
Gefallen ist der Griechen Herrlichkeit,
Doch bleibt Homer, sie alle überlebend.
Du, Belgien, siehst jetzt aus den Ländern allen
Zu deiner Künste Hort die Pilger wallen,
Und wenn Europa einst zur Wüste ward,
Zum Ort, bewohnt von Sklaven und von Wilden,
So wird noch immer sich die Menschheit bilden
An dem, was davon ausgegraben ward.

Für Andre dann der Siegeskranz im Feld,
Der blut'ge Kranz, an welchem Thränen beben,
Uns, Belgier, uns ein edel froh Erheben,
Das jedes Herz mit neuem Glücke schwellt.
Uns jede Kunst, die uns're Vorzeit ehrte.
Seht, jedes Schwert, das Vlandern je verheerte,
Nicht minder tief in's Herz der Kunst auch drang;
Man schwor dir Tod, du Sprache unsrer Väter!
Und einst, einst flicht die Welt noch Lorbeerblätter
Dem Bardenchor, das deinen Ruhm besang.

VI.

Doch aus seinen Reih'n ertönen Klagen
Und man rührt der Leier Gold nicht mehr;
Finster beuget sich das Haupt der Greise,
Gleich als würd' es vor dem Spott zu schwer,
Und um ihren Mund am heut'gen Feste
Ziehet sich ein bitt'res Lächeln her.

„Singen?“ fragen sie, „Und was für Lieder?
„Lieder für die Freiheit, für das Land?
„Sagt uns, wann wir beide nicht besungen,
„Zeigt den Unsern, den man lässig fand.
„Unser Schwanensang noch wird sie preisen,
„Wenn das Herz uns faßt des Todes Hand.

„Aber fordert nicht, daß Vlanderns Söhne
„Freude singen, wo das Elend weint.
„Fordert nicht, daß Dankbarkeit wir zeigen,
„Wo man nimmer uns zu hören scheint.
„Fordert nicht, daß fremden Ruhm wir kränzen,
„Wenn für uns des Ruhms Gestirn nicht scheint.“

Kann es wahr sein, Belgien, was sie zürnen?
Wäre das Gesetz, die Macht, das Recht,
Alles, was nur groß und was nur herrlich,
Alles fremd dem vlämischen Geschlecht?
Soll die eigne Sprache man verläugnen,
Von der Fahne weichen im Gefecht?

O dem sei nicht so, vereinte Belgier!
Was kann Freiheit für den Bastard sein?
Weh' dem Lande, das ein Band zerrisse,
Das zwei Stämme festhält im Verein.
Weh' der Mutter, welcher arme Kinder
Minder lieb als reiche sollten sein.

Doch auch du, o Vlandern, bist nicht schuldlos,
Vor dir selbst bist einst erröthet du,
Du entweihtest einst dich selbst, und jetzt noch
Trägst am schwersten von den Deinen du.
Doch schon fließt in deine Wunden Balsam,
Und vom Himmel strahlt ein Stern dir zu.

Viele kehren als verlorne Söhne
Schon zu dir zurück, von Reu' entbrannt;
Bist du wiederum du selbst geworden,
Dann wirst du auch länger nicht verkannt.
Und Wallon' und Vlaming werden künftig
Nur als treue Brüder noch genannt.

Habt Vertrau'n denn, durch das Leid geläutert,
In Euch selbst, die ehmals Ihr so groß!
In den Fürsten, den man Euch beneidet,
In den Stamm, entsproßt aus Euerm Schooß.
Bei dem allgemeinen Fest des Landes
Brechet frei in stolzen Jubel los.

Barden, singt in mächtigen Akkorden,
Singet uns'rer Aller Vaterland!
Eintracht wohn' am Maas- und Schelbestrande,
Friede halte mit der Freiheit Stand.
Und des Nordens Griechenland sei Belgien,
Wo den Lorber pflanzt der Künste Hand.

Zwei Schwestern.

Ich kannte sie in ihrer Kindheit Beide
Als Engel auf der grenzenlosen Haide,
Wo oftmals ich, vom Wandern müde, lag;
Da sprangen barfuß sie mit ihrem Bruder
Rings um das Hüttchen ihrer armen Mutter,
Die Gott für sie gedankt an jedem Tag.

Ich kannte sie in ihren schönsten Jahren,
Als sie der Stolz des ganzen Dörfchens waren,
Für jeden Jüngling ein geliebter Traum;

Denn Unschuld war in ihrem Blick zu sehen,
Sie mochten Morgens nun zur Kirche gehen,
Sie mochten Abends tanzen unter'm Baum.

Ich kannte sie, als ihre arme Mutter
Erkrankt durch Thränen über ihren Bruder,
Und sie, verschämt, mit Blumen aus dem Feld,
Zum ersten Mal dem stillen Dorf entschritten,
Um in der Stadt sich etwas zu erbitten,
Und wiederkehrten mit ein wenig Geld.

Ich kannte sie, als auf der Mutter Grabe
Die letzten Rosen sie gebracht als Gabe
Und dann auf immer kamen in die Stadt.
O Freunde, wenn gleich angefüllt mit Schmerzen,
So glichen doch zwei Lilien ihre Herzen,
Die noch kein einz'ger Hauch besudelt hat.

Und jetzt, jetzt kenn' ich keine mehr von Beiden,
Die Schande trennt die Schwestern aus der Haiden,
Die eine, durch der Jugend Glut verführt,
Hat bald ihr Dorf und ihren Gram vergessen,
Mit Zucht und Sitte spottet sie vermessen
Und trinkt, wenn je sich ihr Gewissen rührt.

Die andere büßt als Nonne für die Schwester
Den Tag hindurch und schläft des Nachts dann fester
Auf bloßem Grund als jen' im Bett voll Pracht.
Doch wacht sie manchmal bei der Sterne Helle,
Dann seufzt gen Himmel sie aus ihrer Zelle:
„Ach, hätte Mutter das von uns gedacht?

De Geyter wurde 1857 zum Gerichtsschreiber bei dem Gericht erster Instanz zu Antwerpen ernannt, und 1858 zum „Kommis-Greffier Titularis" befördert. In seinem Briefe

an mich hob er den oft tragisch-humoristischen Gegensatz zwischen der Poesie und der Criminalistik geistreich scharf hervor. Wäre De Geyter Romancier, so könnte ihm sein Amt wichtige Erfahrungen eintragen, auf die Poesie dürfte es für die Dauer nicht ganz günstig einwirken.

Bloemen op een graef. Gedichten. Uit gegeven tot bekostiging eener graefzuil ter nachgedachteniss van Eugen Zetternam. Antwerpen 1857.

De Hoon (Judäus), geboren zu Gent 1787, wurde, nachdem er auf eine glänzende Weise seine Studien an der Medicinschule zu Gent gemacht hatte, Sanitätsbeamter unter Napoleon. Als dieser stürzte, kehrte De Hoon in das Privatleben zurück und ließ sich zuerst in Bassevalde und dann in Caprycк (Ost-Vlandern), als Arzt nieder. An diesem Orte lebt er noch jetzt, ein thätiges, halb praktisches, halb literarisches Leben, denn er ist nicht nur Doktor, sondern zugleich Friedensrichter und Landbauer. Geschrieben hat er sowohl in Versen wie in Prosa, doch nie unter seinem Namen, hauptsächlich im „Belgischen Museum" und im „Jahrbüchlein," aus dessen einundzwanzigstem Jahrgang das untenstehende Liedchen ist. Die Notizen über De Hoon danke ich seinem Schwiegersohne, Heremans. Es ist gewiß ein bemerkenswerther Umstand, daß De Hoon der Schwiegervater zweier so bedeutender Schriftsteller, wie Ledeganck und Heremans, wurde.

Mütter.

I.

„Mutter, o Mutter, weint nicht so sehr,
„Schwesterchen auch weint ja nicht mehr.

„Sieben Nächte schon habt Ihr durchwacht,
„Schwesterchen auch entschläft ja sacht.

„Händchen und Füßchen wurden schon still,
„Wimmern und Athem, Alles wird still.

„Sehet, es lächelt der bleiche Mund —"
Das Herz der Mutter, es brach zur Stund! —

II.

Das Kind lag im Sterben, das Kind lag bleich
Auf der Mutter Schooß einer Leiche gleich,

Von Verzweiflung überschwoll ihr das Herz,
Doch hatte nicht Thräne, nicht Laut ihr Schmerz.

Der allwissende Gott der kennt dies Leid,
Der barmherzige Gott übt Barmherzigkeit.

Die Mutter horcht — ein Seraph spricht:
„Gebeugte Mutter, verzage nicht.

„Ich bringe zurück Dir Dein Kindelein,
„Nun bewahre dem Herrn sein Seelchen rein."

De Laet (Johan Jakob, als Schriftsteller Johan Alfried De Laet), geboren den 13. December 1815 zu Antwerpen, Sohn von Jan Joseph und Maria Joanna Herwegh, einer von denen, welche die neue vlämische Literatur schufen. Eigentlich hatte er sich für die Medicin bestimmt und 1839 zu Löwen sein Doktorexamen glänzend bestanden, aber nach einer kurzen Praxis gab er diesen Stand auf und folgte seinem Beruf, indem er zu Brüssel unter dem Namen „Vlämisch Belgien" ein Blatt gründete, in welchem er, nach

Dautzenberg's Ausdruck, sich überall vor die Bresche warf, sobald seine Sprache und sein Land angetastet wurden. Brüssel ist jedoch der vlämischen Tagespresse nie sehr günstig gewesen, selbst jetzt gelingt es ihr nicht so recht, sich in dem cosmopolitischen Durcheinander, welches in Brüssel wirrt und wühlt, wirklich hörbar zu machen. „Vlämisch Belgien" veränderte sich in „Vlämische Belgier," gab dadurch Gelegenheit zu einem Epigramme von Van Duyse und hörte dann auf. — De Laet kehrte nach Antwerpen zurück, und eine trübe Zeit begann. Er lernte kennen, was es heiße, einen Boden bearbeiten, der noch keine Erndten tragen könne. Am 27. Oktober 1845 war er zugleich mit Conscience und Ledeganck zum aggregirten Professor an der Hochschule von Gent ernannt worden, aber das war nur ein Titel, keine Stelle. Umsonst bewarb er sich, als um diese Zeit am Antwerpner Athenäum ein commercieller Lehrgang eröffnet wurde, um den Lehrstuhl der Geschichte, sowie Bleeschhouwer um den der französischen Sprache — die Stimmung war den Vlamingen entgegen, beide Gesuche wurden abgeschlagen. De Laet kam wüthend zu Bleeschhouwer. „Die Coterie, welche die Stadt regiert, muß gestürzt werden." — „Ich habe Nichts dagegen," antwortete Bleeschhouwer, und die Gründung eines Blattes in der Art des Pariser Charivari wurde beschlossen. Der „Roßkamm," so hieß es, hatte einen ungemeinen Erfolg, aber, leider, auch unausbleibliche Folgen. Als De Laet 1854 zur Wahl in die Kammer vorgeschlagen wurde, da war es das Gespenst des Roßkamms, welches, als Zeuge wider ihn aufgerufen, seine Candidatur vernichtete. De Laet hatte 1849 die Redaktion des Journal d'Anvers übernommen, war zwei Jahre später durch Bleeschhouwer an derselben ersetzt worden und zur „Emancipation" nach Brüssel übergegangen. Jetzt gab er Alles, Journalistik, Politik und Literatur zugleich auf, und trat an die Spitze einer großen Bäckerei in Antwerpen. Als ich im Frühling 1856 Antwerpen und die vlämischen Literaten besuchte, fand ich De Laet bereits in

seiner neuen Lage eingerichtet. Er schien resignirt, sprach von den Pflichten gegen seine Familie, und ich fand es ganz natürlich und sehr lobenswerth, daß er seine Lieblingsneigungen aufgegeben habe, um für die Seinigen zu sorgen. Später jedoch, als ich die Verhältnisse der vlämischen Schriftsteller näher kennen lernte, frug ich mich mit Verwunderung, warum De Laet nicht zugleich seine Bäckerei verwalten und fortfahren könne, literarisch thätig zu sein? Er hatte sich entschieden geweigert, mir etwas über sich mitzutheilen. „Sagen Sie der Baronin," gab er meinem Abgesandten Génard zur Antwort, „daß De Laet, der Schriftsteller, todt ist und nur De Laet, der Bäcker, noch lebt." So fuhr ich denn noch ein Mal zu De Laet, dem Bäcker, und entdeckte ihn, nachdem wir zwischen Lagerungen von Broden, die sehr gut aussahen, durchgekommen waren, in seinem Bureau. Als Mann von Geist empfing er mich ebenso unbefangen, als wäre er in seinem Salon gewesen. Ich hatte in meiner Erinnerung das Bild eines ruhigen Mannes von mittlerem Alter behalten, ich fand einen noch jungen, kräftigen, feurigen Redner, der sich einbildete, blasirt zu sein, weil er getäuscht und erbittert war. Er trug mir fließend und glänzend eine Elegie vor, welche mir auch nicht die mindeste Sympathie einflößte. Was ihm begegnet war, das ist, nur noch zwanzigfach schlimmer, Jedem begegnet, der nach Auszeichnung ringt. Und dagegen wird nicht Jedem die Anerkennung zu Theil, die De Laet gefunden hat. Sein Styl wird von der altniederdeutschen Schule sowohl wie von der neuen vlämischen als vortrefflich anerkannt; romantisch dem Wesen nach, gilt er schon jetzt als klassisch in der Form; als Dichter stellt Heremans ihn neben Ledeganck und Van Beers; sein spanisch-niederländischer Roman „das Haus von Wesenbecke" ist nicht weniger als drei Mal in das Deutsche übersetzt, seinen „Herrmann der Ziegeldecker" hat Maria von Plönnies in ihren belgischen Sagen gegeben, De Laet muß also eine ungemeine Anlage zur Unzufriedenheit haben, um nicht zufrieden zu sein. Ich sagte es ihm auch,

daß ich ihn in seinem Schmollwinkel durchaus nicht bewundere, und daß es für einen Mann in der vollen Kraft der Jahre und des Geistes der allerunpassendste Platz sei. De Laet schmollte wenigstens nicht mit mir und setzt seinen Eigensinn mit Geist durch. Ich hatte mich bei ihm auf Wurstelbrod eingeladen, ein Gebäck, welches von Epiphania bis zu den Fasten jeden Sonnabend in Antwerpen gegessen wird. Bald darauf kam De Cort bei einem Besuch mit einem großen Packet unter dem Arm an. „Was ist das?“ — „Die neuesten Werke von De Laet.“ Den nächsten Tag ließ De Laet sich durch De Cort schriftlich erkundigen, wie ich seine Werke gefunden. Auf meine Antwort: gut, doch nicht so gut wie die früheren, bekam ich die Versicherung, daß mein Geschmack weniger ausgezeichnet sei, als meine übrigen Fähigkeiten.

Wenn De Laet ein Mal mit Gewalt in die Kammer gewählt werden sollte, so würde er sich wahrscheinlich bewegen lassen, aus seinem Schmollwinkel herauszukommen und dann sicherlich zur Bedeutsamkeit gelangen: die politische Befähigung ist seine eigentliche. Ich las von ihm ein Broschüre: De l'annexion des faubourgs de la ville de Bruxelles, die vortrefflich geschrieben ist und auch damals ihren Zweck, die Verbindung der Vorstädte mit Brüssel zu verhindern, vollständig erreicht hat.

Von seinen belletristischen Sachen ist am meisten hervorzuheben „der Zauber“, unter dem Titel „der Spieler“, 1847 zu Hannover deutsch übersetzt, eine Dorfgeschichte, in welcher das Dämonische der Liebe vom Aberglauben als etwas Uebernatürliches aufgefaßt wird. Die philosophische Charakterschilderung darinnen läßt sehr bedauern, daß De Laet sein Talent nicht mehr in der rein psychologischen Richtung hin entwickelt habe. Seine Uebersetzungen, erschienen unter den Pseudonymen Josef Colveniers und Felix Bogaerts, werden sehr gepriesen. Ein dritter Pseudonym, Zoophylus, findet sich unter kleinen Stücken im „Sprachverband.“

Verheirathet ist De Laet seit dem 11. Februar 1840 mit Johanna Maria Francisca Gons, der Schwester des bedeutenden Malers gleichen Namens zu Antwerpen.

Doktor Van Droomenveldt.

I.

Die Studenten.

An einem schönen Maimorgen des Jahres 1765 wanderten zwei junge Leute nördlich von der alten Universitätsstadt Löwen längs der Dyle den Weg, welcher nach dem Weiler und der Abtei von Brouwepark führte. Ihre Kleidung hatte nichts Besonderes an sich; es war die des bessern Bürgerstandes oder des geringeren Adels. Eine Atlasweste mit grünen und weißen Streifen, ein grauer Leibrock, breit von Schnitt, verziert mit großen silbernen Knöpfen, eine kurze seidene Hose am Knie festgebunden, Strümpfe von schwarzer Florettseide, Schuhe mit silbernen Schnallen und ein winziger Degen, das war es, was an diesem Anzug in die Augen fiel. Aber doch nicht so wie der sogenannte Tickenhahn, eine zierliche Kopfbedeckung, welche heutzutage nur von Geistlichen getragen wird, und auch nicht so wie der lange weiße Zopf, welcher mit seinen Bändern und Schleifen mindestens den dritten Theil ihres Rückens bedeckten. Obwohl nun die Kleidung den Stand der Wand'rer nicht andeutete, so ließ doch die geringe Sorgfalt, womit sie angelegt worden war, wie ein gewisser schlauer Ausdruck in den Zügen vermuthen, daß die jungen Leute dem geistvollsten und lustigsten Theil der Löwener Bevölkerung, nämlich den Studenten, angehören dürf-

ten. Und in der That waren es zwei von den vortrefflichen Söhnen der Alma Mater, Aalbrecht Van Droomenveldt und Karel Van Blyenhove, die, nicht zufrieden mit dem Titel von Licentiat der Medicin, der damals so mühsam zu erwerbenden und so selten ertheilten Würde eines medicinae doctor nachstrebten, obwohl der Licentiatentitel ihnen sowohl die Erlaubniß zum Praktiziren, wie auch das Recht verlieh, den Degen zu tragen.

Geistig so ziemlich gleichbegabt, im Charakter völlig verschieden, hegten sie für einander die feurigste und innigste Freundschaft. Sie wohnten in demselben Hause und theilten Leid wie Freude, Geld und Studien. Nur mit den Vergnügungen ging es nicht. Die einzigen Zerstreuungen, welche sie gemeinschaftlich genossen, waren Sommers ein weiter Spaziergang, Winters ein Gespräch am knatternden Feuer. Dieses drehte sich gewöhnlich um die Wissenschaft, selten nur sprachen sie von ihren Träumen und Plänen, denn dann war es bald aus. Van Blyenhove fing an, Aalbrecht wegen seiner „Narrheiten" auszulachen, Aalbrecht, darüber ärgerlich, warf seinem Gefährten den klassischen Beinamen „epikuräisches Schwein" an den Kopf, und es entstand eine ewige Feindschaft, die wohl an zwei Stunden dauerte.

„Warum muß ich auch immer böse werden!" sagte dann Aalbrecht zu sich selbst. „Alles betrachtet ist Karel doch der beste Junge von der Welt, und wenn er den Pieterman*) und die Spitzenklöplerinnen etwas mehr sein ließe, so würde er gewiß mit Ehren einen Katheder einnehmen. Ja, hätte

*) Ein in Löwen berühmtes Bier.

er vor dem Examen nicht seine kostbare Uhr bei der dicken Kaet verthan, er wäre sicherlich der Erste von Allen gewesen."

Seinerseits sagte Karel: „ich muß doch, wahrhaftig, selbst Narrenschellen tragen, daß ich stets mit Van Droomenveldt anbinde, wenn er über eine Narrheit das Bein bricht. Daß dich! s'ist der beste Freund von der Welt, und wenn ich ihn brauche, da träumt er doch in seinem Leben nicht. Er wird noch 'mal die allergelehrteste Perücke in den ganzen Niederlanden, wenn er nur, wie so Viele, sich nicht auf fremden Universitäten herumtreibt. Wenn mein Freund nicht gerade vor dem Examen eine Reise in's Blaue gemacht und keine Liedchen an die Königin im Luftschloß gesungen hätte, so wäre der primas primae lineae mit langer Nase abgezogen. Ich will hin zu ihm."

Und so wurden sie wieder Freunde, und Aalbrecht verglich nach der mythologischen Sprachweise der Zeit ihre Freundschaft mit einer Münze, welche auf der einen Seite Momus, auf der andern Apollo zeige.

Heute schien Van Blyenhove seinem Freunde mit gewichtigen Gründen zuzusetzen. „Was Teufel," sprach er, „findet Ihr nicht endlich, daß es Zeit sei, Euerm Duselleben ein Ende zu machen? Binnen Kurzem ist es für uns mit Lust und Jugend vorbei, Junge. Noch ein bis drei Monat, dann heißt's: „Herren Doktoren," doctissimi et gravissimi viri, dann müssen wir uns irgendwo niederlassen, um mit Hülfe von Hippokrates und Galienus zu unserm täglichen Brodchen zu kommen und müssen uns graviter et cum dignitate betragen. Sagt doch, mit was für langen Ohren werdet Ihr denn vor den Alten stehen, wenn sie Euch fragen, ob der Pieterman zu

Löwen noch immer gleich gut und die Spitzenklöplerinnen noch immer gleich freundlich sind? Per Jovem! Ihr würdet wohlthun, Aalbrecht, meinem Rath zu folgen. Was werdet Ihr mit Eurer Einsiedlerart erreichen? Oder wollt Ihr etwa einst unter die Heiligen aufgenommen werden, um die alten Weiber näseln zu hören: Sancte Alberte de Campotomnii, ora pro nobis? das müßte äußerst erbaulich sein." Und Karel brach in ein fröhliches Gelächter aus.

„Ihr könntet Eure Wohlredenheit auf eine bessere Gelegenheit sparen," sagte trocken Aalbrecht, „ich habe heute nicht die mindeste Lust, Euer Gesaalbader mit anzuhören. Sprechen wir von etwas Anderm, oder ich nenne Euch ein Mal mehr mit dem Euch bekannten Namen."

„Und wenn Ihr mich auch Schwein heißt, denkt nicht, daß ich mich darum scheeren werde, ein Schwein ist ebenso gut wie wir ein würdiger Sohn des Mastschweins." *)

So ernsthaft Van Droomenveldt auch gestimmt war, lachte er jetzt doch herzlich. Van Blyenhove fuhr fort: „genug, Ihr mögt mich heißen wie es Euch beliebt, aber ich, Aalbrecht, ich sag' Euch, daß Ihr närrisch seid. Ihr seid einer der schmuckſten Jungen von der Universität, und ich kenne gewiß an ein halb Dutzend Spitzenklöplerinnen, die in Euer Träumergesicht vergafft sind."

„S'ist Schade, Freund Karel, aber ich bin durchaus nicht vergafft in ihre unverschämten Fratzen."

„Ich weiß es ja, zum Kuckuk, ich weiß es — das ist's

*) Eines der vorzüglichsten Kollegien in Löwen führt den seltsamen Namen „Het Varken."

ja eben, worüber ich mich nicht zufrieden geben kann. **Per Bacchum!** Schatz, das thut mir ja eben so leid, daß Ihr Eure Jugend so unnütz in Träumen vergeudet. In Euern alten Tagen werdet Ihr Euch nicht eines einzigen lustigen Stündchens zu erinnern haben, keiner muntern Saufpartie—"

„Aber andere Erinnerungen, Karel, heilige, ohne Reue."

„**Gaudeamus!** Schöne, liebe Erinnerungen! Erinnerungen an die Königin im Lustschloß. **Proficiat!** köstliche Erinnerungen sind das; die werden Euch viel helfen!"

„Und warum meint Ihr denn, daß ich eine liebe und liebende Frau, wie ich sie mir geträumt habe, niemals finden soll?"

„**Inopia incurabili mentis laboras!**" rief Karel, seinem Freund mit angenommenem Ernst in die Augen sehend. „Eure Narrheit ist unheilbar, Ihr seid geradezu verrückt."

Aalbrecht antwortete nicht auf diesen Ausfall, und die Freunde setzten ihre Wanderung stumm fort, bis Van Blyenhove, des Schweigens schon wieder müde, unter dem Vorwand, dem Freund einige Streiche mitzutheilen, das Gespräch wieder aufnahm. Unter Ander'm schilderte er ihm auch, wie er, einige Tage zuvor, als Stallknecht verkleidet, sich in den Besitz von einem halben Dutzend fetter Hühner zu setzen gewußt habe, welche von einem Bauer nach der Stadt gebracht worden seien. Und so kamen sie endlich nach Vrouwenpark.

Aalbrecht Van Droomenveldt hob die Klinke auf, womit die Thür eines kleinen Pachterhofes geschlossen war, und bot einer Frau, die, obschon über die Mitte des Lebens hinaus, doch noch frisch und rührig aussah, freundlich guten Tag.

Zugleich frug Van Blyenhove: „ist's erlaubt, an Euerm Feuer unsere Pfeifen anzustecken, Mutterchen?"

„Das werden wir niemals Jemand abschlagen," erwiederte die Pachterin, „selbst nicht Euch, Herren Philosophen, obwohl uns von dem Völkchen Eures Schlages übel genug mitgespielt worden ist." — „Das thut uns Leid, Mutterchen," sagte Van Droomenveldt. „Wir wollten Euch um eine Kanne Buttermilch bitten, aber nun getrauen wir es uns nicht mehr."

„Das dürft Ihr schon, Herren," antwortete die Alte; „wollt Ihr Buttermilch, ich hab' frische und leckere, und will sie Euch gerne geben." Damit lief sie fort, um welche zu holen. Aalbrecht und Karel blieben verwundert stehen, nicht über die Gastfreiheit, die man ihnen zeigte, denn das ist und bleibt eines der schönsten Vorrechte unserer alten vlämischen Sitte, wohl aber über die Gutherzigkeit, mit der man ihnen in einem Hause begegnete, wo man eben nicht sehr zufrieden mit den Philosophen war. So hießen nämlich bei den Bürgern und den Bauern ohne Ausnahme alle Studenten, zu welcher Facultät sie auch gehören mochten. Die beiden, mit denen wir es zu thun haben, fanden jetzt keine Zeit, um ihre Gedanken auszutauschen, denn die Pachterin kam augenblicklich mit der Buttermilch zurück. Die gute Frau frug, ob die Studenten nicht auch etwas zu sich nehmen wollten, „denn," setzte sie hinzu, „kommt Ihr aus der Stadt, so seid Ihr schon brav marschirt." Und ohne eine Antwort abzuwarten, setzte sie Brod, Butter und Käse auf den Tisch.

Während unsere Freunde sich lustig an das Essen gemacht hatten und dabei mit der Bäuerin in ein vertrauliches Gespräch gerathen waren, kam ein Mann herein. Karel Van

Blyenhove wurde etwas betreten, als er den Bauer ansah, doch er bemerkte sogleich, daß dieser ihn durchaus nicht zu erkennen schien, und gewann daher alle seine gewöhnliche Unbefangenheit wieder.

„Der Kerl war es," flüsterte er Aalbrecht zu.

„Ihr müßt ihn bezahlen."

„Ja, aber wie soll ich das anstellen?"

„Wir werden seh'n."

II.

Das Mädchen.

Der Mann, der soeben hereingekommen war, befand sich nicht allein. Ein Mädchen, so schön und so lieblich, daß es besser in einen fürstlichen Palast, als in eine Bauerwohnung gepaßt hätte, war mit ihm in die Stube getreten. Obwohl sie nicht anders gekleidet ging, als die gewöhnlichen Bauermädchen, so hatte sie doch etwas so Edles, daß man sie für die Erbin eines alten Hauses hätte halten können, welche sich als Bäuerin verkleidet habe. Wie der Morgenthau um die aufgehende Sonne, webte eine geheimnißvolle Anmuth um sie her, aber sie war mager, Blässe lag auf ihren Wangen, und eine süße Traurigkeit sah aus ihren Augen.

„Da ist Eure Königin aus dem Luftschloß, Aalbrecht," flüsterte Karel, aber Aalbrecht antwortete nicht.

In dem Augenblick, wo der Mann hereingekommen war, hatte die Pachterin einen fragenden Blick auf ihn geworfen, aber kaum daß sie sein düsteres Aussehen wahrgenommen hatte, so war auch ihr Blick düster geworden, und ohne Zwei=

fel würde ihr eine Thräne entschlüpft sein, hätte die Scham, vor den Fremden zu weinen, sie nicht gezwungen, ihre Trauer in das Tiefste ihres Herzens zurückzudrängen. Ja, die gute Bauerfrau war sicherlich die Mutter dieses engelgleichen Mädchens; hätte sie selbst irgend eine Ursache gehabt, es zu verbergen, ihre Betrübniß in diesem Augenblicke würde sie verrathen haben.

Sie ersuchte ihre Tochter, sich auskleiden zu gehen, und diese gehorsamte sogleich. Sobald sie die Stube verlassen hatte, wandte die Pachterin sich an ihren Mann und frug: „was hat der Doktor gesagt?"

Der Pachter wies auf die beiden Studenten.

„Die Herren werden nicht so unfreundlich sein, Blandina wiederzusagen, was Ihr mir gesagt haben werdet," war die Antwort der Frau auf diese stumme Andeutung.

„Wohl, Frau, der Doktor hat gesagt, daß es eine unbekannte Krankheit ist, und daß wir uns dem Willen Gottes unterwerfen müssen," erwiederte der Bauer, ohne weitere Umschweife zu machen.

„O barmherziger Gott, sei uns gnädig!" rief die arme Frau, während sie auf die Knie fiel. „Sterben! sterben, meine Blandina sterben! Gott, o Gott, sei uns gnädig!"

Nun ihr Kind sie nicht mehr hören konnte, war ihre Verlegenheit vor den Fremden nicht länger hinreichend, um ihre Verzweiflung zurückzuhalten. Unter den Wimpern von Van Blyenhove funkelte eine Thräne. Aalbrecht aber stand auf und trat zu der Mutter. Karel sah ihn mit Verwunderung an, Van Droomenveldt schien größer wie gewöhnlich, und auf seinem Antlitz strahlte Begeisterung.

„Steht auf, Mutter," sprach er, „steht auf — der Himmel hat Euer Gebet erhört. Der Doktor hat die Wahrheit gesagt: die Krankheit Eurer Tochter ist eine allgemein unbekannte. Ich aber kenne sie, und mit Gottes Beistand werde ich Eure Tochter heilen."

Die arme Mutter, die soeben noch vor Kummer weinte, that es nun vor Freude; sie glaubte Aalbrecht, weil sie es bedurfte, ihm zu glauben. Der Pachter aber faßte nicht so leicht Vertrauen.

„Ja aber, meine Herren Philosophen," sprach er, während er sich hinter den Ohren kratzte, „ich bin — ich habe — ich war — ich bin —"

Aalbrecht kam ihm zu Hülfe: „Ihr seid von den Philosophen angeführt worden, als Ihr kürzlich mit Hühnern auf den Markt nach Löwen kamt."

„Hört Ihr, Frau," murmelte der Pachter seiner Frau in's Ohr, „dieser Philosoph ist ein Zauberer — Ihr dürft ihn keine Hand an unser Kind legen lassen."

Die Frau zuckte die Achseln. Aalbrecht fuhr fort: „aber wenn die Studenten auch lustige Schelme sind, müßt Ihr sie darum für Taugenichtse und offenbare Diebe halten? Ich denke nicht, und um Euch zu beweisen, daß ich Recht habe, werde ich Euch Eure Hühner bezahlen. Sechs Schillinge werden sie wohl gekostet haben?"

„Darf ich Euch fragen, von wem Ihr diesen Vorfall vernommen habt, meine Herren?" frug die Frau, die bei Weitem weniger abergläubisch schien, als ihr Mann.

„Nun, der Tausend, von wem sollt' er es vernommen

haben, wenn nicht von mir, der ich selbst der Dieb war?" antwortete Karel lachend.

„Es ist wahr," sprach Aalbrecht mit ernstem Ton, „mein Freund Karel und ein anderer Schelm seiner Art, bei dem ich auch tauben Ohren predige, haben diesen Streich zusammen ausgeführt."

„Aber, meine Herren Zaub — meine Herren Philosophen will ich sagen," versetzte der zitternde Bauer, „der Knecht, welcher um meine Hühner gehandelt und sie mir dann entwendet hat, sah Euch doch durchaus nicht ähnlich?"

„Gebt mir ein Mal einen Kittel und eine wollene Mütze," sagte Karel. Die Pachterin brachte die verlangten Kleidungsstücke, und der Bauer mußte bekennen, daß er den Knecht vor sich sähe. Wenn er nun auch nichtsdestoweniger überzeugt blieb, daß nicht Alles mit rechten Dingen zuginge, so erlaubte er doch seiner Frau, das Geld Van Droomenveldts anzunehmen, und war auch damit einverstanden, daß dieser versuchen sollte, Blandina zu heilen.

Die Krankheit dieses jungen Mädchens war eines jener Nervenleiden, in deren Behandlung man selbst heutzutage noch nicht weit gekommen ist. Damals wußte man noch gar Nichts davon, denn Tronchin hatte seine Heilmethode noch nicht bekannt gemacht. Van Droomenveldt aber, der in Folge nächtlichen Studirens und überhaupt zu großer geistigen Anstrengungen selbst an dieser Krankheit gelitten hatte, war auf anderm Wege zu denselben Erfahrungen gelangt, wie Tronchin, und wußte, daß leichte beruhigende Mittel, angenehme Beschäftigung und vor Allem körperliche Bewegung ein solches

Leiden zuerst mildern und allmählich heilen können. Diese Behandlung nun wollte er bei Blandina anwenden.

Ob er ganz ohne Selbstsucht war, als er der Mutter so kräftig gelobte, ihr Kind zu retten, das möchten wir nicht zu versichern wagen — welche That eines Menschen ist ganz unselbstsüchtig? Vielleicht war Aalbrecht schon in Blandina verliebt, vielleicht wollte er sie nur heilen, weil er sie durch Dankbarkeit für sich zu gewinnen hoffte. Gewiß ist es, daß Van Droomenveldt, als er den Bewohnern des Pachthofes für den nächsten Morgen seinen Besuch verhieß, vor einer gründlichen Prüfung seines Gewissens zurückschreckte. Auf dem Rückwege nach Löwen war er noch träumerischer als gewöhnlich, und was Van Blyenhove auch versuchen mochte, um ihn zu ermuntern, es blieb ohne Erfolg.

III.

Die Liebenden.

Einige Monate später saßen zwei Frauen und spannen, jede in einem Winkel eines Kamines, dessen Heerd von einem mächtigen Feuer aus Strünken und Wurzeln glühte. Wäre Karel Van Blyenhove in diesem Augenblicke eingetreten, er hätte ohne Mühe die älteste dieser Frauen als die Pachterin von Brouwenpark erkannt, aber schwerlich hätte er in dem frischen, blühenden Gesichtchen der Jüngsten die ehemals so feinen und bleichen Züge Blandina's wieder gefunden. Und doch war es wirklich Blandina, welche an der Seite ihrer Mutter spann.

Das Mädchen that sich Gewalt an, um ruhig und sogar

heiter zu scheinen, aber sie war sichtlich in ihrem Gemüth beunruhigt. Mehr als ein Mal blickte sie die Mutter an, um zu sehen, ob auf ihrem Gesicht Furcht oder Hoffnung zu lesen wäre, und je nachdem sie den einen oder den andern Ausdruck wahrzunehmen glaubte, schien auch sie zu fürchten oder zu hoffen. Es handelte sich in der That um eine Frage, deren Entscheidung für Blandina von der größten Wichtigkeit war, und eben wollte sie selbst fragen: „Mutter, glaubt Ihr, daß es glücken wird?“ als ein junger Mann in die Stube gestürmt kam.

Obgleich er vom hastigen Gange erhitzt und ermüdet schien, glänzte doch die Freude auf seinem Gesicht. Kaum hatte er den Fuß in die Stube gesetzt, so sprang das liebe Mädchen ihm entgegen und rief, ihm ängstlich in die Augen sehend: „nun, Meinherr Aalbrecht?“

„Es ist vorüber, meine gute Blandina, ich bin Doktor. Alles ist auf's Beste gegangen,“ war die Antwort.

„Und Euer Freund, Meinherr Karel, der mit Euch war, als Ihr zum ersten Male in unser Haus kamt?“ frug die Pachterin.

„Doktor, Mutter, auch Doktor,“ antwortete Van Droomenveldt, indem er einen Stuhl nahm und sich am Heerde niederließ.

„Wohlan, Tochter,“ sprach Blandina's Mutter, „wir müssen dem Herrn für das Glück unserer guten Freunde danken.“

Aber das gute Kind hörte diese Worte nicht; in der Freude ihres Herzens war sie fortgelaufen, um ihrem Vater, der auf dem Felde war, die frohe Neuigkeit zu bringen. Als

sie zurückkam, beeilte sie sich, Van Droomenveldt einige Erfrischungen aufzutragen und setzte sich dann an seine Seite. Er mußte noch erzählen, wie viele Fragen man ihm gethan und wie viel Schwierigkeiten er hatte überwinden müssen, dann ging das Gespräch auf gleichgültige Dinge über und die Mutter verließ bald die Stube, um außerhalb des Hauses einige nothwendige Geschäfte zu verrichten. Als die beiden jungen Leute allein waren, sprachen sie Anfangs nicht, endlich fragte Blandina: „nicht wahr, Meinherr Aalbrecht, nun sind alle Eure Wünsche erfüllt?"

„Nein, nicht alle, Blandina," antwortete Aalbrecht, und er faßte sich ein Herz und sagte dem lieben Kinde, was ihm noch zu wünschen übrig blieb. Blandina's Antwort war: „o, Meinherr Aalbrecht, warum habt Ihr mir das nicht eher gesagt?" Man kann sich denken, was Aalbrecht darauf that; als die Pachterin wieder hereinkam, sah sie Blandina beschämt und Aalbrecht verlegen und wünschte zu erfahren, was vorgegangen sei. Mit wenigen Worten erzählte Van Droomenveldt ihr Alles, und sein Glück wurde verdoppelt, als er ohne weitere Zögerung ihre Einstimmung zu seiner Verehelichung mit Blandina empfing.

Während er nun so ungestört seine Luftschlösser baute, dachte er nicht im Mindesten daran, daß der Pachter von Vrouwenpark sie über den Haufen werfen könnte. Und doch sollte das binnen Kurzem geschehen, denn nicht sobald hatte es Mittag geschlagen, als man auch den schweren Schritt des Pachters vernahm. Aalbrecht ging seinem künftigen Schwiegervater entgegen, und dieser reichte ihm seine rauhe Hand.

„Die Tochter hat mir gesagt, daß Alles gut abgelaufen

ist," sprach er, „und so wünsch' ich Euch denn Glück, Herr Doktor."

Van Droomenveldt bedankte sich.

„So'n Ding muß doch viel kosten, Herr Doktor; wohl so viel wie drei Kühe, nicht?"

„So ungefähr," antwortete Aalbrecht in einem verdrießlichen Ton, denn mit dem größten Widerwillen sah er sich aus seiner Traumwelt auf die Erde herabgezogen.

Er war jedoch mit dem Mann noch nicht fertig, denn der Pachter frug weiter: „und werdet Ihr nun auch was verdienen? Werdet Ihr nun auch mehr zu thun haben als die Andern?"

„Das weiß ich nicht," erwiederte Aalbrecht, dessen Geduld fast zu Ende war. Zum Glück für ihn kam Blandina das Mittagmahl auftragen, und Aalbrecht konnte zurück in sein Traumland, während der nichts weniger als dichterische Pachter mit ungemeiner Gierigkeit eine große Schüssel weißer Bohnen hinunterschlang.

Nach dem Essen mußte Van Droomenveldt dem Landmanne Rede stehen über die Kartoffeln, die eben erst eingeführt worden waren und von vielen Seiten einen großen Widerstand fanden. Aalbrecht vertheidigte sie als nahrhaft und völlig unschädlich, und zog sich dadurch das höchste Mißfallen des Pachters zu, der auf die Meinung des Pastors, des Dorfnotars und des Dorfdoktors gestützt, eigensinnig behauptete, daß die Kartoffeln ein gefährliches Gift enthielten.

Man muß einem Verliebten und besonders einem verliebten Dichter viel vergeben, denn sonst wäre es gar zu unverzeihlich von Aalbrecht gewesen, daß er ebenso viel Mühe

anwandte, eine so nöthige Person wie den Vater ungünstig für sich zu stimmen, wie er nur immer hätte anwenden können, um sich seine gute Meinung zu sichern. Und nicht nur verliebt und ein Dichter war er, sondern auch noch völlig unerfahren in der Kenntniß des menschlichen Herzens, denn er hielt ganz ohne Furcht um Blandina bei dem an, gegen welchen er eben das schwere Unrecht gehabt hatte, Recht zu haben.

Aalbrecht wurde wie vom Donner gerührt durch den Prosaismus der väterlichen Antwort: „wie viel habt Ihr jährlich einzunehmen, Meinherr Doktor?"

Bei dieser Frage, die ihn auf ein Mal aus dem gewohnten Gleise seiner Gedanken herausschleuderte, befand der Dichter sich in derselben Verfassung, wie ein Soldat sich befinden mag, der auf unbekanntem Grunde angegriffen wird. Demnach nahm er sich rasch zusammen und antwortete, auf seine breite Stirn deutend, mit Stolz und selbst mit einigem Hochmuth: „meine Einkünfte, Meister, sind hier: sie heißen: Wissenschaft, Geisteskraft und Willen."

„Unter Philosophen mag das gangbare Münze sein, aber Butter auf dem Markte kann man dafür nicht kaufen," erwiederte der Bauer. „Habt Ihr nichts Anderes, wovon Ihr leben könnt? Unser Doktor hier hat ein Paar leckere Pachthöfe."

Bei dieser Frage war alle seine Liebe für Blandina kaum hinreichend, Van Droomenveldt im Zaume zu halten. Ja, das Mädchen selbst kam ihm wie entweiht und seiner Anbetung minder würdig vor. Doch blieb sein Antlitz ruhig, und mit gelassener Würde antwortete er: „mein väterliches Erbtheil hab' ich dazu angewandt, Wissen und den Ehrentitel

als Doktor zu erwerben. Von dem, was mir übrig gebliebe ist, kann ich höchstens noch zwei, drei Jahr leben. Bis dahin hoff' ich, daß mein Name bekannt sein wird.

„Wenn es so ist, da könnt Ihr in zwei, drei Jahren wieder nachfragen, und ist dann Blandientje noch nicht verheirathet, so werde ich sehen, was ich thun kann. Ich bin nur ein dummer Bauer, aber ich weiß doch, daß sie nett genug ist, um gut an den Mann zu kommen."

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen Aalbrecht den Pachter anhörte. Kaum fand er Kraft genug, um seine Thränen, seine Wuth zurückzudrängen, bis er außer dem Bereich von aller Beobachtung war.

Blandina hatte sich längst in ihr Kämmerchen geflüchtet. Der Pachter blieb also allein mit seiner Frau und lachte sich selbst beifällig zu. Umsonst versuchte Blandina's gute und verständige Mutter ihm zu beweisen, wie undankbar er sich gezeigt habe, umsonst sprach sie von Blandina's Liebe zu Aalbrecht, die einzige Antwort, die sie erhielt, waren Schimpfreden und Drohungen. Der Pachter blieb dabei: er wolle nicht, daß seine Tochter von dem neu eingeführten amerikanischen Gifte essen solle.

Einige Tage später gingen ein junger Mann und ein junges Mädchen mit zögernden Schritten den Weg dahin, welcher von Brouwenpark nach Löwen geleitete. Beide weinten, und von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, um besser sprechen zu können.

„Was Ihr thun wolltet," sprach der Jüngling, „wird

mir in der Bitterkeit der Abwesenheit ein süßer Trost bleiben, aber meine Pflicht als ehrlicher Mann gebietet mir, Euer Anerbieten abzuschlagen."

„Ihr liebt mich nicht," klagte das Mädchen.

„Ich liebe Euch nicht," wiederholte er, „und ich will Euertwegen Alles verlassen. Würde ich denn Reichthum suchen gehen, wenn nicht um Euertwillen? Wie ungerecht seid Ihr doch, mein Engel!"

„Warum wollt Ihr da aber nicht, daß ich mit Euch gehe, und mein Theil von Euern Leiden wie von Euerm Glücke nehme?"

„Weil Ihr dadurch Eure jungfräuliche Ehre verlieren würdet. Ihr könnt nur meine Frau werden, wenn Eure Eltern mir Euch schenken, dürft Ihr da mitgehen, ohne daß ich Euch den Namen meiner Frau geben kann?"

Das Mädchen hatte von dem Allen offenbar nur begriffen, daß es nicht mit dem jungen Manne kommen dürfe. Es setzte sich auf den Grenzstein eines Kornfeldes nieder und stützte den Kopf auf die rechte Hand. Der Jüngling stand und starrte das arme Kind lange an; Liebe, Mitleid und Verzweiflung sprachen aus seinen Zügen.

Dann umschlangen sie einander, ihre Seelen verschmolzen in dieser langen Umarmung, der erste Kuß war das Siegel auf ihrem Bündniß. „Auf Wiedersehen, Aalbrecht," sprach schluchzend das Mädchen, und schlug zögernd den Weg nach Brouwenpark ein. „Auf Wiedersehen, Blandina!" antwortete der Jüngling, der mit düsterem Ernst seine einsame Straße nach Löwen fortsetzte.

Am andern Tage galt es einen neuen Abschied, den von

Karel Van Blyenhove. Beide Jünglinge schworen sich eine grenzenlose und ewige Freundschaft, dann stieg Aalbrecht in einen schwerfälligen unbequemen Wagen, der ihn mit Rütteln und Schütteln nach einer der vornehmsten und reichsten Städte von Vlandern führte. Karel zog mit seinem Gepäck auf dem Rücken zu Fuß nach Brüssel und sang, um sich die Zeit zu verkürzen, allerlei lustige Liedchen, welche er von den Löwenschen Mädchen gelernt hatte.

IV.

Die Bodenkammer.

Manches Jahr war verflossen, seit Karel Van Blyenhove und Aalbrecht Van Droomenveldt einander zu Löwen zum letzten Male die Hand gedrückt hatten.

Es war ein kalter Winterabend, der Nordwind blies rauh und wild und der Mond zeigte sich nur in langen Pausen hinter den Wolken, welche die Stadt Brüssel mit einem grauen Nebelgewölbe bedeckten. Zwei Frauen eilten mit raschen Schritten nach dem höheren Theile der Stadt; sie sahen sich von Zeit zu Zeit unruhig um, als fürchteten sie, belauert und verfolgt zu werden.

Und in der That war ihr später Gang in eine so arme Gegend wohl geeignet, um Aufsehen zu erregen, denn obgleich Beide nur die castilianische Falie trugen, welche damals die Kopfbedeckung der Bürgerfrauen ausmachte, während sie jetzt, leider, durch den abscheulichen französischen Hut verdrängt worden ist, so war doch offenbar die Eine von Beiden wenigstens aus den höheren Ständen der Gesellschaft.

Ihre Gestalt war schlank, ihr Gang anmuthig, und überdies schien sie noch mehr als ihre Begleiterin durch Unruhe gequält zu werden, und verbarg ihr Antlitz noch sorgfältiger unter der Falie.

Nachdem sie eine geraume Zeit die engen und schmutzigen Gäßchen des Marollenviertels durchschritten hatten, blieben sie endlich in der Christinastraße vor einem Häuschen stehen, dessen Dach äußerst baufällig aussah. Gleich als wären sie im Begriff, etwas Unerlaubtes zu thun, spähten sie erst ängstlich und hastig die Straße hinab, bevor sie mit dem eisernen Klopfer an die wurmstichige Thür schlugen. Eine alte Frau kam öffnen und ließ sie ein, ohne nach ihrem Namen zu fragen. Die Kleidung, welche die Alte trug, paßte vollkommen zu dem Gemach, in das unsere bebenden Nachtwandlerinnen geführt wurden, ein dumpfiger Bodenraum, dessen gesprungene und fleckige Wände mit allerlei seltsamen Verzierungen, Thierhäuten und Menschenschädeln, behangen waren. Auf einem schwarzen Holztische waren Haarstränge, Bücher, Fläschchen, Spielkarten und Gebeine verworren durcheinander geworfen; ein widerlicher Strohsack und vier oder fünf zerbrochene Stühle machten den übrigen Hausrath aus. Eine große Eule und zwei schwarze Katzen saßen an dem feuerlosen Heerde und schienen die gewöhnliche Gesellschaft der Wahrsagerin zu sein, denn eine Wahrsagerin war es, welcher die beiden Frauen einen Besuch abstatteten.

Sie gebot ihnen, sich niederzusetzen, und heftete ihre gläsernen Augen abwechselnd auf die Besucherinnen und auf ein Pergament, das mit seltsamen Schriftzeichen beschrieben war. Die Eine der Frauen schien endlich die Geduld zu

verlieren und öffnete die Lippen, wie um zu sprechen, aber die Alte ließ ihr nicht die Zeit dazu.

„Gräfin von Xenia", sprach sie, „in Euerm Angesicht hab' ich sowohl Euern Namen, wie den Beweggrund gelesen, der Euch in meine arme Wohnung geführt hat. Die Frau, welche mit Euch ist, stehe auf, denn es geziemt der Magd nicht, neben der Gebieterin zu sitzen."

Die, welche als Gräfin von Xenia angeredet worden war, blieb sitzen, als wäre sie durch einen Zauberstab mit Unbeweglichkeit geschlagen worden, dagegen stellte ihre Begleiterin sich eilig hinter ihren Sessel.

Die Wahrsagerin fuhr fort: „Gräfin von Xenia, ich will Euch sagen, warum Ihr kommt. Es gab eine Zeit, als Euer Herz noch an dem Herzen eines Jünglings schlug, für den Ihr auf Erden Alles wart. Damals glänzte auf Euerm Haupte noch nicht die Grafenkrone, aber dafür trugt Ihr die noch glänzendere Krone der Liebe. Ist das nicht so, Mevrouw?"

Die Gräfin machte mit dem Kopfe eine bestätigende Bewegung; die Alte fuhr fort:

„So lange Euer edler Gemahl lebte, habt Ihr Euern Schmerz still in Euch verschlossen und Eure Liebe im Geheimsten Eures Herzens verborgen gehalten, denn Ihr wußtet, daß es eine sündhafte wäre. Aber nun der Graf auf ewig bei seinen Vätern ruht, nun läßt die Sehnsucht sich wieder gebietend hören, eine fieberhafte Neugierde treibt Euch, Ihr wollt wissen, was aus Euerm Geliebten geworden ist und ich — kann es Euch sagen."

„So sagt mir's, sagt mir's augenblicklich und verlangt

dann Eurerseits von mir, was Ihr wollt!“ fiel die Gräfin ihr in die Rede, indem sie zugleich eine Hand voll Goldstücke auf den Tisch warf.

Die Alte stieß das Gold zurück.

„Behaltet dieses Gold, Gräfin von Xenia — ich wollte Euch das Geheimniß, das Euch glücklich machen soll, nicht verkaufen, aber Ihr seid noch nicht stark genug, es zu hören.“

„Ich werde stark sein,“ sprach die Gräfin bebend. „Ich werde Euch bis zu Ende hören, mögt Ihr mir zu sagen haben, was es sei. Ist er todt, oder hat er mich vergessen?“

„Er ist nicht todt und hat Euch nicht vergessen. Aber das Schicksal, das Euch so günstig gewesen ist, hat ihn unablässig verfolgt. Für seine Bestrebungen zum Wohl der Menschen hat er Undank, Verläumdung und Schande eingeerndtet, falsch angeklagt vom Neide hat er flüchten müssen, flüchten in der Nacht gleich einem Verbrecher. Dann ist die bittere Armuth zu ihm gekommen, und er hat sein Brod mit Thränen benetzt, während Ihr das Eure in köstlichen Wein tauchtet. Oft hat er auf der Thürstufe Eures Palastes gesessen, und Ihr habt einen Blick des Mitleidens auf ihn fallen lassen, aber in dem elendigen Armen nicht den Geliebten erkannt. Eure Diener haben ihn gehen heißen, und ohne Zorn ist er weiter geschwankt, denn er wußte nicht, Mevrouw, daß der prächtige Palast Eure Wohnung war.“

Die Alte schwieg einen Augenblick. Die Gräfin war in der heftigsten Bewegung, aber sie zweifelte noch. Da hob die Alte wieder an zu sprechen:

„Er wäre schon längst unterlegen,“ sagte sie, „hätte die

Hoffnung, Euch noch ein Mal wiederzusehen, nicht seinen Geist aufrecht gehalten, sowie das Brod, welches andere arme Menschen ihm boten, ihn vor dem Hunger schützte."

„Was! er hat sich sein Brod betteln müssen?" rief die Gräfin voll Verzweiflung, indem sie die Stirn in ihren weißen Händen verbarg.

„Nein, Mevrouw, nein, Euer Hochmuth kann sich zufrieden geben; um die Hand hinzuhalten, dazu war Euer Geliebter zu stolz — damit er das Brod von seinen Brüdern annähme, mußte man es ihm still neben sein Krankenbett legen." In diesem Augenblicke neigte die Alte das Haupt und schien auf irgend ein Geräusch zu horchen, dann schloß sie: „und nie hat seine heisere Stimme einem Wohlthäter zu danken brauchen."

„Seine heisere Stimme!" sprach die Gräfin. „Dann ist er es nicht, denn seine Stimme war süß und schmeichelnd." — „Horcht!" sagte die Alte.

Eine Laute erklang. Die Gräfin horchte betroffen und mit Aufmerksamkeit, und vernahm bald den Klang einer traurigen und dumpfen Stimme, welche folgende Worte sang:

Höret Ihr in jenen Büschen
Nicht das Lied der Nachtigall?
Himmlisch süß und tröstend ist es,
Und es lindert jede Qual.
Dennoch weiß ich eine Stimme,
Welche lieblicher noch klingt,
Mit noch süßern Trosteslauten
In das durst'ge Ohr mir dringt.

Noch erkannte die Gräfin die Stimme nicht, welche ju=

gendlicher und voller tönte, indem sie die zweite Strophe anhob:

Hört Ihr wohl im Wald dort drüben,
Wie der Nachtwind leise klagt,
Weil er durch die Eichen irrend
Noch umsonst nach Ruhe fragt?
Eine Stimme kenn' ich, welche
Sanfter noch und zarter klagt,
Und ich höre sie des Abends,
Aber niemals wenn es tagt.

Hier ruhte die Stimme in einem langen, schmerzlichen Seufzer aus, dann fuhr sie fort:

Und vernehmt Ihr dort im Thurme
Nicht der Turteltauben Sang,
Welcher Liebe haucht und seufzet,
Liebesüß und doch so bang?
Eine Stimme seufzt noch tiefer
Aus der Liebe fremde Macht,
Und ich höre sie, wenn dämmernd
Auf den Thurm sich senkt die Nacht.

Jetzt bebte die Gräfin und ihr Athem schien ihr die Brust zu versengen. Aber noch horchte sie unbeweglich, und wiederum hob der Sänger an:

Nacht, da bist du! Sag' mir, sag' mir,
Hörst du noch die Stimme nicht,
Die mich selig macht im Traume,
Und verstummet mit dem Licht?
O du kommst und streichst die tiefen
Falten von der Stirne mir,
Meine Seele will Blandina,
Und du trägst sie hin zu ihr.

Jetzt konnte die Gräfin von Xenia nicht länger zweifeln. Sie stand zitternd auf, und Aalbrechts Name kam über ihre Lippen. Dann spähte sie umher, aber nirgends entdeckte sie etwas Anderes als graue Wände und weiße Gebeine. Die stolze Gräfin, die seit langer Zeit keinen Widerstand gegen ihren Willen gefunden, wurde zornig und beschwor und bedrohte abwechselnd die Alte. Diese antwortete nach einem langen Stillschweigen: „Eure Drohungen, Gräfin, würden mich ebensowenig bewegen, wie Euer Gold, aber ich will Euch zu Meinherr Van Droomenveldt bringen, weil ich glaube, daß Euer Besuch ihm Freude machen wird."

Damit geleitete sie die Gräfin in eine andere Bodenkammer, die geräumig genug, aber nackt und düster war. Ein Dachfenster, in welchem geöltes Papier das Glas ersetzte, mochte sie bei Tage spärlich genug erhellen, jetzt wurde sie kärglich durch eine Kupferlampe erleuchtet. Einige Bund Stroh dienten als Bett, und sonst sah man von Geräthschaften nur noch einen alten Lehnstuhl und einen wurmstichigen Tisch. Eine Anzahl Bücher, die sorgfältig auf dem Fußboden aufgeschichtet lagen, sowie ein reicher Degen, der an der Wand hing, ließen jedoch vermuthen, daß der Bewohner dieses elenden Raumes bessere Tage gesehen haben müsse. Er lag, als die Gräfin eintrat, ausgestreckt in dem Sessel, seine Laute war vor seine Füße geglitten, und er schien in tiefes Nachdenken versunken.

Bei dem Anblick eines solchen Elendes blieb die Gräfin tief ergriffen stehen, und über ihre bleichen Wangen glitten zwei Thränen des Schmerzes. Doch gab sie keinen Laut von sich, ihre Zunge schien wie gelähmt. Sie hatte den Ge=

liebten nicht sogleich erkannt; er war gebückt wie ein Greis. Seine Stirn war von tiefen Runzeln durchpflügt; bleich und hohl waren seine Wangen, seine Lippen durch ein krampfhaftes Lächeln entstellt; das Einzige, was sich nicht verändert hatte, war sein Blick. Noch immer strahlte seine edle mächtige Seele aus seinen feurigen Augen.

Noch stand Blandine unbeweglich weinen, als Van Droomenveldt aus seiner Träumerei erwachte. Da sah er, daß seine Wirthin fremde Frauen in sein Gemach geführt hatte.

„Martha," sprach er, „wie untersteht Ihr Euch, mein Elend Andern zu verrathen? Ist es nicht genug, daß ich Armuth und Krankheit auszuhalten habe, müßt Ihr mich auch noch der Demüthigung aussetzen, daß mir Almosen angeboten werden? Ich bedarf weder Almosen noch Hülfe, Mevrouw," setzte er hinzu, indem er sich mit Verbindlichkeit an die Gräfin wandte. Kaum jedoch war sein Blick auf ihr blasses, bethräntes Antlitz gefallen, so rief er heftig: „Blandina!"

Die Gräfin lag zu seinen Füßen.

„O Aalbrecht, vergebt mir!" schluchzte sie, indem sie ihre brennenden Lippen auf seine abgezehrte Hand drückte.

Auch aus Van Droomenveldt's Auge quoll die süßeste Thräne, die er seit Jahren vergossen hatte. Die Alte und die Dienerin waren verschwunden.

Aalbrecht wollte die Gräfin aufheben, aber sie widerstand ihm.

„Laßt mich, Aalbrecht!" rief sie, „laßt mich im Staube, denn ich habe schwer gegen Euch gesündigt, ich habe geglaubt,

daß Ihr mich vergessen hättet, als Euch das Unglück von mir fern hielt. Da wollt' auch ich vergessen, und — ich konnte nicht."

„Engel, Eure Liebe ist mir geblieben?"

Blandina wurde schamroth und verbarg ihr Gesicht in beiden Händen.

„Ich bin die Gräfin von Xenia," sprach sie.

Aalbrecht lächelte; es war ein krampfhaftes Lächeln. „In diesem Falle, Mevrouw, müßt Ihr Euch erheben und mich verlassen. Es geziemt sich nicht, daß die edle Gräfin ihr Wappenschild hier auf der Bodenkammer beschmutzen komme; ich bin zu stolz, um Almosen von Euch anzunehmen und nicht unedel genug, um den Namen Eures Gatten zu besudeln."

Blandina klammerte sich verzweifelnd an Van Droomenveldt an.

„O Aalbrecht, verurtheilt mich nicht, ohne mich gehört zu haben! verbannt mich nicht aus Eurer Gegenwart, oder Ihr nehmt mir das Leben, das Ihr mir einst wieder gegeben habt. Es ist nicht die Gräfin, es ist die demüthige Tochter der Pachterin von Brouwenpark, die Euch um Gnade fleht."

Aalbrecht schluchzte laut; Blandina fuhr fort: „kurze Zeit nach Eurer Abreise kam der Graf von Xenia in unser Dorf und sah mich. Zuerst suchte er mich zu verführen, doch alle seine Versuche waren umsonst, ich dachte an Euch, Aalbrecht, und jeden Tag bat ich Gott, er möge Euch bald zurückkehren lassen, um mich von dieser Verfolgung zu erlösen. Aber Ihr kamt nicht, und der Graf bot mir endlich die Ehe

an. Lange weigerte ich mich, endlich zwangen Vaters Mißhandlungen und Mutters Bitten mich zu dieser Heirath. O Aalbrecht, Aalbrecht, verzeiht mir — ich dachte damals, Ihr hättet mich verlassen."

„Ich vergebe Euch von ganzem Herzen, Blandina, aber nie dürfen wir einander wiedersehen, denn Ihr dürft keinen andern Mann als Euern Gatten lieben. Und so unglücklich ich auch fortan sein möge, nun meine letzte Hoffnung mir entrissen worden ist, so werde ich mich doch damit trösten, daß Ihr, Blandina, wenigstens glücklich und in Freuden lebt," sprach der Doktor mit einer Stimme, deren erzwungene Ruhe noch ergreifender war, als die Verzweiflung, die in seinen starren Augen zu lesen war.

Die Gräfin sah ihn mit einem wehmüthigen Lächeln an und sagte, auf ihr schwarzes Kleid deutend: „ich bin Wittwe."

„O Blandina, gebt mir den Tod nicht!" rief nun Van Droomenveldt noch heftiger ergriffen. „Zeigt mir kein Glück, das ich nicht genießen kann — ich darf der Eure nicht werden. Es giebt kein Unglück, welches das Schicksal mir erspart hätte. Ich kann der Eure nicht werden, denn ich bin ein entehrter Mann, ja, ein entehrter Mann, Blandina. Einer Vergiftung beschuldigt, habe ich flüchten müssen, und darf meinen Namen so wenig tragen, als wäre er der eines Schurken und als solcher gebrandmarkt."

Die Gräfin stand auf. Ein erhabenes Genügen umstrahlte ihr Antlitz mit wundervoller Schönheit. „Ihr habt mich geliebt, als ich noch ein armes Dorfkind war," sprach sie, „Ihr habt mir ohne Hoffnung auf Vergeltung das Le-

ben gerettet — wohlan denn, Aalbrecht, Liebe für Liebe, Opfer für Opfer. Ich bin Wittwe, ich bin reich, mein Leben gehört Euch. Wollt Ihr, daß ich mich mit Euch hier verberge, oder wollen wir in die Fremde? Dort wenigstens wird man Euch nicht eine Schandthat vorwerfen, an der Ihr keinen Theil habt."

„Woran er, bei meiner Seele keinen Theil hat!" rief ein Mann, der in diesem Augenblick hereintrat. Und dieser Mann war Karl Van Blyenhove, in dessen stattlicher Haltung man sicherlich das lustige Wesen des Löwenschen Studenten nicht wieder erkannt haben würde. Jetzt jedoch lachte er freudig, umarmte Aalbrecht mit inniger Freundschaft und überreichte ihm ein besiegeltes Papier.

Es war der Bericht über die Leichenschau des Mannes, dessen Vergiftung Van Droomenveldt zur Last gelegt worden war. Aalbrechts Schuldlosigkeit wurde dadurch auf das Vollständigste bewiesen. Für Einen, der seit so langer Zeit aller Freude entbehrt hatte, war es auf ein Mal zu viel Glück, Geliebte, Freund und guten Namen in ein und demselben Augenblicke wiederzufinden. Seine Kräfte verließen ihn, und ohnmächtig sank er in die Arme Karl's und Blandina's.

Einige Tage später war die Hauptkirche von „Sinter Goele"*) mit ungewöhnlicher Pracht verziert, und der Priester sprach feierlich den Segen über Doktor Aalbrecht Van

*) Auszusprechen Gule — St. Gudula.

Droomenveldt und Blandina Gräfin von Xenia. Dann reisten Beide auf eines ihrer Landgüter ab, begleitet von Van Blyenhove, der noch ein Junggesell war und auch bleiben wollte. Auch ließ Aalbrecht in der Nähe des Schlosses ein zierliches Häuschen für die Alte bauen, welche ihn so lange beherbergt und zu guter Stunde seinen Zufluchtsort seinem Freunde Karl verrathen hatte.

De Kruisvaerder. Noordstar 1840.
De vloek, novelle. Noordstar 1841.
Taelcongress te Gent, 1841.
Het Huis van Wesenbeke, Antwerpen 1842.
Herrmann de schaliedekker, eene antwerpsche legende. Vlaemsch België, 1844.
La langue flamande. Een Antwoord aen de Revue nationale. Taelverbond 1. jaergang. 1. deel.
Doctor Van Droomenveldt, novelle. Taelverbond 1. jaerg. 1. deel.
De Schildburgers. (Naer het hoogduitsch door Josef Colveniers.) Antwerpen 1845.
Lord Strafford. (Naer het Fransch door Felix Bogaerts.) Antwerpen 1845.
Het Lot, eene schets van vlaemsche dorpzeden. Taelverbond 1846. Antwerpen 1846.
Eene bruiloft in de XVI. eeuw. Antwerpsche legende. Taelverbond 1847.
Tooververhalen. (Naer het Fransch van Perrault door Josef Colveniers) Antwerpen 1847.
Gedichten. Antwerpen 1848.

Delcroix (Désiré), geboren den 12. September 1823 zu Deynze in Ostvlandern. Er genoß seinen Unterricht in einer Erziehungsanstalt seiner Vaterstadt. Das „niederdeutsche Jahrbüchlein" erweckte in ihm zuerst die Liebe zur vlämi=

schen Literatur. Er stiftete eine vlämisch-literarische Gesellschaft, noch bevor er mit achtzehn Jahren nach Gent ging, wo er bei der Accise angestellt wurde. Er fand keine Beförderung, und ging deshalb zehn Jahre später nach Brüssel, wo er Professor in einer Erziehungsanstalt wurde und ein Jahr darauf selbst eine Schule gründete.

Wie er in Gent Mitglied der Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk" gewesen war, so trat er in Brüssel in die „Niederdeutsche literarische Genossenschaft" und wurde Mitglied des „Vlämischen Mittencomités," und erster Sekretair des „Morgensterns." Das „Vlämische Comité" ernannte ihn zum correspondirenden Mitgliede.

Delcroix gehört unter die idyllisch-elegischen Schriftsteller; man sieht, daß Conscience Einfluß auf ihn gehabt hat. Der erste von ihm gedruckte Roman „Geld oder Liebe" wurde sogleich von Friedrich Sturm in's Deutsche, von Ed. Olivier in's Französische übersetzt. Einen anderen „Ludwig" finde ich 1852 mit dem Beifügen angekündigt, daß er zu Deynze eine ehrenvolle Nennung erhalten habe; er ist jedoch nicht erschienen. Aus „Morgen, Mittag und Abend," einem Roman, der zuerst im Feuilleton des „Klauwaerts" erschien, theile ich eine Scene mit, welche Delcroix's großes Talent für Malerei bekundet. Es ist eine Schilderung aus seiner Vaterstadt.

Es war Jahrmarkt in Deynze. Schon am frühen Morgen war der große Markt mit hunderten von Buden bedeckt. Die fremden Kaufleute hatten bereits ihre Waaren ausgepackt und warteten auf Käufer, und bald sandten die naheliegenden Städte und Dörfer unzählige Schaaren Volks zu dem Augustfest, welches so genannt wird, weil es auf den Mittwoch nach Mitte August fällt.

Die fünf großen Steinwege,*) die zu Deynze zusammenlaufen, waren mit Frachtwagen, Bauernkarren, leichteren Fuhrwerken, Hornvieh und jauchzenden Landleuten angefüllt, denn zu jener Zeit war in Vlandern das Elend noch nicht so groß, wie heut zu Tage, und mancher Pachter kam mit seinem ganzen Hause auf den Markt, nicht nur um seinen Ueberfluß zu verkaufen, sondern auch um sich mit den Seinen ein Vergnügen zu machen und ein gutes Theil von dem empfangenen Gelde an Gegenstände des Nutzens oder des Luxus zu wenden. Die jungen Leute aus der Nachbarschaft kamen besonders in Haufen herbeigeströmt, denn dieser Jahrmarkt war einer der berühmtesten in Vlandern.

Man konnte da für wenig Geld allerlei schöne und seltene Dinge sehen.

Nahe bei der Kirche hatte ein Thierbändiger sein Zelt aufgeschlagen; für das Spottgeld von zehn Centen konnte man einen altersschwachen, fast zahnlosen Löwen, ein Paar Bären, einen Wolf, einen grünen Esel und die ausgestopfte Haut einer Boa Constrictor bewundern.

In einer andern Baracke zeigte man ebenso wohlfeil ein Kalb mit zwei Köpfen und fünf Füßen, ein Kind ohne Arme, eine Frau mit drei Augen und den berühmten homme squelette, welcher, geradeweges aus Paris angekommen, hier zu Lande noch nie zu sehen gewesen war.

Dieser Mann war dermaßen mager, daß man, laut der Ankündigung, durch seine Haut die kleinsten Knochen zählen und im Dunklen durch seinen Körper ein Licht brennen sehen

*) Landstraßen, welche in Belgien alle gepflastert sind.

konnte. Als Gegensatz sah man ein funfzehnjähriges Mädchen, stärker und stämmiger als der stärkste Mann unter den achtbaren Zuschauern. Dasselbe wog achtzig Kilogramme und das Gemälde über dem Eingang, welches das Kind vorstellte und sein Alter angab, trug neben dem Facit des Sudlers eine Jahreszahl, die da bewies, daß für dieses wunderbare Geschöpf die Zeit zwanzig Jahre lang ihren Lauf unterbrochen hatte.

Ferner konnte man für fünf Centen die „incomparable Napolitaine" sehen, welche die geehrten Zuschauer auf das Rappier, den Säbel und den Stock herausforderte.

Diese „incomparable Napolitaine" war ein altes, mageres, häßliches Weib in alten Kanonierbeinkleidern und einer Art verrostetem Panzerhemd. Zerdrückte und entfärbte Hahnenfedern krönten den kupfernen Helm, der ihr Haupt bedeckte. Welche Mühe ihre Begleiter sich auch geben mochten, um irgend Jemand zu einem Zweikampfe zu verlocken, die Herren Zuschauer blieben taub für die Stimme der neapolitanischen Bellona, und kein Einziger bezeigte Lust, die Herausforderung anzunehmen.

Kaum war die Ankündigung dieses Schauspiels vorbei, so erschienen auf dem Gerüste der nächsten Baracke an zehn Musikanten, ein Hanswurst, ein Herkules, ein Taschenspieler, nebst dem Herrn Direktor und den Damen der Truppe, sämmtlich in Kostümen, welche zehn Jahr früher noch recht frisch gewesen sein mochten.

Nach einem ohrenzerreißenden Vorspiel, ersuchte der Herr Direktor die geehrten Zuschauer, weder ihn noch seine Künstler mit den Landläufern zu verwechseln, welche, um einiges

Geld zu verdienen, viel versprächen und wenig sehen ließen. Es war lediglich ein Zufall, daß die Stadt Deynze die Ehre seiner Gegenwart genoß. Er kam geraden Weges aus Amerika, wo er vor dem König dieses Landes eine außerordentliche Vorstellung gegeben hatte, welche ihm so reichlich bezahlt worden war, daß er seine übrigen Tage hindurch auf seinen Lorbeeren ausruhen konnte.

Als hierauf ein pfiffiger Bauer gegen seinen Nachbar die Bemerkung machte: wenn man so reich wäre, brauchte man doch arme Landleute nicht noch bezahlen zu lassen, antwortete der Herr Direktor: der geringe Eintrittspreis werde einzig und allein gefordert, um den Unglücksfällen vorzubeugen, welche bei freiem Eintritt durch den allzuheftigen Zudrang entstehen würden. Er fügte hinzu, daß er mit seinen Künstlern, welche nur noch der Ehre wegen arbeiteten, bereits morgen die Stadt verlassen würde, um nach London überzufahren, wohin er durch den König von England behufs einiger Vorstellungen während der Londoner Septemberfeste berufen worden sei.

Die gaffende Menge, bereits halb durch die Wohlredenheit des Herrn Direktors verführt, hatte nicht Augen genug, um das prächtige Gemälde zu bewundern, welches die ganze obere Breite der Baracke einnahm. Es waren auf ihm die verschiedenen Kunststücke zu sehen, welche die Truppe vor dem König von Amerika ausgeführt hatte. Dieser saß als Coeurkönig mit Scepter und Erdball auf einem goldenen Throne, und wurde durch eine Leibwache von Piquebuben umgeben. Und unter dem Schmettern eines rasenden Kriegsmarsches

zog eine zahlreiche Menge die Treppe hinauf in die Baracke hinein, und die Vorstellung begann.

Noch andere Zelte waren aufgeschlagen, in denen es ebenfalls für einen geringen Preis noch viele andere schöne Dinge, als Wachsfiguren, welche die Augen verdrehten wie lebendige Menschen, wilde Männer mit Flachshaaren, Neger und gelehrte Hunde zu bewundern gab, und konnte der Neugierige seine Schaulust befriedigen, so fand der Gefräßige nicht minder Gelegenheit, seinem Magen Genüge zu thun.

Verschiedene Pfefferküchler boten, über die Seitenbretter ihrer blauangestrichenen Wagen gelehnt, mit heisergeschrieener Stimme ihre Waaren für zehn Centen, für fünf Centen, ja, für Nichts an. Wehe dem Einfaltspinsel, welcher dieses letzte Anerbieten ernsthaft nahm und seine Hände nach dem für Nichts Gebotenen ausstreckte, er bekam unfehlbar unter dem spottenden Gelächter der Umstehenden den dicken Pflasterstein in's Gesicht.

Noch weiter konnte man für fünf Centen eine Gabel in einen Kessel mit siedendem Fleisch stecken. Holte man Nichts heraus, so kriegte man als Entschädigung eine dicke Butterschnitte mit etwas Kaldaunen.

Fünf oder sechs Bänkelsänger, durch gaffende Bauern und Bäuerinnen umringt, erklärten zuerst in ziemlich guter Prosa, und sangen dann in gräulich schlechten Versen die verschiedenen Begebenheiten ab, welche auf ihren Bildern dargestellt waren. Soldaten, Küchenmägde, Diebe und Mörder waren zu jener Zeit und sind noch jetzt die vornehmsten Helden und Heldinnen dieser Volksdichtungen, welche gewöhnlich

mit einer Liebeserklärung beginnen, um mit dem Schaffot und dem Henker zu endigen.

An der andern Seite ragte auch ein Gemälde in die Höhe. Es stellte das Leben des heiligen Hubert dar. Auch sah man Menschen, die von tollen Hunden gebissen wurden. Der Sänger, als Pilger gekleidet, mit der Kürbisflasche in der Hand und Muscheln auf dem Kragen, verkaufte geweihte Ringe, Ohrringe, Kreuzchen u. s. w. Mit seinem langen Bart und seinem gemessenen Wesen sah er äußerst ehrwürdig und stattlich aus. Man konnte in seinen Augen die Gottesfürchtigkeit lesen, und am Abend störte er die ganze Nachbarschaft, indem er in trunkener Wuth seine gleichfalls besoffene Frau fluchend und wetternd aus dem Hause warf.

Die ganze Seite des Marktes, wo diese Herrlichkeiten zu sehen waren, gehörte um so zu sagen von Rechtswegen den jungen Leuten. Die älteren, ruhigeren Menschen machten auf dem eigentlichen Markte ihre Geschäfte ab. Die Mütter hielten sich am meisten bei den Buden auf, wo man Strohhüte, Holzwaaren, kupfernes und eisernes Küchengeschirr, Leinwand, Baumwollenzeug, Tuche und andere Dinge für den täglichen Gebrauch feilbot. Die alten Pachter waren nur auf dem Vieh- und auf dem Getreidemarkt in ihrem Elemente. Da wurde geflüstert, eingeschlagen, Wachholder getrunken, durch Zeichen telegraphirt und eine Art Diebessprache geredet, die von Niemand anders als von erfahrenen Viehkäufern und Verkäufern verstanden werden konnte. Die kleinen Jungen endlich hielten am meisten von dem Theil des Marktes, wo Leckereien verkauft wurden und wo man beständig rufen hörte:

Zwei frische Birnen vor 'nen Cent!
Gut und gesund,
Sie schmelzen im Mund,
Nehmt die Frucht,
Nehmt und versucht!

O dieses Augustfest mit seinen Zuckerstangen, seinem Pfefferkuchen, seinen hölzernen und blechernen Trompeten, seinen Hanswürsten, und vor Allem mit seinem Gewühl und Geschrei, seinem Gejauchze und Gejubel, und seiner abscheulichen Musik gehört zu den holdesten Erinnerungen unserer Kindheit. Und wenn der liebe Leser vernehmen wird, daß wir an diesen denkwürdigen Tagen von Mutter fünf Centen Spielgeld bekamen, da sind wir gewiß, daß er uns diese Abschweifung vergeben wird.

Geld of liefde, zedenroman. Herausgegeben zum Vortheile des Vlämischen Mittelcomités. Brussel 1855.
Morgen, middag en avond. zedenroman. Gent 1857.

De Marteau (Willem Philipp Ferdinand), geboren zu Antwerpen den 24. April 1829, Sohn von Philipp Frans und Therese Maria Blereau, Schwester des Schriftstellers, machte auf dem Athenäum in Antwerpen gute Studien in den alten und neueren Sprachen, Studien, zu welchen sein ungemeines Gedächtniß ihm sehr behilflich war. 1847 gründete er mit Génard, Spinnael u. A. die Gesellschaft „Van Maerlant", die sich nur wenige Jahre erhielt. 1848 trat er in die „Vondelsgesellschaft," eine dramatische Gesellschaft, für die er mehrere noch ungedruckte Stücke schrieb. Er ist am ersten

Büreau des Stadthauses von Antwerpen angestellt und gab bis jetzt nur einen Band Gedichte heraus, der den Titel „Wehmuth" führt. Aus ihm nahm ich:

Die Schätze der Armen.

Kinder, solltet ihr im Sommer
Durch die grünen Felder geh'n,
Werdet ihr die wilde Rose
Und die Iris blühen seh'n.
Laßt die Ros' den Dornstrauch zieren,
Mit dem Ried die Iris weh'n —
Seht, es sind der Armen Blumen,
Liebe Kinder, laßt sie steh'n.

Ihr habt roth' und goldne Tulpen,
Rosen prächtig purpurheiß,
Und die Lilie, die so herrlich
Prangt in makellosem Weiß.
Diese pflückt, die Gartenblumen,
Aber die im Feld zu seh'n,
Ach, der Armen Blumen sind es,
Liebe Kinder, laßt sie steh'n!

Wenn ihr an dem Rand des Waldes
Schleh' und Brombeer' seht von fern,
Und sie reif und saftig scheinen,
Pflücktet Ihr die Früchte gern.
Kinder, unsrer Aller Vater
Ladet dort die Armen ein,
Ihren Durst umsonst zu löschen —
Laßt der Armen Früchte sein.

Also, Jüngling, kommt ein Mädchen
Arm und schön entgegen Dir,

Lass' dann ihren einz'gen Reichthum,
Lass' dann ihre Tugend ihr.
Ohne dieses Gut da finge
Recht erst ihre Armuth an,
Tugend ist der Schatz der Armen,
Taste diesen Schatz nicht an.

Weemoed, Gedichten. Antwerpen 1853.

De Saint-Genois (Jules Ludger Dominique Ghislain, Baron), geboren den 22. März 1813 zu Lennick-St.-Quentin in Brabant, Ritter des Leopoldordens, von 1836 bis 1843 Provincialarchivist von Ostvlandern, seit 1843 Professor und Bibliothekar an der Universität zu Gent, seit 1848 Gemeinderath der Stadt Gent, bis zum 31. December 1857 Schöffe derselben Stadt, seit dem 7. Mai 1838 Correspondent, seit dem 10. Januar 1846 Mitglied der Königlichen Akademie von Belgien. Aus der akademischen Bibliographie sind diese Notizen genommen; man sieht es ihnen an. Doch passen sie deshalb vielleicht um so besser für einen Akademiker, der eigentlich nur Aemter und Jahreszahlen der Erwähnung werth achten darf. Persönlich ist der Baron de St. Genois zum Glück kein trockner Akademiker, sondern ein freundlicher Weltmann, dessen unerschöpfliche Gefälligkeit allgemein gerühmt und dessen Charakter selbst von seinen politischen Gegnern anerkannt wird. „Wenn alle Katholischen so wären!“ hörte ich mehrmals von Liberalen äußern. Als Schriftsteller kann er vollständig nur gewürdigt werden, wenn man auch seine französischen Arbeiten beurtheilen darf. Vlämisch schreibt er wie ein belletristischer Geschichtsforscher, klar und blühend zu-

gleich. Ich würde Anfängern im Vlämischen seine „Geschichtlichen Erzählungen“ empfehlen, sie lesen sich so leicht und fesseln zugleich so angenehm. Die kleine Erzählung, welche folgen wird, hat der Baron selbst mir aus der „Eintracht 1848“ abschreiben lassen, eine Güte, durch welche er mir jede Mühe des Suchens und Wählens ersparte. Hätte ich mir für dieses Buch nicht alles Wissenschaftliche untersagt, so würde ich Einiges aus seiner Vertheidigung von Artevelde gegen den Baron von Gerlache mitgetheilt haben, welche beim Vorlesen in der Akademie den 7. Februar 1856 den lebhaftesten Eindruck hervorbrachte.

Arm, Blind und Alt.

Eine Erzählung aus meiner Jugend.

Was wir hier zu erzählen haben, trug sich zu, als wir, mein einziger Bruder und ich, noch zwei einfältige Kinder waren, die Nichts vom Unglück auf Erden wußten. Unseren Gedanken nach hatte Jedermann so gut wie wir zur gehörigen Zeit wohlschmeckende Nahrung, nette Kleidung und ein weiches Bett. Wir kannten keinen andern Kummer, als den, welcher uns durch eine oder die andere wohlverdiente Kinderstrafe verursacht wurde, und die Welt war für uns nichts Anderes, als eine liebliche, lachende Gegend, in welcher man Nichts zu thun hatte, als spielen, tanzen, springen, Blumen pflücken und Kränze binden, durch Berg und Thal laufen, Vogelnester suchen und Mittags oder Abends, wenn man todtmüde zurückkam, auf Vaters Segen und Mutters zahllose Küsse rechnen.

Ach, warum fliehen sie so schnell, die schönen, köstlichen Tage der Kindheit! Warum vergehen sie noch geschwinder, als die reine weiße Baumblüte im Mai?

Vor der Thür des alten und unregelmäßig gebauten Landhauses, welches wir mit unsern Eltern zu M. in der Nähe von Brüssel bewohnten, war ein geräumiger Obstgarten, wo wir im Sommer mit den Bauerkindern aus der Nachbarschaft spielen durften. Für sie war es die größte Ehre, an den Belustigungen der Kinder von „Meinherr vom Kastell" Theil nehmen zu dürfen. Auch blieben wohl manchmal die Vorübergehenden stehen, um uns zuzuschauen, und dann thaten wir mit Ball und Reifen unser Bestes — ihr Beifall schmeichelte uns um Vieles mehr als das Lob des Lehrers, wenn er im Lesen und im Schreiben mit uns zufrieden war.

Am Montag kamen regelmäßig die Armen aus dem Dorfe und aus den benachbarten Kirchspielen an der Thür um ein Stück Brod bitten. Unter ihnen befand sich ein blinder Greis, der, durch ein Hündchen geleitet, sich überall mit großer Sicherheit zurechtfand. Wenn er uns im Garten hörte, kam er mit seinem treuen Gefährten jedes Mal herbei, um uns zum Spiel zu ermuntern und uns etwas Obst oder sonst etwas Gutes abzubetteln. Aber gewöhnlich lachten wir ihn aus, weil er so gar alt, krumm und runzlich war. Dann ging er schweigend fort und schüttelte traurig das Haupt, ohne daß wir auch nur das mindeste Mitleiden mit ihm empfunden hätten.

Einst jedoch blieb er, ohne sich durch unsere kindischen Beleidigungen stören zu lassen.

„Liebe Jungen," bat er, „ich bin so durstig! gebt mir etwas Obst, wenn es Euch beliebt; Gott wird es Euch lohnen."

„Nein, Peken,“*) antworteten wir, „nein, unsere Kirschen sind nicht für Euch,“ und damit warfen wir ihm die Steine an den Kopf.

„Aber, Kinderchen lieb, Ihr könnt so viel haben, wie Ihr wollt — gebt mir doch welche davon.“

„Weg, weg, häßlich Peken; lauft mit Euerm schmutzigen Hunde nicht so in unser Spiel herein, Ihr macht, daß unsere Reifen umfallen!“ Und in meiner ungeduldigen Heftigkeit gab ich dem Bettler einen Stoß, daß er beinah umfiel. Der Greis ergriff mit Kraft meinen Arm und fragte zornig: „was thut Ihr, Kind? Wer den Armen verstößt, ruft die Rache des Himmels auf sich herab, hat man Euch das nicht gelehrt?“

Der Greis sprach diese Worte so drohend, es klang aus ihnen eine solche Entrüstung, daß ich erbleicht und sprachlos vor dem Alten stehen blieb. Auch mein Bruder und die andern Kinder schwiegen; Keines von uns hatte noch Lust zu lachen und zu spotten. Wäre ein Maler dagewesen, er hätte ein erschütterndes Bild vor sich gehabt.

Plötzlich brach ich in Thränen aus und rief mit gefalteten Händen: „Gnade, Peken! ich will es nicht mehr thun.“

„Das ist gut, das ist gut,“ antwortete der Greis sanfter, „ich sehe, daß Ihr schon bereut, was Ihr gethan habt, und ich vergeb' es Euch gerne. Aber ehe ich weitergehe, will ich Euch eine Lehre geben, die Euch künftig sicherlich mitleidiger gegen das Unglück machen wird. Wenn ich heute arm, blind und alt bin, Kinder, so ist es eine Strafe Gottes; möge meine Geschichte Euch als Warnung dienen.“

---

*) Peken und Meken, Väterchen und Mütterchen.

„Ja, Peken, erzählt uns, wie Euch das Unglück getroffen hat.“

Der Bettler setzte sich auf den Rand des Grabens und nahm seinen Hund auf den Schooß. Wir Kinder, eines auf des andern Schulter gelehnt, standen in einem Halbkreis um ihn her, und er fing an:

„Ich bin aus Brüssel gebürtig, wo meine Eltern, wohlhabende Bürger, den Tuchhandel betrieben. Dem gewöhnlichen Sinne der Welt nach gaben sie mir eine gute Erziehung, doch aus blinder Liebe für mich, den einzigen Sohn, sahen sie mir alle meine kindischen Fehler nach und versäumten besonders die Pflege einer der edelsten menschlichen Eigenschaften: Mitleid mit unsern Nebenmenschen.

„Alles, was ich bedurfte, hatte ich in Ueberfluß, es fehlte mir an Nichts, um meinen Wünschen, selbst meinen Launen Genüge zu thun, ohne daß irgend Jemand sich dagegen zu setzen wagte. Aber obgleich nicht von bösartiger Gemüthsart, so hatte ich doch Alles nur für mich, nicht das Geringste für die Armuth. Ich verachtete sie. Ein Greis, arm wie jetzt ich bin, hatte schon mehrmals an unsrer Thür um Unterstützung gebeten, indem er mir die unwiderleglichsten Beweise gab, daß er wirklich in der höchsten Noth sei, und mir zugleich versicherte, daß er noch nie gebettelt habe. Ich weigerte mich nicht nur, ihm zu helfen, ich verbot ihm sogar, je wieder den Fuß über unsere Schwelle zu setzen.

„Umsonst — am folgenden Tage kam er noch ein Mal und ging mich noch dringender an. Ich gerieth in Zorn, sprang auf den Alten zu und vergaß mich so weit, daß ich ihm mit meinem Stock mehrere Schläge auf den Arm bei-

brachte und den Unglücklichen aus dem Hause warf. Da drehte er sich um, maß mich mit glühenden Augen und rief mir zu: „möget Ihr einst arm, blind und alt sein!"

„In dem Augenblick selbst achtete ich darauf wenig; später, als mein Zorn abgekühlt war, klang mir die furchtbare Verwünschung wohl etwas in den Ohren, aber wenige Tage nachher hatte ich dieselbe inmitten meiner Freunde wieder gänzlich vergessen. Da brach in demselben Jahre die Revolution von Heintje Van der Noot*) aus. Meine Eltern waren wegen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich bekannt, unsere Wohnung wurde ausgeplündert und in Brand gesteckt. Mein Vater wurde bei der Vertheidigung seiner Habe durch einen Gassenjungen mit einem Blasrohr getödtet. Meine Mutter war durch ein Hinterpförtchen geflüchtet und von menschenfreundlichen Nachbarn aufgenommen worden, aber ach, die entsetzlichen Vorgänge hatten sie dermaßen erschüttert, daß sie wenige Tage darauf an einem hitzigen Fieber starb.

„Unser Reichthum hatte, wie bei vielen Kaufleuten, in den Tuchvorräthen bestanden, welche unsere Magazine gefüllt hatten. Durch die Verwüstung dieser letzteren war ich nun auf ein Mal meines ganzen Vermögens beraubt. Was blieb mir nun, um zu leben? Ich war ziemlich gut unterrichtet, aber meine Kenntnisse konnten mir für den Augenblick wenig helfen, und dann hatte ich gegen Alles, was Fleiß und anhaltende Aufmerksamkeit erheischte, immer den größten Widerwillen gehabt. Nie hatte ich etwas um eines nützlichen Zweckes willen gethan, immer nur zu meinem Vergnügen gelebt.

---

*) Bekannter unter dem Namen „Révolution brabançonne."

Meine unüberlegten Eltern hatten mich erzogen, als sollte ich einst steinreich sein, als gäbe es in der Welt niemals Unglücksfälle, welche ein dem Schein nach festgegründetes Vermögen völlig vernichten können. So lange unser Haus stand, meinte ich, daß ich lediglich auf die Welt gekommen sei, um zu verzehren, was Vater und Mutter gesammelt hatten. Dennoch hatte ich in dem Augenblick meines Unglücks mehr Muth, als ich geglaubt hätte. Ich beschloß, meinen Oheim aufzusuchen, der in Mecheln wohnte und dort eine Hutfabrik errichtet hatte; ich hoffte, er würde mich als Schreiber oder Commis brauchen können.

Der Mann war in guten Umständen, doch er hatte zehn Kinder zu versorgen. Trotzdem und trotz meines Rufes als Müßiggänger nahm er mich liebreich auf und bezeigte mir warme Theilnahme. „Junge," sagte er, „ich habe für den Augenblick gerade keinen Commis nöthig, weil meine zwei Söhne mir Alles nach Wunsch besorgen, aber ich will meines guten Bruders Sohn darum doch nicht ohne Hülfe lassen; seid Ihr mit Wenigem zufrieden, so könnt Ihr bei mir wohnen, und ich werde Euch Nahrung und Kleidung geben und hundert brabantsche Gulden noch dazu, ohne daß Ihr etwas Anderes zu thun haben sollt, als recht sorgfältig mein großes Buch führen zu helfen, sobald mein Sohn Jan Euch gezeigt haben wird, wie Ihr das machen müßt. Außerdem geht man hier nicht aus, es sei denn des Sonntags, denn in unserm Hause ist man gewohnt, Tag für Tag von Morgens um acht Uhr bis Abends um neun Uhr zu arbeiten. Steht Euch das an? Ja oder Nein?"

Obwohl nun diese letzte Bedingung sehr hart war, so

nahm ich doch den mir gebotenen Platz in der Hoffnung an, bald einen bessern zu bekommen.

„Aber, wie das Sprüchwort sagt, aus einem schlechten Stock könnt Ihr keinen guten Baum machen. Ich war noch keinen Monat in meines Oheims Hause, und er hatte mich schon mehr als zehn Mal wegen meiner Trägheit, meiner Nachlässigkeit und meiner Vergnügungssucht schelten müssen.

Der Oheim war ein strenger Hausvater. Er wurde meines Betragens bald müde, und sagte mir nach einem halben Jahre ernst und bestimmt: „Neffe, Ihr könnt nicht mehr bei mir bleiben, Euer Beispiel übt einen schlechten Einfluß auf meine Kinder aus, ich sag' Euch auf. Aber da Ihr nicht die Mittel habt, um Das oder Jenes anzufangen, so nehmt hier außerdem, was Ihr verdient habt, noch eine Summe von dreihundert Gulden, und sucht wo Ihr könnt ein Unterkommen — ich kann Nichts mehr für Euch thun. Wenn Ihr Euch schicken lernt, wie es sich für einen Menschen von Euern Jahren paßt, so könnt Ihr mit diesem Gelde durch die Welt kommen; ich habe mit weniger angefangen. Ihr habt viele Fehler, Eure Erziehung ist die allerschlechteste gewesen, seht zu, daß Ihr Euch bessert, sonst werdet Ihr noch ein Bettler. Fahrt wohl, Neffe; Ihr habt Geld und gute Lehren bekommen, macht von Beidem einen guten Gebrauch; wo nicht, kommt mir nicht mehr über die Schwelle."

„Ich besserte mich nicht; ich dachte, für meine dreihundert Gulden könnte ich alle meine Gelüste befriedigen; bald waren sie ausgegeben, und ich wußte nicht, aus welchem Holze Pfeile machen.

Aus Mitleiden wurde ich noch in einem anderen Hand-

lungshaus aufgenommen, und zwar als Reisender, aber nach wenigen Monaten war ich schon wieder auf der Straße, und dieses Mal ohne dreihundert Gulden.

„Um es kurz zu machen, ich war während der Zeit von zehn Jahren Soldat, Matrose und Knecht gewesen, und überall schmählich weggejagt worden. Da gingen mir endlich die Augen auf, ich empfand bittere Reue über mein bisheriges Betragen und nahm mir fest vor, mich so viel wie möglich zu bessern.

„Durch diesen Entschluß mit neuem Muth beseelt, bekam ich nach vielem Laufen und Fragen den Posten des dritten Commis bei einem Notar zu Löwen. Nun meinte ich ein neues Leben begonnen zu haben. Zum ersten Male seit langer Zeit fühlte ich mich mit mir selbst zufrieden. Ich hoffte nun den rechten Pfad eingeschlagen zu haben, aber der Himmel war noch nicht mit mir versöhnt. Ein furchtbares Unglück hing über meinem Haupte. Ich war zwei Jahr bei dem Notar, als ich krank wurde. Der Arzt erklärte, ich würde die Pocken bekommen. Man brachte mich nach dem Hospital, wo ich lange Zeit in Todesgefahr schwebte. Dennoch genas ich, aber wie theuer mußte ich meine Genesung bezahlen! Ich hatte das Gesicht verloren; ich war blind. Blind — o Kinder, begreift Ihr wohl dieses Wort so recht deutlich? Blind und arm! Die Verwünschung des Greises von Brüssel war größtentheils schon in Erfüllung gegangen.

„Es währte mehr als sechs Monate, bevor ich ohne Gefahr ausgehen konnte. Mein erster Besuch war bei dem Notar. Er empfing mich freundlich, beklagte meinen elenden Zustand und gab mir eine milde Unterstützung, doch fügte er

hinzu, daß er fernerhin Nichts mehr für mich thun könne, und gab mir zu verstehen, ich möchte sein Haus nicht wieder aufsuchen.

„Diese Warnung, so hart, wenn sie gleich in einem milden Tone ausgesprochen wurde, machte mein Herz vor Traurigkeit überfließen. Und doch fühlte ich, daß ich kein Recht hätte, mehr von ihm zu verlangen.

„Mit dem Wenigen, was ich besaß, verließ ich nun die Stadt und begab mich nach Mecheln, um noch ein Mal meinen Oheim aufzusuchen. Er war seit drei Jahren todt, seine Kinder hatten sich zerstreut. Meine geringen Mittel waren erschöpft, ich gerieth in wirkliche Armuth, ich ward, was Ihr seht, der Bettler, welcher, den Stock in der Hand, von seinem Hund geführt, von Haus zu Haus sein Brod sucht. Mocht' es Ermattung, mocht' es sittliche Erniedigrung sein, ich wurd' es bald gewöhnt. Es ist nun ungefähr dreißig Jahr, daß ich mich so durch die Welt bettle. Ich klage nicht mehr über mein Loos, es ist zu spät, um ein besseres zu hoffen. Fast Jedermann hat Mitleiden mit meinen weißen Haaren und mit meiner Blindheit, mehr als ich einst mit dem Alten von Brüssel hatte; so kann ich denn noch zufrieden sein in meinem Elend. Ihr seht diesen Hund; zwei sind mir bereits an Alter daraufgegangen, aber dieser ist jung, wahrscheinlich wird er mich überleben und das einzige Wesen auf Erden sein, welches mich vielleicht betrauert.

„Arm, blind und alt, die Worte verfolgen und quälen mich den Tag hindurch. Mögen sie Euch nie zugerufen werden, Kinder, mögt Ihr immer gut gegen die Armen sein, damit nicht die Strafe des Herrn auf Eure Häupter

falle. Ihr alle seid jung und unschuldig, seid mild gegen die, welche leiden und weinen, gebt den Bedürftigen und vergeßt nie die Geschichte des Peken, welcher hier vor Euch steht."

Hiermit verließ der Alte den Garten. Wir Alle starrten ihm stumm nach; Furcht, Traurigkeit und Mitleiden bedrängten uns das Herz. Erst als der Bettler hinter dem grünen Zaun des Gartens verschwunden war, wagten wir uns wieder zu bewegen, aber keines von uns hatte noch Lust zu spielen, wir waren durch die Geschichte des Alten zu tief ergriffen worden. Wir gingen nach Haus, erzählten den Vorfall unsern Eltern und nahmen uns fest vor, nie mehr einen Armen mit Verachtung von uns zu weisen.

Het Ritterschloss te Laxenburg te Wenen. 1842.
Anna, historisch tafereel uit de vlaemsche geschiedenis tydens Maria van Bourgonje (1477). Gent 1844.
Iets over het nut dat men uit de studie der eigennamen voor de letterkunde en geschiedenis kan trekken. Taelverbond 1846.
De zoon van den Leeuw. Taelverbond 1847.
De grootboekhouder. Eene gentsche vertelling. Gent 1831.
Historische Verhalen. Gent 1854.
Levensbericht van Goswinus Josephus Augustus Baron de Stassart. Gent 1855.
Een woord aen den heer Baron de Gerlache over zyne historische schets van Jakob van Artevelde. Leesmuseum. 1856.

De Vos (Frans),*) geboren den 4. Oktober 1792 zu Caprycken, in Ostvlandern. Seine Eltern waren nicht ver-

*) Starb in der Nacht vom 21. zum 22. April 1859 zu Ypern.

mögend genug, um ihm die gehörige Erziehung zu geben, doch thaten sie was sie konnten, und er benutzte den Unterricht, welchen er empfing, so eifrig, daß er bereits mit zwölf Jahren Unterlehrer im französischen Pensionat seines Geburtsortes war. Vom 15. bis zum 22. Jahr verfolgte er die Laufbahn des Notariats, und machte 1818 sein Examen als Candidat. Dann ging er in das Finanz- und Steuerwesen über. Durch einen königlichen Erlaß wurde ihm 1835 dem Gutachten der juristischen Facultät an der Universität von Gent gemäß die Erlaubniß ertheilt, die Examina als Candidat und Doktor der Rechte zu machen, ohne des Diploms als Candidat der Philosophie zu bedürfen. Er hatte sich alle nöthigen Kenntnisse nach der Methode Jacotot selbst erworben, und wurde später ein eifriger Verbreiter derselben und ein Freund des Erfinders. Mit besonderm Eifer trieb er Sprachen und Literatur. Eine Zeit lang war er geschworener Uebersetzer beim Civilgericht in Eecloo, auch an mehrere andere Orte führte ihn seine Bestimmung. Als ich ihn und seine liebenswürdige Frau kennen lernte, war er Agent des Schatzes in Ypern.

De Vos ist Mitglied der Societé d'enseignement universel et d'émancipation intellectuelle in Paris, der Gesellschaft für nationale Literatur „Eintracht" zu Ninove, der Königlichen Gesellschaften für Sprache und Literatur „Concordia" zu Brüssel und „Regat prudentia vires" zu Gent, der Königlichen Gesellschaft für Sprache und Poesie zu Antwerpen, der Gesellschaften für Rhetorika zu Ninove und Kortryk, der Gesellschaft „Zum allgemeinen Nutzen" im Departement von Brüssel, und endlich der Gesellschaften „der Fortschritt" und „die Sprache ist ganz das Volk" in Gent. Preise empfing er 1818 von der Gesellschaft für Rhetorika zu Gent für die Uebersetzung von der Rede des Baron von Keverberg von Kassel „Ueber die schönen Künste", 1821 von der Königlichen Gesellschaft für Literatur und Rhetorika zu Kortryk für eine Dichtung „Das Vermögen des Eifers," und 1825

von der Königlichen Gesellschaft für Sprache und Literatur zu Brüssel ebenfalls für eine Dichtung: „Die Menschenliebe.“ Das Stück, welches ich mittheile, erschien zuerst im dritten Bande des „Sprachverbands.“ Bei der Aufführung in Gent gefiel es nicht, was sich leicht erklären läßt.

Ein Lustspiel von Ariosto.

Personen.

Nicolo Ariosto.
Luigi Ariosto, sein Sohn.
Matilda, seine Tochter.
Lambinetti, ein alter Rathsherr.
Agostino, ein junger Maler.
Ein Unbekannter.
Gerichtsdiener.

Der Schauplatz ist zu Reggio im Hause Nicolo's, die Zeit 1495.

Ein Saal. Eine Thür im Hintergrund, Seitenthüren. Tische, Sessel.

Erster Auftritt.

Matilda allein, einen Brief lesend.

„Fern von Euch, Matilda, wird mir das Leben zur Last, selbst die Kunst hat keinen Genuß mehr für mich, ich werfe meinen Pinsel fort und fliege in Eure Arme zurück. Wir wollen einander lieben und glücklich sein, der Ruhm komme später, wenn er will.“ (Sprechend) Lieben! Glücklich sein! Er hofft noch, — ich —. (Weiter lesend) „Ich bereite Alles zu meiner Abreise vor. Binnen acht Tagen seh' ich Euch wieder. Wie lang werden uns diese acht Tage noch werden!“

Armer Agostino — er weiß noch Nichts! Warum mußt' er auch so eilig fort? Wäre er geblieben — vielleicht — aber nein, er ist ja doch ein Mal arm, und mein Vater — was bin ich unglücklich!

Zweiter Auftritt

Matilda. Ariosto, später Nicolo.

Ariosto (noch ohne Matilda zu sehen).

Das verdammte Lustspiel! Das höllische Stück bringt mich noch um den Verstand. (Sieht die Schwester.) Ah, Matilda!

Matilda.

Luigi!

Ariosto.

Armes Mädchen — immer traurig? Und einen Brief? Wenn es nicht unbescheiden ist? —

Matilda.

Ein Geheimniß vor Euch? Les't.

Ariosto.

Von Agostino! (Nachdem er gelesen hat:) Und nicht ein einziges Wort für mich — der Undankbare!

Matilda.

Guter Luigi!

Ariosto.

Nun, ich verzeihe ihm. Verliebte haben einander immer so viel zu sagen —

Matilda.

Wir haben Euch gewiß Beide lieb.

Ariosto.

Und Ihr könnt Beide auf mich rechnen.

Matilda.

Dank, Luigi! wir brauchen Euern Beistand mehr als je.

(Nicolo erscheint links, bleibt stehen und horcht.)

Ariosto.

Ja, diese verwünschte Heirath! — Aber sie ist noch nicht vollzogen. Und sie darf auch nicht vollzogen werden. Lambinelli Euer Gemahl? Unmöglich! Wäre er bloß alt, aber es ist ein eingebildeter Dummkopf, ein geldstolzer Narr — Ihr wärt die unglücklichste Frau auf Gottes Erdboden — es ist unmöglich!

Matilda.

Wäre wirklich noch ein Strahl von Hoffnung — Ihr wißt es, ob ich Agostino liebe, ob ich ihn vergessen kann — und doch — soll ich meinem Vater ungehorsam sein, ihm sein Alter trüben, seinem Zorne widerstehen?

Ariosto.

Verzweifelt nicht — verlaßt Euch auf mich, ich werde ihn auf andere Gedanken bringen. In diesem Augenblicke noch gehe ich zu ihm, sage ihm, daß es ungereimt, willkührlich, ungerecht —

Nicolo (vortretend).

Sprecht denn, mein Sohn, hier bin ich.

Ariosto (bestürzt).

Mein Vate — rich dachte nicht —

Nicolo.

Vermessener! (Zu Matilda.) Und Ihr, die Ihr ihn an=

hört! Heißt das mir gehorchen? Genug; morgen wird das ein Ende nehmen.

Matilda.

Morgen!

Nicolo.

Seid Ihr die Gattin des Rathsherrn.

Ariosto.

Aber, lieber Vater, solch ein Gemahl —

Nicolo.

Laßt hören, Signor, was Ihr gegen ihn einzuwenden habt.

Ariosto.

Erstens sein Alter.

Nicolo.

Gelbschnabel! dreiundfunfzig Jahr ist ein anständiges und ehrwürdiges Alter.

Ariosto.

Vielleicht allzuehrwürdig. Und solche Ungleichheit! —

Nicolo.

Die bringt Hymen in's Geleise. (Zu Matilda scherzend) Nicht wahr?

Matilda.

Ach, lieber Vater, wenn Ihr wüßtet, wie schrecklich mir der Gedanke an diese Heirath fällt!

Nicolo (ihr liebkosend).

Närrchen, Lambinetti ist reich.

Ariosto.

Geld und Glück sind zweierlei Dinge.

Nicolo.

Die im Leben miteinandergehen.

Ariosto.

Aber nicht immer die Reise gemeinschaftlich vollenden.

Matilda.

Vater, macht mich nicht so mit einem Schlage unglücklich!

Ariosto.

Verdient denn die Bewerbung meines Freundes Agostino gar keine Beachtung?

Nicolo (spottend).

O ja, wenn nur nicht ein unübersteigliches Hinderniß da wäre.

Ariosto.

Und dieses Hinderniß?

Nicolo.

Bin ich. Ihr kennt meinen Willen und mein Wille allein ist Gesetz hier. Morgen, Matilda, ist Euer Trautag. (Zu Luigi.) Was Euch betrifft, so ist (auf einen Schreibtisch deutend) Euer Platz dort. Fahrt in Euern Arbeiten fort, wenn ich zurückkomme, werd' ich sie durchsehen. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Matilda, Luigi, dann Lambinetti.

Matilda.

Ihr hört es, daß der Vater unerbittlich ist!

Ariosto.

Ich höre, daß wir Sklaven sind, und ich frage mich, ob man diese Ketten nicht sprengen darf? Matilda —

Matilda (erschrocken).

Lambinetti! (Eilt ab.)

Ariosto (ihr lachend nachsehend).

Sie verschwindet wie das Wetterleuchten. Welche Liebe!

Lambinetti (ankommend).

Warum verschwindet das Fräulein so plötzlich?

Ariosto.

Weil sie zu schüchtern ist.

Lambinetti.

Sie ist in der That seit ein paar Tagen sehr schüchtern.

Ariosto.

Nicht schüchterner, als es natürlich ist.

Lambinetti.

So glaubt Ihr, daß keine andere Ursache —

Ariosto.

Welche andere Ursache könnte es sein? Daß Ihr sie langweilt? Ihr könnt es unmöglich glauben.

Lambinetti.

Eigentlich nicht. Mißfallen kann ich ihr nicht gerade —

Ariosto.

Ganz im Gegentheil. Ihr seid viel zu bescheiden mit Euerm edlen Anstand, Euerm glänzenden Auge, und besonders heute mit einer so frischen Farbe —

Lambinetti.

Meint Ihr wirklich? —

Ariosto.

Auf meine Ehre. Ihr verjüngt Euch augenscheinlich.

Ohne Schmeichelei, kein Mensch würde Euch sechzig Jahre geben.

Lambinetti.

Erst Funfzig, Signor Luigi.

Ariosto.

So, also ein halbes Jahrhundert. Ein schönes Alter für einen Rathsherrn, aber für einen Bräutigam ein wenig reif.

Lambinetti.

Spaß bei Seite — ich finde das Fräulein zu wenig zutraulich.

Ariosto.

Zutrauen kann man nur einflößen, nicht aufdringen.

Lambinetti.

Ich mache sowohl auf ihr Herz wie auf ihre Hand Anspruch.

Ariosto.

An Euern Ansprüchen zweifelt sie keineswegs.

Lambinetti.

Und ich schmeichle mir, sie mit Recht machen zu können. Meine Person, ohne von meinem Rang und meinem Vermögen zu reden —

Ariosto.

Oder umgekehrt — Euer Rang und Euer Vermögen, ohne von Eurer Person zu sprechen —

Lambinetti.

Vor kurzer Zeit war sie noch so freundlich.

Ariosto.

Ich will Euch ein Mittel angeben, um sie wieder freundlich zu machen.

Lambinetti.

Sprecht — ich will Alles thun was ich kann.

Ariosto.

Laßt sie in Ruhe, seht sie nicht mehr an.

Lambinetti (erhaben).

Signor Luigi, vergeßt Ihr, daß Eure Schwester meine Braut ist?

Ariosto.

Ich wollt', ich könnt es vergessen.

Lambinetti.

Ihr seid vielleicht gegen unsere Verbindung?

Ariosto.

Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen.

Lambinetti.

Wohl — dann wird man sich ohne Eure Einwilligung behelfen. Das Wort Eures Vaters genügt mir.

Ariosto.

Sein Wort ist hier vielleicht nicht das letzte.

Lambinetti.

Sein Wort ist das eines ehrlichen Mannes. Und dann hab' ich hier eine gewisse unterschriebene Verpflichtung —

Ariosto.

Das ist allerdings ein Mittel.

Lambinetti.

Ihr seid Dichter. Ich rechne auf Euch wegen des Hochzeitgedichtes.

Ariosto.

Gewiß. Bei dieser Gelegenheit gerade werde ich mein Bestes thun.

Lambinetti.

Verzeiht mir nur, daß ich Euch jetzt so lange von Euern dichterischen Beschäftigungen abgehalten habe.

Ariosto.

Im Gegentheile, ich habe Euch zu danken — Ihr habt mir eine vortreffliche Figur geliefert.

Lambinetti.

Euer Vater — wo find' ich ihn? Ich hätte mit ihm zu reden —

Ariosto.

Im Gerichtshof wird er sein, Messire Lambinetti.

Lambinetti.

Da sollte auch Euer Platz sein. Ein Amt, so ehrenvoll —

Ariosto.

Und so schmierig. Ganz recht! Fahrt wohl, hochedel gestrenger Rathsherr.

(Setzt sich lachend an seinen Tisch. Lambinetti wüthend ab.)

Fünfter Auftritt.

Ariosto, dann Agostino.

Ariosto (aufstehend).

Und dieses elende Wesen sollte meine Schwester zum Altare schleppen? Niemals, ich schwör' es. Und mein Stück! Werd' ich diesen höllischen Auftritt wieder umsonst anfangen? Schon seit zwei Tagen zerbrech' ich mir darüber den Kopf,

gerade als wäre er so leer an Gehirn wie der Lambinetti's. Ein Vater, der seinen Sohn einmal tüchtig durchkämmt — wie meiner — ein Sohn, der die Strafpredigt gelangweilt und zerstreut anhört, der von Dichtkunst, Ruhm und Freiheit träumt, während man ihm Rechtsgelehrtheit, Gelderwerb und Pflichten anrühmt — wie ich — der Teitschel, wo steckt's denn, daß es so schwer ist? (Setzt sich wieder und nimmt nachdenkend die Feder).

Agostino (leise hereinkommend).

Da bin ich. Niemand hat mich gesehen. Ha, Luigi! (Steht und horcht).

Ariosto.

Laßt sehen. „Fünfter Aufzug, zweiter Auftritt." Donner und Wetter, will mir denn Nichts einfallen? (Schreibt und liest dann leise.) Taugt wieder Nichts — der Teufel hole die Cassaria! (zerstampft seine Feder, zerknittert sein Papier, rennt zornig umher und an Agostino). Agostino!

Agostino.

Mein guter Luigi! (Sie umarmen sich.)

Ariosto.

In Reggio! Durch welchen Zufall? —

Agostino.

Ich erfuhr Alles und kam.

Ariosto.

So wißt Ihr —

Agostino.

Und Ihr meldet mir Nichts! Ohne Vicenzo, den ich zu Bologna traf — Verschweigt mir Nichts mehr! Matilda — nach so vielen Eiden mich zu verrathen!

Ariosto.

Ihr klagt sie an? Als ob Ihr's nicht besser wüßtet!

Agostino.

Aber ihre Heirath —

Ariosto.

Ist noch nicht vollzogen. Und sie hat noch nicht eingewilligt.

Agostino.

Sie, die Frau eines Andern! Weh' meinem Nebenbuhler! Wer ist er?

Ariosto.

Ihr kennt ihn nicht?

Agustino.

Hätte Vicenzo seinen Namen gewußt, wär' ich nicht schon gerächt?

Ariosto.

Brav, Agostino! Wohlan, es ist Lambinetti.

Agostino (betroffen).

Lambinetti? Der Rathsherr?

Ariosto.

Warum nicht? Was ist für Euch in seinem Namen, daß Ihr so betroffen seid? Fürchtet Ihr einen Zweikampf mit dem tapfern Rathsherrn mehr als mit jedem Andern?

Agostino.

Nein, aber ich kann gegen ihn nicht fechten.

Ariosto.

So daß Ihr also ungerächt an Euerm Nebenbuhler bleiben werdet?

Agostino.

Luigi — Ihr wißt nicht —

Ariosto.

Was?

Agostino.

Unseliges Schicksal! Hört; ich will Euch Alles bekennen.

Nicolo (draußen).

Addio, Signor Lambinetti. Meine Tochter ist im Garten. Addio!

Ariosto.

Mein Vater! Er darf Euch nicht sehen, oder Alles ist verloren.

Agostino.

Wo verberg' ich mich?

Ariosto (nach rechts zeigend).

Dort in meinem Zimmer.

Agostino (im Abgehen).

Lambinetti mein Nebenbuhler!

Sechster Auftritt.

Ariosto, Nicolo.

Nicolo.

Seid Ihr da? Wohl. (Ariosto will fort.) Bleibt — ich habe mit Euch zu reden.

Ariosto.

Mein Vater —

Nicolo.

Nähert Euch. Was habt Ihr in meiner Abwesenheit gethan?

Ariosto.

Ich —

Nicolo.

Kein Wort. Hört mich, und dann antwortet, wenn Ihr könnt. Hab' ich das um Euch verdient?

Ariosto.

Ich schwör' Euch —

Nicolo.

Ich, der ich als Lohn meiner Sorge in Euch die Stütze meines Alters zu finden hoffte?

Ariosto.

Guter Vater — (bei Seite): Mein Stück!

Nicolo.

Wagt Ihr mich Euern Vater zu nennen, entarteter Sohn? Wenn ich nicht das Gedächtniß Eurer tugendhaften Mutter ehrte — Ihr seid mir in Nichts ähnlich.

Ariosto.

Jugend —

Nicolo.

Schöne Jugend — in Euerm Alter studirte ich längst nicht mehr, da erwarb ich schon. Ich folgte guten Beispielen, ich ging mit ehrbaren Leuten um. Ihr dagegen verschwendet was ich verdiente, Ihr verachtet was ich verehrte, Ihr sucht die Gesellschaft der ärgsten Taugenichtse, und was das Traurigste von Allem ist, Ihr verdreht Eurer einzigen Schwester den Kopf, so daß sie nicht gehorchen will, wie sie soll, sondern heirathen will, wie sie nicht soll — hab' ich das um Euch verdient?

Ariosto (jubelnd zerstreut).

Wie wahr! wie natürlich!

Nicolo.

Was ist das für eine Antwort? Wollt Ihr es mit mir machen wie mit dem Rathsherrn?

Ariosto.

Wie hab' ich es mit dem Rathsherrn gemacht?

Nicolo.

Ihr habt ihn zum Narren gehalten.

Ariosto.

Lieber Vater — auf meinen Knieen —

Nicolo (hält ihn zurück; erweicht).

Luigi, Ihr wißt nicht, welchen Kummer Ihr mir verursacht. Noch ist es Zeit — gebt Eure Narrheiten auf, denkt an Euern Ruf und an Eure Zukunft und — studirt die Rechte. Wo ist Eure Aufgabe?

Ariosto.

Ich war eben dabei, als Ihr kamt.

Nicolo.

Gebt her — laßt sehen. (Ariosto's Schreibbuch nehmend.) „Corpus juris — Sponsalia — Mancipatio —“ ziemlich gut — sehr berühmte Rechtsgelehrte legen es so aus. — Diese Stelle indessen ist noch unklar (zeigt sie Ariosto) und bedarf einer schärferen Erläuterung. Was ist Eure Ansicht?

Ariostro (immer zerstreut).

Meine Ansicht? O, daß sich viel dafür und dawider sagen läßt.

Nicolo.

So sagt etwas dafür oder dawider.

Ariosto.

Frei heraus?

Nicolo.

Freilich, wie es Euch einkommt.

Ariosto.

Wohl — was ist Eure Meinung?

Nicolo (der weiter geblättert).

Meine Meinung ist, daß hier Verse von Ovid am sehr unrechten Platz stehen.

Ariosto (bei Seite).

Der Henker! das wird ernsthaft.

Nicolo.

Und hier welche von Plautus, und welche von Terenz und hier noch andere von — Niemand, oder von Euch? Ist das römisches Recht?

Ariosto.

Nein, es ist Dichtkunst.

Nicolo.

Und wohin wollt Ihr mit der Dichtkunst?

Ariosto.

Zum Nachruhm.

Nicolo.

In's Hospital.

Ariosto.

Mit Ehren.

Nicolo.

Mit dem Bettelsack.

Ariosto.

Bravissimo!

Nicolo (zornig).

Was soll das?

Ariosto (sich besinnend).

Nichts; ich hörte zu.

Nicolo.

Da Ihr mir zuhört, so hört mich auch an. Ihr seid halsstarrig und rechnet auf meine Geduld. Rechnet nicht zuviel darauf, Ihr könntet Euch verrechnen. Entweder Ihr gehorcht von nun an, oder ich verläugne Euch von nun an. Ueberlegt es Euch und wählt. (Bei Seite, als er Ariosto nachdenklich und unbeweglich stehen sieht.) Ich siege. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Ariosto, dann Agostino.

Ariosto (an den Schreibtisch stürzend).

Endlich!

Agostino (Von rechts).

Luigi!

Ariosto (schreibend).

„Er kommt heimlich herein —"

Agostino.

Luigi — hört!

Ariosto (schreibend).

„Seid Ihr da?"

Agostino.

Ja, und ich habe ein Mittel gefunden, um Matilda zu retten.

Ariosto (schreibend).

„Hab' ich das um Euch verdient?“

Agostino.

Luigi, was wollt ihr sagen?

Ariosto (schreibend).

„Wagt Ihr —“

Agostino (ungeduldig).

Nun, freilich wag' ich's — diesen Abend noch bring' ich Matilda nach Bologna. (Ihn schüttelnd.) So laßt einen Augenblick Euer Schreiben.

Ariosto (in Gedanken bei seinem Stücke).

Es ist vortrefflich.

Agostino.

So willigt Ihr ein?

Ariosto (deklamirend).

Was das Traurigste ist, Ihr verdreht Eurer einzigen Schwester den Kopf.

Agostino.

Aber wovon sprecht Ihr denn?

Ariosto.

Seid Ihr taub? Von meiner Cassaria.

Agostino.

Habt Ihr auch eine Geliebte?

Ariosto.

Ein Lustspiel, Dummkopf.

Agostino.

Der Teufel hole Euer Lustspiel. Ich spreche seit einer Stunde von meinem Plan.

Ariosto.

Der Teufel hole Euern Plan — ich spreche von meinem Lustspiel.

Agostino.

Also wollt Ihr nicht —

Ariosto.

Gestört sein. „Entarteter Sohn!" (Deklamirend ab.)

Achter Auftritt.

Agostino, gleich darauf Matilda.

Agostino.

Sah man je eine solche Zerstreutheit! (Matilda sehend.) Ha, Matilda!

Matilda.

Agostino!

Agostino.

Ich weiß Alles, Matilda.

Matilda.

Dann wißt Ihr auch, daß alle Hoffnung verloren ist.

Agostino.

Matilda, wenn es wahr ist, daß Ihr mich liebt, so kann keine menschliche Gewalt uns von einanderreißen.

Matilda.

Könnt Ihr zweifeln, daß ich Euch liebe?

Agostino.

So folgt mir nach Bologna.

Matilda.

Ich Euch folgen?

Agostino.

In einer Stunde kann Alles bereit sein.

Matilda.

Nur ich nicht, Agostino!

Agostino.

Und warum nicht, Matilda?

Matilda.

Weil ich keine Schande will.

Agostino.

So wollt Ihr den Rathsherrn zum Gatten?

Matilda.

O mein Gott!

Agostino.

Die väterliche Gewalt hat Grenzen, die Liebe hat keine. Euer Bruder stimmt zu, Euer Vater wird zustimmen, sobald ihm nichts Anderes mehr übrig bleibt. Besinnt Euch — Ihr wißt, rascher Entschluß ist nöthig. Morgen ist es zu spät.

Matilda.

Morgen — Ihr werdet mich nicht verleiten wollen?

Agostino.

Euch verleiten wollen, wenn mein Schicksal von Euch abhängt?

Matilda (entschlossen).

Ich folg' Euch.

Agostino.

In einer Stunde — in Luigi's Zimmer. Muth! Auf Wiedersehen. (Ab.)

Matilda.

Ach hätte ich doch meinen Vater durch Gebete und Thränen bewegen können! (Rechts ab.)

Zehnter Auftritt.

Lambinetti, (der gelauscht, langsam hervorkommend.)

Verrathen — kein Zweifel mehr, ich hab' es gehört und hab' es gesehen. Die Signora Matilda, welche bei der allerbescheidensten Erklärung meiner Liebe über und über roth wurde — den Burschen hört sie an, ohne auch nur im mindesten verlegen zu werden, selbst wenn er ihr eine Entführung vorschlägt. Sie wird sich entführen lassen mit aller Bescheidenheit, aller Sittsamkeit, aller Unschuld — ja, wenn ich es erlaube. Aber ich werde mir erlauben, es nicht zu erlauben. Bitte um Verzeihung, Meister Agostino, aber der Rathsherr Lambinetti ist nicht nur unser Nebenbuhler, er ist auch unser Gläubiger. Ihr schlauer Fuchs, der Ihr mir mein Huhn stehlen wollt, wir wollen Euch das Gesetz contra debitorem kennen lehren.

Elfter Auftritt.

Lambinetti. Ein Unbekannter.

Der Unbekannte (durch einen Diener hereingeführt).

Niemand — ja doch.

Lambinetti (ohne ihn zu sehen).

Der Verräther! Der Ehrenschänder!

Der Unbekannte.

Was hat der Mensch?

Lambinetti.

Er zittere! Ich vernichte ihn. (Er will fort und rennt gegen den Unbekannten.) Verzeihung, Messire!

Der Unbekannte.

Es ist der Herr Nicolo Ariosto, den ich die Ehre —

Lambinetti.

Ich bin der Ritter Lambinetti, Rathsherr am hohen Gerichtshof von Reggio, Unterdekan am Collegium der Rechtsgelehrten, Mitglied der Provinzial-Consulta, und (sich verbeugend) ganz zu Euern Diensten.

Der Unbekannte (ebenfalls grüßend).

Ich bin auf das Aeußerste erfreut, Messire. (Bei Seite.) Der weiß sich vorzustellen.

Lambinetti (bei Seite).

Ein Fremdling — vielleicht ein Client. (Laut.) Und so wünscht der Herr meinen Freund und Amtsgenossen, den Herrn Nicolo Ariosto zu sprechen?

Der Unbekannte.

Ich wünschte ihm, wäre es möglich, unverweilt meine Aufwartung zu machen. (Lambinetti will sich empfehlen.)

Doch, (sich besinnend) vermuthlich kennt auch Ihr seinen Sohn?

Lambinetti.

Den Luigi?

Der Unbekannte.

Ganz recht.

Lambinetti.

Niemand kennt den Burschen besser als ich, aber, die Wahrheit zu sagen, wir sind nicht allzugute Freunde.

Der Unbekannte.

Um so besser, so werdet Ihr ihn nicht überschätzen. Er legt sich hauptsächlich auf die schönen Wissenschaften?

Lambinetti.

Nur allzusehr.

Der Unbekannte.

Wie so? Thut er es nicht mit dem glücklichsten Erfolg?

Lambinetti.

Wenn Alles verspotten, was in der Gesellschaft als ehrwürdig gilt, Erfolg haben heißt —

Der Unbekannte.

Er macht indessen wirklich sehr schöne Verse.

Lambinetti.

Aber weiter macht er auch Nichts.

Der Unbekannte.

Ich sehe, mein Herr, daß die Dichtkunst nicht Eure Sache ist.

Lambinetti.

Nein, Gott bewahre! Und wäre ich der Herzog —

Der Unbekannte.

Was würdet Ihr da thun?

Lambinetti.

Alle die Pinsler und Federfuchser, welche es sich jetzt am Hofe wohl sein lassen, in ein Narrenhaus sperren.

Der Unbekannte.

Und die Rathsherren und Advokaten?

Lambinetti.

Die Rechtsgelehrtheit und die brodlosen Künste dürfen gar nicht zusammen genannt werden.

Der Unbekannte.

Der Herzog denkt darüber allerdings etwas anders. Ihr wart wohl noch nie am Hofe?

Lambinetti.

Ich hatte noch nicht die Ehre. Man sagt, daß ernste Männer sehr selten dort gesehen werden. Dort kommt der Herr Nicolo.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Nicolo.

Lambinetti (Nicolo entgegengehend.)

Mein lieber College, dieser gute Herr wünscht Euch zu sprechen.

Nicolo.

Sehr wohl.

Lambinetti.

Er möchte Euch Einiges über Luigi fragen.

Nicolo.

So?

Lambinetti (heimlich.)

Ich hab' ihm so etwas auf dem Zahn gefühlt — 's ist nicht viel an ihm. (Während Nicolo und der Unbekannte sich grüßen.) Ich vergaß beinah Meister Agostino. (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Der Unbekannte. Nicolo.

Der Unbekannte.

Da ich nicht die Ehre habe, von Euch gekannt zu sein, so wird mein Besuch Euch vielleicht etwas befremden.

Nicolo.

Nicht im Mindesten, Signor. Wäre ich vielleicht im Stande Euch irgend einen Dienst zu leisten?

Der Unbekannte.

Wenn Ihr mir Gelegenheit zu einem Gespräch mit Signor Luigi zu verschaffen suchen wolltet, würdet Ihr mich sehr verpflichten. Ich habe ihm einen Vorschlag zu thun, der ihm und vielleicht auch Euch nicht unannehmbar dünken dürfte. Der junge Mann hat eine glänzende Zukunft vor sich, und ich bin ungeduldig, ihn kennen zu lernen.

Nicolo.

Ihr thut uns Beiden große Ehre an, Signor. Für den Augenblick ist er nicht zu Hause, und seine Gewohnheiten sind, leider, nicht regelmäßig genug, daß ich mit Bestimmtheit sagen könnte, wenn er zurückkommt.

Der Unbekannte.

Gestattet Ihr mir da ihm einige Worte zu schreiben?

Nicolo.

Mit Vergnügen, wenn Ihr Euch die Mühe machen wollt. (Der Unbekannte setzt sich und schreibt, Nicolo mustert ihn.) Sonderbar! Wer mag er sein, und was kann er von Luigi wollen? Aber was Lambinetti will, weiß ich auch nicht, „Nichts an ihm!" Im Gegentheil — der Herr hat ein edles Aussehen und ein sehr vornehmes Betragen. Aber doch begreif' ich nicht —

Der Unbekannte (macht seinen Brief zu und sieht dabei das Stück Ariosto's.)

Gewiß ein Stück von dem jungen Dichter? Wenn es nicht unbescheiden wäre, einen Blick hinein zu werfen —

Nicolo.

Keineswegs; es ist eine Arbeit über das römische Recht; lest, ich bitt' Euch.

Der Unbekannte.

Verzeihung, es ist ein Stück. (Liest.) Allerliebst.

Nicolo.

Was, schon wieder Verse?

Der Unbekannte.

Nein, dieses Mal ist es gute Prosa. Ein Vater, der seinen Sohn tüchtig durchhechelt. Vortrefflich. (Liest.) „Ich, der ich als Lohn für meine Sorge in Euch die Stütze meines Alters zu finden hoffte!"

Nicolo.

Wer sagt das?

Der Unbekannte.

Der Vater. (Liest weiter.) Wagt Ihr mich Euern Vater zu nennen, entarteter Sohn? Wenn ich nicht das Gedächtniß Eurer tugendhaften Mutter ehrte —

Nicolo (ihn unterbrechend).

Signor, was ist's, was Ihr da les't?

Der Unbekannte.

Wie ich Euch sagte: ein Stück.

Nicolo.

Unmöglich!

Der Unbekannte (giebt ihm das Heft.)

Les't selbst.

Nicolo (erstarrend im Lesen).

Es ist — ich bin's — ich werde rasend.

Der Unbekannte.

Was ist Euch?

Nicolo.

Was mir ist! Ich werde rasend.

Der Unbekannte.

Aber warum werdet Ihr rasend?

Nicolo (ausbrechend).

Ich bin der Vater!

Der Unbekannte.

In der Komödie?

Nicolo.

In der Komödie. Es ist noch keine Stunde her, daß

ich ihm Wort für Wort Alles gesagt habe, was er mich hier wiederholen läßt.

Der Unbekannte (lachend).

Ihr müßt ihm außerordentlich recht gekommen sein. Beruhigt Euch, gebt Signor Luigi diesen Brief und sagt ihm, daß ich binnen kurzer Zeit wieder zurück sein werde. Um Nichts in der Welt möcht' ich seine Bekanntschaft missen. Entschuldigt, Messire. (Ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Nicolo.

Ich stehe erstarrt. Eine solche Unverschämtheit! Wort für Wort. Nun haltet ihm noch Strafpredigten! (Er schreibt sie auf, er bringt sie und Euch auf die Bühne. (Blättert und liest.) Und doch — es ist gut. Einfach — natürlich — die Intrigue entwickelt sich gut. Es ist Einbildungskraft d'rinnen —

Funfzehnter Auftritt.

Nicolo. Ariosto.

Nicolo (fortlesend, ohne Ariosto zu sehen).

Reiner Styl — Originalität —

Ariosto.

Was sagt er?

Nicolo (wird ihn gewahr).

Ah, da seid Ihr ja.

Ariosto.

Ja, mein Vater.

Nicolo.

Vielleicht um dieses Heft zu suchen, Ihr kommt gerade recht — Ihr seht, ich hab' es gefunden.

Ariosto.

Ich sehe es, mein Vater.

Nicolo (fortfahrend).

Und mich erkannt. Die Aehnlichkeit ist treffend.

Ariosto (sich entschuldigend).

Eine rohe Skizze.

Nicolo.

Aber nach der Natur. (Bei Seite.) Ich will ihm doch nicht Stoff zu einer neuen Scene liefern.

Ariosto (bei Seite).

Kein Sturm?

Nicolo.

Ich kann nicht gerade sagen, daß Euer Stück im Ganzen besonders viel taugte —

Ariosto (bei Seite).

Es fängt an.

Nicolo.

Indessen ist doch viel Gutes d'rinnen. Wenn es fertig ist, laßt es mich lesen.

Ariosto.

Mit Freuden, mein Vater.

Nicolo.

Zu meiner Zeit machte ich wohl auch manchmal Verse.

Ariosto.

Wirklich? (Bei Seite.) Kostbare Entdeckung.

Nicolo.

Sie liegen da irgendwo in meinen alten Papieren. Ich hatte ziemlich viel dichterische Anlage. Ich entsinne mich noch, daß ich mit zwanzig Jahren eine große Elegie „Herkules und Omphale“ angefangen hatte.

Ariosto.

Ein vortrefflicher Gegenstand. Und so ist es wirklich kein Scherz, mein Vater, ich darf mich der Dichtkunst widmen?

Nicolo.

Daß Ihr mir daran denkt! Hab' ich mich der Dichtkunst gewidmet, obgleich ich Verse machte? Ihr werdet Rechtsgelehrter wie ich, und werdet nach wie vor Eure Pandekten studiren. (Geht, kommt zurück.) — Hier ist auch ein Brief an Euch, und der Unbekannte, der ihn schrieb, wird in kurzer Zeit wiederkommen. (Ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Ariosto.

Ist mein guter Vater wirr im Kopf? Fast scheint es so. Und dieser Brief — von wem ist er? (Nachdem er gelesen.) Ist's möglich? Was für ein glänzendes, was für ein ehrenvolles Anerbieten! Ich kann mein Sklavenjoch abwerfen! (Ernst.) Und doch — Freiheit ist nicht in Palästen zu finden, und der Beschützer wird nicht selten ein Herr. Und der Dichter muß frei, sein eigner Mann sein!

Aber bin ich's denn hier? Ist mein Vater nicht mein Herr? O Freiheit, wo kann ich deine Luft einathmen! (Ruhiger.) Ich will Agostino zu Rathe ziehen.

Siebzehnter Auftritt.

Ariosto. Agostino. Dann Matilda.

Agostino.

Hier sind wir, Luigi.

Ariosto.

Agostino, gut, daß Ihr kommt — nie brauchte ich dringender Freundesrath.

Agostino (ohne auf ihn zu hören).

Wir kommen Abschied nehmen.

Ariosto.

Abschied?

Agostino.

Ihr wißt's ja — Matilda folgt mir.

Ariosto.

Wohin?

Agostino.

Nun, nach Bologna.

Ariosto.

Seid Ihr toll?

Agostino.

Seid Ihr's? Ich hab's Euch ja gesagt?

Ariosto.

Mir! Wann?

Agostino.

Hier, diesen Morgen, als Euer Vater fortgegangen war. Ihr stimmtet Allem bei, verspracht uns zu helfen — Luigi, säumt nicht — die Gefahr ist dringend.

Ariosto.

Bei meiner armen Seele, von Allem, was Ihr da schwatzt, versteh' ich auch keine Sylbe. Ernstlich, lieber Freund, was wollt Ihr? Mit Matilda flüchten? (Matilda kommt und hört ihn.) Das ist unmöglich.

Matilda.

Wie, Luigi hat also nicht eingestimmt?

Agostino.

Ja, tausend Mal, ja. Luigi, ich schwör's Euch — Ihr habt mich nicht gehört, (leiser) wieder an Euer verdammtes Stück gedacht.

Ariosto.

Das kann sein, aber es hätte auch Nichts geholfen, wenn ich Euch verstanden hätte. Matilda kann nicht fort.

Agostino.

So muß sie morgen an den Altar.

Ariosto.

Und mit Lambinetti!

Matilda.

Luigi!

Ariosto.

Nein. (Entschlossen.) Flieht.

Matilda.

Bruder!

Ariosto.

Eilt, ich nehm' Alles auf mich.

Agostino.

Bester Freund, fahrt wohl!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Lambinetti, gefolgt von Gerichtsdienern.

Lambinetti (im Hintergrunde).

Es war Zeit. (Zu den Gerichtsdienern.) Habt Acht!

Matilda (ihn sehend).

Himmel! (Verschwindet.)

Agostino.

Lambinetti!

Ariosto.

Daß ihn der Satan entzweischlage!

Lambinetti (bei Seite).

Es scheint, daß ich einigen Eindruck hervorbringe. (Laut zu Agostino.) Mein lieber Herr Agostino, es thut mir unendlich leid, Euch lästig zu fallen.

Agostino.

Wozu die Umschweife, Messire Lambinetti?

Ariosto (barsch.)

Was soll das? Erklärt Euch.

Lambinetti.

So wißt Ihr Nichts?

Ariosto (zu Agostino).

Was soll ich wissen? Was will er?

Agostino.

Die Bezahlung einer elenden Schuld.

Ariosto.

Jetzt weiß ich, warum Ihr Euch mit ihm nicht schlagen konntet.

Lambinetti.

Unser Meister wird die Güte haben, diese Schuldverschreibung anzuerkennen.

Agostino.

Das braucht's nicht — mein Wort allein ist genug.

Lambinetti.

Sehr wohl. Nur wart' ich seit einem Monat bereits, daß Ihr dieses Wort einlöst. Könnt Ihr es heute?

Agostino.

Laßt mir nur noch einige Tage.

Lambinetti.

Es thut mir unendlich leid. (Zu den Gerichtsdienern) Ihr kennt Eure Pflicht.

Ariosto.

Halt! (Den Brief ansehend, mit Entschluß.) Ich nehme das Anerbieten an und rette meinen besten Freund. (Laut.) Wie viel beträgt die Schuld, Herr Lambinetti?

Lambinetti (triumphirend).

Nur 500 Dukaten.

Ariosto (ihm einen Wechsel gebend).

Da — nun laßt uns in Ruhe.

Lambinetti (verblüfft.)

Was — eine Anweisung auf die Bank von Ferrara!

(Mit den Gerichtsdienern fort, bald aber wieder zurück.)

Agostino.

Träum' ich? Luigi! (Matilda erscheint wieder.) Mathilda!

Ariosto (zeigt ihm den Brief).

Der Herzog ruft mich nach Ferrara, giebt mir 2000 Dukaten jährlich, giebt mir 500 im Voraus.

Agostino (Ariosto umhalsend).

Mein Freund!

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Unbekannte. Nicolo.

Der Unbekannte (im Eintreten zu Nicolo).

Seid Ihr so freundlich gewesen? —

Nicolo.

Euer Brief ward ihm eingehändigt, und hier hab' ich die Ehre, Euch meinen Sohn Luigi vorzustellen.

Der Unbekannte.

Das ist also der junge Dichter?

Ariosto.

Ist es möglich? Eure Hoheit geruht in Person — (allgemeines Erschrecken.) Euer Gnaden unterthäniger Diener.

Der Herzog.

Ich bitt' Euch — ohne Komplimente.

Ariosto.

Ich verdien' es nicht.

Nicolo.

Ich bitte Euer Gnaden um Verzeihung.

Der Herzog.

Ich bin es, der Euch um Verzeihung bitten muß, ich verstellte mich, um desto genauer über den jungen Dichter unterrichtet zu werden.

Ariosto.

So viel Gnade —

Der Herzog.

Nur Gerechtigkeit. Und — darf ich auf Euch rechnen? Ihr sollt es gut in Ferrara haben.

Ariosto.

Wenn mein Vater einstimmt —

Nicolo.

Das Verlangen seiner Hoheit ist für mich ein Befehl.

Der Herzog (lächelnd).

So hat die Poesie es endlich über die Rechte davongetragen. (Mit Ariosto im Gespräch in den Hintergrund.)

Nicolo (zu Lambinetti).

Ein schöner Tag für mich, werther College, und zum Uebermaß des Glückes morgen die Hochzeit.

Lambinetti (säuerlich).

Ein Tag des Glückes und der Freude.

Nicolo (seine Tochter bei der Hand nehmend).

Kommt, Matilda, daß ich Seiner Hoheit die Braut vorstelle. (Sehr unangenehm betroffen, als er Agostino gewahrt, der eine rasche Bewegung nicht zurückhalten kann.) Wie, Signor Agostino?

Mathilda.

Mein Vater, ich bitt' Euch in des Himmels Namen!

Nicolo.

Noch Widerstand? Wo Alles zur Feierlichkeit bereit ist?

Lambinetti.

Weise Fürsorge.

Der Herzog (wieder vorkommend zu Ariosto).

Laßt mich machen. (Zu Nicolo.) Wohl, Messire Nicolo Ariosto, so verheirathet Ihr Eure schöne Tochter?

Nicolo.

Euer Gnaden wird mir zugeben, daß ich keine bessere Gelegenheit finden könnte.

Der Herzog.

Aber auch keinen bessern Bräutigam? Der ehrwürdige Rathsherr scheint mir etwas — zu ehrwürdig.

Lambinetti (steif, feierlich).

Eure Hoheit geruhe meinen ungehörigen Empfang von vorhin zu vergessen.

Der Herzog.

Ah, Ihr erinnert Euch daran?

Lambinetti.

Ich ahnte keinesweges, daß ich die Ehre hätte, mit Euer Gnaden in Person zu sprechen, sonst —

Der Herzog.

Wärt Ihr vielleicht etwas weniger offenherzig gewesen? Ich glaub' es, doch der Herzog will gern vergessen, was sein Abgesandter gehört hat, wenn — Ihr von den Euch zugesicherten Rechten freiwillig absteht, und der schönen Matilda die Entscheidung anheimstellt.

Lambinetti.

Euer Gnaden —

Der Herzog.

Ich — wünsche es, Messire Lambinetti.

Lambinetti.

Hier ist der Contrakt — das Fräulein beschließe ungehindert.

Der Herzog.

Bravo! Nun, Signora, entscheidet.

(Matilda schweigt.)

Lambinetti.

Wer schweigt, willigt ein.

Der Herzog.

Nicht immer. Die Augen der Signora sagen etwas Anderes. Fürchtet Nichts, schöne Matilda. Ihr liebt den jungen Künstler, der Euch liebt, Ihr liebt ihn von ganzer Seele, nicht wahr? Das Einzige, was Euch noch fehlt, ist die Zustimmung Eures Vaters. (Zu Nicolo.) Solltet Ihr grausam genug sein, sie diesen beiden zitternden Liebenden zu versagen?

Nicolo.

Wenn mein Freund von seinen Ansprüchen abstehen will —

Der Herzog.

O, er wird sich dieses edelmüthigen Opfers nicht weigern.

Lambinetti (bei Seite).

Ein schönes Zutrauen. Ich bin wüthend.

Agostino.

Wie kann ich Eurer Hoheit meinen Dank bezeugen?

Der Herzog.

Es giebt noch eine Art: entweder allein oder mit Eurer holden Gattin Euern Freund recht oft in Ferrara zu besuchen und so lange wie möglich dort zu bleiben.

Matilda.

Eure Hoheit ist gar zu gnädig.

Der Herzog.

Meinen Glückwunsch zur morgigen Hochzeit.

Nicolo.

Wenn Eure Hoheit geruhen wollte, uns mit ihrem Beisein zu beglücken —

Der Herzog.

Herzlichen Dank, ich muß sogleich wieder abreisen und kann daher nicht, wie ich es gern möchte, dem Bräutigam als Vater dienen, der Rathsherr, Ritter Lambinetti, Mitglied der Provinzialconsulta, wird die Güte haben, meine Stelle zu vertreten.

Lambinetti (bei Seite).

Er hat's auf mich abgesehen. (Laut.) Kann Eure Hoheit von mir fordern —

Der Herzog.

Ich — wünsche es, Messire Lambinetti.

Lambinetti.

Ich — gehorsame, Euer Hoheit.

Der Herzog.

Ihr werdet uns Alle verpflichten. (Nicolo die Hand drückend.) Heut ist ein Tag der Versöhnung.

Nicolo.
Der glücklichste meines Lebens.

Het vermogen des yvers, dichtstuck, 1821.
De menschlievendheid, dichtstuk, 1825.
Zestien jaren, of de brandstichters, tooneelspel in drie bedryven en in zeven tafereelen met muzyk gemengt naer het fransch van Victor Ducange. Gent 1833.
Grondregelen van verdraegzamheid ten gebruike der belgische roomsche Katholyken, naer het fransch van De Potter. Gent 1834.
Een tooneel van Ariosto, blyspel in een bedryf. Antwerpen 1846.
Ernestine, of de Feilen der Jeugd, tooneelspel in drie bedryven, naer den roman van Emile Souvestre. Kortryk 1851.

Im Manuscript:

Falkland, of het geweten, tooneelspel in vyf bedryven, naer het fransch van M. Laga, de l'académie française.
Inleiding tot de geschiedenis des christendoms en der christelyke Rerken sedert Jesus tot de 19. eeuw, naer het fransch van De Potter.

De Wulf (Leo), geboren den 4. Juli 1822 zu Peteghem bei Deynze in Ostvlandern. Seine Eltern waren Landleute und wollten den Sohn in ihrem Stande erziehen. Oft erlitt er harte Strafe, wenn der Vater ihn mit einem Buche in dem Schatten eines Baumes liegen fand, während die Arbeit, die er auf dem Acker verrichten sollte, ungethan blieb. Doch Nichts hemmte den Wissenstrieb des Knaben. Nachdem er, theils in der Gemeindeschule, theils durch sich selbst, Französisch und vorzüglich Vlämisch gut gelernt hatte, gelang es ihm, in einem Institut, von welchem der beste vlämische Fabeldichter, P. J. Renier, Direktor war, als Hülfslehrer angenommen zu werden. Dann ging er zum Militair über und

hatte, Dank seinem Fleiße, die besten Aussichten auf Beförderung, als die Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen und der Wunsch einer Heirath ihn veranlaßten, zum dritten Male einen andern Beruf zu wählen. Er ist jetzt Unterpolizeikommissair in Mecheln, Provinz Antwerpen, wo die Familie seiner Frau ansässig ist. Diese letztere, eine Wallonin von Abkunft, war bis jetzt der vlämischen Sprache, obwohl sie dieselbe versteht, äußerst abgeneigt. Die leise, vorsichtige Weise, auf welche De Wulf durch das abendliche Vorlesen vlämischer Romane und Novellen sie an den Geschmack für seine Muttersprache zu gewöhnen sucht, würde sich in einer bürgerlichen Idylle allerliebst machen. Als er mir „das Blumengrab" von A. Snieders wiederbrachte und ich mich erkundigte: wie das der jungen Frau gefallen habe, antwortete er mir sehr triumphirend: „sie hat sogar einige Thränen vergossen."

Von seinen eigenen Gedichten sind diejenigen die besten, in welchen seine ländlichen Erinnerungen anklingen, wie z. B.:

Das kranke Mägdlein.

S'ist morgen Fest im Dorf,
Ich hör' der Glocken Laut,
Und Jede wäscht und macht
Sich schön wie eine Braut.

Das lang gesparte Geld,
Sie gaben's freudig hin
Für Haube und für Kleid,
Den Festtag schon im Sinn.

Mein harret morgen Nichts
Als neue bitt're Pein —
Ach Gott, s'ist traurig, krank
Zu solcher Zeit zu sein.

S'ist hart, mein lieber Gott,
Und dennoch murr' ich nicht,
Weil Mutter stets mit mir
Von deiner Güte spricht.

Ich will zufrieden sein,
Thut mir's auch noch so bang,
Wenn morgen zu mir dringt
Des frohen Festes Klang.

Für den, der sich vielleicht
Vergeht, will beten ich,
Und dabei für mein Loos,
O Vater, preisen dich.

Vielleicht wär' dort Gefahr
Für meiner Seele Heil,
Es raubte mir das Fest
Vielleicht mein ewig Theil.

Ihr Mädchen, jauchzt und spielt
Im lieben Mondenschein,
Und denkt dabei an sie,
Die krank im Bett muß sein.

Und dann, dann kommt zu mir,
Erzählt von Eurer Lust;
Kann sein, Ihr schläfert ein
Das Weh in meiner Brust.

Von den übrigen Gedichten De Wulf's erschienen, bevor er sie sammelte, mehrere in Tagesblättern, und eines, „Huldigungslied am fünfundzwanzigsten Jahrestag der Thronbesteigung Königs Leopold" wurde bekrönt. Unter denen, die neuerdings in Zeitschriften gedruckt wurden oder sich noch im

Manuscript befinden, ist eines zu bemerken, welches die von den Vlamingen so sehr geliebte Musik des Beijaerd oder Carillon feiert, ebenso ein anderes, „die vlämische Sprache“, das vom Dichter in der ersten feierlichen Sitzung vorgelesen wurde, durch welche am 7. Juli 1858 die alte und berühmte Päonie von Mechelen wieder ihren Platz in der Reihe der Rhetoreikammern einnahm. Das erste theil' ich noch mit.

An den Beijaerd.

Lieber Beijaerd, Nichts auf Erden
Kann dich stören im Gesang,
Immer gleich aus deiner Höhe
Schickst du nieder deinen Klang

Ob es Fest ist, und der Menge
Laute Freude zu dir dringt,
Ob das Volk in Angst und Jammer
Klagend seine Hände ringt

Ob es Frieden oder Krieg ist,
Ob der Handel blüht, ob nicht,
Ob es Winter oder Sommer,
Ob es dunkel oder licht.

Immer klingst du gleichen Klanges
Aus der Höhe, wo du bist,
Doch am wunderbarsten tönst du,
Wenn dir nah das Wetter ist.

Wenn die Hagelschauer klirren,
Wenn der Donner kracht und brüllt,
Und der Blitz den Baum zerspaltet
Und in Glut den Tempel hüllt.

In den Schrecken dieser Stunde
Machst das Herz du minder bang,
Denn es tönt dein helles Läuten
Freudig wie ein Siegsgesang.

Und wenn ausgetobt das Wetter
Und der Himmel wieder rein,
Stimmest in das Chor der Vögel
Du mit deinem Danklied ein.

Spiele, Spielmann du der Städte,
Freudig unermüdlich fort,
Wenn von Trauer ich bedrücket,
Singe mir ein Trosteswort.

Wecke mich, wenn schwere Träume
Um mein Lager drängen sich,
Und bedarf man mein, dann wecke
Morgens vor der Sonne mich.

Wecke mich, wenn ein Verbrecher
Um mein Haus im Dunkeln schleicht,
Und vielleicht mit seinem Beile
Schon mein Schlafgemach erreicht.

Wecke schnell mich, wenn das Feuer
Aus dem Dach des Nachbars fliegt,
Während er mit Weib und Kindern
Noch im Schlaf versunken liegt.

Endlich, wenn mein Fahrzeug strandet,
Und ich, abgelöster Loots',
Sinken lass' das Steuer, wieg' mich
In den stillen Schlaf des Tod's.

Mengeldichten. Mecheln 1857.

Dodd (Guillaume Jean) geboren den 10. Sept. 1821 zu Antwerpen. Seine Kindheit theilte sich zwischen Spaziergängen mit seinem Großvater und dem Zusehen der militairischen Uebungen auf der Esplanade des Kastells Gegen das Jahr 1827 kam er zu einem alten Schulmeister aus dem vorigen Jahrhundert, einem vortrefflichen Manne, der bisweilen an seinem Pult einschlief, aber den Knaben trotzdem rasch lesen lehrte. Ein alter Quartband, das alte und das neue Testament enthaltend, diente zugleich als Abc= und Lesebuch. Von nun an hatte der Knabe außer einer unersättlichen Lust nach Bildern noch die zum Lesen, aber allerdings konnte er sich für die fünf Centen seines wöchentlichen Taschengeldes, welches seine Mutter ihm gab, nicht viel Ausgezeichnetes verschaffen. Im Fache der bildenden Kunst mußte er sich mit Stücken zu zwei Centen begnügen, auf denen die Geschichte des kleinen Däumlings, die Abenteuer von Cartouche und der Krieg der Türken und Russen zu sehen war, und von der Literatur waren ihm nur die abscheulichen Ausgaben von Johann von Paris, Till Eulenspiegel und Dokter Faust zugänglich. Doch gelangte er bis zu den Mährchen von Perrault, und einige Jahre später entdeckte er eine neue Welt in Robinson Crusoé und Tausend und eine Nacht. Zu derselben Zeit, 1830, verlor er seinen Vater und die Aussicht auf eine gute Erziehung. Erst 1835 sandte seine Mutter, welche sich wieder verheirathet hatte, ihn nach Ryssel in eine Erziehungsanstalt, um dort „das wichtigste und nöthigste Erforderniß für jeden neugebacknen Belgier", das Französisch zu lernen. Dodd kehrte aus Ryssel mit einer guten französischen Aussprache und mit der gründlichsten Geringschätzung gegen alles Vlämische zurück. Umsonst hielt einer seiner früheren Lehrer, Michael Van der Voort, ihm

diese unvaterländische Gesinnung vor, der französische Schüler blieb dabei, das Vlämische für etwas Gemeines, etwas Unpassendes zu halten. Ebenso wenig Neigung empfand er zu dem Handwerke seines Stiefvaters, der Klempner war. Dennoch versuchte er sich darin, nicht ohne jeden Augenblick, wo der Stiefvater die Werkstatt verließ, zum Lesen der Histoire des naufrages und der Biographies des grands hommes zu eilen, oder einige „Männerchen" zu Papier zu bringen. Seine schwache Gesundheit nöthigte die Eltern bald, ihn ganz seiner Neigung folgen zu lassen und anstatt für das Handwerk, für die Kunst zu bestimmen. Folglich studirte er die Malerei unter Leys, De Block und Thomas.

Als 1837 „das Wunderjahr" von Conscience erschien, wollte Dodd auf Andringen seiner Freunde einige Blicke hineinwerfen. Er konnte es nicht wieder aus der Hand legen, bis er es ganz gelesen hatte. Auch er war für die Sache der Muttersprache gewonnen und wünschte sich in ihr zu versuchen. Ungefähr 1840 brachte er seine ersten Verse zu Stande, aber seinem eigenen Ausdrucke nach hinkten sie ganz erschrecklich.

Eine erste und unglückliche Liebe spornte Dodd 1843 zu neuen dichterischen Versuchen an. Seine Reime schienen nicht mehr Beifall zu finden als seine Liebeserklärungen, wenigstens so viel man nach einigen Journalartikeln urtheilen darf. Er selbst war weit entfernt davon, mit diesen ersten Proben zufrieden zu sein, „und ich muß nicht ganz Unrecht gehabt haben," setzt er hinzu, „indem ein strenger Kritiker mir bei dieser Gelegenheit tüchtig auf die Finger klopfte und mir anrieth, an zehn Jahre noch für mein Taschenbuch zu schreiben. Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen und hielt inne mit dem Herausgeben."

Als 1844 zu Brüssel „Vlämisch-Belgien" gestiftet wurde, forderte man Dodd zur Theilnahme an der Redaction auf, und er ließ, wenn gleich ungern, die Malerei sein, um sich ganz der Literatur zu widmen. Leider hörte das Blatt

schon 1845 wieder auf, und Dodd mußte an andere Erwerbsmittel denken. Er hatte sich in den letzten zwei Jahren Kenntnisse erworben, er benutzte dieselben, um Privatstunden zu geben. Diese, sowie ein gründliches Studium des Vlämischen und einiger fremden Sprachen ließen ihn nicht viel Zeit zu literarischen Arbeiten, dennoch ließ er seine beiden ersten Erzählungen drucken und schrieb in der „Vlämischen Stimme", der „Eintracht", dem „Kunst- und Literaturblatt", dem „Sprachverband" und anderen Journalen.

Obgleich Katholik, wurde er 1847 Hauptlehrer an der israelitischen Schule zu Brüssel, und 1848 trat er in eine „Dank sei Gott glückliche Ehe." Hierdurch wurde sein Leben geregelter und er selbst fleißiger. Er studirte die deutsche Literatur; bisher hatte er nur die holländische und die französische gekannt. „Ein Eden war mir aufgegangen," sagt er in den biographischen Notizen, welche er bei uns inmitten eines Tumultes von Gesprächen niederschrieb; „jetzt erst lernte ich kennen, was Poesie sei. Goethe, Schiller, Uhland, Geibel, Grün, Heine waren die Genies, welche mir sie offenbarten, und habe ich vielleicht Einiges geschrieben, was nicht die Vergessenheit verdient, so dank ich es ihnen."

Mit Van der Velde gab Dodd ein niederdeutsch-französisches Wörterbuch und mit Eekma von 1848 bis 1850 eine Zeitschrift „die Muttersprache" heraus. Auch mit der Kunst beschäftigte er sich und schrieb unter den Pseudonymen Jan Verpoorten, G. J. D. und Van den Eynde zahlreiche Artikel über die bildenden Künste.

Als Folge von Ueberanstrengung befiel ihn 1853 eine schwere Krankheit, welche ihn an den Rand des Grabes brachte. Als er nach acht Monaten genesen war, sah er sich genöthigt, dem Lehrfach ganz zu entsagen und dafür im April 1854 das Amt des Archivars bei den Brüsseler Hospitälern anzunehmen, welches er noch gegenwärtig bekleidet.

Dodd hat seine Novellen unter dem Titel „Am Herde" gesammelt. Mehrere davon, unter anderen die, welche ich

mittheile, erschienen zuerst in der „Vlämischen Stimme“. Er schrieb „die Tochter der Blumen“, während er sein erstes Kind wiegte. Ein Freund, der ihn bei der zweifachen Arbeit fand, behauptete, die Hand könne unmöglich etwas Poetisches niederschreiben, während der Fuß eine Wiege in Bewegung setze. Die kleine Erzählung beweist, daß der Freund sich irrte.

Eine „Geschichte der Malerkunst in Belgien“ ist die Arbeit, mit welcher Todd jetzt eben beschäftigt ist. Seine Gedichte sollen unter dem Titel „Liebe und Leid“ herauskommen und werden zu den besten gehören, welche die Vlamingen besitzen. Der Dichter war so freundlich, sie mir im Manuscript anzuvertrauen, ich fand mit Freuden deutschen Klang in ihnen und unter anderen mehrere meiner liebsten Lieder von Heine vlämisch gemacht. Leider kann ich nur drei Proben daraus geben. Die erste, „Großmutter“, war auch das erste Gedicht nach der langen Krankheit des Dichters.

Die kleine Sammlung „Liedchen und Liederchen“ ist vlämisch oder vielmehr vaterländisch. Das vorletzte Lied aus ihr, „La Saint Napoléon“, verdient, ein Volklied zu werden.

Die Tochter der Blumen.

Eintönig sind die Kempen. Magere Felder, dürre Haiden, traurige Nadelwälder und nackte Sandhügel, das sind die Bilder, welche sie abwechselnd dem Reisenden bieten. Und dennoch hat diese Gegend eine Anziehung, womit sie die Seelen zu fesseln weiß. Ich weiß nicht woher es kommt, aber man hat dort mehr Hunger, man denkt freier, man fühlt wärmer als in der drückenden Luft der Städte. So manches Mal denk' ich an das einfache und doch so schmackhafte Mahl aus Kartoffeln*), an unsere Spiele auf dem

*) Ein liebenswürdiger Antwerpner Künstler antwortete mir auf meine Frage, wie es in der Kempen mit dem Proviant stehen

Sandberg, an die glatte Bahn auf den zugefrorenen Wiesen und vor Allem an die uneigennützige und aufrichtige Freundschaft einiger meiner Schulkameraden, welche mir inmitten der geräuschvollen Hauptstadt gefolgt ist.

Auch schätz' ich mich glücklich, wenn ich im Herbst für einige Tage Kempenwärts ziehen kann, um in der Einsamkeit die Mühen des täglichen Lebens auf kurze Zeit zu vergessen.

Vor etwa fünf Jahren machte ich im August meinen gewöhnlichen Ausflug, die Farbenschachtel auf dem Rücken und den Malerstuhl in der Hand. Ich befand mich ungefähr eine halbe Meile von dem schönen Meerhout, in Gesellschaft meines Freundes Joseph, der mich vom Eilwagen in Gheel abgeholt hatte. Wir gingen über die Nethe auf einer Brücke, welche die beiden Abtheilungen einer malerischen Mühle mit einander verband. Ich betrachtete die brausenden Räder, welche das schnelle Wasser des Flusses in Silberstaub verwandelten, als ich plötzlich ein Mädchen gewahr wurde, das funfzehn bis sechszehn Jahre zählen mochte. Ein unbeschreiblich unschuldiger Blick strahlte aus ihren großen blauen Augen; weder die Vergißmeinnicht am Ufer, noch die schwankenden weißen Glöckchen, welche sich aus dem krystallenen Bett des Stromes erhoben, konnten mit dem Mädchen an Reinheit wetteifern. Unendlich anmuthig beugte ihre schlanke Gestalt sich über den klaren Spiegel, aus welchem das frische Roth ihrer Wangen zurückschimmerte.

„Was ist das für ein liebes Kind, das sich so unbesonnen der Gefahr preisgiebt, in's Wasser zu fallen?“ frug

---

würde: „vortrefflich! man hat Kartoffeln und Eier und dann wieder Eier und Kartoffeln.“

ich meinen Freund, indem ich mit dem Finger nach der Stelle wies, wo die Unvorsichtige sich befand.

„Das Mädchen dort?" bekam ich zur Antwort, „das ist die Tochter der Blumen."

„Die Tochter der Blumen? Das versteh ich nicht recht."

„Ich auch nicht, Bester, aber man nennt sie allgemein so. Es ist ein arm Waischen, welches von der Frau aus dem Pachthofe dort vor ungefähr funfzehn Jahren auf dem Fleck gefunden wurde, wo so viel Blumen stehen, und es scheint, daß man ihr deshalb den wunderlichen Namen gegeben hat." Und damit zeigte er auf ein Stückchen Grund, welches, von einem Kranz von Weiden eingeschlossen, inmitten der öden Fläche, die es umgab, wirklich einen Garten zu bilden schien.

„Ein schönes Fleckchen — ich will gleich eine Skizze davon machen, während Ihr mir noch etwas von der Kleinen erzählt."

„Nach Euerm Wohlgefallen — ich hänge ganz von Euch ab."

Ich schlug meinen Stuhl auf und machte mich an's Zeichnen. Mein Gefährte ließ sich auf den Rasen nieder und fuhr fort: „und was noch wunderlicher ist, als ihr Name — daß sie sich selbst für eine Tochter der Blumen hält."

„Aber das ist Wahnsinn?"

„Sie behauptet, daß die Blumen eine Sprache haben, daß sie leben und lieben, daß der Umgang mit ihnen tausend Mal angenehmer ist, als der mit den Menschen; bisweilen versichert sie auch, die Menschen, die tugendhaft gelebt haben,

würden zu Blumen, die vor Gottes Thron blühten und den Garten des Himmels durchdufteten."

„Was für ein sonderbarer Gedanke!"

„Ihr ganzes Leben widmet sie den Blumen. Tagelang eilt sie von einer zur andern, und oft ist schon der Mond am Himmel und das Lampenlicht in den Gehöften, wenn sie noch einsam umherschweift. Ihre Pflegemutter, eine gute kinderlose Frau, läßt ihr freien Willen, seit sie gesehen hat, daß die Krankheit der Kleinen unheilbar ist. Der allgemeinen Vorstellung nach ruht eine böse Hand auf ihr. Der Winter ist für sie eine Zeit des Jammers. Dann ist sie gezwungen, sich im Hause zu halten. Dann klagt und weint sie über das Schicksal ihrer armen Blümchen, dann zehrt sie ab und erst wenn es wieder grün wird, erholt sie sich. Und das Alles wäre noch kein solches Unglück, zöge sie nicht den einzigen Sohn der Müllerin mit in das Verhängniß, welches über ihr zu walten scheint. Der Junge liebt sie leidenschaftlich, aber die eigensinnige Schöne bleibt dabei, daß sie, die Tochter der Blumen, den Blumen angehöre und verlangt, daß er sich mit schwesterlicher Liebe genügen lassen solle. Und doch würden sie ein liebes Paar abgeben. Als sie so sechs, sieben Jahre alt waren, nannte man sie stets das kleine Ehepaar, denn immer waren sie zusammen, spielten auf den Wiesen, oder wadeten, wenn das Wasser tief war, durch die Nethe."

„Dann hätte ich sie malen mögen — die rothen Füßchen im Wasser, die weichen Aermchen liebevoll um einander geschlungen, und — nicht so gekleidet wie manche Maler ihre Gestalten kostümiren. Aber seitdem das Mädchen tief-

sinnig*) geworden ist, leidet der arme Junge unsäglich. Oft wenn ich Müen neben Rosa in die Kirche gehen sehe, denke ich über die Liebe nach, über die Jeder spottet und die doch Jeden überwältigt. Ihre Gewalt muß furchtbar sein, um solche Verwüstungen anzurichten. Seht selbst — dort kommt Müen eben bei den Haselsträuchern hervor."

Ich sah auf und gewahrte einen bleichen Jüngling, der eine Menge Blumen vor die Füße der lieben kleinen Bäuerin warf, die sich, sobald sie ihn hörte, nach ihm umgewandt hatte.

Der Jüngling hatte ihr gewiß eine Freude mit den Blumen machen wollen, aber sie fing, als sie dieselben sah, bitterlich an zu weinen, kauerte sich zu ihnen auf den Boden nieder, that ihnen schön und schien ihr Geschick zu beklagen. Der Jüngling, das sah ich deutlich, wollte ihr Mitleid von den Blumen auf sich ziehen, aber sie machte so traurige, abwehrende Bewegungen, daß endlich auch er in Thränen ausbrach.

„Gehen wir, mein Freund," sprach mein Gefährte; „es thut mir weh, zwei solche Kinder solche unnöthig leiden zu sehen."

„Wenn ich den Tiefsinn darzustellen habe, werde ich mich dieses Auftritts erinnern," sprach ich, und wir setzten unsern Weg nach Meerhout fort, wo uns aus mehr als einem Munde ein herzliches Willkommen entgegenklang.

Nachdem ich einige Wochen lang erfahren hatte, was ächte Freundschaft ist, kehrte ich zurück nach Brüssel, wo ich

*) Mymerziek, wörtlich: traumkrank; ebenso: Mymerziekte. Einer von den dämmernden Ausdrücken des Vlämischen, die uns im Hochdeutschen fehlen.

inmitten meiner Beschäftigungen die Tochter der Blumen und den armen Müen so ziemlich wieder vergessen hatte, als ich einen Brief empfing, in welchem ich folgende Stelle fand:

„Ich muß Euch einen Vorfall mittheilen, der einen tiefen Eindruck hervorgebracht hat. Ihr erinnert Euch doch der Tochter der Blumen und des nachtheiligen Einflusses, den der Herbst immer auf sie ausübte? Niemals jedoch war sie beim Fallen der Blätter so unruhig gewesen, wie dieses Jahr. Sie behauptete, die Zeit komme, wo sie zu ihrer Mutter zurück müsse. Fast den ganzen Tag hing sie am Ufer der Nethe über die weißen Glöckchen hin und kam immer erst ganz spät nach Hause. Eines Tages aber war es viel später als gewöhnlich und Rosa kam nicht. Die Pflegemutter wartete in der höchsten Angst; als es Mitternacht schlug und Rosa noch nicht da war, lief die Pächterin sie suchen. Sie suchte auf der Haide, auf den Wiesen, sie rief unaufhörlich, keine Rosa antwortete. Endlich fing der Tag an zu grauen, und bei seinem ersten Licht sah die Frau zwischen den Gewächsen im Wasser Rosa's Strohhütchen. Sie rang die Hände und rief: „mein armes Kind, mein lieb Roseken ist ertrunken!" Da sagte ihr eine Stimme geheimnißvoll in's Ohr: „Sie ist zu ihren Schwestern zurückgekehrt." Die Pächterin sah sich um — Müen war's, der da stand und das Hütchen anlachte."

Gott hatte dem Unglücklichen die Gnade des Wahnsinns zu Theil werden lassen.

Großmutter.

In ihrem ledernen Sessel
Sitzt Großel voll Grämlichkeit,
Und denkt an ihre Jugend,
An die gute alte Zeit.

Sie schüttelt das Haupt und murmelt:
„Wie ist's in der Welt jetzt schlecht!
Stets kürzer wird der Sommer,
Nie werden die Früchte recht.

„Und der Winter, der so streng' ist,
Kein Ende nimmt er mehr,
Und bei Menschen und bei Kartoffeln
Plagt uns die Krankheit schwer.

„In meiner Jugend, was prangten
Die Blumen im Garten und Feld!
Sie haben nicht Glanz noch Duft mehr,
Hin ist die Lust der Welt.

„Wenn unser Karl gleich schwatzet
Von Ball und von Bankett,
Was ist das modische Springen
Wohl gegen die Menuet?

„Hin bist, o goldne Zeit, Du,
O Zeit voll Freuden und Lust!
Was Freundschaft und Liebe, das hat man
In meiner Jugend gewußt."

Und Großel sah traurig im Bild an
Des Gatten werthe Gestalt,
Und sprach dann heftig hustend:
„Ach, Welt, was wirst Du alt!"

Jahre der Jugend.

Die fröhlichen Jahre der Jugend
Sie flogen und kannten kein Weh,
So schießen die Sterne, die fallen,
So rollen die Wogen der See.

Die fröhlichen Jahre der Jugend,
Blüh'n Rosen wohl frischer als die?
Ach, Rosen und Wogen und Sterne
Vergehen so schnell nicht wie sie.

Schneefall.

Schneefall mit den weißen Hüllen
Kommt im Sturm dahergeschnellt,
Schüttet die Millionen Federn
Ueber's arme nackte Feld.

Wie mit magdlich reinen Linnen
Deckt er Acker, Straß' und Wald,
Will die künft'ge Saat beschirmen
Vor des Winters Zorngewalt.

Und das Kindervölkchen jauchzet:
„Seht, die Engel aus den Höh'n
Schütteln auf des Herren Bette —
Ach, was sind die Fläumchen schön!

Und: „was sind sie rein, die Fläumchen!"
Ruf' ich in Entzückung laut,
Und so rein wie ihr, o Flocken,
Ist die Seele meiner Braut.

Het onbekende Meesterstuk, drama in een bedryf. Brussel 1843. Nach dem Französischen von Lafont.
Dichtstuk op Jacob van Artevelde. Brussel 1846.
Somer en Winter. Vlaemsche Stem. 2. deel 1847.
Emma. Vlaemsche Stem. 4. deel 1849.
De Blinde en zyn hond. Vlaemsche Stem. 5. deel 1853.
Jack de Spelman. Vlaemsche Stem. 5. deel 1853.
Nieeuw vlaemsch-fransch woordenboek, ten gebruike der kollegien en opvoedingsgestichten. Brussel 1852.
By den Haerd, verhalen. Gent.
Liedjens en Deuntjens. Brussel 1858.

Du Caju (Jan Jaek), geboren zu Antwerpen den 26. Juni 1826. Als Kind hielt er mehr vom Spielen als vom Lernen, doch machte er bereits in dem Alter von fünf Jahren mit dem Zeichnen eine Ausnahme. Er ließ keine Mauer sein, und in der Schule mußten ihm die Bücher und Schreibbücher seiner Gefährten zum Hinwerfen seiner Portraits und Carrikaturen dienen. Kaum zehn Jahre alt, war er bereits die Verwunderung mehrerer Künstler, die von ihm viel für die Zukunft hofften. Sein Vater wollte ihn indessen nicht Maler werden lassen, und so lernte er nur das Graviren auf Stein und zwar bei einem der besten Graveure in Brüssel. Mit siebzehn Jahren kam Du Caju nach Turnhout, um in einer Fabrik zu arbeiten. Wie viele Andere regten auch ihn die ersten Werke von Conscience zum Schreiben an, doch nicht früher als den 5. November 1854 wurde auf dem Nationaltheater zu Antwerpen sein erstes Stück aufgeführt. Es hieß „die Körbe"*) und fand so großen Beifall, daß der Verfasser hervorgerufen wurde. Kurz darauf verfertigte er ein Gelegenheitsstück für einen Schauspieler, der sich als Gaukler zeigen wollte. Dieses Stück gefiel nicht, um so mehr dagegen sprachen drei Novellen an, welche unter dem Titel „die heutige Jugend" vereinigt waren. Binnen drei Mo-

*) Blämisch: „Blaue Scheine."

naten war der zierliche Band abgesetzt. „Willkommen! Wann gehst Du!“ ein den 2. November 1856 zum ersten Mal gespieltes launiges Stückchen habe ich zum Uebersetzen gewählt. „Gustav und Louise,“ Schauspiel in zwei Aufzügen, wurde zum ersten Mal am 28. Januar 1857 gegeben und ist nach der ersten der drei Novellen „Eine sonderbare Heirath“ gearbeitet. Am 20. September 1857 ging „Alles ist nur eine Einbildung“ über die Bühne, ein Lustspiel, in welchem die üble belgische Gewohnheit, sich bei Glatteis die Beine zu brechen, sehr lustig ausgebeutet wird. In „Sinte Greef“*) oder „der Graf von Halbfasten“, Lustspiel, welches den 13. Januar 1858 zuerst dargestellt wurde, finden wir die Antwerpner Sitte, nach welcher die Liebhaber ihren Erkorenen einen „Greef“ in „Speculatie“**) verehren müssen, dessen Größe die Größe der Liebe andeutet oder doch andeuten soll.

In dem „Volksblatt“, welches Du Caju 1856 stiftete, schrieb er mehrere Erzählungen und launige Aufsätze. Das Jahr darauf trat er dasselbe jedoch ab und beschäftigt sich jetzt ausschließlich mit dramatischer Literatur.

Willkommen — wann gehst du?

Posse in einem Aufzug.

Personen:

Prickler, Händler mit Tannenäpfeln.
Trees, seine Frau.

---

*) „Sinte Greef“ oder „der Graf von Halbfasten“, der Pfefferkuchenbringer und Marcipanspender, welcher in vielen Städten Brabands und Vlanderns an Lätare durch den Schornstein kommt und wie St. Niklas den Kindern Schuhe und Körbchen füllt.

**) Speculatie, Pfefferkuchen.

Janen, Pachter.
Mie, seine Frau.

Das Stück spielt zu Antwerpen 1850.

Die Bühne stellt eine Bürgerstube vor. Links, rechts und im Hintergrunde Thüren, Tische und Stühle.

Erster Auftritt.

Prickler (allein).

Ja, so werden wir ihn wegkriegen. (Ueberlegend.) Ich hab' gut gethan. Mag daraus kommen was da will, er soll uns nicht länger so auf dem Halse sitzen bleiben. Meine Frau hatt' es auch nöthig, ihn einzuladen! S'ist zwar wahr, wir konnten nicht gut anders, aber wenn auch — wir mußten uns nicht geniren. Es sind immer nur Bauern, und was Bauern sind, das weiß ein Jeder, man braucht's Keinem erst zu sagen. Wir dachten allerdings nicht, daß er gleich kommen würde, aber, schönen Dank, er war augenblicklich da und denkt auch an kein Weggehen. Und essen kann er, essen, wie — ein Bauer. Doch da ist er!

Zweiter Auftritt.

Der Vorige. Trees.

Prickler.

Ach, Ihr seid's. Wißt Ihr, Trees, daß ich ein Mittel gefunden hab', um ihn wegzubringen?

Trees.

Ja? Laßt hören.

Prickler.

Ihr müßt wissen, daß seine Frau noch immer eifer-

süchtig ist und nicht leiden kann, wenn er ein Mädchen ansieht.

Trees.

Eifersüchtig, auf den Fratz?

Prickler.

Freilich ist er ein Fratz, aber alle können nicht so nett sein, wie Euer Mann, und es ist auch ganz eins, sie kann ihn deshalb doch gerne haben.

Trees (bei Seite).

Nicht so nett wie er, der Mehlsack! Der darf von seiner Schönheit reden!

Prickler.

Was schwatzt Ihr da?

Trees.

Daß Ihr ein lieb Männchen, ein Schätzchen seid. (Sie streichelt ihm das Kinn.)

Prickler.

Ich denk's auch, doch zur Sache. Ich hab' an seine Frau geschrieben, und ihr weiß gemacht, daß er hier eine Bekanntschaft gemacht hat, daß er mit einem Mädchen aus der Nachbarschaft vertraut geworden ist, mit einem Worte, daß wir sie benachrichtigen, weil wir es für unsere Pflicht halten und uns später Nichts zu reprochiren haben wollen.

Trees.

Aber, Prickler, was habt Ihr da gethan? Frau und Mann gegen einander aufgehetzt — das kann schlimme Folgen haben.

Prickler.

Ach was, schlimme Folgen — sie wird ihn ganz einfach zurückkommen heißen und wird ihn ausfragen, was er hier gemacht hat, und da er nichts Böses gethan hat, so wird es ihm nicht schwer fallen, ihr Alles wieder auszureden. Ueberdies hab' ich ihr auch nichts Bestimmtes gesagt, sie nur etwas vermuthen lassen.

Trees.

Nun, es kann ja gut thun, doch glaube ich, ein besseres Mittel gefunden zu haben.

Prickler.

So laßt hören.

Trees.

Es ist sehr einfach. Wir essen heute Kartoffeln mit Essigsauce —

Prickler.

Zur Veränderung.

Trees (empfindlich).

Wie, zur Veränderung! Es ist doch nur in der Woche, daß Ihr Essigsauce kriegt, Sonntags haben wir doch immer was Anderes.

Prickler.

Nun, nun, werdet nicht böse — ich bin ja zufrieden damit.

Trees.

Nun, wenn wir also beim Essen sitzen, so müßt Ihr ärgerlich auf den Tisch schlagen und sagen, die Sauce sei angebrannt. Ich werde es abstreiten, und Ihr müßt dabei blei-

ben, und dann werd' ich auch anfangen, ärgerlich zu werden. Endlich fragen wir ihn, wer Recht habe; sagt er: ich, so heißt Ihr ihn gehen, giebt er Euch recht, weis' ich ihm die Thüre, und wir sind ihn in jedem Falle los.

Prickler.

Vortrefflich, Trees, Ihr seid eine geschickte Frau. Es ist nicht zu verwundern, daß Ihr Euer Glück gemacht habt.

Trees (bei Seite).

Mein Glück gemacht — ein Händler mit Tannenäpfeln —

Prickler.

Was murmelt Ihr da?

Trees.

Ich sag' — ich sag', daß Glückmachen nicht so eigentlich das Wort ist, aber wir haben unser Brod, und das ist genug.

Prickler.

Was, Glückmachen nicht so eigentlich das Wort? und ich bin Aufseher eines Taubenschlages und Händler mit Tannenäpfeln — ein Mann mit zwei Geschäften!

Trees.

Nun, nun, s'ist gut; thut nur nicht gar so groß — ich bin ja zufrieden.

Prickler.

Das will ich mir auch ausgebeten haben.

Trees.

Und vergeßt nicht, was ich Euch gesagt habe — es ist Mittag, und ich gehe das Essen zurecht machen.

Prickler.

Ja doch, seid nur ruhig. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Trees, dann Janen.

Trees (allein).

Ich bin neugierig, was er sagen wird. Da ist er.

Janen.

Guten Tag, Muhme; was bin ich müde! Ist das Essen fertig?

Trees.

Noch nicht, Vetter, aber es wird nicht lange mehr dauern. Habt Ihr so großen Hunger?

Janen.

Ach nein, Muhme; ich weiß nicht — ich hab' keinen Appetit — ich kann nicht essen.

Trees.

Ja, es scheint, daß es Euch gar nicht recht ist, Vetter. Die Stadt bekommt Euch nicht, Ihr müßt Landluft haben.

Janen.

Ich glaub' es auch, Muhme; ich werde nicht lange hier aushalten können.

Trees.

Ich habe mich auch schon gewundert, Vetter, daß Ihr so lange von Hause abkommen könnt.

Janen.

O, ich hab' einen guten Knecht, der meine Arbeit ver-

richtet, und Mie, meine Frau, ist 'ne gute Seele, die's gern hat, wenn ich mir ein Vergnügen mache.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Prickler.

Prickler. (Als er kommt, geht Trees ab.)

Ha, Vetter, seid Ihr da? Wie habt Ihr Rubens*) gefunden?

Janen.

Schön!

Prickler.

Er steht 'mal stolz da — nicht?

Janen.

Ja; aber was er für einen Hut aufhat!

Prickler.

Das war damals die Mode. Und was für einen Schnurrbart er hat — nicht?

Janen.

Ja!

Prickler.

Und wie schön er gekleidet ist!

Janen.

Ja!

Prickler.

Und habt Ihr gesehen, daß er auch einen Degen trägt?

---

*) Rubens' Standbild auf dem grünen Kirchhof, von J. Geefs.

Janen.

Ja!

Prickler (ihm nachmachend, bei Seite).

Ja! ja! (Zu Janen.) Er war auch Ritter.

Janen.

Ja, das ist ein gutes Geschäft. Wir haben in unserm Dorfe auch einen, dem das viel Geld eingebracht hat.

Prickler (verwundert).

Daß er Ritter war?

Janen.

Ja, oder so wie wir sagen, daß er mit Eiern handelte.

Prickler.

Mit Eiern?

Janen.

Ja, Rubens handelte ja doch mit Eiern, sonst säß' er doch nicht mit einem Korbe Eier da?

Prickler (bei Seite, lachend).

Der meint wahrhaftig den Eierbauer*). Nun mag er dabei bleiben. (Laut.) Ja, ja, Ihr habt Recht, aber habt Ihr nicht auch Hunger, Vetter?

Janen.

Nun nein — ich hab' gar nicht den mindesten Appetit.

Prickler.

Was Ihr sagt. Vielleicht zu müde?

---

*) Kleine Statue auf dem Eiermarkt, der Pasquin von Antwerpen.

Janen.

Nein, mir ist nicht wohl.

Prickler.

Nicht wohl? (Bei Seite.) Wenn er gar krank würde — das fehlte noch! (Laut.) Das wird schon wieder besser werden — es ist vom Wetter.

Janen.

Nein, Vetter, ich weiß wohl, wovon es ist — vom Magen. Da sitzt mir's.

Prickler.

Ach was, Janen, setzt Euch so was nicht in den Kopf — da ist weiter keine Gefahr dabei.

Janen.

Keine Gefahr, Vetter? Wenn Ihr nicht essen könnt, könnt Ihr doch auch nicht leben bleiben?

Prickler.

Das ist wahr, aber etwas werdet Ihr doch zu Euch nehmen können?

Janen.

Ich werd's versuchen, — aber ich fürchte sehr — die Luft bekommt mir hier nicht — ich werde nicht lange mehr hier aushalten können.

Prickler.

Ja, ich glaube auch, daß die Landluft Euch besser ist.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Trees, die eine vollgehäufte Schüssel rauchender Kartoffeln auf den Tisch setzt.

Trees.

Nehmt Platz, Vetter, und versucht zu essen.

Prickler.

Versorgt Euch, Vetter. (Er giebt ihm die Schüssel; Janen nimmt sich zwei Drittel von den Kartoffeln.)

Trees (bei Seite).

Er ist nicht wohl.

Prickler (ebenso).

Er hat keinen Appetit.

Trees (ebenso).

Er kann nicht essen.

Prickler (ebenso).

Es sitzt ihm im Magen.

(Sie setzen sich und theilen sich die übriggebliebenen Kartoffeln.)

Prickler.

Schmeckt's, Vetter?

Janen.

Nicht besonders.

Trees.

Ich seh's, Vetter.

Prickler (bei Seite).

Nicht besonders! — ich frage! (Zu Trees.) Trees, die Sauce ist schon wieder angebrannt.

Trees.

Ich glaube, Ihr träumt. (Janen ißt tapfer d'rauf los, ohne sich um ihren Zwist zu kümmern.)

Prickler.

Ich sage, sie ist angebrannt.

Trees.

Und ich sag', es ist nicht wahr.

Prickler.

Was, Ihr wollt's wirklich abstreiten?

Trees.

Ja sicher, Ihr Schandmaul.

Prickler.

Nicht mehr Schandmaul als Ihr. Fragt den Vetter, ob ich nicht Recht hab'.

Trees.

Ja, fragt ihn nur.

Prickler.

Was sagt Ihr, Vetter?

Trees.

Ja, Vetter, wer hat Recht?

Prickler.

Ist die Sauce nicht angebrannt?

Trees.

Ist die Sauce nicht gut?

Prickler.

Ihr müßt Euch nicht geniren, Vetter, sprecht nur frei von der Leber weg.

Trees.

Ja, Vetter, Ihr müßt Euch nicht geniren. Nun sagt, was meint Ihr?

Janen (der achselzuckend weitergegessen hat).

Ach, für die vierzehn Tage, die ich noch hierbleibe, werde ich mich nicht in Eure Sachen einmischen.

Prickler (ärgerlich aufstehend, bei Seite).

Für die vierzehn Tage, daß er noch hierbleibt — na, da frag' ich!

Trees (ebenso).

Vierzehn Tage noch — das ist ja schön.

Prickler.

Und was das Schönste ist — daß sich dawider Nichts sagen läßt. Er hat Recht, daß er seine Nase nicht dazwischen steckt — ich würd' es auch so machen. (Zu seiner Frau.) Na, was sagt Ihr jetzt zu Euerm Anschlag?

Trees.

Ja, er ist mißglückt, aber —

Prickler.

Aber — aber — Ihr seid ein dummes Mensch.

Trees.

Die Zeit wird's lehren, sagt das Sprüchwort. Wir wollen erst sehen, was für einen Erfolg Euer Brief haben wird.

Prickler.

Ja, das wollen wir sehen, aber ich weiß schon, was für einen er haben wird — einen guten. (Janen beim Essen zusehend.) Wenn Einen das nicht wüthend machen

soll — wenn ich mich nicht hielte! — Und er hat noch keinen Appetit, der Freßsack!

(Es wird geschellt und eine Stimme ruft: dreißig Centimes!)

Trees (während sie aufmachen geht).

Ein Brief!

Prickler (sich die Hände reibend).

Ha, ha, da haben wir es schon — seine Frau, die ihn zurückruft. Nun wollen wir sehen, was für ein Gesicht er schneiden wird! (Trees kommt mit dem Brief.) Gebt her, Trees, ich werd' ihn lesen. (Liest.) Abzugeben bei Meinherr Prickler in der Wollgasse zu Antwerpen und weiter an Janen. (Zeigt Janen den Brief.) Er ist für Euch, Vetter!

Janen.

Wollt Ihr wohl die Güte haben, Vetter, und ihn lesen? Ich bin nicht gelehrt.

Prickler.

Mit Plaisier, Vetter. (Liest.) Geliebter Janen, ich thu' Euch den Zustand meiner Gesundheit zu wissen, und hoffe von Euch dasselbe; sollte es anders sein, würde es mir sehr leid thun. (Zu Trees.) Wie rührend! (Liest weiter.) Geliebter Janen, Ihr seid nun schon vier Tage zu Antwerpen und ich habe noch kein Wort von Euch gehört. Ich ersuch' Euch mich wissen zu lassen, daß Ihr noch frisch und gesund seid und Vetter und Muhme auch. Geliebter Janen, wenn es Euch beim Vetter gefällt, so müßt Ihr Euch meinetwegen nicht geniren, dann könnt Ihr so lange bleiben wie Ihr wollt; Tist thut Eure Arbeit ganz ordentlich. Hiermit schließ'

ich meinen Brief nicht mit der Feder, sondern mit dem Herzen und verbleibe Eure getreue Frau Mie Sneuk.

P. S. Seht Euch ja vor, daß Ihr Vettern nicht den Brief lesen laßt; es ist nicht seine Sache und er könnte am Ende denken, wir kämen nur des Essens wegen. (Zu seiner Frau.) Wie findet Ihr das? (Zu Janen.) Was für 'ne charmante Frau! Ich weiß nicht, Vetter, wie Ihr so lange von ihr wegbleiben könnt. S'ist, meiner Seel, ein Mensch wie Gerstenbrod.

Janen.

Ja, s'ist 'ne gute Seele.

Trees.

Da habt Ihr sehr Recht, Vetter.

Janen (eine große deutsche Pfeife hervorholend).

Vetter, habt Ihr nicht ein Pfeifchen Tabak?

Prickler.

Nein, Vetter, es thut mir leid. (Bei Seite.) Ein Pfeifchen Tabak! Da geht mindestens ein halbes Pfund hinein.

Janen.

Dann will ich welchen kaufen gehen. Auf Wiedersehen, Vetter.

Sechster Auftritt.

Prickler. Trees.

Trees.

Seht Ihr nun mit Euerm Brief?

Prickler.

Ihr könnt noch Nichts sagen, es ist deutlich, daß sie

meinen Brief noch nicht hatte, als sie ihren schrieb. Ihr werdet sehen, daß noch heute oder spätestens morgen ein ganz anderer ankommen wird.

Trees.

Wenn's nur wahr ist.

Prickler.

Das kann nicht fehlen.

Trees.

Ganz gut, aber unterdessen ißt er uns die Ohren vom Kopfe.

Prickler.

Wißt Ihr etwa noch ein Mittel?

Trees.

Ich dachte daran, ob wir nicht am Ende ihn eifersüchtig machten? Wenn wir ihm sagen, daß es nicht gerathen sei, eine schöne junge Frau allein zu lassen, daß die Gelegenheit den Dieb macht —

Prickler.

Daß manche Frauen so brav, so unschuldig, so treu sind, daß man sie auch nicht einen Augenblick allein lassen kann —

Trees.

Und daß die Männer das wissen und den unschuldigen Geschöpfen durch falsche schöne Worte lästig fallen. (Bei Seite.) Ich weiß das aus Erfahrung.

Prickler.

Ja, und daß den unschuldigen Geschöpfen damit gar nicht gedient sei.

Trees.

Sicher nicht. Ihr sagt das in einem Tone, als wär's anders, aber Ihr wißt es nicht gut.

Prickler.

Ich glaube gern, daß Ihr es besser wißt, aber darauf kommt es nicht an.

Trees.

Was wollt Ihr sagen, Prickler?

Prickler.

Daß Ihr Recht habt, daß ich Euch glaube, und daß Euer Mittel nicht schlecht ist, anders Nichts. Ich find' es zwar unnöthig, es anzuwenden, da seine Frau ihn sicher nach Hause kommen lassen wird, doch haltet Ihr darauf, können wir's ja versuchen.

Trees.

Freilich wollen wir's versuchen. Da ist er.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Janen.

Janen (rauchend).

Was für'n Wetter, Vetter!

Prickler.

Ja, Vetter, auf dem Lande muß es prächtig sein — ich begreif' nicht, wie Ihr's noch einen Tag in der Stadt aushalten könnt.

Janen.

Ja, das frag' ich mich auch, Vetter. Ich möchte nicht in der Stadt leben, und wenn man mir noch so viel Geld gäbe.

Prickler.

Ja, da habt Ihr Recht; ich wäre an Eurer Stelle schon lange weg.

Janen.

Ich glaub' es, Vetter; auch bleib' ich nur, um Euch und der Muhme ein Plaisier zu machen, weil ich weiß, daß ich hier so sehr willkommen bin.

Trees (bei Seite).

Wie die Katze bei den Mäusen.

Prickler (ebenso).

Um uns ein Plaisier zu machen — der Schuft!

Trees.

Aber wißt Ihr wohl, Vetter, daß es doch nicht sehr gerathsam sein dürfte, Eure Frau gar zu lange allein zu lassen? Ihr wißt, was einer schönen Frau Alles begegnen kann.

Janen.

Ach, deswegen seid ruhig. Tist, mein Knecht, das ist ein Kerl, der wird sie schon bewachen.

Prickler.

Aber wenn nun ihm selber nicht zu trauen wäre?

Janen.

O darin irrt Ihr! Der beste Junge, und thut Alles was man verlangt — geh' ich aus, bleibt er zu Hause, um meiner Frau Gesellschaft zu leisten.

Trees.

Und das laßt Ihr zu? Nun bei mir sollte das nicht geschehen.

Prickler.

Auch bei mir nicht. Ich ließe mich nicht so betrügen.

Trees (auf Prickler zeigend).

Der ist pfiffiger.

Janen.

Ich kann das von meiner Mie nicht glauben.

Prickler (bei Seite).

Es faßt nicht — zum Spaß will ich noch 'mal was Anderes versuchen. (Zieht eine Zeitung hervor und scheint darin zu lesen. Plötzlich laut.) Ach, Vetter, Vetter!

Janen.

Was ist, Vetter?

Trees.

Was ist geschehen, Prickler?

Prickler.

Ich wag' es kaum zu sagen! Solch ein Unglück!

Janen.

Sagt's nur, Vetter.

Trees.

Nun, Prickler?

Prickler.

So hört denn: (scheinbar lesend) diesen Morgen ist zu Contich ein furchtbarer Brand in der Brauerei von Nelles Kneukel ausgebrochen —

Janen.

Neben mir?

Prickler.

Ja, ja, und es steht hier: (wieder lesend) man fürchtete für alle Nachbarhäuser.

Trees.

Gott, Vetter, da müßt Ihr ja augenblicklich hin.

Janen (lachend).

Wozu denn? Mein Haus und Alles d'rinnen ist verassecurirt — brennt's ab, werd' ich einen schönen Groschen Geld kriegen.

Prickler.

Und Eure Frau?

Janen.

Die ist auch verassecurirt.

Prickler (zu Trees).

Seht Ihr wohl, daß Nichts helfen wird, als mein Brief?

Trees (bei Seite).

Das wollen wir doch sehen. (Laut.) Vetter, ich kann's nicht verschweigen. Mit Tist und Eurer Frau ist's nicht richtig, es hat's mir heute früh erst Eine aus Contich erzählt. Wär' ich an Eurer Stelle, ich machte mich auf nach Hause und suchte die Sache herauszukriegen.

Janen.

Ich kann es nicht glauben.

Trees.

Ich kann es Euch versichern.

Janen.

Sollte es wahr sein, Vetter?

Prickler.

Ich zweifle nicht daran.

Janen.

Was Ihr sagt!

Trees.

Ja, ja, Vetter, es ist sicher.

Janen.

Wohlan, das muß ich wissen.

Prickler.

Nur müßt Ihr's pfiffig anstellen, sonst erfahrt Ihr Nichts.

Janen.

Ich werde zu Tist, meinem Knecht, gehen und ihn verblümt fragen, ob es wahr ist, daß er meine Frau gern sieht. Da wird er mir sagen, was daran ist, und so werde ich hinter die Wahrheit kommen.

Prickler.

Thut das; das ist sehr fein ausgedacht. Vetter, Vetter, Ihr könnt nicht lange leben.

Janen.

Warum nicht?

Prickler.

Weil Ihr zu klug seid.

Janen.

Das haben sie mir schon öfter gesagt, aber ich lasse sie schwatzen — ich glaube nicht an so was.

Trees.

Aber nun, Vetter, würde ich auch nicht länger mehr warten.

Prickler.

Ja, je länger Ihr hierbleibt, desto ärger wird's dort.

Trees.

Verzieht nicht mehr, Vetter.

Prickler.

Hier ist Euer Stock.

Janen.

Ja, Muhme, ich glaube, daß es das Beste ist.

Trees.

Natürlich.

Prickler.

Ihr solltet schon fort sein.

Janen.

Ich weiß es, Vetter; ich bin auch nur so lange hier geblieben, um Euch und der Muhme ein Vergnügen zu machen, aber wie die Sachen stehen, bin ich wohl genöthigt zu gehen. Glaubt mir, Vetter und Muhme, es thut mir sehr leid, daß ich nicht länger bleiben kann — aber Ihr begreift — ich muß; nehmt es mir nicht übel — es ist nicht meine Schuld.

Prickler.

Nein doch, Vetter, da Ihr nun einmal nicht bleiben könnt, müssen wir uns wohl d'rein schicken, aber es ist ärgerlich.

Trees.

Ja, freilich ist's ärgerlich — für das eine Mal, daß Ihr des Jahres hereinkommen könnt, doch es muß sein, nicht wahr?

Janen.

Ja, aber wenn ich ein Mal —

Trees und Prickler (zugleich).

Guten Tag, Vetter; Complimente zu Hause. (Ihn nach der Thür drängend.) In drei Wochen kommen wir nach Contich zur Kirmeß, hört Ihr? Glückliche Reise, guten Tag! Complimente zu Hause! (Es wird geklingelt.)

Janen.

Mie! meine Frau!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Mie.

Mie.

Guten Tag, Vetter, guten Tag, Muhme, wie geht's? frisch und gesund, seh' ich.

Prickler.

Gott sei gelobt. Und mit Euch?

Mie.

So gesund und fett wie'n Dachs. Nur hab' ich bisweilen ein Drücken im Magen. Jetzt eben fühl' ich's wieder. Habt Ihr keinen Bittern, Vetter?

Prickler.

Nein, Muhme, es thut mir leid.

Mie.

Janen, geht, holt 'mal einen Bittern.

Janen.

Einen Bittern, Mie?

Mie.

Ja, macht schnell.

Janen.

Wo soll ich ihn holen, Vetter?

Prickler (ärgerlich).

Gegenüber beim Zinngießer.

Janen.

Könnt Ihr mir nicht einige Centen leihen, Vetter? Ich hab' kein einzelnes Geld.

Prickler.

Ich auch nicht, ich hab' nur Gold und Banknoten. (Janen ab.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen ohne Janen.

Mie

Es war nur, um ihn wegzuhaben, daß ich ihn nach einem Bittern geschickt hab', denn ich hab' kein Magendrücken, und ich mag auch das Zeug nicht trinken, aber es war nur, um ihn wegzukriegen und mit Euch frei über das reden zu können, was Ihr mir geschrieben habt.

Prickler.

Ich dachte mir's wohl, Muhme, Ihr kommt ihn holen?

Mie.

Nein.

Prickler und Trees (zugleich).

Nein?

Mie.

Nein, Vetter, ich bin gescheidter. Ich will vierzehn Tage hierbleiben und sehen, was d'ran ist.

Prickler (bei Seite).

Vierzehn Tage!

Trees (ebenso).

Vierzehn Tage! Dann sind wir rein aufgefressen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Janen mit einem Glas Bittern.

Janen.

Da. Beim Zinngießer verkaufen sie keinen Bittern, er hat mich nach dem Schmidt geschickt — der sagte: Ihr habt schon genug an Euerm bittern Gesicht, und damit ließ er mich stehen. Endlich hab' ich hier nebenan im Wirthshaus einen gekriegt.

Mie (trinkt das Glas aus).

Pfui, das ist schlechtes Gesöff! Aber es wird mir etwas besser — Ihr müßt noch einen holen. (Janen ab.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen ohne Janen.

Prickler (bei Seite).

Sie mag das Zeug nicht!

Mie.

Es ist bloß, um ihn wegzuhaben.

Prickler.

Ich versteh', Muhme. (Bei Seite.) Ja wohl versteh' ich.

Mie.

Na, nu, Vetter, sagt mir, wer das Weibsstück ist, worauf er versessen ist?

Prickler.

Das kann ich Euch nicht so ganz genau sagen, aber weit von hier kann's nicht sein.

Trees.

Hört 'mal, Muhme, mein Mann hat sich darin geirrt — s'ist Nichts an der Sache. Wir haben Acht auf ihn gegeben, und haben auch nachgeforscht, und ich kann Euch versichern, bis heute haben wir nicht das Mindeste entdeckt.

Prickler.

Ja, Muhme, ich hab' mich geirrt, ich glaub' jetzt auch nicht, daß was d'ran ist.

Mie.

Um so besser, doch ganz trau' ich dem Kerl doch nicht — wir wollen sehen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Janen mit einem neuen Glase Bittern.

Janen.

Hier, Mie, hier!

Mie (nachdem sie das Glas ausgetrunken).

So! nun ist's wieder ganz gut.

Janen.

Gott sei Dank! Aber sagt mir doch 'mal, Mieken, ist es wahr, daß die Brauerei vom Nelles ganz abgebrannt ist?

Mie.

Die Brauerei abgebrannt? Ich weiß von keinem Brand.

Prickler.

Was die Zeitungsschreiber doch lügen können! hier im Blatte hat's gestanden.

Mie.

Wo nehmen sie's nur her? Ach, meine Füße! sie sind mir so schwer wie Blei, ich möchte in der Stadt nicht bleiben, blos darum, daß ich Schuhe tragen müßte. Muhme, könnt Ihr mir nicht ein Paar Holzschuhe geben?

Trees.

Ja, hinten in der Küche werdet Ihr welche finden.

Mie.

Hinten?

Trees.

Ja, Muhme; der Vetter wird Euch zeigen. (Janen und Mie ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Prickler. Trees.

Trees.

Seht Ihr nun, was aus Euerm Briefe herausgekommen ist?

Prickler.

Ja, wer sollte das gedacht haben?

Trees.

Und was nun thun?

Prickler.

Ja, was nun thun?

Trees (nach einigem Nachdenken).

Prickler!

Prickler.

Ja, Trees?

Trees.

Ein einziges Mittel giebt's noch.

Prickler.

Ein einziges Mittel?

Trees.

Wir müssen Geld von ihnen borgen. Sagt, daß wir einen Brief von unserm Wirthe bekommen haben, daß er uns um die Miethe mahnt, daß wir sie nicht bezahlen können, geht Janen um einen Vorschuß an, ich werde dasselbe bei Mie thun. Wenn das nicht hilft, so hilft Nichts auf Erden.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Janen. Mie.

Mie.

Ich finde keine, Muhme.

Trees.

Es ist wahr, ich hab' ja keine. Aber hört doch 'mal, Muhme! (Zieht sie bei Seite.)

Prickler (Janen auch bei Seite ziehend).

Hört 'mal, Vetter, ich hab' da eben einen Brief bekom=

men, mein Hauswirth mahnt mich, ich soll die Miethe zahlen, und ich hab's Geld im Geschäft sitzen —

Janen.

In den Tannenäpfeln?

Prickler.

Ja, in den Tannenäpfeln. Ihr glaubt nicht, was die für Geld schlucken. Und so braucht' ich denn so ein funfzig Franken — könnt Ihr sie mir leihen?

Janen.

Vetter, Ihr begreift — das ist etwas, worüber ich mit meiner Frau sprechen muß — und ich glaube — ich weiß nicht —

Prickler.

Eure Frau wird sicher nicht dagegen sein — fragt sie nur.

Janen (seine Frau bei Seite ziehend).

Mie, der Vetter will Geld von mir borgen.

Mie.

Die Muhme von mir auch.

Janen.

Wie, sollen wir's denn abschlagen?

Mie.

Wir sagen, daß wir kein Geld bei uns haben. Und dann machen wir uns geschwinde fort, da sind wir sie los.

Janen.

Ja das ist das Beste. (Zu Prickler.) Vetter, wir haben kein Geld bei uns. Sagt mir doch, Vetter, um welche

Stunde geht der Siebenuhrzug ab? Meine Frau will nicht länger hier bleiben.

Prickler.

Was, schon fort? Und sie ist eben erst angekommen?

Mie (zu Trees).

Es ist schlimm, aber Janen hat kein Geld bei sich, und ich auch nicht. Nehmt es also nicht übel, Muhme, und auch nicht, daß wir abfahren, Janen will nicht länger bleiben.

Trees.

Was, Muhme, Ihr wollt fort? (Zu Prickler.) Was meint Ihr dazu, Prickler, die Muhme will fort?

Prickler.

Doch nicht, ehe sie was zu sich genommen hat?

Mie.

Ich dank' Euch, Vetter, ich würde Nichts genießen können — ich hab' keinen Appetit.

Janen.

Es geht ihr gerade wie mir, Vetter, sie leidet auch am Magen.

Prickler.

Also Ihr wollt wirklich nicht bleiben, Vetter?

Janen.

Nein, Vetter, gewiß nicht.

Trees.

Ihr wollt wirklich fort, Muhme?

Mie.

Ja, ganz gewiß, Muhme.

Prickler.

So lauft zum Teufel. (Zum Publikum.) Seht da das rechte Mittel, um Verwandte los zu werden, die Euch auf dem Halse liegen.

Blauwe Scheenen, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1854.
Hedendaegsche Jongheid, dry verhalen. Antwerpen 1855.
Gustaef en Louisa, tooneelspel in twee bedryven. Gent 1857. (Tooneelbibliothek, 3. jaer. Nr. 35.
Welkom hier! Wanneer vertrekt-ge? Kluchtspel met zang in een bedryf. Gent 1857. (Tooneelbibliothek, 3. jaer. Nr. 36.)
Alles is maer een gedacht, blyspel met zang in een bedryf. Gent 1858. (Tooneelbibliothek, 4. jaer. Nr. 45.)
Sinte Greef, of de Graef van Halfvasten, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1858. (Vlaemsch Tooneel. Nr. 1.)

Du Mont (Christian Pieter), geboren den 28. September 1824 zu Antwerpen. Aus einer schlichten bürgerlichen Familie brachte er seine Kindheit still mit Lernen zu. 1837 begann er auf dem Athenäum seiner Vaterstadt die Humaniora und zeichnete sich von Anfang an im Studium der Geschichte und der Sprachen aus, von denen er besonders die deutsche und die englische eifrig betrieb. Als er 1843 seine Studien beendigt hatte, erwählte er den Beruf als Notar, legte vor der Jury der Hochschulen von Lüttich und Löwen bald mit Auszeichnung sein Examen ab und empfing das Diplom als Candidat des Notariats.

Obgleich er bereits 1840 eine Gesellschaft zur Beförderung der Muttersprache gestiftet hatte, trat er doch erst jetzt mit den bedeutendsten Schriftstellern in Beziehungen. Bei Gelegenheit von der Gründung der „Scheldesöhne“, der ersten Gesanggesellschaft in Belgien, machte er 1844 die Bekanntschaft Van Kerckhovens, mit welchem er bis zu der Stunde,

wo er ihm die Augen schloß, in der genauesten Freundschaft lebte. Er war einer der fleißigsten Mitarbeiter des „Vlämischen Rederykers“ und von 1847 an Mitredacteur desselben. Auch sein Talent hat Analogie mit dem Van Kerckhovens, mit welchem er ebenfalls die Liebe für italienische Stoffe theilt.

Im Jahre 1844 wurde er auch Mitglied des „Oelzweiges“ und drei Jahre später vom zweiten Sekretair dieser Gesellschaft zum ersten befördert, ein Platz, den er noch bekleidet. Denselben Posten nimmt er seit 1853 bei der Antwerpner Verwaltung des „Niederdeutschen Sprachverbandes“ ein, in dessen 1855 ausgeschriebenem Preiskampf er den Ehrenpreis gewann. Außerdem ist er Mitglied des „Mittencomité's“ und der literarischen Abtheilung des „Verbandes von Künsten, Literatur und Wissenschaften“ und war Mitarbeiter am „Kunst- und Literaturblatt“ und am „Volksblatt“. Am 20. Mai 1858 verheirathete er sich mit Lucie Du Caju. Im Sommer desselben Jahres ließ er unter dem Namen „Lenzblätter“ eine Sammlung Gedichte erscheinen; in der Arbeit hat er eine „Abhandlung über die Miethskontrakte“ und ein Schauspiel in zwei Aufzügen, betitelt „der Lohn wie die Arbeit.“ Man sieht also, daß man Du Mont keine Einseitigkeit vorzuwerfen hat; wie Ledeganck ist er zugleich juristischer Schriftsteller und Dichter, nur daß er noch Novellist und Dramatiker ist. Die Novelle, welche ich mittheile und gewählt habe, weil eine pathetische Geschichte vom Unglück des Soldatenstandes in diesem Werke nicht fehlen darf, befindet sich in den „Romantischen Erzählungen“.

Willem.

Vor einigen Jahren saß an einem der ersten Lenzabende auf einem Bodenstübchen in einem niedrigen Häuschen zu H... in Braband, ein blonder achtzehnjähriger Jüngling, das Haupt und den Arm muthlos auf einen Tisch gestützt,

welcher durch ein trübbrennendes Licht nur schwach erhellt wurde. Von Zeit zu Zeit drang ein Seufzer aus des Jünglings Brust hervor, und eine Thräne trat brennend in sein blaues Auge. Dann warf er auf ein ihm gegenübersitzendes Mädchen einen Blick, der nach Trost zu suchen schien. Aber das Mädchen, seine Geliebte, seine Verlobte, empfand dieselbe Angst und erlitt die gleichen Schmerzen wie er.

Die Wanduhr, welche in einer Ecke hing, begann zu schlagen. Durch den Klang aus seinem Nachdenken aufgeschreckt, frug der Jüngling, langsam die Stimme erhebend, wie spät es sei.

„Elf Uhr, Willem,“ antwortete das Mädchen leise.

„Elf Uhr schon!“ sprach er aufstehend, „dann darf ich nicht länger bleiben, dann müßt Ihr zu Bette, Louise, denn Ihr habt Ruhe nöthig.“ Er faßte ihre Hand, drückte sie und fuhr mit schmerzlichem Nachdruck fort: „fahrt wohl, Louise, fahrt wohl bis morgen. Noch eine Stunde und der für uns unselige oder glückbringende Tag bricht an. Noch einige Stunden, und unser Schicksal ist entschieden, ich bin entweder Soldat, oder ich werde bald Euer Gatte.“

Louise brach in Thränen aus, als sie das bittere Lächeln auf seinen Lippen wahrnahm. „Ach, Willem, schöpft doch Muth!“ rief sie. „Ich will Gott so bitten, daß er Euch eine gute Nummer ziehen lasse! Er wird's thun, Willem, er ist ja unser Vater!“

„Engel,“ seufzte Willem, sie an seine Brust drückend, „betet — Euer Gebet wird dem Allgütigen wohlgefälliger sein als das meine. Und ich kann auch nicht beten, denn ich weiß es vorher, Louise, ich muß doch Soldat werden.“

„O nein, Willem, nein, Ihr werdet eine Freinummer ziehen, glaubt mir's, und wir werden glücklich mit einander werden!" fiel sie schluchzend ein, doch er antwortete nur: „wir müssen es abwarten, Liebe!" und eilte, nachdem er ihre Hand nochmals gedrückt, unter dem wiederholten Ausruf: „fahrt wohl, Louise; bis morgen!" die Treppe hinab.

Das Mädchen vermochte den Zuruf nicht zu beantworten. Das Wort: morgen! erfüllte sie mit einer solchen Angst, daß ihr alles Blut in den Adern gerann und sie sich nur mühsam zu der Lagerstätte hin schleppen konnte, wo sie sich neben ihre Mutter zur anscheinenden Ruhe niederlegte.

Willem sank, als er in seiner Wohnung angekommen war, wie zerbrochen auf einen Stuhl und erwachte erst als der Tag anbrach aus einer Art dumpfer Bewußtlosigkeit. Wie man schon errathen haben wird, besaß Willem auf die Achtung seiner Mitmenschen keinen andern Anspruch als den, ein ehrlicher Mensch zu sein. Er war aus der ärmeren Volksklasse, aber durch seine Anlagen über dieselben erhaben. Wie es öfter bei armen Leuten der Fall ist, hatte er als das jüngste Kind eine bessere Erziehung genossen, als seine beiden Brüder. Als er seine Mutter verlor, verlangte der Vater, daß er, kaum vierzehn Jahre alt, einen Beruf ergreifen solle. Er wählte das Buchdruckerhandwerk, in der Hoffnung, daß es ihm Gelegenheit zur ferneren Ausbildung gewähren könne. Alle seine freien Stunden, alle seine kleinen Ersparnisse zum Lesen von Büchern verwendend, machte er auch wirklich große Fortschritte. Er liebte besonders philosophische Schriften, in denen er die Kraft zu finden suchte, um den in der Jugend so gefährlichen Leidenschaften zu widerstehen.

Es war als wollte der Himmel die guten Vorsätze des Jünglings unterstützen, indem er ihm die Liebe gab. Louise, in einem Alter mit Willem, nämlich achtzehn Jahre, wohnte in einem Hause dem seinigen gegenüber. Nicht schön, war sie doch anmuthig, von stillen Sitten und sanfter Gemüthsart, ganz eine Frau für Willem. Sie lebte mit ihrer Mutter, deren Stütze sie war. Willem seinerseits hatte auch nicht blos für sich allein zu sorgen; sein Vater war vom Schlage gerührt und dadurch gänzlich hülflos geworden, und die beiden älteren Söhne überließen seine Ernährung ausschließlich dem jüngeren. Aber dennoch war die Ehe der jungen Leute beschlossen, und beide Familien wollten sich zu einer verbinden, nur konnte das erst geschehen, wenn Willem frei vom Soldatenstande geworden war. Am nächsten Tage sollte die Ziehung stattfinden — man begreift nun den Zustand der beiden Verlobten.

Der entscheidende Tag bricht an, die Stunde schlägt, der Augenblick ist da.

Der große Markt ist vollgepfropft von Menschen. Eine zahllose Menge wogt wie ein Meer. Tausende von Stimmen schallen durch die Luft. Hier hört man aufrichtiges Freudengeschrei, dort erzwungenes. Es wird mit Gleichgültigkeit gescherzt und gelacht, es wird heimlich und schmerzlich geweint. Väter, Mütter, Bräute, Geschwister, Freunde, Verwandte harren auf das Ergebniß der Ziehung. Im glücklichen Falle ziehen sie triumphirend nach Hause, im anderen — es ist eine schauerliche Vermischung von Weh und Freude. Auf der Treppe des Rathhauses erhebt sich plötzlich ein wüstes

Geschrei. Es ist eine Schaar Conscribirter, welche durcheinander herausstürzen und sich auf dem Markt zerstreuen. Die Augen der Zuschauer folgen ihnen. Alle suchen unter der Zahl den Sohn, den Bruder, den Freund. Und wieder steigt Freudengeschrei empor, und wieder fließen heiße Thränen, und jetzt gellt ein scharfer verzweifelnder Schrei gen Himmel, und ein junges Frauenzimmer sinkt im Gedränge bewußtlos nieder. Man eilt ihr zu Hülfe, man frägt, wer sie sei? Athemlos bahnt ein Jüngling sich einen Weg zwischen dem Volke, sinkt neben dem jungen Mädchen zur Erde, preßt es an seine Brust — es ist Willem, es ist Louise. Sie hatte ihren Geliebten in der lärmenden Schaar entdeckt; Alles war verloren, Willem mußte Soldat werden.

Es würde uns nicht schwer fallen, zu schildern, was die jungen Leute und ihre Eltern litten. Wer sollte nun für den alten Vater des Jünglings sorgen? Louise, die ihn bereits als ihren eigenen Vater betrachtete, bat so lange, bis er zu ihr und ihrer Mutter zog. Tag und Nacht arbeitete sie für ihn, und obwohl die Anstrengung für ihre Kräfte oft zu groß war, blieb sie doch unermüdlich. Man glaube nicht, daß der wackere Sohn seines Vaters vergaß und gefühllos bei den Mühen seiner Louise war. Willem brachte, was er sich nur immer am Sold abdarben konnte, um die Familie zu unterstützen, aber diese hatte noch die Hefe vom Becher des Leidens nicht getrunken.

An einem Winterabend stand unser junger Soldat in einem abgelegenen Theil der Stadt H. auf Wache. Es war neun Uhr. Den ganzen Tag über hatte es ungewöhnlich

heftig geregnet, jetzt jagte ein wilder Nordwind durch die Straßen der Stadt. Die Luft war grau und dunkel. Bisweilen nur zeigte der Mond sich hinter den treibenden Wolken. Kein Mensch mehr befand sich auf der Straße, Willem allein wandelte in diesem wüsten Wetter hin und her. Er achtete nicht des Sturmes, er sah nicht die Nacht, welche so schwer über der Stadt hing; in seiner Seele stürmte es wilder, in seinem Herzen war es dunkler. Nachdem er lange hin und hergegangen war, hatte er sich, in seinen Mantel gewickelt, in das Schilderhäuschen zurückgezogen und sich gänzlich seinen trüben Gedanken hingegeben.

Kaum aber hatte er einige Minuten so gestanden, als er sich beim Namen rufen hörte. Er trat heraus und die Hand der Frau ergreifend, die vor ihm stand und ihm bekannt war, fragte er ängstlich: „was giebt's, Gertrud, was bringt Euch her?"

„Armer Willem!" seufzte Gertrud.

„Ihr seid so betrübt — Gertrud, was ist vorgefallen?"

„Eure Louise —"

„Ist todt?" unterbrach er sie und taumelte gegen das Schilderhäuschen.

„Seid ruhig, Willem! Ich bin Euch in der Kaserne suchen gegangen, da sagte man mir, daß Ihr auf Wache ständet, und so —"

„Aber was wollt Ihr von mir — warum kommt Ihr her?"

„Louise schickt mich zu Euch. Sie ist auf einmal so schwach geworden, sie hat sich zu Bette legen müssen und —"

„Vielleicht giebt sie in diesem Augenblicke den Geist auf!" rief Willem verzweifelnd.

„Fürchtet nichts, Willem, sie bittet nur, Ihr möchtet zu ihr kommen — sie trösten —"

„Ach, Gertrud, das kann ich nicht! Ich kann meinen Posten nicht verlassen," sprach er, seine glühende Stirn mit den Händen fassend.

Gertrud bebte an allen Gliedern.

„Und wie lange müßt Ihr hier noch bleiben?" frug sie.

„Zwei Stunden," gab er schluchzend zur Antwort.

„Mein Gott! Ach, Willem, Willem, dann —"

„Ist es vielleicht zu spät?" frug er ihren Arm fassend und in ihrem Gesicht nach der Wahrheit suchend.

„Nun ja, ich kann es Euch nicht länger verschweigen: wenn Ihr mir nicht augenblicklich folgt, dann seht Ihr Eure Louise nicht mehr, dann entflieht sie Euch," brach es endlich von den Lippen der weinenden Frau.

Es schien Willem, als ergriffe ihn der Tod, so eiskalt schauerte es über seine Glieder. Mit krampfhafter Gewalt die Fäuste ballend, schien er gleichsam zu erstarren; dann kam wieder Leben in ihn zurück, und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen.

„Unglücklicher, der ich bin!" rief er, „sie stirbt, sie ruft mich, und ich kann nicht zu ihr, nicht das letzte Wort von ihren Lippen küssen, meine Pflicht hält mich hier fest. Gott helfe mir, denn ich vergehe."

„Willem, lieber Willem," schluchzte die Frau, „erfüllt doch ihre Bitte, laßt sie nicht sterben, ohne ihr die Augen zu schließen! Wenn Ihr's wüßtet, wie flehentlich sie mich gebeten hat, Euch zu ihr zu bringen, Ihr würdet keinen Augenblick zögern!"

„Aber, Gertrud, ich darf nicht! Sobald ich meinen Posten verlasse, werde ich zum Tode verurtheilt!“

„Was sagt Ihr doch? Ihr habt nur einige Augenblicke nöthig, die Nacht ist so dunkel, das Wetter so schlecht, Niemand sieht uns, Niemand wird Eure Abwesenheit vermuthen, Ihr werdet rasch hier zurück sein — kommt!“

„Ich folg' Euch, Gertrud; ja, ich will ihrem Verlangen nachgeben,“ sprach er mit heiserer Stimme, aber er blieb stehen. „Unglücklicher, was will ich thun!“ rief er leise, die Hand an die brennende Stirn legend. „Meinen Posten verlassen — nein, nein, niemals!“

„Willem, Eure Louise stirbt!“ rief die Frau.

„Sie stirbt! Ach, wenn sie stirbt, was gilt mir dann noch das Leben!“ schrie er in rasender Verwirrung. „Louise, ja, ich komme — zusammen gehen wir in die Ewigkeit!“ Und während er noch so rief, hatte er bereits seinen Posten verlassen und stürzte, gefolgt von der bebenden Gertrud, dem Sterbebett der Geliebten zu.

Je näher er der Wohnung Louisen's kam, je schwerer ward es ihm zu athmen. Es überfiel ihn eine solche Herzbeklemmung, daß er kraftlos gegen eine Mauer sank. Doch nach einer kurzen Pause konnte er sich wieder aufraffen und seinen Weg mit gleicher Schnelligkeit fortsetzen, bis er endlich das Haus erreichte, wo die Geliebte im Todeskampfe lag. Ohne eine Frage zu thun, flog er die Treppe hinauf, stieß die Thür auf und trat schwankend in das Gemach. Niemand richtete ein Wort an ihn, er hörte nichts als dumpfes Weinen. Bebend näherte er sich dem Bette, spähte bei dem bleichen Lampenlichte, tastete, und: „todt! todt!“ gellte es

schauerlich durch die Stille des Sterbezimmers. Leblos sank Willem neben dem Bette zu Boden, erst am andern Tage gelang es, ihn in's Bewußtsein zurückzurufen.

Man kann leicht errathen, welches Schicksal dem jungen Soldaten bevorstand. Er wurde in Haft genommen und blieb, bis er vor dem Kriegsrath erscheinen konnte, im Gefängniß. Umsonst jedoch richtete man Fragen an ihn über das Vergehen, dessen er sich schuldig gemacht. Ein bitteres Lächeln war seine ganze Antwort. Wenn man ihn heimlich beobachtete, sah man ihn stets in finsterm Hinbrüten dasitzen. Eine Woche nach seiner Verhaftung erschien der Unglückliche vor dem Kriegsrath. Er zeigte sich belebter als bisher; es lag sogar eine gewisse Fröhlichkeit in seinem Gesicht. Aber wie groß war der Schreck der Richter, als Willem auf die Fragen des Vorsitzers nur mit einem schallenden Gelächter und mit lautem Rufen nach Louise antwortete. Es war nicht möglich, die Untersuchung fortzusetzen; Willem mußte in ein Irrenhaus gebracht werden.

Dort versank er wieder in die finstere Schwermuth, welche er im Gefängniß gezeigt. Stets war er gelassen, und so oft er freie Luft schöpfen durfte, setzte er sich auf eine Bank, welche im Schatten einer Weide stand. Im Winter wenn der Schnee lag, machte er neben der Weide ein Grab in den Schnee und kniete betend dabei nieder. Mehrmals versuchte man ihn daran zu verhindern, aber dann wurde er wild, und es kostete Mühe, um ihn wieder zu beruhigen. Eines Morgens war die Thür seiner Zelle aufgebrochen. Er kniete neben seinem Grabe im Schnee bei der Weide, er schien noch zu beten, aber er war todt.

Sein Vater und die alte Mutter Louisen's fanden im Hospital eine Zufluchtsstätte.

Das Liedchen, welches ich beifüge, findet sich im „Blämischen Rederyker" 1851.

Die Blicke meiner Liebsten.

Darf in deinem blauen Auge,
Lieb, mein Auge spiegeln sich,
O, dann ist kein Mensch auf Erden
Froher, seliger, denn ich.

Und erheb' ich meine Blicke
Zu dem Himmel blau und rein,
Dünkt er mir dein süßes Auge,
Zartes, liebes Mädchen mein.

Sag' mir, borgen sich vom Himmel
Deine Augen ihren Schein?
Oder sind es deine Augen,
Die dem Himmel Bläue leih'n?

Laster en Onschuld, (met Em. Rosseels), drama uit het hedendaegsch leven in vyf bedryven. Antwerpen 1850.
Romantische verhalen. Antwerpen 1851.
Anna, eene ware geschiedenis uit de volksklas. Gent 1854.
Vreemde bloemen, verhalen. Gent 1854.
Na onweder kalmte, tooneelspel in twee bedryven. Antwerpen 1854.
Over het gevoel voor het Schoone. De vlaemsche Rederyker 1854.
Twee vliegen in eenen slag, blyspel met zang in een bedryf. Brussel 1855.
Verhandeling voor het volk over de minderjarigheid, de voogdy en de zelfmaking, bekroond door het nederduitsch Taelverbond. Antwerpen 1856.

Een blick in de Geschiedenis van het Regt sinds de vroegste tyden tot op onze dagen. Antwerpen 1857.
Lentebladen, gedichten. Antwerpen 1858.

Druckbereit:

Eene verhandeling over de Kontrakten van Verhuring.
Loon naer werken, tooneelspel in twee bedryven.

Duvillers (Constantinus Fidelis Amandus), geboren den 1. August 1803 zu Avelghem, einem großen Dorfe an der Schelde in Westvlandern zwischen Audenaerde und Kortryk. Sein Vater war Arzt. Als der Knabe sechs Jahre alt war, ließ er ihn mit dem Auswendiglernen von vlämischen Versen beginnen, vier Jahre später gab der Kleine bereits französische Stunden in einer großen Kostschule, wo gewiß an vierzig Pensionnaire und über sechszig Externen waren. Der Vater starb 1811, die Mutter zog nach Zomerghem, ihrem Geburtsorte; der Knabe wurde dort Schreiblehrer bei dem Sohn des Einnehmers, den Kindern des Notars, mit einem Worte allen Vornehmsten im Orte. Die Erziehung der Kinder wurde durch den Tod des Vaters nicht unterbrochen, die Mutter „verkaufte selbst ihre seidenen Kleider, um den Unterricht bezahlen zu können.“ Als auch sie 1830 starb, war Duvillers bereits Priester und Professor der Poesie in St. Nikolas im Lande von Waes, wo er sieben Jahr blieb. 1836 zum Pastor in Middelburg in Vlanderen gegen Zeeland zu ernannt, versah er dort sein Amt achtzehn Jahre lang. Seit fast vier Jahren ist er Pastor in Woubrechteghem im Lande von Aelst.

Als Schriftsteller ist Duvillers, was er im Leben ist: lehrender Priester. Seine dramatischen sowohl, wie seine lyrischen Sachen sind für die Jugend und das Volk berechnet. Zwei Bändchen Lieder wurden ganz besonders zum Singen

in den Schulen, wo das Spitzenmachen gelehrt wird, „Zwanzig neue Liedchen" für die Mädchenschule in Mittelburg gedichtet. Aus diesen gebe ich das Maiabendlied, welches die Sitte des Rundtanzes um den Maibaum veranschaulicht. Viele Lieder von Duvillers beziehen sich auf volksthümliche Feste, andere wohl auf Persönlichkeiten und unschuldige Schulmalicen. Alle sind in der ächten Volkssprache geschrieben. Man kann in keinem vlämischen Schriftsteller die Alltagsredeweise so gut kennen lernen, wie in den Schriften von Duvillers, aber man muß bereits selbst mit dem Volke sprechen können, um ihn zu verstehen. Er schreibt selbst: „was die Sprache betrifft, so meine ich sie gut zu kennen — es ist fünfundzwanzig Jahr her, daß ich mich darauf gelegt habe." Von dem einen seiner kleinen Stücke, „Großmutters Geburtstag," sagt er: „dieses Werkchen ist wohl in hundert Nähschulen in Vlandern und Braband aufgeführt worden." Ganz aus Dialogen besteht „Baron Penninck," ein Conscience gewidmetes Volksbuch, in welchem das Verhältniß der großen Eigenthümer zu ihren kleinen Bauern oder Pächtern geschildert wird. Noch nicht heraus ist „der bekehrte Geizhalz" und eine Auswahl von Fabeln, welche Duvillers aus dem Spanischen in's Vlämische und Französische übersetzt hat. Seit elf oder zwölf Jahren schrieb er „auf Ersuchen seiner geistlichen Obrigkeit" einen Almanach, von welchem 150,000 Exemplare abgezogen wurden, für 1859 hat er einen neuen „verfertigt, welcher an Wichtigkeit und Absatz alle andern übertreffen soll." Ebenfalls auf höheren Wunsch hat Duvillers in mehreren Blättern zum Volke geredet, wie in dem „Thourout'schen Blatte," der „Zeitung des Waeslandes," dem „Vaterlande." Im höhern literarischen Style gehalten ist seine „Lobsprache der Poldern," nicht minder niederdeutsch in der Behandlung, als im Vorwurf, und seine „Fransquillonade,"*) deren In-

*) Fransquillons, die Belgier, welche durchaus französisch sein wollen.

halt aus den Worten errathen werden kann, welche Duvillers an mich richtet: „Walsch ist falsch.“

Maiabendliedchen.

Mädchen, kommt und laßt uns tanzen
Um den schöngekrönten Mai,
Seht ihr nicht die Blumenkränze?
Kommt und tretet in die Reih',
Laßt uns froh das Mailied singen,
Und dann wird der Baum gepflanzt,
Und nach unsers Landes Weise
Freudig um ihn hergetanzt.

Ja, dem Herrn behagt die Freude,
Wenn mit Sitte sie gepaart,
Hüpft und springt und dreht euch wacker,
Heut' den Athem nicht gespart!
Morgen ist der erste Maitag,
Morgen kommt die Nachtigall,
Dann ist Lust in Wald und Weide,
G'rade wie im Schullokal.

An den Sträuchern steh'n und wehen
Weiße Blüten lind im Wind,
Und die Vögel legen Eier,
Die für euch zu Kuchen sind,
Und die Tulipan' erschließt sich
Und die Bauernrose auch
Und bald wird das Kirmeßfähnchen
Ausgehängt nach Väterbrauch.*)

Lustig denn und laßt uns singen,
Denn der Maibaum wird gepflanzt,
Hand in Hand mit frohen Sprüngen
Lustig um ihn hergetanzt!

---

*) Auf dem Kirchthurme.

S'ist die liebste Zeit des Jahres,
Weil der Mai uns Freude schafft,
Immerhin seid froh, ihr Mädchen,
Aber bleibt auch tugendhaft.

Lofspraek der Polders. Gent 1839.
Louis Van Wyneghem, of den student te wege, zedelyk blyspel in vyf bedryven. Gent 1840.
De Fransquillonnade, of dichtproef op de verbasterde Belgen, de Fransquillons en Cie. Gent 1842.
Twintig nieuwe liedjes, ten gebruyke der meisjesschool van Middelburg in Vlaenderen. Gent 1844.
Volksliedjes, met een geestig supplement voor den buyten en voor Gent. Gent 1845.
Liedjes voor de Kantwerkscholen, gevolgd door de spreuken van Baeske Van de Wiele. Brugge 1846.
Liedjes voor de Kantwerkscholen, en spreuken van Baeske Van de Wiele. Gent 1847.
Den baron Penninck, of samenspraken waerin de vlaemsche zeden getrouwelyk worden afgeschetst. Volksboek. Gent 1851.
Grootmoeders verjaerdag, klucht in een bedryf. Gent 1851.
Meester Hageman of den oolyken suykernonkel. Klucht in dry bedryven. Gent 1851.
Uitboezeming op het graf van Louisa Maria van Orleans, koningin der Belgen. Gent.
Liefdadigheid en vergelding, of den Armen aen de begoede menschen in verscheydene dichtstukjes aenbevolen. Gent.
Jan Van Wyneghem, of den bekeerden student, zedelyk blyspel in dry bedryven. Gent.

Duyvewaardt (Hendrick Willem), geboren den 24. Oktober 1829 in Antwerpen, und wie er kurz und bündig sagt: je nach den Zeitumständen Maler, Buchdrucker und Schreiber. Von seinem ersten Romane „der Börsenspieler" sprach Sleeckx sehr günstig. Die kleine Skizze, welche ich von ihm mittheile, ist aus dem „Volksblatt," für 1856 oder 57.

Eine Kirmeß.

Das Heu war herein, das Getreide war d'rinnen,
Die Herbstsonne strahlte mit festlichem Glanz,
S'war Kirmeß im Dorf und die Bäuerinnen,
Sie schwenkten sich mit den Bauern im Tanz.

Und dort bei der Linde die Trommel erklang,
Die Menge beim Tone der Fidel sich schwang,
Das frohe Gewühl wuchs lebendiger an,
Doch Leiden und Sterben — wer dachte daran?

J. Van Beers.

I.

Es war Kirmeß, echte, rechte Kirmeß. Aber mitten in dem Gewühl lag ein Fleck, wo es still war, so laut auch das Gejauchze der Freude darüber hinschallte, ein Fleck, dessen Anblick das Lachen von den Lippen verschwinden machte — der Ruheplatz der Todten, in dessen Mitte der demüthige Tempel der Landleute sich erhob. Wer hält in der Lust nicht inne, wer wird nicht von seiner Nichtigkeit ergriffen, wer denkt nicht an Gott, den Unbegreiflichen, wenn er die Stätte betritt, wo sein Leib einst ruhen soll? Wer hat eine Seele und wird nicht von der geheimnißvollen „Stimme" durchschauert, welche, über die Gräser hinschwebend, leise flüstert: „Heute wir — morgen du — denke daran!" Heilig ist dieser Boden, welcher so zur Seele redet, an das Vergangene erinnert, das Gegenwärtige in voller Wirklichkeit offenbart und das Zukünftige ahnen läßt:

Alles kehrt zu seinem Ursprung wieder.

II.

Einsam, todtenstill ist eben jetzt der Kirchhof. Von Zeit zu Zeit verkünden Töne eines dumpfen Gesanges, welche durch die Kirchenfenster dringen, daß in der Kirche ein Dienst begangen wird.

Hinter dem großen Kreuz, welches sich in der Mitte des Gottesackers erhebt, macht der Todtengräber, ein steinalter Mann, ein neues Grab.

Ist für den Mann heute auch Kirmeß? Nein, wie von seiner gefalteten Stirn Schweißtropfen, fallen Thränen aus seinen Augen. Was bewegt ihn? Ist es die Erinnerung, wie viele Gräber er schon gegraben hat? Ist es der Gedanke, daß vielleicht bald ein neuer Todtengräber, sein Nachfolger, das Grab für ihn graben wird? Oder ist das, an welchem er jetzt arbeitet, für ein ihm theures Wesen bestimmt?

III.

Plötzlich hallt ein erschütternder Klang über den Kirchhof hin; die Todtenglocke sendet ihre hohlen Seufzer zu der feiernden Gemeinde, die Trauertöne dringen seltsam an das Ohr. Längs aller Wege und Pfade strömt das Volk herbei, die Menge wächst an und wird zahlreich. Und ehe der letzte Laut des Trauerglöckchens über den Feldern verhallt, geht die Thür der Kirche auf, und ein schlichter Leichenzug kommt heraus.

Der Todtengräber steht bewegungslos, den unsichern Blick auf das fertige Grab gerichtet. In den Händen hält er krampfhaft einen Strick gepreßt. Der Leichenzug nähert

sich. Ein schmerzlicher Seufzer dringt aus der Brust des alten Mannes, sein Blick fällt auf den Sarg; ein bitteres Lächeln zieht die Falten um seinen Mund noch tiefer. Dennoch springt er gewandt hinzu und wirft den Strick über das Grab. Ein dumpfer Wiederhall wird gehört — der Sarg ist hinabgeglitten.

IV.

„Wen begräbt man da?" fragen die Neugierigen einander. Niemand weiß es. Man wendet sich an den Todtengräber:

„Freund, wen begrabt Ihr?"

Der Mann ergreift mit seiner steifen Hand zitternd das Grabscheit und antwortet traurig:

„Eine junge Frau."

„Was für eine Krankheit hat sie gehabt?"

„Keine. Die Arme — sie brachte ein Kind zur Welt — sie und ihr Mann hatten so sehr eins gewünscht. Daran starb sie."

„Daran!" wiederholt man leise.

Der Greis trocknete sich die Augen, und während er die letzte Schaufel Erde auf das Grab warf, fuhr er leise fort: „Gott habe ihre liebe Seele! Als sie zur Taufe getragen wurde, war ich ihr Pathe. Als sie Hochzeit hielt, war ich ihr Zeuge, und nun begrab' ich sie."

In der einen Hand das Grabscheit, in der andern den Strick, warf der Greis noch einen letzten Blick auf das kaum geschlossene Grab und verließ, lautschluchzend, die tieferschütterten Umstehenden.

Und doch, doch war Kirmeß in der Gemeinde! doch klang über Alles hin der fröhliche Gesang der Kirmeßgäste, während hier auf dem Kirchhof die Mutter eingesenkt wurde, welche das Glück des Muttersein nur eine Stunde lang genossen hatte.

V.

Seht Ihr dort hinter der Brombeerhecke die Bauernhütte mit dem Schobendach? Vor der Thür liegt ein Kreuz von Stroh. Dieses Kreuz bedeutet, daß Jemand aus dem Hause gestorben ist.

Dort wohnt der arme Gatte der jungen zu früh gestorbenen Mutter.

Wer denkt an den Unglücklichen, der gegen diesen harten Schlag des Schicksals ankämpfen muß? Ach, es ist Kirmeß:

Und Leiden und Sterben — wer dachte daran?

Und warum nicht? Warum kommt kein Reicher in diese Hütte, um zu helfen? Soll der Mann, der bereits so viel gelitten, auch noch Hunger leiden? Ihr sagt: er kann arbeiten, er hat Arme. Wahr, aber er hat auch ein Herz. Dieses Herz ist zerrissen, die Kraft des Mannes ist gebrochen — könnte er sterben, sterbend sich wieder mit der Verlorenen vereinigen, dann wäre sein jetzt einziger Wunsch erfüllt. Kommt also schnell, Ihr Fröhlichen, Ihr Reichen, die Ihr wirklich menschenfreundlich seid, kommt in die arme Hütte, richtet den hoffnungslosen Mann durch ein Wort des Trostes auf — vielleicht gebt Ihr ihm den Muth zum Leben wieder, und wer weiß, ob Gott es Euch nicht zu Gute schreibt?

VI.

Horcht, der Hund heult! Es ist wahr, seine Herrin ist todt. Aber wer wird dort sichtbar?

Ah, es ist der Abgesandte der Vorsehung. Er naht, der dieses zerrüttete, aber noch immer christliche Gemüth auf's Neue mit Muth und Kraft entzünden soll. Es ist ein Greis: es ist abermals der Todtengräber. Alt und arm ist also der vom Himmel Gesendete. Alt und arm — will uns die Vorsehung in dieser Gestalt das Bild des Menschenfreundes erscheinen lassen?

Kaum hat er den Pfad betreten, der zur Wohnung leitet, so hört der Hund auf zu heulen und läuft ihm wedelnd entgegen. Kaum hat er die Schwelle überschritten und den Mund geöffnet, so fühlt der junge Mann sich schon getröstet.

„Freund, Gott hat Euch Euer Weib genommen, aber er hat Euch dafür ein Kind gegeben. Verliert den Muth nicht — wir dürfen weder murren über die Schickungen des Himmels, noch seine Gaben verschmähen.“

So sprach der Greis. Eine Thräne drang in das Auge des jungen Wittwers; er versuchte zu reden, aber nur ein schmerzliches Stöhnen vermochte aus seiner Brust zu dringen.

Da hörte man plötzlich aus einem Nebenkämmerchen das klägliche Geschrei eines Kindes, und mit Thränen in den Augen begann der Greis wieder: „Hört, Freund, Euer Kind — es bittet Euch so kläglich, daß Ihr es nicht vergessen und verlassen mögt.“

„Mein Kind, ja, mein Kind!“ rief der arme Vater und sich an die Brust des Greises werfend, gelobte er sich im

Schweiß seines Angesichtes das Nöthige für sein Kind zu erwerben.

Und dort bei der Linde die Trommel erklang —

Und es war Kirmeß! Was kümmert es eine Gemeinde, wenn eines ihrer Glieder stirbt? Es ist der Lauf der Welt: „tanzt, so lange es Kirmeß ist — wer weiß, ob Ihr bei der nächsten Kirmeß nicht auf dem Kirchhof liegt?"

Jets over handen, handschoenen en sjals. Volksblad 1856.
Een aengenomen broeder. Volksblad 1856.
Sir Walter Raleigh. Volksblad 1856.
Aen een meisje dat ik geern zie. Volksblad.
Aendenken van een Kermis. (Overweging.) Volksblad.
Manke Dries. (Verhaeltje.) Volksblad.
Een bezoek in het atelier van den Kunstschilder Ed. Dujardin. Volksblad.
De vastenavond te Antwerpen. Volksblad.
Aendenken van Rousselaers Kermis. Volksblad.
De Fondsenspeler, verhael uit die antwerpsche zeden. Antwerpen 1857.
Jan de Korden, stonden uit het leven van eenen garnaelvanger. Almanak der beschryving van de ramp voorgevallen aen den koninglyken Entrepot. Antwerpen 1858.

Ecrevisse (Pieter), geboren den 3. Juni 1804 zu Obbicht bei Sittard in Niederländisch-Limburg. Seit seiner frühesten Jugend Augenzeuge von dem Drucke, mit welchem die Fremdherrschaft auf seinem Vaterlande lastete, entwickelte sich frühzeitig in ihm das Bedürfniß der Unabhängigkeit, zugleich mit einem unauslöschlichen Durst nach Wissen. Rasch machte er alle vorbereitenden Schulen durch. Seine Bildung war mehr deutsch als französisch, indem nicht nur die deutsche Sprache als vergleichende diente, sondern auch lediglich deut-

sche Klassiker gelesen wurden. Mit neunzehn Jahren zur Universität reif, erwarb Ecrevisse, der seine Eltern frühzeitig verloren hatte und nur spärlich mit Vermögen bedacht war, sich durch Unterricht in den todten Sprachen die Mittel, um in Göttingen und Löwen die Rechte studiren zu können. Nachdem er 1832 Doktor geworden war, praktizirte er sieben Jahr lang als Advokat und wurde, als er bei der Theilung von Limburg sich Belgien zum Vaterlande wählte, Friedensrichter zu Eecloo in Ostvlandern, ein Amt, welches er jetzt noch bekleidet. Nach zehn Monaten schon wurde er in den Provinzialrath gewählt, wo er, ebenso wie Ledeganck, die Rechte der vlämischen Sprache vertrat. Er that es auf die beste Weise, indem er durch sein Beispiel bewies, daß die vlämische Sprache sich eben so gut zum Halten von Reden eigene, wie jede andere. Acht Jahre lang setzte er diesen Kampf fort, dann kam das Gesetz über die Incompatibilität, welches den Richterstand ausschloß, und Ecrevisse ist jetzt nur noch Mitglied vom Stadtrath zu Eecloo. Auch hier seiner volksthümlichen Aufgabe getreu, hat er es dahin gebracht, daß die städtische Verwaltung auf Vlämisch geführt wird, und am 25. Oktober 1846 stiftete er eine literarische Gesellschaft unter dem Titel „Muth und Fleiß." Da er gut und lebendig aus dem Stegreif spricht und zwar ohne Dialekt, was den vlämischen Schriftstellern nicht genug anempfohlen werden kann, so thut er hauptsächlich viel, wo es sich um rasche Entscheidung einer Frage handelt.

Als Schriftsteller ist Ecrevisse allein in seiner Eigenthümlichkeit. Wie alle Limburger hängt er fest an seiner Heimath und bewegt sich als Romancier am liebsten, ja, fast ausschließlich dort. Sein „Vatermörder" soll erschreckend wahre Schilderungen enthalten, für seine „Verwüstung von Maestricht," worin sein Haß gegen alle Unterdrückung am deutlichsten hervortritt, verlieh König Leopold ihm die große goldene Verdienstmedaille. Seine „Teuten," ein Name, den im achtzehnten Jahrhundert eine berüchtigte Diebsbande in der Limburg'schen Kempen

führte, erschienen zuerst im Feuilleton von „Vlämisch Belgien.“ Man warf dem Verfasser vor, daß er aus seinem Stoff nicht Vortheil genug gezogen habe — der „Drossaerd Clercq,“ eine gründliche Umarbeitung, antwortete diesem Vorwurf. Das bedeutendste Werk von Ecrevisse ist jedenfalls sein Roman: „die Bockenreiter.“ In der Art der italiänischen geschichtlichen Romane geschrieben, nämlich mit breiter Anlage und ruhiger Ausführung, wenigen Personen, aber genau ausgemalten Charakteren, enthält dieses Buch vortreffliche Natur- und Sitten-Schilderungen. Das Gemälde der Maasufer kann als Vorbild dienen, ebenso die Darstellung des Kampfes um das Kers- oder Weihnachtsbrodchen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Vlamingen den unschätzbaren Reichthum ihrer alten Ueberlieferungen in Sitte und Sage öfter auf diese glückliche Art anwendeten. Gern hätte ich diese beiden Schilderungen übersetzt; doch vielleicht findet sich, durch mich angeregt, für den ganzen Roman ein deutscher Uebersetzer. Der Verfasser selbst schlug mir zur Uebersetzung „Wilhelm der Schweiger“ und „Farnese“ vor, welche beiden Bilder sich in allen belgischen Chrestomatien finden sollen. Ebenso soll auch die bekrönte Lobrede auf „Artevelde“ als ein Meisterstück der Dialektik gelten. Aber das Alles war zu ernsthaft für meinen Zweck, und ich suchte nach einer Novelle herum, als ich ganz zufällig im Antwerpner Musenalbum folgende vortreffliche Skizze fand.

Der Sachwalter.

Nach dem Leben geschildert.

Es giebt in der Geschäftswelt einen Mann, der weder die Gelehrsamkeit des Advokaten, noch die Spitzfindigkeit des Avoué, noch die Gewichtigkeit des Notars, noch die officielle Strenge des Huissier besitzt, aber statt dieser vier Eigenschaften ebensoviele andere aufzuweisen hat, welche zusammen-

Digitized by Google

genommen seine Existenz bedingen. Ist er nämlich nicht gelehrt, so weiß er dafür zur rechten Zeit zu sprechen und zu schweigen. Die Spitzfindigkeit ersetzt er durch eine Art praktischer Gewandtheit. Hat er die Gewichtigkeit nicht, so bedient er wohlfeiler und macht kürzere Rechnungen, auf denen die Notatien geschickt durch verschiedene devoirs und démarches vertreten werden. Anstatt der officiellen Strenge endlich wendet er die ausgesuchteste Höflichkeit an, um sein Ziel durch Vorstellungen und Rathschläge zu erschleichen und rückständige Summen einzutreiben, ohne den Schuldner zu verstimmen. Einen solchen Mann nennt man hier zu Lande einen „Sachwalter,“ spottweis wohl auch „Sackwalter.“

Das erste redliche Wesen, welches diesen Titel annahm, kam ohne Zweifel in dem oder jenem kleinen Dorfe zur Welt, und lebte lange Zeit fast ungekannt von Allen, die außerhalb des Umkreises seiner Gemeinde wohnten. Erst nachdem das Sachwalterthum unzählige Stufen erklimmt hatte, erreichte es die Höhe, auf welcher es gegenwärtig in allen seinen charakteristischen Zügen prangt, die nicht weniger ausgeprägt sind, als die der Aerzte und Advokaten zur Zeit Molière's. Jetzt zeigt sich der Sachwalter schon hier und da in Städten und weiß öfter die „Honorarissen“ des Advokaten, die „Comparatien“ des „Avoué,“ die „Vacatien“ des Notars, die Reisen, „Originalen“ und Copien des „Huissier“ wegzuschnappen. Auch hat er es so weit gebracht, daß der Advokat für ihn plaidirt, der Avoué erscheint, der Notar verkauft und der Huissier instrumentirt, wenn sie gerade anderweitig nicht viel zu thun haben, und er weiß stets und

überall einen oder den andern solcher Beamten ausfindig zu machen, um ihm seine Geschäfte aufzulegen.

Der Sachwalter ist befreundet mit dem Arzt und dem Chirurgen. Sie geben ihm schon einige Wochen im Voraus Winke, daß bei diesem oder jenem begüterten Dorfbewohner wohl eine Hinterlassenschaft zu regeln sein dürfte, und in dieser Zeit kann er Mittel und Wege finden, um mit der Liquidation betraut zu werden.

Er steht auch mit dem Bürgermeister der Gemeinde gut, ist Wähler und unterstützt das Gemeindeoberhaupt, obschon er sich wohl in Acht nimmt, irgend eine politische Meinung blicken zu lassen. Denn seine erste und nothwendigste Eigenschaft besteht darin, Allerweltsfreund zu sein, und darum hütet er sich vor Allem, was auf einen Streit hinauslaufen könnte.

Doch klammert sich der Sachwalter nicht ausschließlich an die weltliche Obrigkeit an, er sucht auch das Vertrauen des Pastors zu gewinnen, indem er regelmäßig dem Gottesdienste beiwohnt, alle kirchlichen Pflichten erfüllt, besonders die, welche in die Augen fallen, und nicht nur in jede Brüderschaft eintritt, sondern auch bei jeder Prozession eine Wachskerze trägt. So schlüpft er allmählig in den Rath der Kirchenfabrik und stimmt für alle Verzierungen des Chors und der Sakristei. Nicht selten weiß er sich auch in den Gemeinderath wählen zu lassen und nimmt dann den Schein an, als würde ihm diese Würde aufgedrungen. Bei den Versammlungen spannt er alle Kräfte seines Geistes an, um gerade genug und nie zu viel Verstand zu zeigen. Soll jedoch ein oder der andere Gegenstand zur Besprechung und

Entscheidung kommen, über welche die Ansichten in der Gemeinde getheilt sind, so sieht man ihn schon früh Morgens mit einem Stoß Akten unter dem Arme abwandern. Dann hat er irgendwo in einem Sterbehaus zu thun, Güter abzuschätzen oder durch einen befugten Beamten eine Versteigerung abhalten zu lassen.

Nehmen wir das Haus des Sachwalters in Augenschein, so tritt uns dieselbe berechnende Umsicht entgegen. Gleich über der ersten Thür rechts oder links im Flur steht mit großen gothischen Buchstaben das Wort „Comptoir." Der Client findet den Sachwalter zu jeder Zeit allein, mit Geschäften überhäuft oder in tiefen Gedanken versunken. Eine Art Gestell mit offenen Schubfächern nimmt wenigstens eine Wand des Zimmers ein. Ungefähr in der Mitte des Raumes steht ein Pult mit Akten und Registern beladen. An den Wänden hängen einige Bilder, ein Calender, die Karte von Belgien und eine Masse Anschlagzettel, welche Verkäufe von über zehn Jahren her ankündigen. In dem Bureau des gesuchtesten Advokaten oder Notars findet man nicht soviel Anschlagzettel, wie in dem Comptoir des erbärmlichsten Dorfsachwalters, und alle sind sorgfältig blau gebunden und auf's Beste geordnet.

Der Mann selbst trägt fast durchgehends eine dunkelgrüne Brille, so daß es unmöglich ist, auch nur die kleinste Empfindung in seinen Augen wahrzunehmen. Die Feder weiß er mit einem gewissen Schick hinter das Ohr zu stecken. Mit dem einfachen Landmann ist er sparsam in Worten, mit dem Gebildeten dagegen stumm wie eine Bildsäule, und hat er erst einmal mit der Rolle des geduldigen Zuhörers be=

gonnen, so läßt er den Clienten ungehindert fortsprechen, studirt seine Absichten und stößt ihn niemals vor den Kopf. Selten äußert er eine bestimmte Meinung über eine Rechtsfrage; kommt es auf Thatsachen an, so macht er den reichlichsten Gebrauch von den vorsorglichen Worten „wenn, jedoch, falls, indessen,“ und ähnlichen andern. In den meisten Fällen hilft er sich mit seinen Lieblingsredensarten: „Es ist eine schwierige Sache, welche reiflich überlegt werden muß; es ist das eine Frage, die ich erst beschlafen muß; das Für und Gegen will genau mit einander abgewogen werden!“ u. s. w., alles Antworten, die da Nichts sagen und beinahe immer auf einen Aufschub von acht Tagen hinauslaufen. In dieser Zeit werden hier Erkundigungen eingezogen, und dort Rathschläge erholt, und kömmt der Landmann am bestimmten Tage wieder, so hört er die Entscheidung seines Sachwalters mit groß aufgerissenen Augen an, und kehrt, bald mit zurückgeworfenem Kopf, bald mit hängenden Ohren, nach Hause zurück. Immer jedoch murmelt er für sich: „O der Mann hat Grütze im Kopf! Das ist ein grundgelehrter Kerl, oder ich verstehe mich auf Nichts!“

Kein Sterblicher hat die Kunst des Geldzusammenscharrens so weit getrieben, als der Sachwalter. Er hat einen Boten und Ausrufer nöthig: der Feldhüter versieht beide Posten und giebt ihm zugleich die genaueste Auskunft über das Alter jeder Grenzhecke und jedes schlagbaren Busches, kennt auch die Feldfrüchte, welche auf dem Halm verkauft werden sollen, wie am Schnürchen und weiß es immer so anzudrehen, daß er selbst den kleinsten Verkauf seinem Patron in die Hände spielt. Wird dann ein Getreide- oder Holz-

verkauf angekündigt, so steht gewiß am Schluß: daß noch andere Käufe in Unterhandlung sind, und daß Jeder, der Anträge zu machen hat, sich beeilen müsse. Auf diese Weise wächst ein kleines Verkäufchen in kurzer Zeit zu einem großen Verkaufe an. Die Bäume, deren Versteigerung angekündigt wird, übertreffen auf den Anschlagzetteln stets ihren eigentlichen Umfang, liegen oder stehen durchgehends in der Nähe einer Chaussee oder eines Canals und sind demzufolge auf das Leichteste fortzuschaffen. Der Eigenthümer überzeugt sich, daß der Sachwalter sich väterlich seiner Sache annimmt.

Steht irgendwo die Eröffnung einer Hinterlassenschaft bevor, bei welcher Seitenverwandte als Erben betheiligt sind, so besteht die große Kunst des Sachwalters darin, sich zum Testamentsvollstrecker ernennen zu lassen. Ist ihm das gelungen, sucht er alle Erben bis in's zwölfte Glied kennen zu lernen. Befindet sich Einer oder der Andere unter ihnen, der Geld nöthig hat oder Willens ist, seinen Erbschaftsantheil zu verkaufen, so schießt ihm der Sachwalter Geld vor oder kauft ihm sein Erbrecht ab. In beiden Fällen gelangt er in das Sterbehaus, setzt sich mit an die Schüssel und geht mit einem fetten Bissen davon. Bevor jedoch die verschiedenen Grundstücke vertheilt oder verkauft sind, hat er die Nummern, die Größe und den Reinertrag im Kataster aufgesucht, hat den Pachtzins, die Bäume, das Schlagholz geschätzt, den Nachlaß beim Registraturbureau angemeldet, mit einem Worte: so viel devoirs und démarches, Abschätzungen, Nachforschungen, Reisen und Ausgaben gemacht, daß die Aufzählung mehrere Seiten beträgt und das Register mit einer Zifferreihe schließt, welche kein Ende nimmt.

Kommt es nun zur Theilung unter den Erben, so hat der schlaue Fuchs sich selbst bereits bezahlt gemacht. Das baare Geld hat er schon in seinem Hause bis auf Heller und Pfennig eingetheilt. Jeder Erbe erhält ein besonderes Säckchen, hört unter dem Zauber, welchen das vor seinen Augen blitzende Geld ausübt, das Vorlesen der Theilungsakte nur mit halbem Ohre an, und unterzeichnet dieselbe, oder läßt, wenn er nicht schreiben kann, die Zeugen und Notare für sich unterzeichnen. Der Sachwalter geht mit leerer Börse und leeren Händen nach Haus und die Clienten, welche das sehen, glauben, er habe Alles nur aus Liebe und Güte für sie gethan. Natürlich erklären sie mit vollem Munde, er sei die Blüthe aller früheren, jetzigen und künftigen Rechtsanwälte.

Meistentheils ist der Sachwalter auch Generalbevollmächtigter großer Gutsbesitzer und wohlthätiger Stiftungen. In dieser Eigenschaft verpachtet er die Grundstücke, schreibt und registrirt die Akten und sichert sich zugleich sämmtliche Pachter für seine Praxis. Ihre Pferde und Wagen stehen ihm zu Diensten, und die fettsten Hühner sind für seine Küche, der übrigen kleinen Vortheile gar nicht zu gedenken.

Seine Frau — denn der Mann ist verheirathet und Vater einer Familie — ist vortrefflich eingeschult, um Clienten anzulocken und festzuhalten. Sie empfängt Jeden mit einem lächelnden Gesicht. Kommt ein Landmann, holt sie geschwind den Wachholderbranntwein herbei und für das schöne Geschlecht hat sie Münze, macaron, parfait amour und Punsch in Bereitschaft. Wer kann so vieler Freundlichkeit und Güte widerstehen?

So lange die Nachkommenschaft nicht herangewachsen ist, hat der Sachwalter nicht ein Fünkchen Ehrgeiz. Dieser wächst jedoch mit den Söhnen und den Töchtern. Sind diese groß, sucht er in den Rath zu kommen, und ist er erst drinnen, strebt er nach einem Schöppenstuhl und wartet mit Ungeduld auf den Augenblick, wo er den Bürgermeister oder den Geheimschreiber ersetzen kann. Wie sollte ihm einer dieser Posten entgehen können? Ist er nicht der Held des Feldhüters, das Orakel der Gemeinde? Steht er nicht mit dem Pastor gut? Kennt ihn nicht Jeder als einen braven, sorgsamen und uneigennützigen Geschäftsmann?

Während er zur öffentlichen Amtsverwaltung übergeht, trägt er die Sachwalterschaft auf den zweiten Sohn über; denn der älteste muß auf der Hochschule nach dem Diplome eines Doktors der Rechte ringen, um später dem Comptoir die Kosten der „Adviesen" zu ersparen. Hat ihm der Himmel noch einen dritten und vierten Sohn geschenkt, so tritt der Eine in den Priesterstand, der Andere wird Arzt, Geburtshelfer und Chirurg. Die Frau setzt dann einen französischen Hut auf das graue Haupt und „Meinherr" hält Wagen und Pferd. Die Bürgermeisterschaft kann doch nicht gut zu Fuß gehen! Und so lange die Sachwalterschaft nur auf gesunden Beinen steht, ist von einem schlimmen Winter Nichts zu fürchten!

Seit einiger Zeit hat der Sachwalter einen Riesenschritt vorwärts gethan: er ist vom Rechtspraktikanten und Rechtsconsulenten Proceßführer geworden. Er erscheint mit seinen Clienten sowohl in Civil- wie in Polizeisachen ganz dreist vor dem Friedensrichter des Cantons und stimmt jedes Mal

für einen Vergleich. Hat er es aber so weit gebracht, daß die streitenden Parteien sich versöhnen, dann solltet Ihr ihn belauschen, wenn er mit seinen Clienten nach Hause geht! Ihr solltet hören, wie er die Versöhnung als eine Tochter des Himmels preist! „Ich," sagt er, „der aus Erfahrung zu reden weiß, kann Euch den Rath geben, mein lieber Freund, wenn Ihr um ein Kalb processiren wollt, so gebt lieber die Kuh noch zu und laßt den Proceß fallen."

In Polizeisachen spricht er stets, als wäre sein Client weißer denn Schnee. Sind jedoch die Thatsachen allzuklar erwiesen, dann spricht er von „mildernden Umständen," gerade als ob er vor einem Dutzend französischer Geschwornen stände, die über eine Vergiftung aus Liebe zu entscheiden hätten. Er führt zur Begründung seiner Ansicht eine Masse Erkenntnisse an, und obgleich dieselben mitunter zur vorliegenden Sache passen wie ein Besen auf ein Schwein, so steht doch der Client ganz verblüfft da über den Strom von Gelehrsamkeit, welcher von den Lippen seines Vertheidigers fließt.

Der Landmann zahlt sehr gern für ein playdoyer, wenn nur recht viel Worte zu seiner Vertheidigung verschwendet werden. Der folgende Fall wird dem Leser beweisen, wie sehr der durchtriebene Rechtspraktikant von dieser Wahrheit durchdrungen ist.

Vor ungefähr zehn Jahren wohnte ich als Advokat einem Zeugenverhöre vor einem Gerichtscommissär bei, in welchem meine Gegenpartei einen alten Sachwalter oder sogenannten défenseur officieux als Beistand hatte. Der Richter war ein Mann, der viel Erfahrung und noch mehr Versöhnlichkeitssucht besaß: er schlug einen Vergleich vor, der nach eini-

gen Einwendungen von Seiten beider Parteien angenommen wurde. Man setzte ein Protokoll auf, beide Parteien unterzeichneten es, und damit hielt ich die ganze Sache für abgemacht. Wie war ich daher verwundert, als mit einem Male der alte Rechtspraktikant das Wort nahm und in einer Rede, die mindestens eine halbe Stunde lang dauerte, die Rechte seines Clienten dermaßen vertheidigte, daß ihm der Schweiß von der Stirn herablief! Der Richter sah mich an, ich sah den Richter an, und wir zuckten beide die Achseln. Als die Rede beendet war, frug der Richter: „à quoi bon?“

„A faire comprendre à mon client, que j'ai gagné mes honoraires!“ antwortete der Sachwalter mit der größten Kaltblütigkeit, während er sich den Schweiß vom Gesicht wischte. Er hatte sich wirklich die Mühe gegeben, eine ellenlange Rede zusammenzustoppeln, die Arbeit mußte bezahlt werden, und der Client bezahlte mit Freuden. Der Redner verstand sein Handwerk oder kannte seinen Mann. Er ließ uns lachen, steckte das Geld in die Tasche und sagte beim Abschiede zu mir :

„Herr Advokat, Ihr versteht das Theoretische unendlich besser als ich, aber was das Praktische anbetrifft, so könntet Ihr noch bei mir in die Schule gehen.“

Ich will diese Skizze damit schließen, womit ich eigentlich hätte beginnen sollen: mit den äußeren Kennzeichen des Sachwalters.

Seine Größe läßt sich nicht angeben, die ist unendlich verschieden. Die Brille ist ein nothwendiger Charakterzug. Den Mund kneift er zu, auf der Stirne zieht er Falten. Er geht etwas gebückt unter der Last seiner Gedanken, der Rohr=

stock fehlt nie in seiner Hand. Seine Taschen sind stets vollgepfropft mit Papierrollen. Man begegne ihm des Morgens oder treffe ihn des Abends, immer ist er mit Geschäften überhäuft. Die silberne Schnupftabaksdose ist seine unzertrennliche Gefährtin: aus ihr schöpft er die tiefsinnigen Gedanken, vor denen der Landmann auf die Kniee fallen soll, um ihn wie eine Gottheit anzubeten. Sein Gang bleibt zu jeder Zeit derselbe, langsam und vorsichtig. Selten wird er dick, denn er bewegt sich wie das Rad am Wagen.

Die Genauigkeit des Sachwalters in der Führung seines Registers kann als Muster gelten. Keinen Fuß setzt er aus der Thüre, ohne es anzumerken. Findet er durch Zufall seinen Clienten nicht zu Hause, so steht auf der Rechnung „Mich in sein Haus begeben und ihn nicht gefunden ... einen Frank!" Verliert er sein Tintenfaß bei der Abschätzung von Grundstücken, findet man selbst diesen Verlust auf der Rechnung angeführt, so daß man vom Sachwalter mit Recht sagen kann: Er findet verlierend.

Nun sage man noch, das sei kein großer Mann, der ine solche Rolle in unserm aufgeklärten Jahrhundert spielt!

Diese Skizze ist in ihrer Art ebenso angelegt und ausgemalt wie die „Bockenreiter" in der ihrigen. Sie hat überdies noch denselben Vorzug: sie ist ächt volksthümlich. Es ist zu bewundern, daß Ecrevisse sich so bestimmt als Niederdeutscher erhalten hat, da seine Erziehung hochdeutsch war, seine Frau deutsch ist und seine vier Kinder, wie er

mir in einem höchst originellen Briefe schreibt, es mehr als halb sind.

De Teuten, eene zedenschets uit de XVIII. eeuw. Brussel 1844.
De Drossaerd Clercq, eene omwerking der Teuten in de Limburger Kempen. Brussel 1845.
Een tafereel uit de geschiedenis van 1813 en 1814. Taelverbond 1845.
De Bokkenryders. Brussel 1845.
De verwoesting van Maestricht. Antwerpen 1845.
Twee Origineelen. Vlaemsche Stem 1846.
Koning Zwintebolt. Nederduitsch letterkundig Jaerboekje 1846.
De Zaekwaernemer. Muzen-Album. 1846.
Egmond's einde, historisch romantisch verhael, bekrönt mit der vergoldeten Ehrenmedaille der Gesellschaft „Voor Moedertael en Vaderland" zu Deinze. Antwerpen 1850. Herinneringen uit de hoogeschool en de pleitzaal. De vlaemsche Rederyker 1853—54.
De Bokkenryders of het land van Valkenburg. Tweede verbeterde en vermeerderde uitgave met vele platen. Brussel 1854.
Het Meilief van Geleen. Gent 1858.

Eekma (D. J.). Um Auskunft über diesen Holländer zu erhalten, welcher in der vlämischen Literatur eine Zeit gastirt hatte, wandte ich mich an einen Antwerpner Schriftsteller, der mir Folgendes über ihn schrieb.

„Es war 1847, daß ich ihn in Brüssel kennen lernte. Er war von Geburt ein Friese. Sein Vater übte zu Leeuwaarden in Holland das Amt eines Generalprocurators aus. Der Jüngling, welcher etwa zwanzig Jahre zählte, war nach Belgien gekommen, um sich im Buchhandel und in der Buchdruckerei auszubilden. Bald fing er an, sich mit Poesie zu beschäftigen und lieferte sowohl in die „Vlämische Stimme", wie in den „Sprachverband" lyrische Beiträge, unter denen sich auch Uebersetzungen befanden. Später schrieb er in dem Genter Tagblatt: de Vaderlander, unter Anderm ein langes

Spottgedicht, „die Pegasiade,“ in welchem er viele Literaten unbarmherzig geißelte. 1850 ging er nach Holland zurück, doch nicht auf lange. Sein Vater war gestorben; er richtete zu Brüssel von dem, was er geerbt, mit einem Franzosen gemeinschaftlich ein Casino oder einen Café chantant ein. Das Ding ging schlecht, Eekma büßte nicht nur sein ganzes Erbtheil ein, sondern wurde auch noch wegen Schulden festgesetzt. Als er wieder frei wurde, verließ er Belgien. Die Literatur hatte er seit seiner Rückkehr aus Holland gänzlich aufgegeben. Einige Jahre später schrieb er aus Californien an einen Freund in Brüssel, daß er sich in den traurigsten Umständen befinde. Seitdem hab' ich Nichts mehr von ihm gehört. Er war ein guter Junge, aber eigensinnig wie ein Friese.“

So weit der Antwerpner. Ich habe Nichts mehr hinzuzufügen, als die Uebersetzung eines Liedes, welches ich aus dem dritten Jahrgang des „Sprachverbandes“ genommen habe.

Die Schildwache.

Romanze.

Die Lagerfeuer brennen,
Das Heer es liegt und ruht,
Und nur die Schildwacht wachet
Mit Lust und frischem Muth.

Es steht kein Stern am Himmel,
Dunkel ist's überall,
Des Feuers Glanz alleine
Verhütet den Ueberfall.

Er denket seiner Liebsten,
Des Mädchens, dessen sein Herz,
Des Vaterlands, der Eltern,
Die er verließ mit Schmerz.

Er hofft sie bald zu sehen,
Und nicht zu lassen mehr,
Sein Aug' wird feucht von Thränen,
Und leise flüstert er:

„Ja, balde werd' ich kommen,
Ihr Lieben, mir so werth,
Und ewig bei euch bleiben,
Am lieben vertrauten Heerd."

Da pfeifet eine Kugel,
Zur Erde stürzet er,
Und Vaterland und Freunde
Sieht er nicht wieder mehr.

Aen België. Een lied dezer tagen. Brussel 1848.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Von der Schelde bis zur Maas.

Das geistige Leben der Vlamingen

seit dem Wiederaufblühen der Literatur.

Biographien, Bibliographien und Proben
von
Ida von Düringsfeld.

Zweiter Band.

Leipzig. Ad. Lehmann. | Brüssel. Fr. Claassen.

1861.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Geiregat (Pieter)	1
Eine öffentliche Einmiethung. Erzählung	2
Génard (Petrus Marie Nikolas Jan)	34
Die Macht des Liedes. Gedicht	38
Gerrits (Lodewyk)	41
Hendrik. Erzählung	42
Gezelle (Guido)	53
O s'Rauschen von dem schlanken Ried! Gedicht	53
Gontier (Frau, geborene Marie de Smet)	55
Samstagabend. Lied	56
Hansen (Constanz J.)	57
Das Kind und die Wittwe. Fragmente aus dem Oratorium: Das Leben der Frau. Ritornel. An meinen Busenfreund zu seinem Feste	61
Hendrickszone (Emmanuel, Hiel)	63
Triolette	64
Hendrickx (Petrus Joseph Norbert)	65
Erster Auftritt des zweiten Akts aus dem zweiten Theil des dramatischen Gedichtes „Don Juan."	68

	Seite
Heuts (Michel Bernard Frans)	74
Clara. Gedicht	74
Lauwers (Edmond L. D.)	78
Fragment aus dem Roman Minna Van der Plyt	79
Ledeganck (Karel Lodewyk)	82
Der Bettler. Gedicht	85
Loveling (Rosalie)	92
Der kleine Lautenspieler. Gedicht	94
Loveling (Virginie)	95
Das Liedchen meiner Kindheit. Gedicht	95
Mees (Benedictus Joannes)	97
Eine Heirath bei den alten Belgiern. Erzählung	97
Mertens (Florentius)	106
Im Postwagen. Skizze	106
Michels (Eduard)	114
Fragment aus der Erzählung Zu Haus bei den Bauern	115
Nolet de Brauwere van Steenland (Johann Karl Hubert)	128
Fragment aus dem Gedicht Fortschritt, Streitgesang aus der epischen Dichtung Ambiorix	128
Palmers (Willem)	137
Fragment aus der Dichtung „die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier Sr. Majestät Leopold I. Königs der Belgier	137
Peeters (Hendrik Bartholomäus)	138
Ging mein Hemdelein zu waschen. (Lieder)	140
Vergangnes Jahr und dieses Jahr. (Lieder)	141
Am Brunnen. (Lieder)	142
Gestern und Heute. (Lieder)	142
Lieb Knäbelein. (Lieder)	143
Renier (Petrus Joannes)	145
Hans, der Sperling und der Maikäfer. Fabel	145

	Seite
Rens (Frans)	149
Das Kinderopfer. Gedicht	150
Roelants (Johan Franz)	154
Scenen aus dem Trauerspiel Wilhelm der Schweiger	155
Rogghé (Willem)	166
Meine Rosen. Lied	167
Rosseels (Emmanuel)	168
Theodor Van Ryswyck. Lustspiel	169
Simillion (Konstantyn)	204
Vögel für die Katze. Märchen	204
Sleeckx (Dominikus)	214
Miß Arabella Knokr. Eine Pferdegeschichte	217
Snellaert (Ferdinand Augustyn)	273
Am 18. Juli 1853. Gedicht	275
Snieders (August)	277
Auf Wiederseh'n. Gedicht	279
Am Eingang der Kirche. Gedicht	281
Snieders (Renier de)	287
Der Sohn des Scheerenschleifers. Erzählung	290
Staes (Jan)	342
Die Blümchen meiner Mutter. Gedicht	342
Stallaert (Karl Frans)	345
Die erste deutsche Charte in Braband. Geschichtliche Skizze	346
Stroobant (Eugen Eduard)	358
Rath und That. Lustspiel	359

Digitized by Google

Geiregat, (Pieter) geboren zu Gent den 25. Februar 1828. Sein Vater war Lichtgießer, und ließ den Sohn dasselbe Gewerbe erlernen, nachdem der Knabe vom siebenten bis zum dreizehnten Jahre eine der freien Stadtschulen in Gent besucht hatte.

Nun er, der Sohn, und das älteste der drei Kinder den Eltern beim Verdienst zu helfen vermochte, ging es bald so viel besser, daß die Mutter ein kleines Specereiwaaren-geschäft anfangen konnte. Zu Düten kaufte sie öfter pfund-weise alte Bücher, welche für den Knaben neu und köstlich waren. Sobald er sein Tagewerk vollbracht hatte, saß er und las, den Kopf zwischen den beiden Händen, taub und blind gegen Alles, was um ihn herum vorging. Dabei brannte eines Abends seine Schlafmütze an, die er bereits aufgesetzt hatte. Zum Glück sah die Mutter bei Zeiten die drohende Gefahr, riß ihm die lodernde Mütze vom Kopf, und der allzu eifrige Leser kam mit versengtem Haar davon.

Doch nicht nur auf diese autodidaktische Weise suchte er sich auszubilden, er besuchte auch die unentgeldlichen Vor-träge, welche an der Industrieschule für junge Handwerker ge-halten wurden.

Bei diesen Vorträgen wurde er mit einem jungen Ver-messer, Ramon, auf das Innigste vertraut und durch diesen wiederum mit dem jüngern Bruder des Dichters Rens be-kannt. Als die „Vlämische Gesellschaft" gegründet und der junge Rens durch seinen Bruder in dieselbe eingeführt wurde, ließ er nicht nach, bis er seine Freunde ebenfalls überredet

hatte, Mitglieder zu werden. Angefeuert durch die Aelteren in der Versammlung, legten die drei jungen Leute sich zugleich mit großem Eifer auf die vaterländische Literatur, doch nur Geiregat, der damals achtzehn Jahre zählte, beharrte in diesem Streben, als dessen erste Frucht ein Bändchen erschien, welches „Ritter Geerard", Roman aus dem Mittelalter, und „Das Höllenfest", eine Phantasie, enthielt. Von der Zeit an hat Geiregat nicht mehr aufgehört zu arbeiten. Er gewann mehrmals Preise, so zu Deinze, zu Löwen und erst 1856 in dem Preiskampf der Gesellschaft für Rhetorika zu Rousselaere die beiden ersten für das Drama „Der Tod der Grafen Egmont und Hoorne", und für das Lustspiel „Frans Hals und Van Dyck". Seit 1855 ist Geiregat Mitredacteur der „Zeitung von Gent", des ältesten und verbreitetsten vlämischen Tageblattes, „welches ohne politische Farbe ist und blos Nachrichten und Artikel über Handel, Kunst, Wissenschaft und Literatur bringt."

Die Novelle, welche ich von Geiregat bringe, behandelt einen ächt vlämischen Gebrauch, das Einmiethen der Gemeindearmen. Dieses Verfahren heißt „besteden", und die Eingemietheten werden folglich „Bestedelingen"*) genannt. Eene openbare aenbesteding läßt sich deshalb nicht gut anders übersetzen als:

Eine öffentliche Einmiethung.

I.

Es war in dem strengen Winter des Jahres 1846, und dicke Schneewolken flogen um die Hütte des alten Van den Bogaerde her, die einsam und verlassen in der Nähe eines Hölzchens und etwa eine Viertelstunde weit von der Kirche

*) De bestedeling ist auch der Titel von der neuesten größeren Dichtung Jan Van Beers in seinen Levensbeelden, Amsterdam 1859.

eines vlämischen Dorfes stand, dem wir aus gewissen Gründen einen erfundenen Namen beilegen wollen und zwar den von Westenberge.

Van den Bogaerde, ein Greis von siebenzig Jahren, saß bei einem Holzfeuerchen; seine Frau, die etwas jünger aussah, hielt ihm zur Seite ihre frierenden Hände über die eben nur glimmende Glut. Zwischen beiden Gatten stand so dicht wie möglich am Kamin ein Gebauer, in welchem ein Eichhörnchen vergnügt herumsprang.

Die Lebendigkeit und Beweglichkeit des lieben Thierchens stachen seltsam gegen den tiefen Kummer ab, der auf dem gefurchten Antlitz der beiden Greise zu lesen war. Auch waren sie wirklich auf das Höchste unglücklich: sie wärmten sich an ihrem letzten Scheit Holz, und in dem alten wurmstichigen Schränkchen, welches außer einem elenden Bett das einzige Stück Hausrath in der Hütte war, lag die letzte Schnitte Roggenbrod.

Gott behüte einen vor Elend in seinen alten Tagen, besonders wenn man, wie die Van den Bogaerde's, niemals Mangel gelitten hat. Auch schauderten die alten Leute vor dem Gedanken daran zurück, mit thränenden Augen blickten sie einander an, mit ihren zitternden Händen griffen sie nach einander, und mit einem schweren Seufzer sprach der Greis: „Ach, beste Trien, wenn Gott uns doch jetzt zu unserm Gabriel rufen wollte. Wir haben lange genug gelebt.“

„Ja, bei Gabriel im Himmel wär' es gut sein,“ antwortete die alte Frau. Dann warf sie einen zärtlichen Blick auf das Eichhörnchen und fuhr fort:

„Ihr, arm klein Thierchen, habt ihn auch gekannt, un-

sern Gabriel, unsern guten Jungen. Er war es, der Euch in dem Land der hohen Berge einem kleinen Savoyarden abkaufte, der Euch tödten wollte. Unser Gabriel hatte selbst mit dem kleinsten Thierchen Mitleid, er konnte keiner Fliege Leid anthun sehen. Eine Zeit lang habt Ihr bei ihm gewohnt und viele Nüßchen zum Aufknacken von ihm bekommen, und wenn er an Euer Gebauerchen kam, da sprangt Ihr vor Freuden. Auch schrieb er uns: „Vater, Mutter, das Eichhörnchen soll Euch an mich erinnern; wenn Ihr „Gabriel" sagt, wird es Euch ansehen und die Pfötchen ausstrecken, um ein Nüßchen zu bekommen. Ich hab' ihm das gelehrt; es ist ein so liebes anstelliges Thierchen; Ihr werdet sehen, daß es mich noch kennen wird, wenn ich wieder nach Hause komme." Ach, arm Thierchen, Gabriel wird nicht mehr zurückkommen — er ist todt!"

„Todt!" wiederholte gleich einem traurigen Echo die schwache Stimme des Greises, während das Eichhörnchen bei dem Hören des Namens Gabriel im Springen innegehalten und sein Pfötchen zwischen den Stäben seines Käfigs herausgestreckt hatte. Die alte Frau suchte in ihrer Tasche nach einer Nuß, doch ihr Suchen war umsonst. Da rief sie schmerzlich: „Ach, auch unser armes Thierchen wird Mangel leiden müssen — das ist doch schrecklich."

Vater Van den Bogaerde war Schuhmacher von Gewerbe und hatte vier Kinder, eine Tochter und drei Söhne, welche nach den drei Erzengeln Gabriel, Rafael und Michael genannt worden waren. Der zweite, Rafael, war in dem Alter von drei Jahren zum Herrn gerufen worden, die Tochter war mit sechszehn Jahren in Dienst nach Brüssel ge-

gangen. Dort hatte sie zwei Jahr später einen Arbeiter geheirathet, und fand als Mutter mehrerer Kinder nur mit Mühe ihr ehrliches Fortkommen. Wie bei so Vielen war allzufrühes Heirathen ihr Unglück gewesen.

Gabriel, der Aelteste, hatte zur Pathe eine Tante, die zu Gent wohnte, kinderlos war, und deshalb Alles that, um ihr Taufkind zu sich nehmen zu dürfen. Sie war allerdings nicht sehr bemittelt, aber sie konnte doch den Knaben ein gutes Handwerk lehren lassen, der Schuhmacher, dessen Verdienst in dem kleinen Dorfe nur gering war, willigte endlich ein. Gefiel es dem Jungen nicht, dann konnte er ihn ja augenblicklich wieder nach Hause holen. Aber Tante war brav, der Junge auch, und so richtete er sich recht gut ein, ging bis zu vierzehn Jahren in die Schule und kam dann zu einem Uhrmacher in die Lehre. Mit zwanzig Jahren war er bereits ein sehr guter Arbeiter, doch er wollte sich noch vervollkommnen und ging deshalb zuerst nach Paris und von dort nach Genf. Da blieb er mehrere Jahre und verdiente viel Geld. Der Vater war inzwischen alt und augenkrank geworden, doch litt darum weder er noch die Mutter Mangel, denn Gabriel sandte seinen Eltern jeden Monat dreißig Franken und mehr bedurften sie nicht. Auch das Eichhörnchen hatte er von Genf aus mit einem guten Freunde gesandt.

Aber im December 1845 kam ein Trauerbrief. Gabriel war in Genf plötzlich gestorben, fern von den Seinen, fern vom Vaterlande. In dem Briefe lag eine Banknote von hundert Franken, das sollte Alles sein, was der Jüngling hinterlassen hatte. Ob dem so war? Wie sollten die armen

alten Leute das in dem fernen Auslande in Erfahrung bringen?

Die hundert Franken, das letzte Geld des guten Sohnes, und was die beiden Alten sonst noch hatten, war im Laufe des Jahres aufgezehrt worden, und darum saßen die greisen Gatten jetzt rath- und trostlos da und blickten mit tiefem Schmerze auf ihr armes Eichhörnchen, welches heute zum ersten Male sein Pfötchen umsonst nach einer Nuß ausgestreckt hatte.

Da ging die Thür auf, und herein trat ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren, der jüngste Sohn, Michael, der seit zwei Jahren bei einem Pastor in Dienst war und so oft ihn sein Weg an der Hütte vorüberführte, nach seinen Eltern sehen kam.

Als er sie so niedergeschlagen sitzen fand, rief er erschrocken: „Vater, Mutter, was giebt's?"

Der Vater antwortete: „Was es giebt, Junge? Das letzte Holz brennt im Ofen, und das letzte Brod liegt im Schrank."

Der Jüngling stand mehrere Augenblicke wie geschlagen da; endlich seufzte er: „Ich hab' es gefürchtet, daß es soweit kommen würde: Gabriel ist nicht mehr."

Bald indessen faßte er wieder Muth, erhob kräftig den Kopf und sprach: „Nein, Vater, Mutter, Ihr sollt nicht Mangel leiden, ich will Euch beistehen, so viel es in meiner Macht steht; ich hab' zwanzig Franken erspart — die sind für Euch. Und muß es sein, so bring' ich Euch alle Tage die Hälfte von meinem Essen — mein Baas*) ist gut, er

*) Baes, Baas: Herr, Meister, Wirth. Ebenso Bazin, mit dem Tonfall auf die letzte Sylbe: Frau, Meisterin, Wirthin.

wird mich das schon thun lassen.“ Und heftig bewegt ergriff der Jüngling die Hände seiner Eltern und blickte ihnen liebreich und voll Mitleid in die Augen.

Ebenso bewegt küßten die Eltern den braven Sohn, aber darauf sprach der Vater: „Nein Kind, das darf, das kann nicht sein. Ihr seid nur ein armer Knecht, wir wollen nicht, daß Ihr für uns Hunger leiden sollt; in der Jugend bedarf man der Nahrung, um stark zn werden, und Euer Lohn reicht kaum hin, um Euch anständig zu kleiden. Wir werden uns an die Obrigkeit wenden, das ganze Dorf weiß, daß wir immer brave ehrliche Leute waren, die Gemeinde wird uns schon unterhalten.“

„Ja,“ entgegnete bitter der Sohn, „man wird Euch öffentlich einmiethen, der oder jener habsüchtige Bauer wird für ein Paar Centimen den Tag die Sorge für Euern Unterhalt übernehmen, er wird von Euch Profit haben wollen, Euch vielleicht Arbeiten zumuthen, die über Eure Kräfte sind. Ihr werdet bei fremden Menschen sein, Vater hier, Mutter dort —“

„Ach, Kind, schweigt doch, Ihr zerreißt mir das Herz!“ rief die Mutter.

Michael, der gute Michael, hatte sich nicht mehr halten können — gegen den alten Schrank gestützt, weinte er heiße Thränen.

Der Vater suchte ihn zu trösten. „Bedenkt, Kind, wie alt wir schon sind,“ sprach er. „Gott hat uns viele glückliche Jahre geschenkt; müssen wir auch jetzt etwas leiden, so wollen wir, Mutter und ich, es gelassen als gute Christen ertragen. Wir haben nicht viele Jahre mehr auszuhalten,

bevor wir wieder mit Gabriel vereinigt und ewig glücklich sein werden.“

II.

Der alte Van den Bogaerde und seine Frau thaten wie sie gesagt hatten. Sie wendeten sich an die Obrigkeit der Gemeinde Westenberge, legten derselben ihre Verhältnisse dar und baten, daß die Gemeinde sie unterhalten möge. Da sie immer brav und ehrlich gewesen und aus Westenberge gebürtig waren, auch ihr ganzes Leben dort zugebracht hatten, konnte ihnen das nicht abgeschlagen werden. Nicht alle Gemeinden in Vlanderen besitzen ein Armenhaus, viele sind selbst zu arm, um eines unterhalten zu können. In diesen ist die Sitte, daß die Hülfsbedürftigen alle Jahre bei den Mindestfordernden eingemiethet werden.

Der Tag war gekommen, und die alten Leute, welche eingemiethet werden sollten, standen in zwei Reihen auf dem Platz vor der Dorfkirche. Unter ihnen befanden sich Van den Bogaerde und seine Frau; sie standen nebeneinander und hielten sich an der Hand. Der alte Mann trug den Käfig, in welchem das Eichhörnchen saß, das Einzige, was zu verkaufen sie sich nicht hatten entschließen können. Der Bürgermeister, die Schöffen und der Gemeindeschreiber standen in einiger Entfernung, und der Feldwächter marschirte mit einem großen Säbel umher, gerade als müßte er Wache halten. Bauern und Bäuerinnen drängten sich zwischen die alten Leute, besahen sie und thaten ihnen eine Menge Fragen: ob sie die oder die Arbeit verrichten könnten, ob sie sich mit solcher oder solcher Kost begnügen wollten, und dergleichen mehr.

Ein Pachter, ein stattlicher Funfziger, der wohlhabend aussah und es auch war, kam zu dem alten Van den Bogaerde und fragte ihn: „Würdet Ihr noch so was Schuhe flicken und jäten können? dann will ich mit auf Euch bieten."

„Ja wohl, Pachter Pieters," antwortete der alte Mann, „ich will Alles thun, was ich kann, und Ihr sollt gewiß mit mir zufrieden sein, wenn —"

„Nun, wenn?" fragte der Pachter.

„Wenn Ihr meine Trien auch nehmt, damit wir beisammen bleiben."

„Das taugt Nichts," engegnete der Pachter. „Ein altes Ehepaar, das steckt ewig zusammen, und schwatzt und thut Nichts. Darauf lass' ich mich nicht ein."

„Ach, seid doch so gut, Pachter Pieters," bat der alte Van den Bogaerde, „verrichtet eine schöne That — Gott wird sie Euch lohnen."

Die alte Trien streckte gleichfalls bittend ihre Hände nach Pachter Pieters aus, aber ihre Lippen zitterten so, daß sie nicht sprechen konnte. In diesem Augenblick kam eine dicke Pachterin, Frau Ketels, zu der armen Alten und frug sie, ob sie gut auf kleine Kinder aufpassen würde.

„O ja, und nebenbei auch noch etwas stricken und stopfen," antwortete Trien.

„Dann ist es gut, dann nehm' ich Euch," fuhr die Pachterin fort.

„Ja, aber —" setzte die Alte zögernd hinzu.

„Was?"

„Kauft doch auch meinen Mann, damit wir nicht getrennt werden. Wir haben einander so viele Jahre unter-

stützt und getröstet. Wir wollen alle Beide unser Bestes thun, Frau Ketels."

„Ich hab' keinen Mann nöthig, und Ihr werdet es allein schon gewohnt werden. Wenn uns der Mann stirbt, müssen wir uns doch auch ohne ihn behelfen."

„Ach ja, aber dann weiß man, daß er bei Gott im Himmel ist: das ist ein Trost," sagte Trien, aber die Pachterin war schon fort und hörte die letzten Worte nicht mehr.

Nachdem die alten Leute genugsam untersucht worden waren, begann die Feilbietung. Der Feldwächter nahm Einen nach dem Andern beim Arm, während der Bürgermeister den Namen und das Alter ausrief. Die Kleidung besorgte die Gemeinde, das Feilbieten geschah nur für Kost und Wohnung.

Mehrere waren bereits eingemiethet, als die Reihe an Vater Van den Bogaerde kam.

„Hier ist ein noch rüstiger Mann!" rief der Bürgermeister. „Lieven Van den Bogaerde, siebenzig Jahr; für Kost und Wohnung pro Tag, durch die Gemeinde zu bezahlen — wer bietet?"

„Sechzig Centimen!" rief Pachter Pieters.

„Fünfundfunfzig!" bot ein anderer Pachter.

„Funfzig!" rief Pachter Pieters.

„Vierzig!" rief der Andere.

Pachter Pieters warf ärgerliche Blicke auf seinen Mitbieter und rief endlich heftig:

„Fünfunddreißig!"

Der Andere zuckte die Achseln, sagte, daß dabei kein Profit wäre, und entfernte sich.

„Fünfunddreißig Centimen! Fünfunddreißig Centimen!

Bietet Niemand weniger? Niemand? Niemand? Zugeschlagen!" rief der Bürgermeister in die Hände schlagend. Er wünschte Pachter Pieters zu dem Geschäft Glück und übergab ihm den Greis, doch nicht, ohne ihn zu ermahnen, denselben wohl zu verpflegen. Zu dem alten Manne sagte er, wie er hoffe, daß er mit Pachter Pieters in Frieden und Eintracht leben und ihm dienen werde, wo er könne. Er würde es dann gut bei ihm haben, hätt' er sich aber über irgend etwas zu beschweren, möchte er sich nur an ihn, den Bürgermeister, wenden.

Der alte Mann indessen achtete wenig auf die Worte des Bürgermeisters, sondern wendete sich zu dem Pachter und flehte: „Kauft doch auch meine Trien! Es wird Euch Segen bringen, Pachter Pieters, thut ein gutes Werk, trennt zwei solche alte Eheleute nicht!"

„Ich habe schon Unterröcke genug im Hause," war die trockene Antwort des Pachters, und bald darauf wurde Trien ebenfalls für fünfunddreißig Centimen der Frau Ketels zugeschlagen.

Die alten Ehegatten fielen einander um den Hals, und ihre Thränen mischten sich.

„Ach, Mann," sagte die Frau, „wenn Ihr nun wieder blind werden solltet, wer wird Euch dann den Arm geben, um Euch nach der Kirche zu führen?"

„Schweigt doch, Trien, schweigt doch!" antwortete der Greis. „Murren wir nicht. Was wir hier leiden, wird Gott uns einst im Himmel bei Gabriel vergelten. So, trocknet Eure Thränen, seht mich noch ein Mal süß an, und sagt mir, daß Ihr geduldig sein wollt."

„Guter Freund," sprach Trien, „Ihr findet immer Worte, um mich zu trösten. Ich hatte Unrecht, aber es ist doch gewiß traurig so geschieden zu werden, wenn man dreißig Jahre in Liebe und Friede mit einander gelebt hat. Aber ich will geduldig sein, es ist doch das Beste. Gebt mir noch einen Kuß, Freund, und dann nehmt unser Eichhörnchen mit und bleibt gesund bis zum Wiedersehen." Und nach einer letzten Umhalsung und einem letzten Händedruck wollte sie der Pachterin folgen, doch ihr Mann hielt sie zurück und sprach: „Wie, Trien, könnt Ihr daran denken? Ich das Eichhörnchen mitnehmen? Nein, das müßt Ihr haben, es ist Euch so zugethan, und wird Euch eine Zerstreuung sein. Nehmt es nur mit, Frau Ketels wird Nichts dagegen haben."

„Im Gegentheil; es wird ein Spielzeug für meine Kinder sein," bemerkte Frau Ketels, aber Trien wollte lange nicht. „Ihr habt es eben so gern, wie ich, Mann," sagte sie, „Ihr könnt ihm seinen Käfig so schön rein machen, und es läßt sich so gerne von Euch streicheln — es wird's besser bei Euch haben — nehmt Ihr's mit."

„Nein, Trien, nein; vergeßt Ihr denn, daß ich oft Tage lang blind bin? Wer soll dann auf das Thierchen Acht geben?"

„Das wird Pachter Pieters schon thun."

„Trien, Ihr müßt es nehmen."

„Lieven, mir ist es lieber, daß Ihr es habt."

Der Streit würde noch lange gewährt haben, hätte der alte Van den Bogaerde nicht plötzlich Pachter Pieters zugerufen: „Kommt, Pachter, laßt uns gehen, sonst werd' ich noch böse."

Doch anstatt wirklich böse zu sein, wandte der alte Mann sich schon nach einigen Schritten um und warf seiner Frau mit einem Kuß den letzten Abschiedsgruß zu.

III.

Es war Sonntag. Zum ersten Male humpelten die alten Eheleute von verschiedenen Seiten der Kirche zu. Frau Trien wohnte am nächsten und kam daher auch zuerst. Eigentlich war sie viel zu früh an der Kirchthür, aber sie that es mit Willen, sie dachte, da bekäme sie um so eher ihren Mann zu sehen. In der That sah sie ihn auch bald einen Baumgang heraufgewandert kommen, welcher nach dem Gehöfte von Pachter Pieters führte. So geschwind sie konnte, eilte sie ihm entgegen. Es waren nur drei Tage, daß sie ihn nicht gesehen, aber sie hatten ihr so lange geschienen, wie drei Monate.

Ihren Arm unter den seinen steckend, frug sie ihn zärtlich, wie es ihm gehe. Er stand still, um ihr so recht in's Gesicht schauen zu können.

„Ach! Trien lieb," sagte er, „daß ich Euch sehe, so liebreich und freundlich, das ist wie Thau, der mir in's Herz fällt. Mich bekümmerte nur etwas: das wart Ihr. Ich dachte: Trien wird's nicht gewohnt werden, sie wird sich grämen."

„Und ich dachte dasselbe von Euch, Mann," antwortete Mutter Van den Bogaerde. Kann ich über Euch ruhig sein, so will ich mich bei Frau Ketels schon einrichten."

„Das könnt Ihr, Trien; Pachter Pieters ist gut, sehr gut gegen mich."

„Lieven, wie dank' ich Gott, daß Ihr zu guten Menschen gekommen seid!"

„Und ich auch, Trien, preise den Himmel, daß ich über Euch beruhigt sein kann!"

Die beiden alten Leute waren nun an die Kirche gekommen und traten hinein. Sie mußten sich jetzt trennen, denn in den Dorfkirchen von Flandern sitzen die Frauen auf der einen und die Männer auf der andern Seite, doch sie verabredeten sich, einander nach der Messe auf dem Bänkchen wiederzufinden, welches vor dem Christus auf dem Kirchhof stand.

Auf dem Kirchhof also, welcher, wie gewöhnlich auf den Dörfern, rund um die Kirche herlag, finden wir nach dem Gottesdienst Beide wieder. Die alte Frau läßt ihre Hände auf den Knieen des Greises ruhen, und dieser blickt forschend in ihr Gesicht, als wolle er darinnen lesen, ob sie ihm vorhin über ihr Loos auch die Wahrheit gesagt. Kaum jedoch hatten sie einige Worte gewechselt, so kam mit dem Ruf: „Vater! Mutter!" ein Jüngling angelaufen. Es war Michael.

„O was ich froh bin, Euch zu sehen!" sprach er, nachdem die Eltern ihn zärtlich geküßt. „Ich wäre zur Feilbietung gekommen, aber mein Baas ließ mich nicht. Ihr würdet da weinen und schreien, Junge, sagte er, und das hülfe doch zu Nichts — es muß sein."

„Euer Baas hatte Recht, Kind," antwortete der Vater.

„Aber wie behandelt Euch Pachter Pieters, Vater?" rief Michael. „Und Frau Ketels Euch, Mutter?"

„Gut, Kind, gut!" gaben Beide zur Antwort.

„Ha, sonst sollten sie es auch mit mir zu thun haben!" rief der Jüngling und ballte die Fäuste.

„Seht ihn, wie er dasteht, unser starker Held!" scherzte der Vater, den Jüngling auf die Schulter klopfend. „Laßt's Michael; mit Gewalt richtet man in der Welt nichts aus, sondern schadet nur sich selber."

„S'ist gleich," antwortete der Jüngling, „Euch soll man doch nichts anhaben dürfen — das sag' ich."

„Wir wissen's, Junge, daß Ihr Eure alten Eltern sehr lieb habt," sprach nun Mutter Trien, während sie mit ihrer Hand durch das blonde Haar des Jünglings fuhr, „aber darum dürft Ihr doch nicht bös' werden. Setzt Euch lieber was her, hier, so zwischen uns, und laßt uns reden."

Durch die zärtlichen Worte der Mutter ganz beruhigt, setzte der Jüngling, sanft wie ein Lamm, sich zwischen seine Eltern, dann holte er zwei Päckchen hervor, legte eines auf die Knie seines Vaters, das andere in den Schooß seiner Mutter und sprach: „Ihr wart gewohnt, immer ein Prieschen zu nehmen, Vater und Mutter, ich will nicht, daß Ihr das entbehren sollt. Und jeden Sonntag sollt Ihr Jedes solch ein Päckchen haben, also braucht Ihr nicht zu sparen."

„Guter Junge," sprach der Vater, indem er vergnüglich ein Prieschen nahm, ein Beispiel, welchem die Mutter folgte, „daß Ihr Eure Eltern so liebt, dafür wird Gott Euch lohnen."

„Ich hab' noch was," sprach Michael, und holte aus seiner Tasche eine Menge Haselnüsse hervor, welche er der Mutter ebenfalls in den Schooß warf. „Das ist für unser Eichhörnchen."

„Ach ja, für unser lieb' Thierchen!" lächelte die Mutter dankbar.

„Was macht es denn, Trien?" fragte der Vater. „Springt's noch wie sonst?"

„Ja, Mann, doch glaub' ich, daß es noch froher sein würde, wenn es Euch wiedersähe."

„Wohlan denn," sprach Michael, „so laßt uns das Thierchen besuchen, und das gleich. Nichts ist leichter, ich gehe in der Mitte und gebe Jedem von Euch einen Arm, und so ziehen wir zu Frau Ketels."

Vater und Mutter stimmten eifrig ein und bald befanden sie sich bei der Wohnung von Pachter Ketels. Aber kaum waren sie in den Hof gelangt, so hörten sie ein gewaltiges Gelärme und Geschrei. Aengstlich traten sie in das Haus und vernahmen, wie Frau Ketels voller Zorn ausrief: „das häßliche Thier, es hat mein Jantjen gebissen, daß ihm das Blut aus dem Finger läuft. Aber es soll fort; ich mag solche Thiere, welche die Kinder beißen, in meinem Hause nicht leiden."

Die alten Leute waren so erschrocken, daß sie kein Wort hervorbringen konnten, Michael aber frug: „und es ist unser Eichhörnchen, das Euern Jungen gebissen hat, Frau Ketels?"

„Ja sicher, es ist das häßliche böse Thier," war die knurrige Antwort.

„Dann wird Euer Junge es vorher geplagt haben."

„Jantjen thut dergleichen niemals."

Michael mußte dieser mütterlichen Versicherung nicht recht trauen, denn er wandte sich an das zehnjährige Töchterchen von Frau Ketels und frug das Kind: „nicht wahr,

Liebchen, Jantjen hat das Eichhörnchen geplagt?" — „Er hat es mit einem Stöckchen auf den Kopf geschlagen," antwortete das kleine Mädchen.

„Seht Ihr wohl, Frau Ketels!" sprach Michael.

„Jantjen ist sehr stark," fuhr das kleine Mädchen fort; „gestern hat er auch die alte Mutter Trien mit dem Stock auf den Kopf geschlagen, daß sie weinte."

Der alte Van den Bogaerde schlug sich mit den Fäusten gegen den Kopf und rief: „Gott, das mußte meine gute Trien aushalten, und sie sagte mir Nichts davon! O, um meine Ruhe ist es gethan." Michael ging zu Frau Ketels, sah sie finster an und frug: „und das habt Ihr gesehn?"

„Das ist auch der Mühe werth," war die Antwort, „ein paar Schläge mit einem Stöckchen von einem Kinde!" Michael jedoch fuhr scharf fort: „es ist eine schlechte Mutter, welche ihren Kindern keine Ehrfurcht vor alten Leuten beibringt. Ihr werdet auch noch einmal alt werden, Frau Ketels, und wenn Eure Kinder Euch dann nicht ehren, so schiebt die Schuld ganz allein auf Euch selbst."

Frau Ketels war von Herzen keine schlechte Frau, sie machte es nur gleich vielen Müttern, die ihre Kinder verziehen. Jetzt fühlte sie, daß sie Unrecht hatte und sprach daher: „es soll nicht wieder vorkommen, Michael. Jantjen soll Eure Mutter nicht mehr schlagen und auch das Eichhörnchen nicht mehr quälen. Mein Mann sagt es auch immer, daß ich den Kindern zu viel durchlasse. Wenn sie groß geworden sein werden, sagt er, so werden sie uns commandiren wollen."

„Ja," entgegnete Michael, „zu Eurem eigenen Besten,

Frau Ketels, „vergeßt das nicht.“ Darauf wandte er sich an seinen Vater, der, an die Wand gelehnt, bitterlich weinte, und fuhr fort: „Kommt, Vater, laßt mich Euch zu Pachter Pieters führen, und grämt Euch nicht mehr. Ich will schon dafür sorgen, daß Mutter Nichts mehr geschehe.“

Vater Van den Bogaerde ließ sich durch seinen Sohn willig fortführen, aber er seufzte tief und schmerzlich: „meine arme Trien!“

IV.

Seit diesem Tage war der alte Mann niedergeschlagen, fast wie tiefsinnig. Auf seinen Stock gestützt, wanderte er stöhnend und vor sich hinmurmelnd im Gehöfte des Pachter Pieters hin und her. Dieser zuckte die Achseln und ließ den alten Mann in Ruhe; da der Greis fast Nichts aß, so konnte er für fünfunddreißig Centimen des Tages über und über erhalten werden.

Mutter Trien, welche ihren Gatten deutlich hinsiechen sah, weinte sich die Augen fast aus. Michael war wüthend auf sich selbst, daß er seinen Eltern nicht helfen konnte. Aber wie sollte er es anfangen?

Er liebte ein Mädchen aus dem Dorfe, Wanna, des Müllers Nichte, ein liebes, blondes, rosenwangiges Kind, mit Lippen, die fast immer Lust zum Lachen hatten. Dabei war sie flink auf den Füßen, wie ein Reh und so fleißig, wie bei gutem Wind die Mühle des Oheims.

Dieses Mädchen hatte den armen Michael aus keiner bloßen Laune zu ihrem Geliebten gewählt, denn sie durfte nur wählen, sondern sie liebte ihn seiner vortrefflichen Gemüths=

art wegen. Kein andrer Bursche war so liebevoll gegen seine Eltern, so mitleidig, so sparsam, so fleißig wie Michael.

Wenn er seine Arbeit gethan hatte, oder wenn sein Baes es ihm gestattete, ging er nach der Mühle zu Wanna und schwatzte Stunden lang. Die schönsten Pläne für die Zukunft wurden gemacht Der Müller hatte keine Kinder und hatte deshalb sein Nichtchen um so lieber. Noch war er rüstig, doch in einigen Jahren, wenn er das Alter herankommen fühlen und Hülfe nöthig haben würde, dann sollten Wanna und Michael sich heirathen und mit Onkel und Tante zusammen eine Familie ausmachen. Nach dem Tode des Müllers sollte die Mühle auf Michael vererben, er hatte folglich die Aussicht, das hübscheste und ordentlichste Mädchen im Dorfe zur Frau zu bekommen und einst Dorfmüller zu werden. Doch bis dahin konnte noch manches Jahr verlaufen, und inzwischen waren seine Eltern unglücklich. Welcher Sohn könnte glücklich sein, wenn die, welchen er das Leben verdankt, sich im allertraurigsten Zustand befinden? Michael gewiß nicht. Es wird Niemand verwundern, daß Wanna ihren Liebsten jetzt oft bekümmert und wortkarg sah. Sie befragte ihn mehrmals um die Ursache, doch wich er ihr immer aus; hätte er ihr die Wahrheit bekannt, würde er das gute Mädchen nur betrübt haben, ohne seinen Eltern dadurch eine Erleichterung zu verschaffen. Der Müller verdiente wohl reichlich sein Brod, war jedoch weit entfernt, wohlhabend zu sein, und Wanna selbst besaß gar Nichts.

Das Mädchen glaubte endlich den Grund von Michaels Traurigkeit herausgefunden zu haben. Die Zeit nahte, wo er losen mußte, und was ihn so beunruhigte, war sicher die

Furcht, eine schlechte Nummer zu ziehen und Soldat werden zu müssen. Wenn Michael eingezogen wurde, so konnten noch acht Jahr vergehen, bevor er Wanna heirathen konnte, und das, meinte das Mädchen, wäre bei einem so feurig Verliebten Ursache genug, um niedergeschlagen zu sein. Doch sie wollte Alles thun, was in ihrem Vermögen wäre, um dieses Unheil von seinem Haupte abzuwenden.

In Blandern befindet sich fast in jedem Hause auf dem Lande ein Muttergottesbild, vor welchem jeden letzten Abend der Woche ein Lichtchen angesteckt wird. Eines Sonnabends nun, als Michael bei Wanna war, bemerkte er, daß statt eines Lichtchens zwei vor dem Muttergottesbilde brannten. Solch eine Pracht kam ihm befremdlich vor.

„Wanna lieb,“ sprach er, „warum brennt Ihr denn doppelt Licht vor Unserer Lieben Frau?“

„Das ist mein Geheimniß, Michael,“ war die Antwort.

„Und seit wann haben die Mädchen Geheimnisse vor ihren Liebsten?“

„Seit die Burschen Geheimnisse vor ihren Mädchen haben.“

„Hab' ich welche vor Euch, Wanna?“

„Eine schöne Frage! Wenn ich wissen will, was Euch so ernsthaft und so stumm macht, krieg' ich da die Wahrheit zur Antwort? Jetzt habt Ihr Kopfweh, dann seid Ihr müde vom Arbeiten, dann ist's wieder was Anderes. Heißt das ehrlich sein? Gut, daß ich rathen kann, und die Wahrheit gerathen habe. Das Lichtchen brennt für Euch, Neugieriger.“

„Für mich, Wanna?“

„Ja, weil Ihr bald losen müßt, und Dank der Fürsprache Unserer Lieben Frau eine gute Nummer ziehen sollt.“

Ein kleines Opfer für die heilige Jungfrau und ein Gebet zum Himmel, das waren die einzigen Mittel, welche Wanna anwenden konnte, um das drohende mögliche Unglück von ihrem Freunde abzuwehren.

Michael war durch den Zustand seiner Eltern dermaßen beschäftigt worden, daß er nur von Zeit zu Zeit an die herannahende Ziehung gedacht hatte. Doch wollte er seiner Geliebten die Genugthuung nicht nehmen, daß sie richtig gerathen habe, darum sprach er: „es ist so, Wanna; der Gedanke, acht Jahr Soldat sein zu müssen, macht mir Angst. Acht Jahr noch warten müssen, ohne Euch zur Frau zu bekommen, das wäre doch etwas lange.“

V.

Der Ziehtag war da. Die jungen Leute, welche loosen sollten, waren im Gemeindehaus versammelt. Michael befand sich unter ihnen, und trat jetzt, da die Reihe an ihn kam, zu der Büchse. Tief bewegt zog er, der Bürgermeister nahm ihm die Nummer aus der Hand und besah sie. „Proficiat! Achtundneunzig — die höchste Nummer!“ sagte er lachend zu Michael, und gab ihm die Nummer zurück. „Also bin ich frei?“ rief Michael. „Welches Glück!“ Und die Nummer über dem Kopfe schwingend, sprang er aus dem Hause.

Man drängte sich um ihn her, wünschte ihm Glück, drückte ihm die Hände, doch er schien weder zu sehen noch zu hören. Er drang durch die Menge, welche vor dem Gemeindehause versammelt war, aber einige Schritte weiter stand er still.

„Wohin zuerst?“ frug er sich. „Zu Vater, zu Mutter? zu Wanna?“

Von einer unwiderstehlichen Ahnung getrieben, begab er sich nach der Kirche. Auf dem Bänkchen vor dem Christusbilde knieeten drei Personen; von ferne schon erkannte er sie; es waren seine Eltern und Wanna, sie beteten für ihn, und Gott hatte das Gebet der Frommen erhört.

Pfeilschnell eilt der Jüngling zu den Theuern. „Achtundneunzig, das höchste Loos!“ ruft er und ist in ihren Armen und wird geküßt von bebenden Lippen und gestreichelt von zitternden Händen und fühlt auf seinen Wangen heiße Freudenthränen.

Als die größte Erschütterung vorüber war, dankte Michael seinen Lieben für ihre Gebete.

„O, Nichts hätte mich zurückhalten können, am Ziehtag hierher zu kommen und mein Gebet zu thun!“ rief Vater Van den Bogaerde.

„Ich wußt' es wohl, daß ich Vater hier finden würde,“ fügte Mutter Trien hinzu.

Wanna sagte Nichts, das Mädchen war ihrer Rührung noch nicht Herrin geworden, sie hielt ihre Schürze vor das Gesicht und weinte so stille süße Thränen.

„Freundin,“ flüsterte Michael ihr in das Ohr, „Eures Gleichen kenn' ich nicht. So viel Liebe für mich! Aber ich will Euch auch ewig lieben.“ Und die Hände der Liebenden suchten und drückten einander.

Dann verließen die vier, im Augenblick so glücklichen Menschen den Kirchhof und wandelten eine Zeit lang im

Felde umher, ihre Freude durch keine äußeren Kundgebungen verrathend, doch innerlich desto seliger.

VI.

Der Sohn des Notars von dem Dorfe hatte eine schlechte Nummer gezogen, doch der Vater war ein reicher Mann, dem es auf einige hundert Franken für einen Stellvertreter nicht ankam. Für einen ordentlichen Menschen, auf den er sich vollkommen verlassen könnte, wollte er bis zu zwölfhundert gehen.

Die Nachricht verbreitete sich bald im ganzen Dorfe, doch keiner der jungen Leute, die sich freigelooſt hatten, schien Lust zu haben, diese Freiheit hinzugeben, selbst nicht für eine so bedeutende Summe. Michael aber dachte ernstlich darüber nach. Zwölfhundert Franken — dafür konnte er seinen Eltern vielleicht einen heitern Lebensabend bereiten.

Er kam mit seinen Eltern jeden Sonntag in der Kirche zusammen und machte nach dem Gottesdienste mit ihnen einen Spaziergang. Jetzt war wieder Sonntag, aber der Jüngling fand seine Mutter allein in der Kirche, der Vater war nicht gekommen.

„Sollte Vater am Ende krank sein, Mutter?" frug Michael voll Unruhe.

„Ich fürcht' es, Kind," gab die Mutter zur Antwort, „es ist schon lange, daß er nicht mehr ist, wie er sonst war."

„Ach ja, Mutter; Ihr waret Vaters Trost und Stütze auf der Welt; von Euch getrennt kann er nicht leben, das seh' ich wohl."

Ein tiefer Seufzer war dieses Mal die einzige Antwort der alten Frau.

„Laßt uns nachsehen gehen," sprach Michael, nahm seine Mutter unter den Arm, und Beide gingen zu Pachter Pieters, wo sie Vater Van den Bogaerde in der That bettlägerig fanden.

Er sah äußerst bleich und matt aus, doch als er seine Frau und seinen Sohn erblickte, richtete er sich auf so gut er konnte, versuchte zu lächeln und streckte ihnen die Hände entgegen.

„Ihr seid krank, Lieven, mein Freund?" fragte Mutter Trien.

„'S ist Nichts, Frau, eine leichte Unpäßlichkeit, es wird wohl vorübergeh'n — seid nur nicht ängstlich."

Mutter Trien jedoch war durch den Anblick ihres Mannes zu tief ergriffen — sie legte den Kopf auf sein Bett, benetzte seine magern Hände mit ihren Thränen und erfüllte die Kammer mit Klagen. Endlich rief sie: „ich verlass' Euch nicht mehr — ich bleibe bei Euch zur Pflege."

— „Das kann nicht sein, Frau Van den Bogaerde, Ihr wisst es wohl," sprach eine Stimme hinter ihr. Mutter Trien wandte sich um und erkannte Pachter Pieters, welcher eben hereingekommen war.

Sie wollte vor ihm auf die Knie fallen, doch Michael hielt sie zurück.

„Nein, Mutter, das würde Nichts helfen," sprach er. „Aber Ihr und Vater sollt wieder beisammen wohnen und nur der Tod soll Euch scheiden, und müsst' ich mein ganzes Leben lang als Sklave dienen. Wartet hier meine Rückkehr

ab; ich werde mit guten Nachrichten wiederkommen!" Und Michael küßte die kalte Wange seines Vaters und das bethränte Gesicht seiner Mutter, verließ eiligst Pachter Pieters Gehöft und ging geradeweges nach der Mühle zu seiner Geliebten.

„Wanna," frug er hastig, das Mädchen bei den Händen fassend, „seid Ihr mir gut?"

„Ob ich Euch gut bin?" fragte Wanna zurück, indem sie Michael anstarrte und nicht recht wußte, ob er bei Sinnen sei oder nicht. „Was für eine wunderliche Frage! Wie viel hundert Mal soll ich die noch beantworten, bevor Ihr mir Glauben schenkt?"

„Es ist nur, Wanna, daß ich Euch um eine große Aufopferung zu bitten habe, und daß Ihr mich stark, ja, so sehr wie Euer eigenes Leben lieben müßt, um einzuwilligen."

„Laßt hören, Michael."

„Wanna, meine Eltern werden bald sterben, wenn sie noch länger voneinander getrennt bleiben. Mein Vater ist schon krank. Wenn man es wüßte, wie sehr die alten Leute stets aneinander gehangen haben, so würde Niemand sich darüber wundern. Wanna, muß ich das noch länger mit ansehen, ich werde auch krank. Wohlan, Liebe, sollte es nicht möglich sein, daß Ihr meine Eltern zu Euch nehmen und verpflegen könntet?"

„Aber, Michael, wir sind unbemittelt," stammelte das Mädchen.

„Ich weiß es, Wanna, aber wenn ich Euch Geld genug gäbe, um einen schönen Laden einzurichten, einen Spezereiladen zum Beispiel."

„Aber, Michael, wie wollt Ihr denn zu dem Gelde kommen?“

„Indem ich für den Sohn des Notars eintrete. Das wird allerdings unsere Heirath auf einige Jahre verzögern, Wanna, aber es wird das Leben meiner Eltern verlängern und ihnen ein glückliches Alter verschaffen.“

Wanna war so ergriffen durch diesen plötzlichen Entschluß, daß sie fast das Bewußtsein verlor, der Müller aber, der Alles mit angehört hatte, kam zu Michael, klopfte ihm auf die Schulter und rief: „Das heißt brav gehandelt, Junge!“

Und sich zu Wanna wendend fuhr er fort: „Nichtchen, das müßt Ihr annehmen; Ihr könnt hier in unserm Hause einen Laden einrichten — es ist Platz genug da. Und die beiden alten Leute können dann bei uns wohnen, wir werden schon gut durchkommen; es wird wohl gute Menschen geben, die Euch die Kundschaft gönnen werden.“

„Was sagt Ihr, Wanna?“ frug Michael.

Das Mädchen flog ihm an den Hals. „Michael,“ rief sie, „Ihr verdient die Liebe einer Königin, so gut ist Euer Herz. Thut Eure Pflicht, ich bleib' Euch treu, und Eure Eltern will ich lieben und verpflegen, als ob es meine eigenen wären.“

„Dank, Wanna, Dank! O, was muß ich Gott preisen, daß er einen Engel, wie Euch auf die Welt gesendet hat, um mich armen Jungen zu trösten und zu lieben!“

Michael küßte das Mädchen und eilte dann im vollen Lauf nach dem Hause des Notars, welchem er die Gründe seines Besuches und seines Anerbietens auseinandersetzte.

Der Notar war sehr zufrieden, einen so guten Stellver=

treter zu finden, und Michael sagte ungeduldig: „Mein Herr, so gebt mir denn geschwind die zwölfhundert Franken."

„Einen Augenblick, Junge," sprach der Notar. „Ihr seid noch minderjährig und könnt Euch folglich ohne die Zustimmung Eures Vaters nicht verkaufen."

„Die Zustimmung meines Vaters!" rief Michael enttäuscht aus, „daran hatte ich nicht gedacht — wie werde ich den alten Mann überreden können? Ich habe gar nicht den Muth, mit ihm darüber zu sprechen — ich bin fast sicher, daß er es mir abschlagen wird — er liebt mich so sehr."

„Ich will's abmachen, Junge," sprach der Notar; „geht ein wenig in die Küche zu meiner Frau, da giebt's Speck und Bier — in einem Stündchen bin ich zurück."

Der Notar kleidete sich an, schob seine Perücke zurecht, setzte sich die Brille fest und verließ mit dem Spazierstock in der Hand seine Wohnung.

Das Stündchen, welches er wegbleiben wollte, wurde zu sechs Viertelstunden, die Michael noch doppelt so lang schienen, dermaßen ungeduldig war der Jüngling, den Erfolg von den Bemühungen des Notars zu vernehmen.

Als dieser endlich zurückkam, brauchte man nicht erst zu fragen, welche Antwort er mitgebracht. Sein bekümmertes Gesicht und sein Kopfschütteln ließen sie genugsam vermuthen.

„Es ist also keine Hoffnung!" rief Michael; „mein Vater will lieber sterben."

„Es ist so, Junge," antwortete der Notar, „ich habe alles Mögliche versucht, um ihn zu überreden, ich habe gebeten, Alles war fruchtlos. „So viel kann ich von meinem Kinde nicht annehmen," rief er, „es darf nicht sein."

„Was nun thun?“ rief Michael weinend.

Der Notar antwortete: „Ich weiß Euch keinen andern Rath zu geben, als zum Herrn Pastor zu gehen und ihm die Sache vorzutragen.“

Michael griff hastig nach diesem neuen Vorschlage. Nach einigen Augenblicken schon stand er in der Pastorei und trug dem frommen Dorfhirten sein Anliegen in so rührenden Worten vor, daß der Diener des Herrn tief bewegt wurde.

Auch sprach er: „Rechnet auf mich, mein Sohn, ich will alle Kraft meiner Worte anwenden, um Euern Vater zu überreden. Gott hat den Kindern, welche Vater und Mutter ehren, ein langes Leben auf Erden verheißen, er wird auch Eure Kindesliebe segnen. Wartet hier auf mich; ich werde augenblicklich zu Eurem Vater gehen.“

Mit noch größerer Ungeduld erwartete Michael nun die Rückkehr des Pastors. Aber ach! sie brachte ihm abermals eine bittere Enttäuschung. Der alte Van den Bogaerde blieb dabei, daß er so viel von seinem Kinde nicht annehmen könne.

„Ach, ich werde noch krank werden!“ rief Michael unter Thränen, und in der That lag er am andern Morgen schon an einem heftigen Fieber danieder. Er redete irre und wiederholte unaufhörlich, daß er Soldat werden oder sterben wolle. In seinen hellen Augenblicken flehte er den Arzt an, den man gerufen hatte, daß er bei seinem Vater einen letzten Versuch machen möchte.

Der Arzt begab sich folglich zu dem alten Manne.

„Vater Van den Bogaerde,“ sagte er, „Euer Sohn ist ernstlich krank, und ich kann nicht für seine Genesung einstehen, wenn Ihr Euch noch länger weigert, seine schöne Auf=

opferung anzunehmen. Stimmt ein, und Ihr rettet sein Leben und macht ihn zum glücklichsten der Söhne."

„Ach, betrügt Ihr mich nicht? Ist mein Kind wirklich krank?" rief der Greis.

„Nein, man betrügt Euch nicht," klang eine wohlbekannte Stimme, die des Pastors, welcher eben eingetreten war. „Ich komme von Eurem Sohn, Vater Van den Bogaerde, er hat mich nochmals zu Euch gesandt, um die Bitte des Doctors mit der meinen zu unterstützen. Nehmt die Aufopferung Eures Sohnes an, fürchtet nicht, ihn dadurch unglücklich zu machen — nein, sie wird sein Glück sein."

Der alte Mann konnte nicht länger widerstehen, mit Thränen in den Augen gab er seine Zustimmung.

Nun währte es mit Michaels Genesung nicht lange, und ebenfalls in kurzer Zeit wohnten Vater und Mutter Van den Bogaerde zusammen bei dem Müller, wo Wanna, die mit Michaels zwölfhundert Franken einen schönen Spezereiladen eingerichtet hatte, die alten Leute wie die beste der Töchter pflegte. Auch war der alte Van den Bogaerde bald gänzlich wieder hergestellt und vereint mit seiner Frau so vergnügt und aufgeräumt wie früher.

Mit Wanna's Laden ging es gleichfalls ausnehmend gut, und das war nicht zu verwundern, denn sie war freundlich gegen Jedermann — gegen Arm und Reich, gegen Groß und Klein. Das Eichhörnchen war nicht minder zufrieden, es hatte Nüsse im Ueberfluß und brauchte sich nicht mehr vor Frau Ketels Kindern zu fürchten.

VII.

Der Tag, an welchem Michael fortmußte, war endlich gekommen. Sein Vater, seine Mutter, Wanna und ihr Oheim, der Müller, gaben ihm das Geleit bis an eine Herberge an dem äußersten Ende des Dorfes. Dort trank man ein Glas zum Abschied, und dann umarmte Michael Alle, stammelte schluchzend: „Fahrt wohl!" und eilte rasch von dannen.

„Michael, mein Kind!" war Alles, was die alten Leute hervorbrachten, während sie ihrem Sohn die Hände nachstreckten. Der Jüngling wendete sich in einiger Entfernung nochmals um, warf seinen Lieben noch einen Händekuß zu und eilte weiter.

Erst als er Niemand mehr sah und auch von Niemand mehr gesehen werden konnte, lehnte er sich gegen einen Baum und wischte sich den Schweiß von der Stirn und die Thränen aus den Augen. Dann zog er getrost weiter nach Gent, wo er eintreten sollte.

Bald schrieb er, und zwar meldete der Brief, daß er bei seiner Kompagnie sehr wohl gelitten sei, daß die Kleidung warm und das Essen gut sei, und daß er sich leicht an den Dienst gewöhnen werde. In dem zweiten Briefe stand, daß er Bursche bei seinem Kapitain geworden sei, der ihn wie seinen Sohn behandele und ihm viel Trinkgeld gebe, welches er jedoch nicht vertrinke, sondern spare. Sein dritter Brief, ebenfalls voll tröstender und beruhigender Worte, ward von Geschenken für Alle begleitet. Der Vater bekam ein schönes Halstuch, die Mutter eine bemalte Schnupftabakdose, Wanna einen vergoldeten Pfefferkuchen; ein großer, aber nicht so guter lag für den Müller und dessen Frau dabei, und

Alles war für das Trinkgeld vom Kapitain gekauft. Doch so zufrieden Michael sich in seinen Briefen auch stellte, in der Wahrheit fühlte er die Trennung von allen seinen Theuern doch recht schmerzlich.

Ein Jahr war nun vorüber, da brach in einer großen Fabrik in Antwerpen, wo Michael eben stand, mitten in der Nacht ein Brand aus. Die ganze Garnison wurde zum Löschen beordert, Michael zeichnete sich durch Muth und Thätigkeit aus. Plötzlich sah er eine Frau, die wie wahnsinnig nach einem Fenster langte, um welches die Flammen bereits zuckten. „Rettet mein Kind!“ schrie sie. Michael war schon im nächsten Augenblick auf einer Leiter. Obgleich er durch Feuer und Rauch dringen mußte, gelang es ihm doch, das Kind zu finden und unversehrt der Mutter zu bringen. Der Fabrikbesitzer verzweifelte über den Verlust seiner Bücher. Michael ließ sich beschreiben, wo sie sich befänden, und rettete auch diese. Erst als weiteres Retten unmöglich wurde, hielt er ein und betrachtete den Brand in seiner ganzen Furchtbarkeit, und da schauderte er vor der Gefahr, worin er gewesen war.

Daß sein Name in Aller Munde war, und mit Lobpreisungen in den Tageblättern genannt wurde, setzte ihn sehr in Erstaunen; er glaubte nur einfach seine Pflicht gethan zu haben.

Als er am andern Tage, um seinen Dienst zu verrichten, bei seinem Kapitain erschien, sprach dieser freundlich: „Junge, Ihr müßt mit mir heute zum General, er will Euch sehen. Wißt Ihr, daß Ihr ein tapferer Kerl seid? Ich bin stolz darauf, daß Ihr zu meiner Kompagnie gehört.“

Der General empfing ebenfalls den Jüngling sehr freundlich und frug ihn, welche Belohnung für seine brave That ihm die liebste sein würde.

„Welche Belohnung?" stammelte Michael verlegen.

„Verlangt nur frei heraus," sprach der General ermuthigend.

„Ach, General, wenn ich eine Belohnung verdient habe — wenn ich wagen dürfte —"

„So würdet Ihr um das Ehrenkreuz bitten? Wohlan, Junge, Ihr werdet es bekommen, ich zweifle nicht daran."

Aber Michael antwortete bittend: „Das Ehrenkreuz, General — o, es wäre schön, doch ich habe Eltern, die alt sind und nicht mehr arbeiten können — wenn ich nach Hause dürfte, um sie zu unterstützen — ach, ich würde so glücklich sein!"

Der General sah verwundert den jungen Soldaten und dann den Kapitän an. Dieser letztere, der Michaels Geschichte kannte, erzählte sie und machte so dem General die Bitte des Jünglings verständlich. Gerührt sprach der General: „Ich bin auch Vater; gebe Gott, daß meine Kinder Euch gleich werden mögen. Ich werde dem Minister Eure Geschichte mittheilen. Habt gute Hoffnung, mein Kind."

In der That lief acht Tage später ein Brief vom Kriegsministerium in Antwerpen ein. Michael bekam den Leopoldsorden und seine Entlassung.

Er weinte und lachte und lief herum, als wäre er unsinnig. Jeden, den er traf, hätte er umarmen mögen. „Das dank' ich dem braven General und meinem braven Kapitain!" rief er, „was es doch für gute Menschen auf der Welt giebt!"

Sobald wie möglich begiebt Michael sich auf den Heimweg. Er hat seinen Eltern die glücklichen Ereignisse gemeldet, das ganze Dorf ist davon unterrichtet worden. Man will den Jüngling festlich bewillkommnen; man schlägt Pfähle ein, hängt Flaggen und Festons auf, ja, vom Kirchthurme weht sogar eine große dreifarbige Fahne.

Man weiß die Stunde, zu welcher der Jüngling ankommen soll, die ganze Bevölkerung des Dorfes erwartet ihn in einem langen Zuge; der Bürgermeister, der Pastor, der Schreiber, der Notar stehen an der Spitze, in ihrer Mitte Michaels Eltern und Wanna..

Endlich sieht man den Erwarteten von ferne die Straße herkommen. Er schwingt den Hut, hunderte von Hüten, Mützen und Schnupftüchern beantworten seinen Gruß. Man ist gezwungen, die alten Eltern zu unterstützen, die Erschütterung ist zu mächtig für sie. Noch kurze Zeit und der gute Sohn liegt in ihren Armen und alle Stimmen jauchzen: „es lebe Michael!“ Den ganzen Tag war Fest im Dorfe.

Einige Wochen später fand in der Kirche eine andere Feierlichkeit statt, die Trauung Michaels und Wanna's. Noch lange nach diesem Tage lebten Michaels Eltern. Endlich starb zuerst Vater van den Bogaerde, vierzehn Tage später folgte ihm Mutter Trien. Sie konnten nicht lange geschieden von einander bleiben; ihre letzten Worte auf Erden waren ein Segen für ihren Sohn und ihre Schwiegertochter, denen sie ein glückliches Alter dankten.

Dieser Segen trug Früchte. Wanna's Oheim übergab, wie er es versprochen hatte, Michael seine Mühle und geht es mit der fortwährend so gut wie mit Wanna's Laden, so

wird Michael bald einer der reichsten Leute im Dorfe sein und kann vielleicht einst gar Bürgermeister werden.

Daß er mildthätig gegen die Nothleidenden ist, hat seine arme Schwester in Brüssel bereits mehr als ein Mal erfahren. Zwei liebe Knaben und ein Mädchen machen seine und Wanna's größte Freude aus und haben die ihrige an dem Eichhörnchen, welches allerdings gestorben ist, aber ausgestopft mit glänzenden Perlenaugen auf dem Kamine steht und das Pfötchen ausstreckt, als bät' es noch immer um Nüsse.

Ridder Geeraerd, roman uit de middel-eeuwen, en het Hellefeest fantasy. Gent 1848.
Het werkmansleven, een zedentafereel. Gent 1849.
Verhalen voor kinderen. Gent 1853.
Stad en dorp. Antwerpen 1853.
Verhalen uit den ouden tyd. Gent 1854.
Verhalen voor jonge lieden. Gent 1854.
De duivenmelkers, zedenschets. Gent 1855.
Het volksmeisje, gentsche vertelling.

Génard (Petrus Maria Nikolas Jan), geboren zu Antwerpen den 27. April 1830. Sein Vater, Petrus Antoon Joseph, Laureat der Akademie von Antwerpen, war zuerst Marineoffizier, dann Chef des bureau de l'État civil, und starb 1831. Die Mutter, Marie Elisabeth Beghein, erzog den Knaben, der bei seiner Schwächlichkeit ihrer Sorgfalt allein das Leben dankte. Nach dem Beendigen seiner Studien gab Génard sich ganz der Literatur hin. Er gründete mit

J. Jacobs und J. Spinnael die Gesellschaft „Aristoteles“ für das Studium der alten Sprachen, mit De Marteau, Spinnael u. A. die Gesellschaft „Van Maerlant“, und machte, in die Gesellschaft „Van Vondel“ aufgenommen, von welcher er später zugleich mit Jan Van Rotterdam u. A. Direktor wurde, die Bekanntschaft der übrigen Antwerpner Literaten. Weiter lernte er Englisch und Deutsch, dieses bei D. David. Lehrer und Schüler waren gleich enthusiastisch für Goethe und Schiller, mit denen nun doch einmal immer angefangen werden muß. Eines Tages kamen sie im Werther an seinen letzten Brief. Das übermannte Beide, sie hörten auf zu lesen, und fingen an zu weinen, aber auch mit einer solchen Gewaltsamkeit, daß die Mutter Génard's, welche durch die Stille im Zimmer aufmerksam geworden und hereingekommen war, nur mit großer Mühe überzeugt werden konnte, eine so bodenlose Betrübniß sei ganz allein durch Werther's Todesbrief veranlaßt worden.

Eigentlich hatte Génard die lebhafteste Neigung, für das Theater zu schreiben, welches bei seinem ersten Besuche desselben einen Eindruck auf ihn gemacht hatte, der sich heute noch bisweilen wiederholt. Dieser Neigung verdanken wir die ausgezeichnete Uebersetzung von Goethe's Geschwistern, welche ebenso wie ein Aufsatz aus dem Englischen, „die Schule Shakspeare's“ im „Sprachverband“ erschien.

Doch sollte Génard anders geführt werden. In das Büreau der Wohlthätigkeit eingetreten, fand er dort Veranlassung, den Stammbaum der Familie Rockox-Perez Behufs der Stipendienstiftung gleichen Namens auszuarbeiten. Natürlich mußte er dazu eine Masse heraldischer Werke durchstudiren, und wurde so auf die Heraldik hingeleitet. Kurze Zeit darauf bewog ihn die Bekanntschaft mit Leo von Burbure, sich mit den Archiven zu beschäftigen, und auf diese Weise hat er sich allmählich zu einem gründlichen Kenner der Kunstgeschichte seiner Vaterstadt ausgebildet. Das Erste, was er in diesem Fache schrieb, eine im Messager des sciences erschienene Notice

Digitized by Google

sur le vitrail d'Angelbert de Nassau, trug ihm einen eigenhändigen Brief des Prinzen Friedrich der Niederlande ein, eben so wie eine andere Notiz über Jan Van Boendale, genannt Jan de Clerc*), ein höchst schmeichelhaftes Schreiben des Herrn Vries, Hochlehrers an der Universität zu Leyden, veranlaßte. Die erste Biographie, welche er 1852 schrieb, die über Jakob Jordaens, gab Gelegenheit zu einer Diskussion in der Brüssler Akademie und zu einer Flugschrift von Herrn Alvin, Conservateur der Königlichen Bibliothek zu Brüssel. Seitdem hat Génard bereits eine Menge von Biographieen über Antwerpner Maler geschrieben, hauptsächlich in der „Vlämischen Schule," die er mit Zetternam, Jan Van Rotterdam u. A. 1855 stiftete, nachdem er mit Heremans die beiden letzten Jahrgänge des „Sprachverbandes" redigirt hatte. Was er hier versucht hatte, eine literarische historische Zeitschrift zu liefern, das hat er in der „Vlämischen Schule" durchgeführt, deren Hauptredakteur und Hauptmitarbeiter er ist. Seine Artikel sind theils mit seinem Namen, theils mit den Pseudonymen P. Kampe, J. Lievens und P. Schats unterzeichnet. Diesen letzteren hat er von der seiner Mutter verwandten Familie Schats genommen, welche seit mehreren Jahrhunderten in Antwerpen ansäßig ist. Mit Lievens unterzeichnet er gern seine Gedichte. Das, welches ich mittheile, steht jedoch unter seinem eignen Namen und zwar im „Sprachverband" 1850—51. Man wird aus ihm Génard's leidenschaftliche und schwärmerische Empfindungsweise erkennen. In der That ist die den Vlamingen eigene nervöse Reizbarkeit bei Génard im höchsten Grade vorhanden und macht ihn gewissermaßen zu einem Typus. Außerdem ist er Antwerpner, wie ein Pariser nur Pariser sein kann. Seine Freunde nennen Antwerpen

*) Geboren um das Jahr 1280 zu Tervueren, kam er um 1310 nach Antwerpen, wo er als Schöffenschreiber seine Brabansche Yeesten, und außerdem noch der Leken spieghel, Jans Teestye und Van den deerden Edewaert schrieb und 1350 starb.

„Génards Haus,“ sie könnten noch weiter gehen und es „Génards Welt“ nennen. Er hat noch nie eine Nacht außerhalb seiner Vaterstadt geschlafen, und ein Besuch, welcher ihn nöthigt, sie, wenn auch nur auf Stunden zu verlassen, ist eins der größten Opfer, welches er der Freundschaft bringen kann. Aber innerhalb Antwerpens ist er dafür auch Jedermann zu Diensten, dem Fremdesten so gut wie dem Befreundetsten. Van Beers sagt von ihm sehr richtig: „Génard ist vom lieben Gott ganz eigens dazu geschaffen worden, um Andern Dienste zu leisten; er wartet nicht, daß man ihn darum bittet, nein, er ist es, der einem nachläuft und einen bittet, sie anzunehmen.“ Ohne Génard wäre ich bei der Manie von Bescheidenheit, welche der größte Theil der Antwerpner entwickelte, mit dem Sammeln der Biographieen in Antwerpen schwerlich zu Ende gekommen. Nicht, daß er es mir etwa leicht mit der seinigen gemacht hätte, nein, er ließ sich genau sechs Monate darum quälen und las sie dann nicht weniger als drei Mal durch, um zu sehen, ob er auch ja nicht zu viel von sich selbst gesagt hätte. So weiß ich auch, daß ich ihm keine größere Unruhe verursachen könnte, als wenn ich ihn sehr lobte, und lass' es daher wohlweislich sein. Aber soviel glaube ich sagen zu dürfen, daß er der Spezial- und Kunstgeschichte seiner Vaterstadt noch große Dienste leisten wird, wenn er sich nicht durch allzuheftigen Fleiß zu langen Arbeiten unfähig macht.

Das Einzige, worauf Génard heute noch stolz ist, das Einzige, was er, wie er sagt, wirklich zu Stande gebracht hat, das ist die durch ihn angeregte Feier, womit die St. Lukasgilde*) die 400jährige Einsetzung ihrer Dekane beging. Génard

*) Die St. Lukasgilde, gebildet aus Handwerken, welche den heiligen Lukas als Patron erkannten, bestand seit den frühesten Zeiten. 1382 waren in ihr nur die Goldschmiede, Maler, Glaser, Posamentirer, Holzbildschnitzer und Silberbordirer. Allmählich aber traten immer mehr und mehr Gewerke hinzu, und zugleich gingen aus ihrer

und Theodor Van Lerius hatten den Aufruf gethan, nicht nur die Antwerpner Gesellschaften, auch mehr als dreißig auswärtige, holländische so gut wie belgische, beeiferten sich, ihm Folge zu leisten. J. Van Lennep fehlte nicht, und das Landjuwel ging in voller Pracht vor sich. Génard wurde für seine Bemühungen eine Medaille von Gold zuerkannt, die Medaille nahm er an, aber gegen das Gold that er Einspruch, und so wurde das Zeichen der öffentlichen Dankbarkeit einfach aus Vermeil verfertigt. Die neueste größere Arbeit Génard's ist der mit Van Lerius und Leo von Burbure gemeinschaftlich neu umgearbeitete Catalog des Antwerpner Museums.

Die Macht des Liedes.

Sie sang ein Lied; es glich dem Zephyrsäuseln,
Das Abends um die Sommerzeit im Grün
Der Bäume spielt; es glich dem Klang der Harfe,
Der in der Ferne lebt geheimnißvoll.
So stieg aus ihrem Busen leis' das Lied
Und klang so süß, so rührend an das Herz,
Daß sich das harte Herz erweichen mußte
Und fühlen was bisher es nie gefühlt.
Dann sang sie wiederum in vollen Tönen,
In Tönen, wie die Seele sie ergreifen,
Daß sie dem Endlichen, der Welt entflieht,
Und in's Unendliche sich jauchzend wirft,
Und ach, dies Lied, dies Himmelslied war: Hoffnung!

Mitte die drei Rhetoreikkammern „der Veilchenstock,“ „die Goldblume“ und der „Oelzweig“ hervor, deren Namen auf den „Landjuwelen,“ den geistigen Turnieren des 15. und 16. Jahrhunderts, nicht wenig glänzen. Der größte Glanz der Gilde begann, seitdem am 15. August 1454 ihre ersten Dekane ernannt wurden. Diese Festlichkeit war 1554, 1654 und 1754 gefeiert worden, aber noch nie so glänzend wie am 21. August 1854.

Ich hörte mit Entzücken den Gesang,
Er klang mir lieblich, wie der frohen Mutter
Das erste Stammeln aus dem Mund des Säuglings.
Ich bebt', ich kniete — ja, das Lied war himmlisch;
Mir war, als ob vergangen unsre Erde
Und Eden wieder aufgestiegen wäre,
Als ob der Himmel Reich mir offen stände!
Auf goldnen Wolken schwebten Engel nieder,
Im vollen Glorienglanze sah ich vor mir
Den Thron von ihm, dem Ungebornen, flammen,
Und auch das Lied des Engelchors war: Hoffnung!

Versunken in Entzückung blieb ich lange,
Noch immer klangen fort die sel'gen Lieder,
Noch immer hört' ich eine süße Stimme,
Die murmelnd Hoffnung in das Herz mir sang.
Doch plötzlich wacht' ich auf, und, wehe mir!
Die Stimme schwieg, sie war für mich verhallt,
Verhallt, verhallt, und ach, vielleicht auf immer!
Auf immer! Der Gedanke war entsetzlich,
Ich sah die Schöpfung wieder sich entfärben,
Das Leben ward mir öd' und tödtlich kalt,
Mein Traum von höherm Heil verschwand wie Nebe
Verzweiflung fiel zerschmetternd auf mich nieder

Wie wenig kannt' ich doch die Macht des Liedes!
Wie täuscht' ich mich im Wahne: daß mit ihm
Auch seine Kraft verginge! Wenn der Schmerz
Mich drückt, Verzweiflung mich umfassen will,
Dann hör' ich wieder eine Himmelsstimme
So leis' und tröstend singen, und ich horche
Den süßen Worten: hoff' und hoffe fort!
Ich lese sie im Lichte goldner Strahlen,
Und höher schwillt das Blut in meinen Adern,

Das Haupt erheb' ich trotzig, meine Augen
Erglänzen, und mit neuem Muthe stürm' ich
In's schwankend Reich des Unbekannten hin.

Geslachtboom der Familie Rokox-Perez. 1849.
Broeder en zuster, tooneelspel van Goethe uit het hoogduitsch vertaeld. 1850.
Iets over de school van Shakespeare int algemeen, en James Shirley, haren laetsten leerling. Uit het engelsch vertaeld. Taelverbond 1850.
O. L. V. op't Staeksken te Antwerpen (1124—1481). Antwerpen 1853.
Verhandeling over O. L. V. Kerk te Antwerpen.
Over eenige Kunstwerken in de Kempen. Taelverbond 1854.
Levensschets van den Antwerpschen beeldhouwer Bartholomeus van Raephorst. Taelverbond 1853. Tweede verbeterde uitgave. 1858.
Levensschets van Jan van Boendale, gezeyd Jan de Clerc van Antwerpen. Taelverbond 1853.
Luister der St. Lucasgilde en Geschiedeniss der Antwerpsche Kunstschool. Antwerpen 1854.
Blazoenen der Gilden en Ambachten van Antwerpen. Taelverbond 1854.
Blazoenen der Gilden en Ambachten van Herenthals. Taelverbond 1854.
Glasraem van Hendrik VIII. koning van England en Aertshertog Philipp den Schoone in de hoofdkerk te Antwerpen. 1855.
Levensschets van den Kunstschilder Hunin. 1855.
Levensschets van den Kunstschilder Nicasius de Keyser. 1855.
Levensschets van den schilder Quinten Massys. 1855.
Het Nassausche Glasraem in de Hoofdkerk van Antwerpen. Antwerpen 1855. Amsterdam 1856.
Levensschets van den schilder Adam van Noort 1856.
Levensschets van den Antwerpschen historieschryver Andries-Eugenius Valckenisse. 1857.
Levensschets vân den schilder Pieter-Jan-Balth. de Grée. 1858.
De oudste burggraven van Antwerpen. 1858.

Gerrits (Lodewyck), geboren 1827 zu Antwerpen. Sein Vater, Heinrich, seine Mutter Anna Maria De Groof. Sein Leben wird am besten mit seinen eigenen Worten geschildert. „Meine Biographie," schreibt er mir, „ist, Gott sei Dank, sehr einfach. Ich bin der Sohn eines Mannes aus dem kleinen Bürgerstande. Er starb, als ich dreizehn Jahr war. Sein Verdienst war sicher sehr gering gewesen, aber er hatte allen seinen Stolz auf den Sohn gesetzt und mit den Pfennigen, die er sich vom sauern Werklohn abgespart hatte, wurde ich auf das Athenäum von Antwerpen geschickt, um dort eine Erziehung zu erhalten. Der Tod meines Vaters machte es meiner Mutter unmöglich, das Schulgeld noch länger zu erschwingen. Glücklicherweise hatte ich meinen Lehrern Antheil eingeflößt. Auf ihre Vorstellungen wurde mir von der Stadt ein Stipendium bewilligt. Einer der vornehmsten Kaufleute versprach sogar für meinen persönlichen Unterhalt zu sorgen, wenn ich meine Studien fortsetzen und Rechtsgelehrter werden wolle. Aber es mußte nicht blos für mich allein gesorgt werden. Die Wittwe, meine Mutter, hatte sich bereits übernatürlich angestrengt, um meinen Schwestern und mir das tägliche Brod zu verschaffen. Ich wollte daher unmittelbar Geld verdienen, ohne erst das Reifen späterer Früchte abzuwarten. Ich fand einen Platz als Schreiber bei einem Kaufmanne, und seit meinem sechszehnten Jahr bis heute bin ich auf demselben Comptoir geblieben. Mit neunzehn Jahren hatte ich den „Sohn des Volkes" herausgegeben."

Daß dieses Erstlingswerk in kürzester Zeit vergriffen wurde, sagt der bescheidene Verfasser nicht, aber es steht in der Vorrede zur zweiten Auflage, zu welcher Gerrits sich jedoch erst nach acht Jahren entschloß. Von seinen kleineren Erzählungen wählte ich seinem Wunsche gemäß:

Hendrik.

Oft umkränzen Blumen den Rand des Abgrunds, tief liegt oft unter äußerlicher Ruhe der Schmerz verborgen.

Durch den sanften Glanz einer Lampe erleuchtet, saß eine junge Frau, blond und schön, auf dem Schooß ein blühend Kind, das liebkosend die kleinen Arme um ihren weißen Hals schlang.

Sie lachten einander an, das blaue Auge der Frau spiegelte sich feucht von Liebe in den blauen Augen des angebeteten Kindes wieder. Ihr mütterliches Lachen machte das Kleine vor Freude zappeln; es spielte küssend und stammelte Worte, die, obwohl noch unverständlich, doch in der Sprache der Liebe bereits eine himmlische Bedeutung hatten.

Ein Mann, welcher an einem Schreibtisch gearbeitet hatte, richtete das Haupt in die Höhe, gerade als die Frau mit Stolz die kleinen lockigen Haare des tändelnden Lieblings um ihre Finger wickelte.

Er betrachtete die wechselseitigen Liebkosungen von Mutter und Kind mit einem jener Liebesblicke, welche auf Strömen von Zärtlichkeit aus dem Herzen empor zu wallen scheinen.

So blieb er einige Augenblicke, wahrscheinlich von Glück träumen. Und doch war in dem Lächeln, welches sich um seine Lippen zog, etwas Trauriges, etwas, das an eine Gewohnheit des Leidens denken machte. Unter dem süßen Gefühl, welches aus den Augen des Mannes strahlte, sah man in ihrer Tiefe etwas Fieberhaftes und Düsteres.

Mit einem Male richtete der Mann sich heftig in die Höhe und streckte den Arm aus, wie um in der Luft ein unsichtbares Wesen zu ergreifen.

Da stand er mit erhobenem Haupt, während sein Blick von bezwungener Begeisterung glühte. Aber es war in seiner Haltung und in dem Ausdruck seines marmorbleichen Gesichtes etwas so Fremdes, daß man nicht wußte, sollte man Bewunderung, sollte man Schreck empfinden.

Er sprach nicht, aber die innerliche Bewegung hatte ihn so stark ergriffen, daß sein ganzer Körper bebte.

Endlich griff seine linke Hand krampfhaft nach den Papieren, die vor ihm lagen und auf denen sich Zahlen und Zeichnungen in großer Menge befanden. Sein bleiches Gesicht erhellte sich mehr und mehr, und er warf das Haupt mit einem solchen Aussehen von Stolz zurück, als fühlte er unter seinen Füßen die Erde nur wie einen unermeßlichen Säulenfuß unter seinem Standbilde.

Sein Lächeln war fast wie das eines Irren.

Leider nicht umsonst. Der Mann hatte die schwierigsten Fragen der Wissenschaft ergründet, der Natur ihre Geheimnisse entrissen; so jung er auch war, hatte er doch schon in der Welt der Entdeckungen Wunder geleistet, die ihm das Recht gaben, von Reichthum und Größe zu träumen, aber ein böser Engel hatte mit seinem Athem diese brennende Stirn angehaucht, das schrecklichste aller Uebel war auf den Unglücklichen gefallen — er hatte Augenblicke von Sinnlosigkeit.

In ihre mütterlichen Gefühle versunken hatte die Frau nicht bemerkt, wie ihr Gatte emporgesprungen war. Das Kind spielte noch immer fröhlich auf ihrem Schooße fort und sie, sie hatte für einige Augenblicke Alles vergessen, was nicht Liebe, nicht Glück war.

Die Seligkeit der Frau konnte nicht lange währen. Wohl wandte sie das Auge nicht ab von ihrem Kinde, aber ihr Blick ward ernster und ernster, bis er endlich das tiefste Mitgefühl aussprach. Sie preßte das Kind an ihre Brust, drückte ihre Lippen auf seine Stirn und eine Thräne fiel auf seine frische Wange.

Der Mann sah, daß sie weinte. Sie hatten sich immer so treu lieb gehabt, ihre Liebe war so himmelssüß. Gerade in dem Augenblick, wo die Frau das Haupt beugte, hatte der Mann in der Entzückung wahnsinnigen Glückes zu sich selbst gesagt: „Größe — Ruhm — für sie!" Der Anblick ihrer Thränen brachte ihn zu sich selbst zurück. Er wußte auf ein Mal wieder Alles. Das war zu schmerzhaft; er griff mit beiden Händen nach seiner Brust, sein ermatteter Körper brach zusammen, und er fiel ohnmächtig in den Sessel zurück.

Sein Fall schreckte die Frau aus ihrem schmerzlichen Nachdenken auf. Ein Schrei durchgellte das Zimmer — sie warf sich neben dem Mann auf die Knie und stützte ihn mit ihren Armen.

Als er die Augen wieder öffnete, ruhte sein Haupt auf ihrem vor Angst klopfenden Busen. Sie sahen einander an und was ihre Augen sagten, das kann nur die Liebe begreifen. Er verstand, was sie leiden mußte, und dankend hätte er zu ihren Füßen niederknieen mögen.

Sie legte ihre Hand auf seine Stirn, strich ihm die langen blonden Haare zurück und sagte: „Hendrik, nicht wahr, Ihr habt zu viel gelitten?"

„Es ist Nichts. Ich weiß nicht, was mir ankam. Nun ist's schon wieder vorbei."

„Hendrik," und ihre Stimme wurde traurig feierlich, „so liebt Ihr also Eure Frau nicht mehr?"

Er blickte sie verwundert an, bog sich zu ihr nieder und flüsterte: „O, ich hab' Euch von ganzem Herzen lieb!"

„Warum mir da Euer Leiden verbergen, so lange Ihr könnt? Warum allein leiden?

Sein Blick verdüsterte sich. Die junge Mutter legte ihr Kind an seine Brust und sprach mit leisem eindringlichem Tone, so bittend, so lieblich wie möglich: „Ich hab' eine Bitte an Euch, Hendrik, Ihr werdet sie mir nicht abschlagen — ich bitte selten um etwas. Welcher Gedanke machte Euch so leiden?"

„Ich hab' nicht gelitten. Es war eine Erschütterung des Glückes."

„Des Glückes?"

„Warum nicht? Wenn ich Euch und meinen Sohn beide so schön, so voll Liebe sehe."

„Ihr habt an uns nicht gedacht."

Er zeigte auf ein Papier, das zwischen den andern lag. Sie griff nach dem Blatt, es war eine Zeichnung von ihm — die Mutter mit ihrem Kinde auf den Armen.

Einen Augenblick lang schimmerte ein Lächeln durch ihre Thränen, plötzlich aber wurde sie todtenbleich und fragte zitternd: „Hendrik, wie nennt Ihr diese Zeichnung?"

„Sie soll Mutterliebe heißen," antwortete er und schlang den Arm um den Leib der Gattin, um sie an sein Herz zu ziehen. Aber mit einer Bewegung der Verzweiflung brachte sie ihm das Papier vor die Augen und wie erstarrt deutete ihr Finger auf einige Schriftzeichen. Der Unglückliche hatte

vergessen, daß von ihm geschrieben unter der Zeichnung das Wort „Schmerz" stand.

Schmerz! Sie zu sehen war ihm zur Pein geworden, also gab es ein Geheimniß, welches er in seiner Brust erstickte! O, längst schon hatte sie die Ahnung gehabt, daß ein verborgenes Weh an ihm zehre, aber sie wagte nicht mehr zu ihm von diesem Leiden zu sprechen, weil mit jedem Male, daß sie es that, der Schatten auf seiner Stirn düsterer und düsterer wurde. Warum verbarg er den geheimen Bund, der zwischen ihm und dem Schmerz bestand, als wäre es eine Untreue gegen ihre Liebe gewesen? Das Wort Schmerz, von seiner Hand unter die Zeichnung geschrieben, es traf sie wie ein Todesstoß. Sie hatte den Schrei ihrer Seele nicht zurückhalten können. Doch selbst das war unvorsichtig, denn nun saß er da, die Arme schlaff am Körper herabhängend, das Haupt auf die Brust herabgesunken, bleich und kraftlos wie eine Leiche. Er sprach nicht und schien sie sogar nicht zu sehen, denn sein Blick haftete starr und glanzlos am Boden.

„Hendrik," flehte sie, „ach, Hendrik, hört mich an! Vergebt, daß ich Euch quälte. Ich dachte immer, Mann und Frau dürften keine Geheimnisse vor einander haben, Mann und Frau müßten, wenn sie sich liebten, Freud' und Leid mit einander theilen. Hendrik, sprecht doch!"

Doch er konnte vermuthlich nicht sprechen, denn er drückte die Hände vor das Gesicht und verharrte in Schweigen. Und als er endlich das Haupt aufrichtete, mußte er Gewalt anwenden, um seine brennenden Thränen zurückzuhalten.

„Ich bedarf Ruhe," sagte er, „es wird spät — ich möchte allein sein."

Sie war an Unterwerfung gewöhnt, sie hatte die Liebe und die Aufopferung der Engel. Ihr Kind an die Brust nehmend, beugte sie ihre Stirn vor dem jungen Mann, damit er sie küssen möge.

„Bald, nicht wahr, Hendrik? O, arbeitet doch des Nachts nicht!“ sagte sie, und so voll ihr Herz auch von Thränen war, verließ sie doch das Zimmer.

Hendrik war aufgestanden, um ihr mit seinen Blicken zu folgen.

„Ach,“ seufzte er, „arme Frau, Ihr kennt noch nicht die ganze Tiefe des Strudels, in welchen ich Euch mit hineingerissen habe. Ach, daß Ihr das Geheimniß nie kennen zu lernen brauchtet — denn sein Name macht schaudern — er heißt Elend.“

In der That hatte Hendrik sein Vermögen bis zum letzten Groschen in Unternehmungen verloren, welche ihm seiner Berechnung nach Berge von Gold hätten bringen müssen.

„Arm, bettelarm!“ wiederholte er. „Ich habe Frau und Kind an den Bettelstab gebracht. Nein, man weiß es nicht, welch Geheimniß mir das Gehirn zermalmt.“

Er warf einen Blick von Verachtung, fast von Zorn auf seine Papiere.

„Thor,“ dachte er, „es gab eine Zeit, wo ich, um ihre Liebe zu verdienen, berühmt werden wollte. Hätte sie nicht mit Freude Lorbeeren um das Haupt des Mannes gesehen, dessen Namen sie trug? Spott! Das Feuer, das unter meiner Stirn lodert und das ich für die Flamme des Geistes zu halten wagte, es war das Geflacker des — Irrsinns.

„Und warum den Namen nicht zu nennen wagen? Der

Irrsinnige träumte, daß er sie, reich und schön, an seinem Arm in die Welt führen würde, daß er, stolz auf ihre Liebe, Schätze zu ihren Füßen niederlegen könnte. Schätze! — die Welt wird spotten und hat das Recht dazu, denn sie ist unerbittlich die Welt gegen den Unterliegenden.

„Gott, warum giebt es Zwischenzeiten, wo mein Geist frei ist, wo ich mein Schicksal begreife? Es ist ein furchtbar Gebet, aber, wenn es doch einmal so sein muß, o, daß es dann mit einem Male völlig dunkel in mir werde, daß ich zugleich mit der Erinnerung auch die Empfindung verliere!

„Feigling, und Euer Kind und Eure Frau? Würdet Ihr nicht wie ein ewiger Fluch an ihnen hängen? Frau und Kind würden für Euch arbeiten, und der Verrückte würde vielleicht mit Gewalt ihnen das letzte Stück Brod aus den Händen reißen.

„Das soll nicht sein! Wohl fühl' ich's, wie das unsichtbare Ungeheuer langsam aber sicher mir das Vermögen zu denken aus dem Haupte saugt, aber noch kann ich flüchten, so weit weg flüchten, daß Niemand mich kennt, daß man hier meiner auf immer los sein soll. Ich bin zu lange vor diesem Gedanken zurückgebebt. Sie wird weinen, vielleicht lange weinen, aber zuletzt wird es doch vorübergehen.

„Vorüber — o der Gedanke peinigt, denn selbst jetzt hab' ich sie noch so innig lieb. Aber mein Leben wäre nur ein Unheil für sie und für das Kind, und daß ich in der Fremde sterben gehe, was ist's darum? Man findet immer einen Stein, auf den man das Haupt niederlegen kann, um den letzten Seufzer auszuhauchen."

Hendrik zwang sich gewaltsam, dieses Vornehmen auszuführen. Der Unglückliche weinte, während er einige Kleinigkeiten zusammenpackte und unter seine Kleider verbarg, um unbemerkt das Haus verlassen zu können. Er that Alles mit Hast, denn er fühlte, er müsse eilen, wenn er nicht jetzt noch zurückweichen sollte.

Endlich waren die Vorbereitungen gemacht — er sah sich zum letzten Male im Zimmer um. Was für Erinnerungen rief in diesem Augenblick jeder Gegenstand in ihm wach! Alles zeigte ihm Bilder von Liebe und häuslichem Glück, und sein Herz blutete.

„Und sie weiß es nicht, daß ich sie verlasse!" schluchzte er. „Was thut sie in diesem Augenblick, wo ihr Schicksal sich entscheidet? Denkt sie an mich?"

Hendrik wollte fort, aber seine Glieder waren wie erlahmt, seine Füße hingen wie Blei am Boden.

„O sie noch einmal sehen! Sie und mein Kleines zum letzten Male sehen, ohne etwas zu sagen, und dann —"

Er konnte diesem Verlangen nicht widerstehen und schlich sich nach dem Gemach seiner Frau. Mehr als ein Mal mußte er stehen bleiben, um sich die Thränen aus den Augen zu wischen.

Die Thür zum Zimmer der Frau stand offen. Er konnte sie unbemerkt betrachten. Sie kniete vor ihrem Bette. Wie schön und rein war sie im weißen Nachtkleide. Das Haar auf die entblößten Schultern fallend, die blauen feuchten Augen gen Himmel gerichtet. Vor ihr auf dem weichen Kissen des Bettes kniete das Kind, die Händchen auch ge=

faltet. Die Mutter und die Frucht ihres Leibes sprachen dieselben Worte, Worte heiligen Gebetes.

An die Thür gelehnt hörte Hendrik von den betenden Geliebten zu wiederholten Malen seinen Namen aussprechen. Sein Herz schlug vor unbeschreiblicher Rührung, als er die beiden Stimmen Gottes Segen über sein Haupt herabrufen hörte.

Es war lange her, daß Hendrik nicht mehr gebetet hatte; das Ringen nach Wissenschaft, Auszeichnung, Reichthum hatte seine Blicke an der Erde festgehalten, jetzt aber sprach er, fast ohne es selbst zu wissen, die Worte seiner Frau und seines Kindes nach, bis endlich das allesumfassende Vaterunser aus ihren Herzen empordrang.

„Gieb uns unser täglich Brod!“ sagten sie, und er, der den Hunger für sie fürchtete, hatte das Knie gebogen. Das Geräusch, welches seine Bewegung verursachte, machte die Frau den Kopf umwenden. Erstaunt, erschrocken sogar, flog sie zu ihm hin, faßte seine Hände mit den ihren und frug: „Hendrik, Hendrik! was ist denn?“

Es giebt Gefühle, die man nicht in Worten ausdrückt; er konnte nur sie an seine Brust drücken. Sie weinte mit ihm, noch ohne zu wissen, warum seine Thränen auf ihre Stirn fielen. Dann frug sie nochmals: „Was ist? Könnt Ihr Euer Weh denn nicht dem Herzen anvertrauen, welches Euch liebt?“

Er verbarg sein Angesicht an ihrer Brust und vermochte nicht zu antworten. Aber plötzlich entdeckte sie das Päckchen, welches er unter seinen Kleidern verborgen hatte und welches während ihrer Umarmung auf den Boden geglitten war.

„Ihr wolltet mich verlassen!“ rief sie, voll Angst Hendriks Arm ergreifend.

„Meine Gegenwart kann Euer Unglück nur verdoppeln.“

„Ihr seid grausam, Hendrik.“

So erschüttert, daß er nicht mehr wußte was er that, bog der junge Mann sich zu ihr nieder und sagte ihr langsam in's Ohr: „Frau, ich hab' Geld, viel Geld verloren.“

„Ist dies das Geheimniß, welches Euch quält?“

„Ihr und mein Kind seid arm, ärmer als Bettler.“

Und was thut das, wenn man reich an Liebe ist?“ rief sie, ihre Arme um seinen Hals schlingend. „Ich hab' einen kleinen Schatz für Euch bewahrt, an dem hättet Ihr, wenn Ihr uns verlassen hättet, mehr verloren, als an allem Uebrigen.“ Sie führte Hendrik an das Bett und zeigte ihm das liebe Kind, das immer noch kniete und dabei weinte, weil es seine Eltern traurig sah.

Doch als die Mutter den Liebling in die Arme nahm, als sie ihn mit Küssen überschüttete und an ihrem Herzen erwarmen ließ, da kam auf das kleine Gesicht gleich das Lächeln wieder. Hendrik konnte nicht widerstehen; er schloß beide in die Arme und aus dem Tiefsten der Seele betete er: „O Gott, möge das reine Gebet dieser Beiden erhört werden!“

Und Gott erhörte das Gebet der Mutter und des Kindes. Hendrik lebt noch, und sein Name wird zugleich mit einigen der wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen genannt. Als nur erst das Geheimniß, welches ihm das Herz erdrückte, von seiner Brust genommen war, konnten die Küsse der Frau den Athem des bösen Geistes von seiner Stirn bannen. Tage der Ruhe und des Glückes kehrten wieder.

Hendriks Haar ist nun weiß, doch noch immer wiederholt er: „Spottet nie über Liebe und Gebet — beide sind heiliger Trost.“

Wie man aus dieser kleinen Skizze ersehen wird, liebt Gerrits es, innerliche Zustände auszumalen. Zugleich liebt er aber auch romantische Verhältnisse und besonders malerisch geordnete Schlußscenen zu schildern. Ein weiterer Lebenskreis wäre ihm sehr zu wünschen, seine Erfindungen würden dann an äußerer Wahrscheinlichkeit gewinnen. Die innerliche Wahrheit hat er. Unter seinen Erzählungen ist „Ein verstoßenes Mädchen“ eine der lieblichsten, die ich im Vlämischen kenne.

Bogdowad. Een Belg te Rome. Taelverbond. 1846.

De zorn des volks. Geschiedskundige roman. Antwerpen. 1847 und 1856.

De liefde eens Ryken. De vlaemsche Rederyker. 1849.

Twee dramas. 1⁰. Menschenliefde. 2⁰. Tanchelm. Antwerpen.

Aen het vlaemsche Volk. Op last der Rederykkamer: De Olyfstak. Antwerpen. 1850.

De Godverzaker. Antwerpen. 1852.

De oude Belgen. Geschiedkundige tafereelen. Antwerpen 1854.

Vertellingen. Antwerpen. 1854.

Een zalig nieuwjaer. Almanack des volks, uitgegeven door het vlaemsch gezelschap van Antwerpen. 1855.

Eliza Devries. Tafereelen uit onzen tyd. Antwerpen. 1857.

Levensbeschryving van Van Brée.

Gezelle, (Guido) geboren den 1. Mai 1830 zu Brügge von wenig bemittelten Eltern. Sein Pathe, der Baron G. Van Zuylen Gaesbek, war es, der ihn zuerst am Collegium zu Brügge und dann auf dem kleinen Seminar zu Roulers oder Rousselaere studiren ließ. Den Wunsch seines Beschützers nach sollte Gezelle Arzt werden, doch er hatte die bestimmteste Neigung zum Priesterstande. So kam er denn auf das Seminar der Diöcese und wurde 1854 Priester. In demselben Jahre am kleinen Seminar zu Roulers angestellt, ist er dort seit 1857 Professor der Literatur und Poesie. Einige seiner Dichtungen gehören zu den schönsten, welche ich im Vlämischen kenne; man kann von ihnen im besten Sinne sagen: sie sind von einem Priester. So viel es mir der Mangel an Reimen auf „Ried" gestattet, will ich die lieblichste wortgetreu wiederzugegeben versuchen.

O, 's Rauschen von dem schlanken Ried!

O, 's Rauschen von dem schlanken Ried!
Verständ' ich doch dein traurig Lied,
Wenn leis' der Wind vorüberschweift,
Und leise deine Halme streift!
Du biegest dich voll Demuth um,
Stehst auf und beugst Dich wiederum
Und singst dabei das traur'ge Lied,
Das ich so lieb', o schlankes Ried!

O, 's Rauschen von dem schlanken Ried!
Da wo vorbei das Wasser flieht,
Wie saß ich da nicht oft und gern,
Allein, von allen Menschen fern.

Und sah dem Spiel der Wellen nach
Und zählte deine Stämmchen schwach
Und horchte auf das liebe Lied,
Das du mir sangst, o rauschend Ried!

O, 's Rauschen von dem schlanken Ried!
Wie Mancher ist nicht, der dich sieht,
Doch deine Stimmen nicht versteht
Und ungerührt vorübergeht.
Er hört sein Herz und dessen Drang,
Er hört das Gold und dessen Klang,
Doch nicht dein mahnend traurig Lied
Du mein geliebtes rauschendes Ried.

Und doch, du rauschend schlankes Ried,
Nicht so verächtlich ist dein Lied.
Gott schuf den Strom, schuf deinen Stamm,
Gott sagte: weh'! — und 's Lüftchen kam,
Und wehte leis' und schmiegte sich
An deinem Stamm und wiegte dich;
Gott horchte, und dein trauernd Lied
Behagte Gott, o rauschend Ried!

Darum, o schlankes rauschendes Ried,
Dein Lied in meine Seele zieht,
In meine Seele, die Gott schuf,
Daß sie vernehme deinen Ruf.
Wenn flüsternd du im Winde stehst,
Und klagend auf und nieder gehst,
Dann seltsam mächtig, schlankes Ried,
Dein Lied in meine Seele zieht.

O, 's Rauschen von dem schlanken Ried,
Es klinge in mein traurig Lied,
Und steige, eins mit diesem dann
Zu uns'rer Beider Gott hinan.

Und du, der liebevoll dein Ohr
Herabneigst selbst zu einem Rohr,
Vernimm doch auch mein Klagelied,
Ich armes, krankes, klagendes Ried.

Das schönste Gedicht nach diesem ist: „Excelsior". Beide stehen in den 1858 herausgekommenen „Vlämischen Dichtübungen". Die Anmerkungen, welche sich am Ende dieses Bandes befinden, zeigen, daß Gezelle die Sprache gut studirt hat und mit Bewußtsein handhabt. Seine Biographie verdanke ich Delphin Gaillard aus Brügge.

Aen de eerweerdige heeren Petrus, Vitalis en Victor Carlier, op des laetsten priesterzalving, 21 wintermaend 1850. Rousselaere.

Welkomwensch door het broederschap van het allerheiligste Sakrament, opgedraegen aen den eerweerden heer Lodewyk Boone, vierende zynen plegtigen intrede als pastor te Gheluwe den 4 january 1855. Rousselaere.

Eergedicht ter blyde geheugeniss van de vyfjarige jubelveest gevierd te Brugge, den 26 juny 1855, door den weledelen heer Philippus Verhulst. Brugge.

Boodschap van de vogelsen en andere opgezette dieren zich bevindende in 't muzeum in 't klein seminarie te Rousselaere, binst het schooljaer 1854—1855. Rousselaere. 1855.

Kerkhofbloempjes.

Vlaemsche Dichtoefeningen, Brussel en Rousselaere. 1858.

Goutier, (Frau, geborene Maria de Smet,) aus Deynze, jetzt Oberlehrerin an einer der Stadtschulen zu Gent, wo ihr Mann Pedell bei der Universität ist. Sie schrieb im Genter Jahrbüchlein; das folgende Liedchen ist aus der durch Heremans herausgegebenen Blumenlese, welche unter dem Namen „Niederländische Dichterhalle" in Gent erscheint.

Samstagabend.

Frauchen, hier sind achtzehn Franken,
Achtzehn Franken wohlgezählt,
Sicher wirst du heut nicht zanken,
Weil auch nicht ein Cent d'ran fehlt.
Siehst du, deine Augen lachen
Mir vergnügt und liebreich zu,
Feierabend darf ich machen —
Frauchen, schließ' die Thüre zu.

Komm', mein Junge, komm' zu Vater
Trockne mir die Stirne ab,
Und auch Mietje will zu Vater,
Müht sich da mit Langen ab.
Sie will auch ein Küßchen geben —
O wie herrlich schmeckt die Ruh',
Wie glückselig ist mein Leben!
Frauchen, schließ' die Thüre zu.

Mutter, bring' das Abendessen,
Denn es scheint mir gar gekocht;
Schnell nun an den Tisch gesessen —
Doch wer ist es, der da pocht?
Eine Frau — in ihren Armen
Ein verhungert elend Kind,
Wortlos flehend um Erbarmen —
Frauchen, mach' ihr auf geschwind.

Hansen (Constanz J.) geboren in Vließingen 1833 aus einer wunderlichen Familienmischung von Nationalitäten. Sein Urgroßvater von Seite seiner Großmutter war ein der Religion wegen ausgewanderter Franzose und hieß Du Jardin, ein Name, den in De Gordyn verändert seine Großmutter noch jetzt trägt. Sein Vater, Hans, war der Sohn wohlhabender Bauern zu Barnkob, einem Dorfe auf der dänischen Insel Langeland, seine Mutter, Maria Van Dycke, ist aus Vließingen. Der Vater, der von früh an Lust zu Reisen gehabt hatte, verließ noch jung Elternhaus und Vaterland. 1830 fuhr er bereits als Steuermann von Antwerpen aus. 1855 kam er mit Frau und Kind aus Holland nach Belgien zurück, doch erst bei seiner Volljährigkeit wurde Hansen gesetzlich zum Belgier, bis dahin war er, obgleich er der Geburt nach Holländer ist, immer als Däne eingetragen gewesen.

Was er nicht mehr dem Namen nach ist, das ist er doch noch dem Wesen und der Erscheinung nach. Er unterscheidet sich von seinen lebhaften vlämischen Kunstbrüdern auffallend durch seinen schlanken Wuchs, sein weiches blondes Haar, sein jugendliches Aussehen und sein leises, schüchternes und zögerndes Betragen. Dieses letztere jedoch mag sich auch blos durch sein Schicksal erklären lassen.

„Mein Vater, dem es keineswegs an Anlagen gebrach," sagt Hansen in seinem biographischen Briefe an mich, „war allmählich Schiffführer, Rheder und Händler geworden, und zugleich, ich kann es ohne Großsprecherei sagen, war er der liebevollste und geliebteste Gatte und Vater, den es geben kann. Aber unglücklicher Weise starb er nach einer O.-J.-Reise von neunzehn Monaten, vierzehn Tage bevor sein Schiff hier ankam, auf der Höhe von Bordeaux an einer Herzkrankheit, welche hauptsächlich durch die zahllosen Aerger-

nisse entstanden sein mochte, denen er von Seiten seiner Mannschaft, besonders seines Steuermanns ausgesetzt gewesen war. Dieser letztere hatte selbst das Aufsetzen von mehr Segeln zu verweigern gewagt, damit mein unglücklicher Vater nicht noch etwa lebend ans Land kommen und ihn noch zur Strafe ziehen möge. Das Alles erfuhr ich erst viel später, aus einem Tagebuche meines Vaters, welches ich gefunden hatte. Jede Anklage wäre zu spät gekommen, überdies würde das Erfahren aller dieser Umstände das Leid meiner Mutter auf das Höchste gesteigert haben, und sie war schon hart genug getroffen worden. Stellt es Euch vor: es war die letzte Reise, welche mein Vater unternehmen wollte, nach fast zwanzigmonatlicher Abwesenheit wird das Schiff auf dem Strom gemeldet, noch denselben Tag sollte Er zu Hause sein, das Zimmer, Alles, bis auf die Pantoffeln wird in Bereitschaft gesetzt, wir erwarten ihn mit froher Ungeduld von Minute zu Minute. Da zeigen sich in der Ferne die Masten eines großen Schiffes, ich springe auf, laufe nach dem Lootsenhause: „Kommt der Jason da herauf?“ — „Ja.“ — „Giebt's Neues an Bord?“ — „Der Kapitain ist todt.“ — „Was sagt Ihr, Lootse! Lootse!“ — Der Lootse eilte weg, er hatte in mir den Sohn des Kapitains erkannt. Den Tag vergess' ich nie. Ich hielt mich an den Häusern fest, ich strauchelte, faßte mich, lief zu einer Freundin meiner Mutter hinein und sank zusammen. Das Schiff legte an, mein jüngster Bruder war darauf, ich sah ihn, er mich, wir brachen beide in Thränen aus und wagten uns nicht nach Hause. Und doch mußte ich hin und Alles sagen, es war meine Pflicht — ich hatte eine rathlose Frau, eine geliebte Mutter zu trösten.

„Ich theile Euch das Alles mit, damit Ihr begreifen mögt, warum ich so stumm und in mich selbst versunken bin. Auch mein Geist ist seitdem wie erlahmt. Fragt mich nicht, wo das jugendliche Feuer geblieben ist, welches mein „Schloß Helstein“ durchglüht, meine Thränen haben es ausgelöscht. Die Zeit allein kann die Nebel zerstreuen, die meine Seele

dumpf umhüllen. Ist dann noch Feuer und Phantasie übrig geblieben, so werd' ich Poet sein. —"

Hansen fühlte schon den Poeten in sich, als er mit funfzehn Jahren in der dritten Klasse des Athenäums, wo er seit seinem zwölften Jahre dem Lehrgange des Handels folgte, an die deutschen und besonders an die englischen Dichter gerieth. Er verschlang sie mit solchem Heißhunger, daß der englische Professor ihm öfter zurief: „little Hansen, take care not to become a poet." Seit ich das las, bekam der lange junge Nordländer den Namen „little Hansen", mit welchem auch die meisten seiner in allen möglichen Sprachen verfaßten Briefe an mich unterzeichnet sind. Denn Hansen schreibt gut englisch und deutsch und auch wohl italienisch. Dänisch hatte er für sich allein gelernt, bevor er 1856 eine Reise nach der Heimath des Vaters unternahm, von welcher er in der Kindheit so viel gehört hatte. Die Eindrücke, welche „der frische Norden" in ihm zurückließ, hat er in einem Band Reisebriefe*) niedergelegt, der in Gent erscheinen soll. Es wird dieses Werk eine Menge Uebersetzungen aus dänischen Dichtern enthalten. Proben davon, die sehr viel versprachen, waren im letzten Jahrgang des „Almanach für Jan und Alleman" mitgetheilt, den Hansen seit 1852 gemeinschaftlich mit Frans De Cort herausgiebt.

Hansens vorwaltende Eigenschaft ist die Phantasie, woran sich denn auch wieder der Däne erkennen läßt. In der Form sucht er noch, obwohl er die Sprache gründlich studirt hat und zwar ganz für sich allein. Er ist von der Partei, welche Van den Hove vertrat, Dautzenberg noch vertritt: Erweiterung der vlämischen Sprachgrenzen durch Wiederaufnehmen vergessener, durch Hinzunehmen neuer Formen.

Sein „Schloß Helstein", welches er im Herbst 1849 binnen drei Monaten schrieb, nennt Hansen „eine Jugendsünde". Es ist jedoch nur eine Jugendarbeit, welche zuerst

*) Reisbrieven uit Dietschland en Denemark. Gent, 1860.

im „Sprachverband“ erschien. Außerdem schrieb er viel in Jahrbücher und Zeitschriften. Die Vlamingen erwarten von ihm künftig Tüchtiges über Sprachkunde zu lesen. Ich erwarte von ihm besonders viel als Uebersetzer, wozu er eine sehr bedeutende Begabung hat. Die äußerliche Stellung Hansens ist die eines noch Suchenden. Den Kaufmannsstand hat er aufgegeben, und noch nichts Anderes dafür gefunden. Sobald ihm das gelungen sein wird, dürfte sein Talent rasch zu vollkommner sicherer Entwickelung gelangen.*)

Aus dem reichen Vorrath der mir handschriftlich mitgetheilten Lieder und Dichtungen wähle ich aus dem Oratorium: „Das Leben der Frau“, in welchem der Dichter eine Greisin ihr Leben überschauen läßt, „das Kind“ und „die Wittwe“.

Das Kind.

Meine schönen Kinderjahre,
Flüchtig seid entschwunden ihr,
Doch noch heute klopft das Herz mir,
Denk' ich euch zurücke mir.

Kinderzeit, ein Eden dünkte
Mir die Welt in deinem Glanz,
Und ihr zugelächelt hab' ich,
Unschuld und Vertrauen ganz.

Damals konnt' ich, ach, noch träumen,
Jauchzen, hoffen, sonder Arg,
Damals waren noch die Stunden
Nicht mit ihren Gaben karg.

Lieblich ist der Kindheit Freude,
Lieblich ist sogar ihr Leid,
Denn des Kindes hellen Thränen
Ist das Lächeln niemals weit.

---

*) 1860 im Frühjahr ward er zum zweiten Archivisten in Antwerpen ernannt.

Seid gesegnet, frohe Tage,
Zogt ihr gleich so schnell dahin,
Seid gesegnet, wenn ich länger
Gleich das frohe Kind nicht bin.

Die Wittwe.

Und jetzt bin Wittwe ich, genommen
Ward Alles mir was einst mein Theil,
Des Lebens Glück, der Mutter Heil,
Es ist die Einsamkeit gekommen,
Ich stehe zwischen Trümmern da,
Ein Denkmal dessen, das vergangen,
Und seufze oftmals mit Verlangen:
O Schicksal, wär' auch meine Stunde nah!

So ist das Frauenloos auf Erden!
Ein Kind mit immer frohem Muth,
Ein Mädchen in der Jugend Glut,
Dann selig an des Gatten Heerde;
Die Liebe füllt ihr ganzes Herz
Sie liebt das Kind, sie liebt den Gatten,
Da kommt der Tod mit dunklen Schatten,
Und alle ihre Liebe wird zu Schmerz.

Diesen beiden Fragmenten lasse ich, um auch etwas Abgeschlossenes zu geben, ein „Ritornel“ folgen, gerichtet

An meinen Busenfreund zu seinem Feste.

Es träumte mir, daß ich das Schicksal wäre
Und auserlesen, alle Herrlichkeiten
Zu opfern auf dem liebsten der Altäre.

Ich wollte dir des Indus Schätze geben
Und Lorbeerkränze, Lob von tausend Zungen,
In Frauenblicken glühend Liebesleben.

Doch Schätze stillen nimmer das Verlangen
Des edlen Sinns, und du, so voll von Demuth,
Du mögtest nicht Vergötterung empfangen.

Was ist auch Gold und Ruhm in trüben Tagen?
Es würde, stieg' es auch gekrönt gen Himmel,
Dein Haupt des Unglücks Last nicht leichter tragen.

Und sollt' ich dir den Rausch der Liebe schenken?
Wie Viele, ach, die tödtend Gift schon trinken,
Indeß sie Nektar noch zu schlürfen denken!

Was wäre dir, nach weisestem Ermessen,
Das Beste da? Ein Freund, nicht wahr, ein treuer?
Ein Freund — und hätt' ich denn mich selbst vergessen?

So sah ich mit dem Traum die Hoffnung weichen,
Dir von den wundervollen Dingen allen
Mehr als die alte treue Hand zu reichen

Het Slot Helstein, verhael uit de middeleeuwen. Dichtstuck. Antwerpen, 1851.

De vervloekte schnar, ballade. } Almanack voor Jan en Alleman,
Herinnering, ode. } 1852.

Nachtgroet aen de Natuur. Nederduitsch letterkundig Jaerboekje, 1852.

Liza, dichtverhael. Nederduitsch letterkundig Jaerboekje, 1853.

Want de meisjes, och Heer! Almanack voor Jan en Alleman, 1854.

De Wondergetuigeniss, ballade. Almanack voor Jan en Alleman, 1855.

De Meerman, ballade. Nederduitsch letterkundig Jaerboekje, 1855.

Lofkrans voor H. Leys. Handelsblad van Antwerpen 25 November 1855.
De visschersbruid. Almanack voor Jan en Alleman, 1856.
Noorwegens volkslied. Nederduitsch letterkundig jaerboekje, 1856.
Volkstelling, pol. referein. Schelde, 21 mey 1856.
Dichteroproep tot de Staatspryskamp. Beurzencourant, 11 july 1856.
Onze vryboom, letterblad van Antwerpen, 23 november 1856.
Levensschets van A. Van Dyck. Almanack voor Jan en Alleman 1857.
Zielenklank. Nederduitsch letterkundig jaerboekje, 1857.
Treurzang op Tielemans, 1857.
Wy zullen eens zien! polit. dicht. Beurzencourant, 11 February 1857.
Het leven der vrouw, oratorium. Nederduitsch letterkundig jaerboekje, 1858.
De Bedelaer. | Lief! | Ezelrid. } Almanack voor Jan en Alleman 1858.

Hendrickszone (Emanuel Hiel) geboren den 30. Mai 1834 zu Sint Gielis bei Dendermonde, genoß bis zu seinem zehnten Jahr den Unterricht in der Stadtschule zu Dendermonde und war dann zwei Jahr lang an einem Erziehungsinstitut. Von dieser Zeit an war er sein eigener Lehrer.

Er fing in Dendermonde einen Buchhandel an, welcher hauptsächlich aus vlämischen Werken bestand. Ebenso bestrebte Hendrickszone sich mit Eifer und Erfolg die Muttersprache in die Sängergesellschaften von Dendermonde und der Umgegend einzuführen, und übersetzte zu diesem Zwecke viele Chorgesänge aus dem Deutschen. Mehrere seiner eigenen Lieder wurden von dem Notar Clemens Wytsman zu Dendermonde und von Edward Gortebeeck ebendaselbst in Musik gesetzt. Gedruckt wurden die meisten in der Dendermonder Zeitung; eine Sammlung derselben ist unter dem Titel „Blätterchen" angekündigt, aber noch nicht herausgegeben worden.

Der Buchhandel ging nicht, und Hendrickszone ist jetzt

Zollbeamter in Brüssel. Glückliche Stadt, wo die Poesie am Thore Wache hält!*)

Das folgende Liedchen ist mir handschriftlich mitgetheilt worden. Ich wählte es, weil wirkliche Liebespoesieen im Vlämischen noch selten sind. Heremans sagte mir: „Wir dürfen Lieder an unser Vaterland machen, aber nicht an unsere Schöne."

Triolette.

An meine Geliebte.

Auf deinen Lippen, deinen Wangen
Lacht reine Liebe, reine Lust;
Ach, könnt' ich mit dem Munde hangen
An deinen Lippen, deinen Wangen,
Dann fänd' in seligem Umfangen
Ersehnte Ruh' die heiße Brust!
Auf deinen Lippen, deinen Wangen
Lacht reine Liebe, reine Lust.

Die Augen sanft, wie die der Tauben,
Worin ein ganzer Himmel ruht,
Was mußten sie das Herz mir rauben,
Die Augen sanft, wie die der Tauben,
Die süß Erhörung meinem Glauben,
Erquickung geben meiner Glut,
Die Augen sanft, wie die der Tauben,
Worin ein ganzer Himmel ruht!

Was kümmert mich das ird'sche Leben,
Geht meine Seel' in deiner auf?
Man mag mir tausend Tode geben,
Was kümmert mich das irdsche Leben,

*) Oder hielt, denn der Oktroi ist abgeschafft worden.

Es kann mein Geist mit deinem schweben
Vom Stoff befreit zum Licht hinauf.
Was kümmert mich das ird'sche Leben,
Geht meine Seel' in deiner auf?

Hendrickx (Petrus Joseph Norbert), geboren zu Antwerpen den 29. Juni 1822. Sein Vater hatte die gleichen Namen, seine Mutter hieß Maria Susanna Stass. Er verlor sie, als er achtzehn Jahr alt war, und der Schmerz über diesen Verlust machte ihn zum Dichter. In dem Widmungssonnet zu seinem Don Juan hat er ihr ein Denkmal gesetzt.

Hendrickx studirte auf dem Athenäum von Antwerpen und auf dem kleinen Seminar von Mecheln, wo Van Beers, Peeters u. A. seine Mitschüler waren. Anfänglich war er zum Priester bestimmt, doch fühlte er bald, daß ihm der geistliche Beruf fehlte. So wurde er denn Schriftsteller, d. h. er schrieb französische Poesien in einer kleinen Stube, welche seine Großeltern ihm einräumten, denn auch sein Vater war schon längst gestorben. Obgleich unter Dach und Fach, mußte Hendrickx doch den armen Poeten nach dem Leben spielen, denn einige Stunden im Griechischen und Lateinischen trugen nur gerade das Nöthigste für Kleider ein. Bei Tage wickelte er sich, um schreiben zu können, in seine Bettdecke, und Abends brachten die Freunde, um mit ihm essen zu können, ihre Lebensmittel und ihr Licht mit. Dennoch wird dieser Zusammenkünfte auf „Hendrickx Parnaß" noch immer mit Lust gedacht; sie bezeichnen eine der frühesten und glänzendsten Zeiten in dem vlämischen Antwerpner Leben.

Erst nachdem Hendrickx zwei französische Werke herausgegeben hatte, wandte er sich, durch Van Beers angetrieben, der Muttersprache zu. „Der letzte Tag der ersten Welt" war sein erster Versuch, binnen achtzehn Tagen entworfen und vollendet. Die Regierung bewilligte 625 Franken zum

Drucke dieser Dichtung, welche noch heute von den Landsleuten des Dichters seinem spätern und größern Werke „Don Juan“ vorgezogen wird. Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen; „der letzte Tag“ ist in der Auffassung völlig niederländisch, während „Don Juan“ aus der Begrenzung der vlämischen Volksart heraus geht und sich in dem freien Wellenschlag der modern europäischen Poesie bewegt.

Was Hendrickx außer seinem anerkannten Dichternamen seinen Werken noch verdankt, das ist seine Frau, Petronilla Elsens aus Rotterdam. Sie lernte ihn kennen, als sie einen Bruder, der durch allzuangreifende Studien geisteskrank geworden war, nach Gheel*) brachte. Eine Familie aus Brüssel, mit welcher sie während der Fahrt Bekanntschaft gemacht hatte, bemitleidete ihr Verlassensein, und lud sie auf einige Tage zu sich ein. Dort lernte sie einen jungen Advocaten aus Antwerpen kennen, der sich ihr, als sie auf der Rückreise durch seine Vaterstadt kam, als Führer anbot, aber leider für den Augenblick gerade nicht genug bei Kasse war, um den Artigen zu spielen. In dieser Verlegenheit entdeckte er Hendrickx, der seiner Gewohnheit nach melancholisch vor sich hinträumend irgendwo auf dem Quai saß. Zu ihm hineilen und ihn um seine Begleitung und etwas Geld bitten war eins. Hendrickx gab sowohl sich wie seine Börse gutmüthig und bereitwillig her, und die Freunde brachten beide zusammen so viel heraus, um die Fahrt nach Vlämisch Hoofd**) bezahlen zu können. Aber zum Kaffee dort reichte es nicht mehr, und die junge Holländerin mußte aushelfen. Sie that es mit einer naiven Unbefangenheit, welche Hendrickx sehr gefiel. Ebenso fühlte er sich von dem Enthusiasmus angesprochen,

---

*) Gheel, ein großes Dorf in der Nordbrabandschen Kempen, welches seiner reinen Luft wegen als ein vorzüglich heilsamer Aufenthaltsort für Irrsinnige gilt.

**) An der Schelde, gegenüber Antwerpen, worauf es die schönste Ansicht gewährt.

welchen sie für Literatur und Schriftsteller äußerte. Er versprach ihr sein erstes Buch, welches er eben vorbereitete. Ein Jahr später sandte er es ihr wirklich, begleitet von einem Briefe, aus welchem mehr hervorging, als eine bloße Erinnerung. Die junge Holländerin hatte das Versprechen des Antwerpner Dichters für „das Geschwätz eines jungen Herrn" gehalten, und als sein Brief kam, war sie verlobt und konnte Nichts thun, als ihm durch eine Freundin, welche zufälliger Weise über Antwerpen reiste, ihren Dank sagen lassen. Und so gingen elf Jahre hin, elf Jahre, während welcher das Mädchen den Verlobten pflegte, der an der Auszehrung krank geworden war. Endlich gab sein Tod ihr die Freiheit wieder und den 13. August 1855 heirathete sie zu Antwerpen den Dichter, den sie vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft mit ihm still und leidenschaftlich geliebt hatte.

Ich kann natürlich von Hendrickx nur eine kleine Probe geben, und wähle dazu eine Scene aus Don Juan, welche mich durch ihre naive Lieblichkeit besonders angezogen hat. Ein Endurtheil über diese Dichtung ist so lange unmöglich, bis der dritte Theil herausgekommen ist. Da Hendrickx eifrig versichert: dieser dritte Theil werde nie geschrieben werden, dürfen wir ihn mit Gewißheit in kürzester Zeit erwarten. So viel kann ich von der eigenthümlichen Auffassung jetzt schon sagen, daß Don Juan eigentlich ein Faust, viel minder sinnlich als geistig durstig und anstatt eines Verleiters ein Verleiteter ist. Außer dem Schluß Don Juans hat Hendrickx noch ein biblisches Trauerspiel, „Die Mutter der Makkabäer" in der Arbeit und, wie er selbst eingesteht, fast vollendet. Von seinen kleineren Hervorbringungen sagt er in einem der graziösen vlämischen Briefe, welche ich von ihm habe: „Die hundert Gedichte und Arbeiten aller Art, welche ich seit Jahren unachtsam um mich her ausstreue, bleiben was sie sind: vergessen. Wer gedenkt noch der Rosen, welche er als Kind abbrach, entblätterte und zertrat, ohne weder auf ihren Duft noch auf ihre Dornen zu achten?"

Zweiter Act, erster Auftritt aus dem ersten Theil des „Don Juan.“

Don Juan
(allein, hat geläutet, um etwas zu verlangen. Ein Page erscheint.)

Der Page.

Sennor, mit Eurer
Erlaubniß, Dona Luïza läßt Euch fragen,
Ob sie nicht etwas zu Euch kommen dürfe?

Don Juan

Sie komme.

(Der Page ab.)

Armes Kind! Das einz'ge Wesen,
Das mich noch bindet an die Welt. Es liebt mich,
Wie's seine Mutter liebte. Wenn sie mich
Verlör', was thäte wohl die arme Waise?

Dona Luïza
(Don Juans Schwesterchen, springt herein und läuft zu ihm.)

Ach, Don Juan!

Don Juan (sitzend.)

Guten Tag, Luïza!

Luïza (an Don Juans Halse.)

Ach, ich bin
So freudig, daß zu Euch ich kommen darf!
Jetzt darf ich auch auf Euerm Schooße sitzen,
Nicht wahr, Sennor?

Don Juan.

Ja, wenn Ihr artig seid
Wie ein vernünftig Mädchen. So kommt her.
(Nimmt sie auf die Knie.)

Luïza.

Und darf ich auch ein Mal aus diesem Becher
Wohl trinken?

Don Juan.

Ja, Luïza, aber nicht zu viel;
Ein wenig nur.

Luïza.

(nachdem sie getrunken, sich an Don Juans Hals schmiegend.)
Sennor!

Don Juan (von Luïza umarmt.)

Nun was, mein Liebchen?
Sagt mir doch ein Mal, warum sehet Ihr
So gerne mich? Das möcht' ich wohl erfahren.

Luïza.

Ich seh' Euch gerne, weil Ihr Don Juan seid,
(Ein Buch erblickend, das auf dem Tisch da liegt)
Was für ein groß und prächtig Buch da liegt!
Sind Bilder d'rinnen? Laßt mich ein Mal seh'n,
Ach, ein Mal seh'n.

Don Juan.

Es sind nicht Bilder drinnen,
Mein Engelchen.

Luïza.

Oh, das ist Schade, Schade!

Ist's ein Geschichtenbuch, Don Juan? Und wo
Ist denn das schöne Bilderbuch, das gestern
Don Cäsar mir geschickt durch seinen Pagen?
Der Page sagte mir, daß es so schön sei,
Und daß Don Cäsar mir's gegeben habe,
Damit ich lange darin blättern könne,
Und Isabella hat es weggelegt —
Wo ist es nur das schöne Bilderbuch,
Das von Don Cäsar kam?

Don Juan.

Es ist bei mir,
Luïza, und Ihr sollt es bald bekommen.

Luïza.

Das Bilderbuch Don Cäsars? Ach nein, jetzt,
Don Juan, jetzt gleich.

Don Juan.

Nicht gleich, mein Liebchen. Erst
Müßt Ihr mit Isabella in die Kirche.

Luïza.

Ach, gebt mir doch zuerst das Bilderbuch,
Ich will auch dann so artig sein!

Don Juan.

Ich sagt'
Euch, bald, mein Liebchen. Wie so ungeduldig!
Da, trinkt noch ein Mal.

(Reicht ihr den Becher.)

Luïza (nachdem sie getrunken)

Soll ich's da bekommen,
Wenn in der Kirche ich gewesen bin?

Don Juan.

Ja, wenn nicht Isabella klagen kommt,
Daß Ihr umhergegafft.

Luïza.

Nein, beten werd' ich
Als artig Fräulein für mein Mütterchen.

Don Juan (sie küssend)

Mein Engel süß — für Mutter bitten! Welch'
Ein Glaube, welch' ein Glück, allein zugleich
Auch welche Unschuld! Meine Luïza!
(drückt sie an das Herz.)

Luïza.

Aber
Ist's wahr, Don Juan, daß ich dies häßlich schwarze
Gewand nicht länger tragen darf und morgen
Gekleidet gehen soll in weißen Flor?
Meine Isabella hat mir das gesagt,
Denn morgen, da ist Fest bei uns, nicht wahr?

Don Juan.

Vielleicht.

Luïza.

Oh, oh, — vielleicht! Und's weiße Kleid denn?

Don Juan.

Ja, das ist richtig; Ihr müßt Mütterchen
Vergessen lernen, und dieß Trauerkleid
Würd' es verhindern. Ja, Luïza soll
Von morgen an in lichter Festpracht prunken,
Bis endlich ihr das liebe Mütterchen
Nur wie ein Traumbild noch erscheinen soll.

Luïza.

In weißen Flor, nicht wahr, Don Juan? Ach das
Wird schön sein, nicht? Doch wer wird morgen mich
Denn anzieh'n? Immer war es meine liebe Mutter, die
Mich anzog, wenn ich weiß erscheinen mußte.
Dann machte sie auch Locken mir, und dann,
Da sagte sie: ich wär' ein liebes Kindchen.
Wer soll das sagen, jetzt? Wollt Ihr es, ja?
Don Juan? Denn Mütterchen, die ist im Himmel —
Wie Schade, nicht? Und kommt denn nimmermehr
Sie wieder? Ach, ich möchte auch wohl gern
Hin nach dem Himmel, denn da wär' ich wieder
Bei Mutter, säße wieder ihr im Schooß.
Ach, dauert es noch lange, bis auch wir
Zur Mutter können in den Himmel geh'n?

Don Juan.

Und wenn Ihr Mutter nun nicht wiederfändet?

Luïza.

Was, nicht mehr wiederfinden sie? Warum?
Ich sah sie ja doch immer gar so gern,
Und wenn ich bei ihr war, da war ich artig,
Und will's auch immer sein, weil ich wohl weiß,
Daß sie mir dafür süße Küßchen gab.
Sie hatte mich doch auch recht herzlich lieb,
Don Juan — sie machte solche schöne Kleider
Für meine Pupp' und nannte immer mich:
Ihr Engelchen, und jetzt, da sollte sie
Mich nicht mehr mögen? Bin ich nicht noch immer
Ihr Kind? Nein, wenn mir Jemand es verbietet,

Daß ich zu meiner Mutter gehen soll,
Das ist ein schlechter Mensch — ein Bösewicht.
(Weint.)

Don Juan (liebkost das Kind.)
Schweigt, meine Liebste! Schweigt, mein Engel! Wieder
Seht Mutter Ihr; sie ist im Himmel dort,
Und wartet auf ihr liebes süßes Kind.
Kommt, laßt mich Eure Thränen trocknen. Morgen
Da helf' ich Euch das weiße Festkleid anzieh'n,
Und heute kommt Ihr gleich nachher und holt Euch
Don Cäsars Bilderbuch — hört Ihr, Luïza?
Nun seid mir brav wie ein erwachs'nes Fräulein,
Und gehet Isabella sagen, daß
Sie Euch zum Ausgeh'n anzukleiden habe.
Noch einen Kuß!
(Läßt sie von seinen Knieen herab.
Und guten Tag, mein Liebchen!

Luïza (geht.)
Guten Tag, Don Juan!

Ich glaube, man wird nach dieser Probe es mit mir bedauern, daß Hendrickx sich dem Naiven und Rührenden in der Poesie nicht mehr hingegeben habe.

De laetste dag der eersten wereld, heldenspel in vyf bedryven. Gent en Amsterdam 1847.
Diogenes de Tonbewooner. Vry naer het Hoogduitsch. De vlaemsche Stem. 1849.
Don Juan, dramatisch gedicht. Antwerpen, 1855.

Heuts (Michel Bernard Frans), geboren zu Antwerpen den 20. August 1827, Sohn von Michel Heuts und von Marie Josephe Therese Monthuie, heirathete 1856 in seiner Vaterstadt Anna Maria Elisabeth Verdickt. Er trat 1850 gemeinschaftlich mit De Cort, Génard, De Geyter und Hansen im „Sprachverband" auf und zwar für sein Theil mit einer Dichtung, welche „der Greis und die Mädchen" überschrieben war. Die, welche ich mittheile, erschien unter dem Pseudonym Leo Safir in dem Almanach „Immer was Neues," 1854.

Clara.

Die Clara war ein Wundermädchen,
Sah lieblich wie der Lenz sich an,
Doch bleich, ja bleicher als das Nachjahr,*)
Und traurig wie die Erde dann.
Denn von dem Morgen bis zum Abend,
Vom Abend bis zum Morgenschein,
Saß sie entmuthigt da und weinte,
Entmuthigt, trostlos und allein.

Was so an ihrem Herzen nagte,
So bleich gemacht ihr Angesicht,
Ob eine Sehnsucht, ob ein Trauern,
Das wußt' auf Erden Niemand nicht,
Umsonst, daß Freunde und Verwandte
Voll Mitgefühl mit ihrem Schmerz
Sie mit bewegter Stimme baten:
„Ach, Clara, öffne uns dein Herz!"

's ist Frühling; seht, die bleiche Clara
Am Fenster wieder weinend sitzt,
Und schaut so traurig wie nur jemals
Hinaus, wo Grün und Blühen blitzt.

---

*) Najaer, der Herbst.

Die Maiensonne schlüpft in's Fenster,
Mit ihrem schönen, warmen Licht,
Sagt: „guten Morgen, liebe Clara,"
Und küßt ihr marmorn Angesicht.

's ist Frühling! seht, der schalksche Westwind
Fliegt lieblich flüsternd hin und her,
Er küßt der Bäume junge Blätter,
Den frischen Blumen schmeichelt er.
Die blonde Clara sieht er weinen,
Und flatternd durch ihr blondes Haar,
Hat er ihr süß in's Ohr geflüstert:
„Ach, blonde Clara, sechszehn Jahr!"

Doch träumend blicket sie nach oben;
Da steigt die Lerche froh und schnell,
Beschwingt mit Liebeseil' entgegen
Den Lenzesstrahlen wunderhell.
Und: „Liebe Clara," singt die Lerche,
„Hast du denn keine Grüße mir
Für jenen Himmel aufzutragen,
Der wieder schickt den Frühling dir?"

Doch höher auf das Auge schlägt sie,
Bis es auf jenen Himmel fällt,
Der immer liebreich seine Kinder
Umschließt mit einem Liebeszelt
Und: „Clara," frägt der blaue Himmel,
„Was grüßest du mich heute nicht?
Bin ich nicht länger schön und geb' ich
Nicht länger deinen Augen Licht?"

Doch ob die Sonne gleich sie grüßen,
Der Westwind mit ihr flüstern kam,
Es schien, daß keine von den Stimmen

Ihr trauervolles Herz vernahm.
Die Lerche stieg allein nach oben,
Der blaue Himmel sprach nicht mehr,
Ein allgemeines Schweigen legte
Sich um die bleiche Clara her.

„Ich weiß es," sagte nun ein Kluger,
„Warum das Mädchen sich betrübt,
Es hat ein Traum, ein grauenhafter
An ihr einst seine Macht geübt.
Ist's nicht ein Traum gewesen, Clara,
Der einst bei Nacht und Lampenschein
Ein schaurig Loos dich ließ erblicken?" —
Das Mädchen sagte traurig: „nein!"

„O weine nicht, du liebe Clara,"
So sang ein Minstrel hold sie an,
„Es giebt kein Leid auf Erden, welches
Ich durch mein Lied nicht heilen kann.
Ich tröste wie der Erde Liebe,
Ich tröste wie des Himmels Licht,
Es haben's Viele schon erfahren —"
„Ich nicht," sprach Clara trüb, „ich nicht."

Und so schloß Clara, kranke Blume,
Ihr Ohr der Hoffnung und dem Trost,
Und ließ ihr schmachtend Köpfchen hängen,
So hold ihr auch der Lenz gekos't.
Es floh'n die frohen Frühlingstage,
Und wieder war der Winter da,
Und wieder, traurig, bleich und leidend
Saß Clara ihrem Fenster nah.

Doch als des Frühlings muntrer Sänger
Auf's Neue an zu schmettern fing,

Im Sonnenlicht der Thauestropfen
Auf's Neue an den Blumen hing,
Da frug ein jedes Aug' das Fenster:
„Wo bleibt die Clara denn so lang?“
Und das verlass'ne Fenster blickte
Hinunter nach dem Lindengang.

Denn in des Ganges kühlem Schatten
Da hüpfte Clara leicht und froh,
Und freudig klang das Zauberliedchen,
Das ihren Lippen hell entfloh.
Und blühend waren ihre Wangen,
Und lächelnd war ihr Rosenmund,
Und durch die klaren Augen sah man
Auf ihrer klaren Seele Grund.

O Wunder! rief wer sie erblickte,
O Wunder! klang's im Windesweh'n,
O Wunder! schallt' es in den Bäumen,
Und Alles blieb betroffen steh'n.
Allein das wunderbare Mädchen
Blieb in der Freude ungestört
Und durch die grünen Schatten wurde
Ihr fröhlich Liedchen fort gehört:

„Es ist ein Engel mir erschienen,
Wie Keiner schöner aufwärts flog,
Der fern von seiner Himmelswohnung
Durch diese Gegend einsam zog.
Sobald ich ihn gewahrte, jauchzte
Mein tiefergriffnes Herz: er ist's,
Und mit bewegter Seele hört' ich
Wie seine Seele rief: Du bist's!

„Seit diesem Tage ward das Leben
Zu einem goldnen Traume mir,
Aus einem Thränenthal zum Lustort
Und meines Engels harr' ich hier.
Denn kehret er zurück, dann trägt er
In seinen Himmel mich hinein,
Und dort, so spricht er, sollen ewig
Vereinigt wir und selig sein."

De schoone Rosa. Taelverbond 1850.
Op Van Ryswycks Graf, Album der St. Lucasgilde. 1854.
Clara. Almanack „Altyd wat Nieuws." 1854.
De Maend Meert, de Maend Mei, de Maend Juny, de Maend September. Almanack des Volks 1855.
De Bladerkrans, Ballade. Almanack des Volks 1856.
Vier Gedichten. Almanack des Volks 1856.

Lauwers (Edmond F. D.), geboren zu Brüssel den 31. August 1833. Sehr früh verwaist, hatte er eine freudenlose Kindheit, und sein Vormund verwaltete sein Vermögen nicht eben zum Vortheil des Mündels. Der junge Mann suchte Trost in der Literatur, doch im Anfange nicht in der vaterländischen. Er hatte gegen seine Muttersprache alle Vorurtheile eines französisch erzogenen Belgiers, doch nimmt er dafür jetzt um so eifriger Theil an ihrer Entwickelung. Er schreibt diese Gesinnungsänderung hauptsächlich dem Einfluß der „Ringelblume," vlämisch „Goldblume" zu, welche er gründen half, denn er ist Antwerpner geworden, d. h. auf dem Antwerpner Stadthaus angestellt.

Da mir seine Novellen nicht zugänglich sind, so habe ich zur Uebersetzung die Einleitung zu seinem zweiten Romane,

„Mina Van der Blyt," gewählt, welcher, gleich einigen Novellen von Conscience, durch den Verfasser persönlich begonnen und geschlossen wird. Man sieht in den Büchern des jungen Schriftstellers, daß er besonders das mit Liebe zu schildern sucht, was ihm im Leben nicht gegönnt war. Noch nicht gedruckt sind zwei Novellen: „Der Namenstag einer Mutter" und: „Johan Scheepers" oder die Folgen einer schlechten Erziehung," und in der Arbeit hat Lauwers einen umfangreichen Roman: „Vater Pittoors."

„De hautes protections ont daigné m'entourer en dépit de mes bien faibles moyens," sagt er in seinem Briefe an mich. Er empfing vom König die Erlaubniß, ihm ein Exemplar von jeder seiner Arbeiten übersenden zu dürfen, und der Herzog von Braband ließ ihm im August 1856 durch den Gouverneur der Provinz Antwerpen einen sehr schmeichelhaften Brief zukommen, der von einer kostbaren Brillantnadel mit dem Namenszuge des Herzogs begleitet war. Seine drei Romane sind, der erste von Eduard Dujardin, die beiden andern von Frans Gons illustrirt. Ich wünsche, daß ich durch das Bruchstück, welches ich mittheile, Veranlassung zur Uebersetzung von Lauwer's Romanen geben möge.

Erstes Kapitel aus „Mina Van der Blyt."

Der Lenz, der treue Vorbote des behaglichen Sommers, hatte mit seiner erfrischenden Kühle die Rauheit des Winters verdrängt. Die Bäume und Gesträuche prangten stolz in ihrem lebendigen Sommerschmuck und verbargen unter ihrem dichten Laube die Nester von tausend Vögeln. Die Sonne glänzte durch den blauen Himmel und erquickte Alles, was da athmete, durch ihre liebkosenden Strahlen. Es war, als ob die ganze Schöpfung, mit neuer Kraft beseelt, dem Schöpfer neuen Dank zuriefe.

Einsam mit meinen Gedanken wanderte ich durch den weichen Heidesand. Mit steigender Bewunderung betrachtete ich die reichen Saaten, welche der Fleiß des Menschen dem ehemals so unfruchtbaren Boden abgewonnen hat. Gewiß liegt in ihnen eine gesegnete Zukunft für unsere Kempischen Bauern. Mein Herz wurde voll von Dank gegen Gott.

Längere Zeit bereits hatte ich mit vollen Zügen den balsamischen Morgenduft eingesogen, und einige Seitenpfade durchschritten, als ich mich plötzlich vor einer ausgedehnten Fläche befand, die einen ausnehmend schönen und wahrhaft dichterischen Anblick gewährte. In der Ferne erhoben sich stolz und majestätisch einige Gruppen Eichen und hoher Tannen, deren Kronen sich deutlich auf dem Horizont abzeichneten. An einer Seite zeigte der spitze Dorfthurm sich über Bäumen und Häusern und schien als Wahrzeichen des Ausruhens für ermüdete Fußgänger hingestellt. Etwas weiter auf einem Hügel stand eine Mühle, deren breite Flügel von einem leisen Wind in Bewegung gesetzt wurden, und einige Schritte zur Linken ließ der riesige Schornstein einer Fabrik dunkle Rauchwolken in das reine Himmelsblau aufsteigen. Schräge vor mir lagen noch einige Gehöfte, deren einfache, aber reinliche Giebel eine große Sauberkeit andeuteten, und auf denen frische Weinranken sich in hundertfachen Verschlingungen ineinander wanden. Um sie her lagen Gärten, in denen fleißig gearbeitet wurde. Ich wurde von diesem Anblick so eingenommen, daß ich, ohne daran zu denken, viel weiter ging, als mein Weg mich eigentlich führte.

Das Knastern einiger dürrer Zweige im Gehölz weckte mich aus meinen Gedanken. Ich näherte mich dem Rand

des Waldes und horchte, vernahm jedoch Nichts mehr. Nachdem ich eine Weile ungeduldig gewartet, ging ich etwas näher hinan und hörte einige verworrene Töne. Hinter dem Laube verborgen entdeckte ich fast zugleich in der Mitte des Gehölzes ein Mädchen, mit einem Binsenkorb auf dem Rücken und einer Sichel in der rechten Hand. Obschon noch jung, war ihr Gesicht ungemein traurig und auf ihrer Stirn waren einige Linien gezogen, denen der Gram wohl nicht fremd sein mochte. Ihr Gang, ihre Haltung, genug, ihre ganze Art überzeugte mich augenblicklich, daß diese jugendliche Pflanze nicht auf diesem Heideboden groß gezogen worden sei. Sie kam, sich an den Saum des Gehölzes niederzusetzen und ließ, als fürchtete sie belauscht zu werden, ihren Blick rund umher und selbst bis zu den fernen Tannen schweifen. Plötzlich sprang sie wieder auf und sah sich noch ein Mal um. Eine Zeit lang blieb sie so stehen und murmelte einige unverständliche Worte, dann ließ sie sich von dem Saum in den Graben herab und begann hastig Gras zu mähen. Aber nicht lange währte es, so unterbrach sie sich in ihrer Arbeit, um sich mit ihrer Sichel die Mütze vom Haupte zu ziehen und die Bänder, welche sie verzierten, mit Heftigkeit loszureißen.

„Ach, da kommen sie wieder die Henker, die meinen Vater, meine Mutter und Piet Narbond umgebracht haben. Wohl, hier ist meine Mütze, und hier, die schönen Rosabänder — seid ihr nun zufrieden, unersättlich höllisches Geschmeiß?“

Ihre schönen schwarzen Augen funkelten zornig und ihr Ton hatte eine höhnische Kraft. Bald jedoch war dieser Anfall von Wuth gestillt. Wie ein hilfloses Kind ließ sie ihre Arme an den Seiten niederhängen, und als wäre sie von

einer zu schweren Last gedrückt, starrte sie mit gesenktem Haupt zu Boden. Dann schien ihr plötzlich ein Gedanke einzufallen, sie fuhr mit der Hand an die Stirn und begann bitterlich zu weinen. Nach einer Pause fing sie indessen wieder an Gras zu mähen, wenn gleich langsamer. Als ihr Korb gefüllt war, warf sie mit Verachtung die Sichel hinein und schlug hüpfend und singend den Weg nach dem Dorfe ein.

Auch ich verließ mein Versteck und begab mich nach dem Dorfe. Dort ließ ich mir in dem Wirthshaus „Das schwarze Pferd" ein gutes Glas Faro zapfen und erzählte während des Trinkens Bazin Verstraeten, was mir so eben begegnet war. Sie hörte mir aufmerksam zu, bezeigte jedoch weder Verwunderung noch Neugier. Und als ich geendet hatte, da war sie es, welche mir die Geschichte des wunderlichen Mädchens erzählte, wie sie im ganzen Dorfe und in der ganzen Umgegend bekannt war.

Pachter Van Hofstade. Antwerpen 1854.
De boerenknecht. Handelsblad, 1 January 1855. Nachgedruckt von der Gazette van Lokeren.
Mina van der Vlyt. Antwerpen, 1855.
Eene dwaze moeder zooals er tegenwoordig nog bestaen. Handelsblad. Mert 1856.
Eene perel uit den burgerstand. Antwerpen en Gent, 1856.

Ledeganck (Karl Lodewyck), geboren den 9. November 1805 zu Eecloo, einer kleinen Stadt in Ostvlandern, wo

sein Vater, Johannes, Schullehrer war. Seine Mutter, Johanna Judoca Coddens, war eine jener alten Hausfrauen, welche Pater Poirters und Cats auswendig wußten; den Einfluß, welchen sie dadurch auf den Knaben ausgeübt, hat er später in folgenden Versen geschildert:

Von ihr hab' ich so früh dich, meine Harf', empfangen,
Denn während sie das Kind geschaukelt unverdrossen,
Mit ihrem Athemzug oft fremde Tön' erklangen,
Und mit der Muttermilch kam Melodie geflossen.

Noch war er kaum in die Jünglingsjahre getreten, als er auch schon für sich selbst sorgen mußte und daher Schreiber am Stadthaus zu Eecloo wurde. Zugleich begann er zu dichten, und daß er sich bald eines heimathlichen Rufes erfreute, beweisen einige Verse, mit denen ein bedeutender Mann in Eecloo ein für den werdenden Dichter sehr kostbares Geschenk, die Gedichte von Tollens, begleitete. Am 15. Juli 1827 gewann er den Ehrenpreis in dem von der Gesellschaft der Rhetorik zu Deynze ausgeschriebenen Wettstreit über „Heil und Unheil der Schauspielkunst." So wenig günstig der Gegenstand war, verrieth die Behandlung doch schon viel Talent; „Die letzte Schwalbe," 1828 gedichtet, ließ errathen, daß der Dichter noch glücklicher sein werde, wenn er selbst sich seine Stoffe wählen dürfe.

Mit dem „Lob der Malerei" gewann er den 17. Juni 1828 einen Preis zu Gent, mit der „Leinweberei", woraus schon etwas von dem Duft des von ihm später so lieb besungenen „Buchwaizens" athmet, einen Preis zu Thielt. Doch war er nicht immer gleich glücklich; einmal wurde er sogar von einem Barbier überwunden. Er rächte sich für seine Niederlage mit Epigrammen, sein „Barbier" war ein Barbar; es durften nur drei Buchstaben verändert werden.

Der letzte Preis, um den er kämpfte, war der, welchen am 21. Juni 1834 die Regierung für den „Triumph von des Landes Unabhängigkeit" aussetzte. Man warf dem Dich-

ter von einer Seite vor, daß er den Umschwung der Dinge überhaupt besungen habe, von der andern tadelte man ihn, daß er es nicht leidenschaftlich genug gethan. Er selbst schlug jetzt einen neuen Weg ein, den Lamartine, Victor Hugo und Schiller ihm gezeigt hatten, vor Allem aber Byron, dessen Gefangenen von Chillon er im ersten Jahrgang des Nordsterns vlämisch erscheinen ließ. Zugleich studirte er, um sein Examen als Jurist machen zu können, die alten Sprachen. Als er allein so weit gekommen war, um den Collegien folgen zu können, kam er wöchentlich mehrere Male zu Fuß von Eecloo nach Gent. Am 10. August 1835 erwarb er mit großer Auszeichnung den Grad eines Doctors der Rechte, aber vielleicht hatte er zugleich den Keim zu der Krankheit gelegt, die ihn so früh wegraffen sollte.

Die Regierung bewies, daß sie die literarischen Verdienste Ledegancks anerkenne, indem sie ihn zum Mitglied der Kommission ernannte, welche über die vlämische Rechtschreibung entscheiden sollte. Dann wurde er Friedensrichter in Zomergem. Hier unternahm er eine für die Vlamingen höchst wichtige Arbeit: die Uebersetzung der Gesetzbücher in das Niederdeutsche. Auch nahm er Platz unter den Provinzialständen von Ostvlandern.

Eine glückliche Ehe mit Virginie De Hoon aus Caprijk hatte nicht lange gewährt, als die Brustkrankheit ausbrach, welche ihn sieben Jahr lang quälte. Ledeganck war sich der Gefahr bewußt, sah ihr jedoch mit christlicher Ruhe in's Auge.

Im Juni 1837 schrieb er das gefühlvolle Gedicht, „Das Grab meines Vaters," welches jedoch von dem zwei Jahr später gedichteten „Das Grab meiner Mutter" noch übertroffen wird. In demselben Jahre, 1839, war es, als er unter dem Titel „Blumen meines Lenzes" seine Gedichte sammelte. Mit einigen, sehr innigen Strophen begleitete er das Exemplar an seine Frau, welche ihm überhaupt Muse gewesen zu sein scheint. Das Jahr darauf erschien „Das Burgschloß von Zomergem," eine Erzählung in mehreren Balladen,

1842 „Die Irre," worin Betrachtung sich mit der Erzählung mischt und sie eigentlich überwiegt. Die Dichtung Ledeganck's, welche am meisten Wiederklang in den Herzen seiner Landsleute fand, heißt „Die drei Schwesterstädte." Er feiert darin Gent, Brügge und Antwerpen. In dem Gedicht an Gent finden sich die schönen kraftvollen Verse:

Sei vlämisch an Herz, und vlämisch an Art,
Sei vlämisch in deiner Sprach', und vlämisch in deinen Sitten.

Die Volksthümlichkeit kann nicht einfacher und eindringender anempfohlen werden; eine Mutter, welche ihren Sohn zum Vlaming erziehen will, braucht ihm nur diese beiden Verse Ledeganck's einzuprägen. Brügge wird von dem Dichter als schön, aber todt betrauert, Antwerpen als Königin der Schelde begrüßt. Es dankte ihm königlich, als er im August 1846 es besuchte, und ein Antwerpner Künstler, der Bildhauer Jan Van Arendonk, arbeitete das Denkmal des Dichters auf dem St. Amandsberg bei Gent.

Denn Ledeganck erlag am 19. März 1847 seinem Brustleiden. Er starb in Gent, wohin er 1842 als Provinzialinspector der niedern Schulen gekommen und 1845 aggregirter Professor an der Hochschule geworden war. Am 23. März 1847 war sein Begräbniß, 1849 wurde ihm sein Denkmal gesetzt, 1856 gab Heremans seine gesammelten Dichtungen heraus. Nach der Biographie, welche ihnen als Einleitung dient, habe ich diese geschrieben, und auch zum Uebersetzen eine Dichtung gewählt, welche Heremans als eine der vorzüglichsten von Ledeganck bezeichnet.

Der Bettler.

Res sacra miser est.
Sen.

Gott lohne, die mir etwas schenken,
Damit ich schütze mich und kleide,
Und weder Durst noch Hunger leide —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Der Schnee, der träuft von meinem Kinn, der zählt an achtzig Jahr,
Seit vielen Wintern nahm mein Aug' kein Tageslicht mehr wahr.
Es legte seine Eisenhand die Zeit auf meine Glieder,
Und machte meine Füße steif, und bog mein Haupt darnieder.
Dem starken Eichbaum bin ich gleich, der mächtig widerstand
Jahrhundertlang dem wilden Sturm, dem Frost, dem Sonnenbrand,
Doch der, das Haupt fast ganz entblößt, den Stamm vom Wurm durchwühlet,
Nur ein'ge Zweige tragend noch, sein Ende nahen fühlet.
So lebt nur noch das Herz in mir, was übrig, das fiel ab,
Bis auf der Hoffnung letztes Licht, das flimmert über'm Grab.

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Nicht immer war ich, was ich bin, ich hab' in junger Brust
Des Lebens reines Glück gefühlt, des Lebens Heil und Lust.
Gesund an Geist, gesund an Leib, begann ich mit dem Morgen
Des Landmanns fröhlich Tagewerk, die Arbeit ohne Sorgen.
Ich trieb hinaus des Vaters Vieh zur Weide mit keckem Muthe,
Ich spannte vor den knarrenden Pflug die starkgebaute Stute.
Ich war von Hand und Schenkel stark, es mußte mir gelingen,
Wenn die Gelegenheit sich bot, ein wildes Pferd zu zwingen.
Und jagt' ich die Gehöft' entlang auf meinem muth'gen Braunen,
So fragten Manche wohl: „ist er's?" und sah'n mir nach mit Staunen.

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Und wenn es Sonntag war und wenn der Gottesdienst vorbei,
Dann fühlt' ich's recht, wie süß die Ruh' doch nach der Arbeit sei,
Dann rief herbei das junge Volk ich durch Schalmeienblasen,
Und eine Lust war's es zu seh'n, sich drängend auf dem Rasen.
Dann gab das Zeichen ich zum Spiel, sei's nun mit Pfeil und Bogen,
Sei's, daß man mit dem Bolzen schoß, sei's, daß die Bälle flogen,

Sei's, daß man auf dem Rasenplatz in abgetheilten Kreisen
Mit Springen sich vergnügte, sei's mit alten Liederweisen.
Auch sprach von einem Mädchen man, das roth ward, wenn's mich sah,
Und gern mich zu vermeiden schien — ich dachte dann: „die da."

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Und die als Mädchen schamhaft einst so hoch erröthet war,
Die schenkte später als mein Weib mir eine reiche Schaar.
Mit zwei Paar Töchtern schlank und blond, im Antlitz Jugendfrische,
Und mit drei Söhnen saßen wir an unserm breiten Tische.
Die Töchter schafften drinnen im Haus, die Söhne bauten das Land,
Und Jedes in der Arbeit Lust anstatt Ermüdung fand,
Ich ging mit meinem Weib rings um die Felder, deren Lasten,
Von gold'nen Aehren voll und schwer, die Scheuern nicht mehr faßten.
Und wenn ich mich zur Ruh begab, nachdenkend meinem Loos,
Dann wandt' ich bangend mich zu Gott — mir schien mein Glück zu groß.

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Und seht, der Herr ist wunderbar; aus Liebe schlägt er schwer,
Wie man das Gold im Feuer prüft, so prüft die Seinen er.
Nicht dürfen die, so glücklich sind, sich seine Liebsten wähnen,
Die sind es, die gepriesen ihn in Jammer und in Thränen.
Es ist als wär' dem reinen Geist zu schwer der Erde Glück,
Als hielt's ihn von der Läuterung, vom Flug empor zurück.
Gesegnet denn die Vaterhand, gesegnet auch die Strafen,
Womit der Herr mich schlug, wenn gleich sie bis auf's Blut mich trafen.
Er hat von tieferm Falle mich, von Wahn und Stolz befreit —
Ihr Glücklichen der Erde hört, hört wie der Herr kastei't.

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Wer denkt des Jahr's voll Unheil nicht, das kam auf Waterloo?
Ein Regenguß der Sommer war, und auch der Herbst war so.
Wir brachten nichts vom Feld herein als halbverfaulte Garben,
Das nasse Futter war so schlecht, daß Küh' und Pferde starben.
Die Menschen alle wurden krank, das Fieber kam in's Haus,
Die Kinder siechten mir dahin, und eh' der Winter aus,
Trug ich nach einem frühen Grab vier Leichen und mir blieben
Nur noch zwei Töchter und ein Sohn, drei Sprossen von den sieben.
Mein Weib, das weinte fast sich todt, vom Jammer übermannt —
So schwer traf uns der erste Schlag von Gottes Vaterhand.

Gott segne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Doch ich verlor nicht allen Muth; mit früher erspartem Geld
Hatt' ich die Ställe neu gefüllt und neu besä't das Feld,
Und als es wieder Lenz, da war's, als sollten uns die Saaten
Das ausgestand'ne Mißgeschick vergelten mit Gerathen.
Nie trug so wundervollen Schmuck die blühende Erde noch,
Nie schien auf solchen Ueberfluß die Sommersonne noch.
An allen Halmen hoch und stark die vollsten Aehren reiften,
In alle Scheuern fuhren ein die Wagen, die vollgehäuften.
Durch solche Schätze ward bei uns auf's Neu geweckt der Muth,
Doch ach, wie eitel die Hoffnung ist, die nur auf Schätzen ruht.

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Nun kam mit Sturm und Hagelschlag der Herbst in seinem Zorn,
Die Felder lagen kahl und leer, die Böden voll von Korn.
Da saßen eines Abends wir bei Sankt Martini's Nahen
Am Reisigfeuer — dem letzten Licht, das meine Augen sähen.
Vorüber war das Abendmahl, und draußen war Sturmgebraus,
Um's Dach und durch die Esse kam ein wildes Hagelgesaus,
Da plötzlich sah'n und hörten wir durch's brüllende Sturmesgrollen

Die Blitze zucken mit rothem Licht, und schütternd den Donner rollen.
Und alle sanken wir auf die Knie und dann, dann traf mich ein Schlag,
Daß ich betäubt dahingestürzt, bewußtlos am Boden lag.

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Ich hatte weiter nichts gewahrt; als zu mir selbst ich kam,
Da schnappt ich bang nach freier Luft, die mir der Rauch benahm.
Ich hört' entsetzliches Gedröhn, und Töne mein Ohr erfüllten
Von Menschenstimmen, die schrien in Angst, von Thieren in Noth, die brüllten.
Und rund um mich und über mir und überall die Glut,
Die durch die Dächer von Scheuer und Haus herausschlug voller Wuth.
Wohl mußte bei so viel trockner Frucht sie unaufhaltsam flammen,
Und ihre Raserei kam noch mit der des Sturms zusammen.
Ein Augenblick gebrach, daß mir die letzte Stunde schlug,
Als Jemand mich mit Kraft ergriff, und in den Garten trug.

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Da saß ich auf dem feuchten Gras, die Seel' erfüllt mit Grau'n,
Und hob das Haupt, mit einem Blick das Unheil zu überschau'n,
Doch vor den Augen dämmert' es mir und wollt' und wollte nicht tagen —
Ich wandte umsonst mich rund umher, ich war mit Blindheit geschlagen.
Es hatt' es des Himmels Feuer gethan — o wie es furchtbar klang
Zu hören, wie die wogende Glut all' meine Habe verschlang.
Zu hören, wie die Menge schrie und wie mein Rindvieh brüllte,
Und auf der Stelle zu bleiben, wo mich ewige Nacht umhüllte!
Gott Lob, daß ich die Gräuel nicht mit meinen Augen geseh'n,
Leicht hätte da gelegen ich, um nie mehr aufzusteh'n.

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Hier kam Verzweiflung in mein Herz — daß Gott sich mein erbarm'!
Als meine Frau, halb nackt, halb todt aus meiner Tochter Arm
An meiner Seite niederglitt und schuchzend mir erzählte,
Daß unser Sohn gerettet uns, daß eine Schwester fehlte,
Daß er auf's Neu' zurückgestürzt, zu suchen sie im Rauch,
Und mit dem Leben es bezahlt, und sie verloren auch.
Da wußt' ich nicht so recht mehr, was in meinem Busen wühlte,
Und ob ich gegen Gott nicht Zorn in meinem Herzen fühlte.
Es zogen sich krampfhaft die Lippen mir zusammen, und ich brach
Laut in ein wüstes Lachen aus, das schaurig tönte nach.

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Sechs Monden später führte man in eine Wohnung mich,
Die zu bereiten nach Wunsche mir bemüht ein Nachbar sich,
Gebaut von dem, was übrig noch vom schönen Hof geblieben,
Wo ich, jetzt traurig und blind, im Glück gelebt mit meinen Lieben.
Wir sprachen wenig, Tochter und Frau bestellten mit einem Knecht
Das Land, das noch geblieben uns, allein es ging nicht recht;
Sie thaten auch was nur möglich war, um mir mein elend Leben
Erträglich noch zu machen, doch umsonst blieb all' ihr Streben.
Mein Weib, es siechte dahin und starb — das vierte Jahr verlief,
Und mir gehörte Nichts mehr zu — in Schulden steckt' ich tief.

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Nun traf mich noch der letzte Schlag von Allem, was ich erprobt —
So schwer auch Gott geschlagen mich, doch hatt' ich Gott gelobt,
Daß er mir noch die Nothdurft ließ, daß noch ein Dach ich hatte,
Um auszuruh'n das müde Herz, das Haupt, das krank' und matte.
Doch nun da kam mein Nebenmensch, und strenger als Gott war er,
Er sprach von König und Gesetz, vom Recht und von was noch mehr —

Er heftet' an das, was mein noch war, das Zeichen von Schmach
und Schande,
Er bot es der Menge feil und sprach: es käme zu Gute dem Lande.
Er warf mit meinem einzigen Kind mich auf die Straße hinaus —
Ach, hätte nur sterben können ich in meinem eignen Haus!

Gott lohne, die mir etwas schenken —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Auf meiner Tochter Arm gestützt durchirrt' ich nun das Land,
Und schmeckte das saure Bettelbrod, und schlief, wo Herberg' ich fand.
Oft war es auf dem harten Grund, doch sollte noch auf Erden
In meiner frommen Tochter Glück ein letztes Heil mir werden.
Ein wack'rer Jüngling warb um sie, und bis zu seinem Tod
Da ward ich liebend unterstützt, da litt ich keine Noth.
Und nun sind's mehr denn achtzig Jahr, daß nach dem Herrn ich
verlange,
Und kommt er, will ich segnen ihn, blieb er auch noch so lange.
Es giebt mein jüngstes Enkelkind dem Blinden das Geleit —
Das wird nun endlich geleiten mich an's Ufer der Ewigkeit.

Gott lohne, die mir etwas schenken,
Damit ich schütze mich und kleide,
Und weder Durst noch Hunger leide —
Will ihrer im Gebet gedenken.

Gedichten van K. L. Ledeganck, met eene Levensschets des Dichters, door J. F. J. Heremans. Gent en Amsterdam, 1856.

Loveling (Rosalie und Virginie). „Die Lovelings," wie sie von den Blamingen genannt werden. Ich hörte schon von ihnen, noch ehe ich daran dachte, dieses Buch zu schreiben. „Wenn sie sterben sollten," sagte mir ein glühender Blaming in Brüssel, „ich bin überzeugt, kein einziger von uns vlämischen Dichtern würde bei ihrem Begräbniß fehlen."

Für den Augenblick leben die Schwestern noch und sind die einzigen jungen Mädchen in der vlämischen Dichterwelt. Als Ausnahmen sollen sie denn auch eine Ausnahme von Biographie haben. Ein Brief von mir an sie war falsch und folglich verloren gegangen. Bevor ich einen zweiten schrieb, wollte ich, durch einige Erfahrungen vorsichtig gemacht, erst wissen, ob ich auf eine Antwort rechnen dürfe. Ich beauftragte daher einen jungen Antwerpner Dichter, an einen jungen Genter Dichter zu schreiben und Erkundigungen einzuziehen. Darauf kam folgender (vlämischer) Brief, den ich getreu mittheile, indem ich, um ihm ganz die Farbe zu lassen, „Juffers" anstatt durch Fräulein's, durch Jungfern übersetze.

Bester Freund!

Ihr fragt mich nach den Lovelings?

F r a g e n ist sehr leicht, aber a n t w o r t e n auf solche Fragen?

Was versteht Ihr unter Mittheilungen?
Wie die lieben Jungfern leben?
Das wissen die lieben Jungfern allein.
Was sie essen?
Ich bin nie ihr Koch gewesen.
Wann sie schlafen gehen und aufstehen?
Passons!

Um es kurz zu machen: Alles, was ich von den anmuthigen Dichterinnen weiß, läuft daraus hinaus:

Es sind drei Schwestern:

Maria, Rosalie und Virginie.

Eine, die älteste, schreibt nicht. Die liebenswürdigste, jüngste, die zugleich auch am besten dichtet, heißt Virginie, und ist in den ersten Zwanzigen. Ihr „Mutters Kreuzchen" und einige Stückchen in den Jahrbüchlein, (Mühlenflügel u. a.) sind echte Perlen von Gemüthlichkeit und Naivetät.

Sie wohnen jetzt in Nevele.

Sind wohlhabend.

Haben gutes Bier im Keller.

Tragen wohl auch 'mal Crinolin.

Leben mit ihrer Mutter, einer äußerst wackern Frau.

Erfüllen ihre christlichen Pflichten.

Halten viel vom Spazierengehen.

Sind vollkommen bescheiden und wissen nicht, daß sie so gute Verse machen.

Empfangen die Fremden (Confraters von der Facultät) sehr freundlich.

Und —

Und —

Das Uebrige zu erfragen möge der Frau Baronin selbst belieben."

Nun beliebte es aber „der Frau Baronin" nicht noch nach mehr zu fragen. So wie ich die Schüchternheit der vlämischen Frauen kennen gelernt habe, würde ich weder durch einen Brief, noch durch einen Besuch etwas Näheres über die Lovelings erfahren haben. Auf einen Brief hätte ich im besten Falle eine ablehnende Antwort von der Hand der Mutter erhalten, bei einem Besuch würde ich allerdings gastfreundlich empfangen worden sein, aber auch nicht viel mehr gesehen haben, als was Rosalie und Virginie für Augen hätten. Ich will also annehmen, daß es schöne Augen sind, ebenso schön, wie die Lieder der Schwestern anmuthig sind. Denn die Lovelings haben beide ein liebliches, ächt mädchenhaftes Talent. Man könnte mit gutem Gewissen ihren Namen

in Lovely verändern. Sie sind nicht nur als Mädchen, sondern auch als Dichterinnen jugendlich. Sie heften sich keine Odenschwingen an, um schwerfällig aufzusteigen, sie fliegen wie Singvögel in den Lenzschatten der Erde umher. Herzlich wünsche ich, daß es ihnen nie einfallen möge, sogenannt erhaben zu werden, sondern daß sie bleiben mögen wie sie sind: lieb und einfach. Von den beiden Liedern, die ich gebe, ist das erste von Rosalie, das zweite von Virginie.

Der kleine Lautenspieler.

Auf die Schwelle der Kapelle
Hingesunken war das Kind,
War ein zart und schwächlich Bübchen,
Wie es kleine Kinder sind.

Ganz allein mit seiner Laute
Auf dem unbekannten Grund,
Wo es Niemand, Niemand kannte,
Strauchelt' es und irrte rund.

Niemand als den Mond, den stillen,
Der durch fahle Wolken ging,
Spielend mit des Laubes Schatten,
Welches an zu schauern fing.

Aus dem Kirchlein schien das Lämpchen
Trübe auf das traur'ge Kind,
Und das Maigras bebt' und bog sich
In dem kühlen Abendwind.

Vor dem Zittern von den Blättern,
Vor dem klagenden Gesang,
Vor den Grillen in den Sträuchen
Ward dem armen Bübchen bang.

Doch es konnte nicht mehr weiter,
Und so weint' und schluchzt' es blos,
Bis die Nacht zum süßen Schlummer
Ihm die müden Augen schloß.

Von dem hohen Hügelgipfel
Klang das Glöcklein hell in's Ohr,
Und die früherwachten Kinder
Klommen zur Kapell' empor.

Da, gefaltet seine Händchen,
An der Thür das Kind man sah,
Fühlte an sein bleich Gesichtchen,
Doch es lag als Leiche da.

's war ein Kind aus fremder Gegend,
Niemand wußt', woher es kam —
Aus dem feuchten Hügelgrase
Man die kleine Leiche nahm.

Trug ihr Särglein nach dem Kirchhof,
Wo man sie der Erde gab —
Nur ein linder Sommerregen
Weinte auf das Kindergrab.

Das Liedchen meiner Kindheit.

Was in den Kinderjahren
So recht zum Herzen spricht,
Bleibt ewig im Gedächtniß
Und man vergißt es nicht.

Wenn man das schlichte Liedchen
Aus meiner Kindheit singt,
Dann denk' ich an die Liebe,
Womit ich einst umringt.

Dann denk' ich an die Stimme,
Die mir dies Liedchen sang,
Wenn bei der Sonne Sinken
Der Mond begann den Gang.

Wenn hold die Sterne schienen,
Die Schwalbe nicht mehr rief,
Und draußen Alles, Alles
In süßem Träumen schlief.

Im halben Dunkel tönte
So tröstend dieses Lied,
Wie das Geseufz des Lüftchens
Im blüh'nden Uferried.

Es wiegte ein zur Ruhe
Das Herz gleich dem Gesang
Von Glocken in der Ferne
Bei Sonnenuntergang.

O leise, linde Töne,
Ihr habt mich oft gerührt,
Und in vergang'ne Tage
Des Heils zurückgeführt.

O alt' eintönig Liedchen,
Hör' ich dich gleich nicht mehr,
In meinem Herzen klingst du
So deutlich wie vorher.

Mees (Benedictus Joannes), geboren den 10. Mai 1822 zu Antwerpen, seit 1844 verheirathet mit Maria Wouters, früherer Vicepräsident der St. Lukasgilde, in welcher Eigenschaft er viel zu der gelungenen Feier des St. Lukasfestes im Jahre 1854 beitrug, jetzt Drucker bei Buschmann, in der größten Druckerei von Antwerpen, wo ich ihn mit Vergnügen einfach und unbefangen im blauen Arbeiter-Kittel sah, bevor ich am Abend sein neuestes Buch „Wanna" las. Gleich der kleinen Erzählung, welche ich mittheile, spielt es „im Leben der Voreltern," eine Zeit, in welcher Mees gleich vielen Vlamingen sich mit großer Vorliebe zu bewegen scheint.

Eine Heirath bei den alten Belgiern.

I.

Belgien war noch nicht unter der Macht Roms gebeugt; noch lebten seine Stämme frei auf dem vaterländischen Grund und Boden, ohne daran zu denken, daß eine fremde Herrschaft ihrer harre.

Auf einer ausgedehnten Ebene, welche von einem sich schlängelnden Flusse durchschnitten wurde, stand in geringen Entfernungen von einander eine Anzahl Hütten, von denen einige gegen den Stamm alter Eichen, andere auf niedrigen Hügeln erbaut waren.

Diese Häuschen, welche ihrer runden Form wegen etwas von Bienenkörben hatten, waren aus Stroh und Thon aufgeführt.

Obschon alle auf dieselbe Art erbaut waren, unterschied sich dennoch eine von den übrigen. Sie stand abgesondert am Flusse und wenn sie gleich weder größer noch geschmack-

voller war, so deutete doch die grelle Farbe ihres Anstrichs darauf hin, daß ihr Bewohner vornehmer sein mußte, als die übrige Bevölkerung, welche einen Theil der Menapiers ausmachten. In der That wohnte dort Harold, das Oberhaupt des Stammes, mit seiner Tochter, einem Mädchen von siebzehn Jahren.

An einem schönen Sommerabend, welcher das Erdreich mit erquickendem Thau benetzte, hatten sich die Bewohner der Hütten in's Freie begeben, um unter dem heitern Himmel die Kühle der mondhellen Nacht zu genießen.

Es hatten sich verschiedene Gruppen gebildet. Dort ließen Frauen und Kinder sich durch die Gaukeleien einer Wahrsagerin unterhalten, hier erhob eine Reihe junger Mädchen die hellen Stimmen zum Gesang, etwas weiter hin vergnügten die Männer sich mit Biertrinken und Würfelspielen.

Der alte Harold mit seiner Tochter hatte sich in der Nähe seiner Hütte entfernt von den Uebrigen unter der breiten Krone eines Baumes auf den Rasen niedergelassen. In Nachdenken verloren, das Haupt auf die Brust gesunken, stand vor ihnen ein Jüngling, welcher kaum das männliche Alter erreicht hatte. Von Zeit zu Zeit zeigte sich auf seinem Antlitz ein krampfhaftes Zucken, welches einen innerlichen Streit verrieth. Der alte Harold, welcher den Jüngling lange aufmerksam betrachtet hatte, unterbrach zuerst das Schweigen.

„Ihr scheint zu schwanken, Wilfried?" frug er. „Dennoch ist mein Beschluß unwiderruflich: Die Tochter des Oberhauptes der Menapiers wird dem Ueberwinder zu Theil."

Wilfried, welcher Hohn in diesen Worten zu hören

glaubte, erhob das Haupt und zornige Blicke auf den Alten werfend, antwortete er: „Denkt Ihr, Harold, daß es mir an Muth gebricht, um gegen meinen Nebenbuhler zu kämpfen? Wenn Ihr dergleichen glaubtet, warum habt Ihr mir da schon im Voraus die Hand Eurer Ilve zugesagt? Nein, bei allen Göttern schwör ich, daß sie mir und Niemand anders gehören soll.“

„Brav so, Jüngling, das heiß' ich sprechen! Nicht wahr Ilve?“ sprach Harold, indem er seine Tochter bei der Hand ergriff und einen Augenblick lang fragend ansah. Dann sich wieder an den Jüngling wendend fuhr er fort: „wohlan, Wilfried, seid Ihr morgen Sieger, so schenk' ich Euch mit der Hand meiner Tochter das schönste Pferd, welches ich besitze.“

Ilve, welche bis dahin geschwiegen hatte, war durch die ersten Worte des Vaters bis in das Herz getroffen worden. Sie kannte Wilfrieds Muth, noch nie hatte man ihn vor einer Gefahr, selbst vor der größten nicht zurückweichen sehen, und nun, wo es seine Erklärung zum Manne galt und er durch einen Zweikampf sich zugleich die Gattin und seinen Platz im Rathe erwerben sollte, konnte er sich als Feigling zeigen? Es schien ihr dies unmöglich, und dennoch war ihr auch wieder die Niedergeschlagenheit ein Räthsel, in welcher er diesen Abend verharrte.

Als Harold sie bei der Hand ergriffen hatte, wurde sie aus ihrer Träumerei geweckt. Sie erhob die Augen und sah Wilfried, welcher durch die letzten Worte ihres Vaters noch immer nicht ganz besänftigt worden war, mit übereinandergeschlagenen Armen finster den Alten in das Antlitz schauen.

Halb erschreckt sprang sie auf und sich an ihren Verlobten wendend, rief sie ihm bittend zu: „Wilfried, Wilfried, sagt mir doch, warum Ihr diesen Abend mit gebeugtem Haupte zu uns gekommen seid?“

Ihre Worte brachten in dem Wesen des Jünglings eine gänzliche Veränderung hervor. Mit einem sanften Lächeln antwortete er: „es ist Nichts, Liebste, es ist Nichts. Ein trauriger Gedanke hatte mich niedergeschlagen gemacht, und darum konnt' ich es nicht ertragen, daß Euer Vater mir solche Worte in's Gesicht warf.“

„Und ich,“ sprach der alte Harold, „ich konnte nicht dulden, daß ein junger Mann mit Kraft und Willen so muthlos in meiner Gegenwart erschien.“

„Vater,“ bat Ilve, „beschuldigt ihn nicht mehr, morgen wird Wilfried zeigen, daß er Eurer und meiner würdig ist!“

„Ja,“ seufzte Wilfried, „morgen!“ Und sein Haupt sank wieder auf seine Brust.

„Ihr zweifelt?“ rief das Mädchen angstvoll.

„Nein, Ilve, ich zweifle nicht,“ antwortete Wilfried mit unterdrücktem Ton, „aber wenn Ihr wüßtet, was mir widerfahren ist —“

„Was Euch widerfahren ist?“ fragte Ilve und ihr Vater zugleich.

„Ja, was mir widerfahren ist,“ wiederholte Wilfried nochmals. „Als ich heute Abend auf dem Wege zu Euch war, ist mir ein Rabe krächzend über das Haupt weggeflogen.“

„Daß die Götter uns gnädig sein mögen!“ schluchzte Ilve, während sie das Haupt in den Händen verbarg.

„Unheil!" seufzte Harold, seine Augen gen Himmel richtend.

„Unheil über mich," sagte Wilfried düster. „Seht, das war's, was mich nachdenklich machte. O Ilve, warum doch mußte dieser Unglücksvogel mir über das Haupt wegfliegen? Wenn ich nun nicht überwände und Ihr einem Andern angehören müßtet?"

Das Mädchen wurde durch diese Worte gleichsam neu beseelt, und sich zu Wilfried kehrend, rief sie mit emporgehobener Hand: „Wilfried, Freund, habt Muth; ich schwör' Euch hier bei allen Göttern, die mich hören, daß, im Fall das Loos Euch nicht günstig ist, ich mich dem Allvater Wodan zum Opfer bringe."

„Kind!" rief Harold, und als fürchtete er bereits den Eid seiner Tochter verwirklicht zu sehen, drückte er sie bewegt an die Brust und preßte einen ängstlichen Vaterkuß auf ihre Stirn.

„Habt Dank, Liebe, habt Dank!" rief Wilfried, der nun sein Herz vor Freude schlagen fühlte. „Eure Worte haben mich getröstet und ermuthigt; in den Willen der Götter ergeben, werde ich morgen in den Schranken Arnulf gegenüber treten." Und nachdem er Harold und dessen Tochter den Nachtgruß geboten, eilte er wohlgemuth über das Feld hin nach seiner Wohnung.

„Ilve, Ilve," sprach Harold, als der Jüngling verschwunden war, „warum habt Ihr das gelobt? Habt Ihr keinen Vater mehr?"

„Meine Liebe zu Wilfried riß mich fort," antwortete das Mädchen; „verzeiht mir, aber ich konnte nicht anders."

„Wohlan, so sei es," mit diesen Worten geleitete Harold seine Tochter nach der Hütte.

II.

Es galt selbst in späteren Zeiten als die waren, in denen unsere Erzählung spielt, bei den Germanen für die größte Ehre, wenn man eine Jungfrau durch Heldenthaten oder durch das Schwert gewinnen konnte. Darum setzten die Tapfersten mit Freuden ihr Leben ein, um die Gunst irgend einer berühmten Schönheit zu verdienen, und geschah es, daß zwei Jünglinge sich zugleich um ein Mädchen bewarben, so war es ein Zweikampf, welcher den Ausschlag gab.

Dieses war denn auch bei Harolds Tochter der Fall. Arnulf, der Sohn eines heldenhaften Geschlechtes, hatte um ihre Hand angehalten. Nun liebte Ilve allerdings seit einiger Zeit schon den jungen Wilfried, aber da dieser weder an Rang noch an Vermögen Arnulf gleich kam, so hatte Harold die Entscheidung durch die Waffen beschlossen.

Der dritte Tag vor dem Lenzabend, dem heutigen Osterfeste, war dazu bestimmt worden. Die Sonne hatte fast die Hälfte ihres Laufes vollendet, als man auf dem geweihten Platz, welcher sich inmitten eines weiten Waldes befand, die Vorbereitungen zu den bevorstehenden Feierlichkeiten zu treffen begann.

Eine zahlreiche Menge hatte sich bereits mit dem frühesten Morgen versammelt, und schon längst spähte man mit Ungeduld in die Ferne, als endlich das Erschallen eines Hornes das Heranziehen des Zuges verkündigte.

Stattlich trat die Reihe der Priester, an deren Spitze

der Oberpriester ging, in das Heiligthum ein. Ihnen folgten die Hochzeitsjungfern, welche Ilve geleiteten, darauf kam Harold mit seinen sämmtlichen Blutsverwandten, und endlich erschienen Arnulf und Wilfried, denen die Schwerter durch Sklaven nachgetragen wurden. Die Verwandten der beiden Jünglinge schlossen den Zug.

Kaum hatte er den Altar erreicht, so stieg der Oberpriester zum Altar hinauf, welcher in der Mitte aufgerichtet war. Ein schöner weißer Hengst, welcher als das würdigste Thier den Göttern dargebracht werden mußte, wurde von zwei Priestern herbeigeführt und auf den Stein des Altars festgebunden. Nachdem der Oberpriester ihn geschlachtet, hing man den abgeschlagenen Kopf an den Baum über den Altar, während man das Blut in steinernen Krügen auffing.

Als diese Feierlichkeit vorüber war, gebot man Stille, und der Oberpriester sprach:

„Heldenhafte Menapier, das Thier, welches ich den Göttern geschlachtet habe, hat mir verkündet, daß der Kampf zwischen Arnulf und Wilfried ein gerechter ist. Wodan, Thor, Frei, allen Göttern wird dieser Streit wohlgefallen, und der da fällt, wird in Walhalla wohnen. Tretet näher denn, Kinder unsres Stammes, und empfanget, damit Keinem Unrecht geschehe, Eure Waffen aus meinen Händen."

Arnulf und Wilfried traten vor den Altar; der Oberpriester reichte ihnen die Schwerter.

„Und nun," begann er von Neuem, „muthig voran und zeigt, daß Einer von Euch würdig sei, die schöne Ilve als Braut zu besitzen."

Ein Freudengeschrei erhob sich aus der Menge. Von

allen Seiten hörte man Zujauchzungen*) und Ermuthigungen. Die Priester ihrerseits stimmten einen Harfensang an, und bald war die Verwirrung und das Geräusch dermaßen groß geworden, daß man nichts mehr von Allem verstehen konnte, was gerufen wurde.

Ilve und Harold, welchen man einen erhöhten Platz gegeben hatte, saßen regungslos und verfolgten mit angstvoller Spannung den Kampf. Plötzlich stieß Ilve einen gellenden Schrei aus, der Geliebte stürzte vor Arnulfs Füßen zu Boden. Doch nur für einen Augenblick, im nächsten war er wieder aufgesprungen und fiel seinen Gegner mit solcher Gewalt an, daß er ihm das Haupt entzweischlug.

Unter schallenden Siegesrufen wurde der Ueberwinder auf einen Schild gesetzt und, von vier Männern in die Höhe gehoben, dem Volke gezeigt. Dann ward wiederum Stille geboten und der Oberpriester sprach: „Heil dem Manne, der seinen Gegner überwunden hat; er empfange das Schwert zur Vertheidigung des Vaterlandes und werde als Mitglied von der Landesversammlung anerkannt. Wilfried, Ihr seid zu Euerm Schilde gelangt und sollt streitbar sein.“

Kaum hatte der Oberpriester diese Worte ausgesprochen, so trat einer von Wilfrieds Nächsten hervor und schenkte ihm Schild und Wehr, indem er nunmehr zum Mitglied der Versammlung erklärt war.

Darauf trat, seine Tochter an der Hand, Harold vor den Altar, wo Wilfried gewaffnet auf dem Schild zu des Priesters Füßen niedergelassen worden war.

---

*) toejuichingen, beibehalten, weil es besser ausdrückt, bis zu welchem Grade die Vlamingen zujauchzen.

„Priester der Götter,“ sprach der alte Mann, „es ist mir eine wahre Befriedigung, den Helden zu belohnen, der sich so mannhaft gezeigt hat. Ich halte mein Wort: Der Ueberwinder empfängt meine Tochter als Braut und als Hochzeitsgabe mein bestes Pferd. Daß Euch dieses Geschenk behagen möge,“ fuhr er, zu dem Jüngling gewendet, fort, „und wenn Ihr es zum Kampf oder zur Jagd besteigt, erinnert Euch, daß Ihr es von Ilves Vater als Lohn der Tapferkeit empfangen habt.“

Ilve wurde durch die Brautjungfern zu Wilfried geleitet. „Glücklich ist für mich der Tag, an welchem ich Euch aus Eures Vaters Händen als Braut empfange,“ sagte der Jüngling, „und da Ihr von nun an die Hüterin meines Hauses und meiner Heerde seid, so schenke ich Euch als Unterpfand meiner Treue ein Joch Vieh', welches durch Eure Vorsorge vermehrt werden möge.“

„Das schwör' ich Euch,“ antwortete das Mädchen, und die Trauringe wurden gewechselt.

„Der Segen der Götter sei über Euch und Eurer Nachkommenschaft,“ sprach der Oberpriester, während er sie mit einigen Tropfen Blut des geschlachteten Thieres auf dem Altar bespritzte.

Auf ein gegebenes Zeichen wurde nun unter dem Altar das Feuer angezündet, welches das Opferthier verzehren sollte. Dann füllte man die Becher mit Meth und Blut von dem Pferde und leerte sie zu Ehren der Götter und des jungen Paares, worauf das Festmahl seinen Anfang nahm. Die Leiche Arnulfs war auf einer Tragbahre neben den Altar

gesetzt worden; sie sollte ebenso wie das Pferd während des Festes verbrannt werden.

Bisweilen wurde von dem gebratenen Thiere ein Stück Fleisch geschnitten und den Tischgenossen von einem Priester als eine geheiligte Speise vorgelegt. Aber als das Fest immer wüster wurde und die Erhitzung durch den Trunk Streit befürchten ließ, wurde das Hochzeitsmahl beendigt und die Heimführung der Braut für drei Tage später auf den Lenzabend festgesetzt.

Vyf Novellen. (Goedkoope Lezingen voor alle Standen. Eerste jaer. Nr. 3.) Antwerpen 1856.
Wanna. Eene schets uit het leven onzer voorouders. Antwerpen 1858.
De laatste troost. Almanack des Volks 1855.

Mertens (Florentius), geboren den 12. Oktober 1830 zu Aerschot. Er war Mitredacteur der „Vlämischen Schule," deren Feuilleton ich diese Notiz über ihn entnehme. Im Mai 1856 verheirathete er sich mit Maria Catharina Van Opstal, am 8. Januar 1857 starb er 26 Jahr alt zu Antwerpen. Außer mehreren Gedichten, die hier und dort erschienen sind, schrieb er für den zweiten Jahrgang der „Vlämischen Schule" die kleine Skizze

Im Postwagen.

Es war ein herrlicher Morgen im August.

Die Sonne stieg am heitern Himmel empor und sandte ihre Strahlen über die kaum erwachte Natur.

Von dem grauen Kirchthurm des Dörfchens . . . läutete es zur Frühmesse, und die Dorfbewohner eilten nach der Kirche.

Und einen Augenblick später war der Platz des Dorfes leer und todt.

Ich hatte eben meinen letzten Schluck Kaffee genommen, mir eine Cigarre angesteckt und stand vor dem Fenster, um in die emporsteigende Sonne zu blicken, als der Postwagen, der von Brüssel nach Nyvel führt, mit großem Gerassel angefahren kam und vor meinem Ausspann, der goldnen Krone, stillhielt.

Nachdem einige Packete abgeladen, andere dagegen aufgeladen worden waren, ersuchte man uns, unsere Plätze einzunehmen, und bald erklangen die hellen Töne des Posthorns durch das Dorf und wir rollten auf dem holperigen Steinweg dahin.

Das Dörfchen mit seinem grauen Thurme lag bald hinter uns.

Ich öffnete das Wagenfenster und ließ meine Blicke über die ausgedehnten, mit goldener Frucht bedeckten Felder schweifen.

Der Anblick war lieb. Die Lerche stieg über die Felder empor und brachte Gott ihr Lob dar. Und mir war es, als ob all' die Schätze, die Reichthümer, die ich gewahrte, und alle die Schönheit, welche die Natur enthüllte, mir zugehörten.

So glücklich, so selig war mein jugendlich Herz, so schöne Zukunftsbilder zauberte mein Geist sich vor!

Bald jedoch wurde ich meinen Träumereien entrückt, denn wir hielten an dem Zollhaus Nr. 11 still.

Ein dickes, wie aus Holz gehauenes Mädchen öffnete

den Wagen und frug uns mit dem freundlichsten Lächeln, ob wir aussteigen wollten.

Wir behielten unsere Plätze.

„Komm gleich zu Mama zurück, unartig Kind,“ sagte eine Dame, die neben mir saß, zu einem lieben Mädchen von ungefähr vier Jahren, welches mir freundlich in die Augen guckte und jetzt mir ein eben erblühtes Röschen zum Riechen hinreichte, und dann, als ich es zu faßen meinte, dasselbe mit lautem Lachen auf den Rücken verbarg.

Was war das Kind doch herzig! Ein blau Atlaskleidchen, ein weiß Hütchen von demselben Stoff, ein breites rosa Band, welches das schöne Geschlecht Echarpe nennt, um den blendenden Hals, weiße Atlasschuhe und bunte Strümpfe machten das Kind bezaubernd schön.

Ich küßte und streichelte das liebe Ding und bat Gott, er möchte es zu einer edlen Jungfrau werden lassen, die einst einen wackern Jüngling glücklich machen könne.

Das Horn des Postillons klang wieder über die Felder hin, die Mutter nahm ihr Kind an sich, und wir fuhren weiter.

Sie überschüttete es mit Küssen, drückte es an ihre Brust, und in ihren blauen Augen war so viel Liebe, so viel Seligkeit zu lesen, daß, wenn die Augen wirklich der Spiegel der Seele sind, diese Frau die glücklichste aller Mütter sein mußte.

Ihr gegenüber saß ein Herr, der etwa dreißig Jahr alt war und ein Zeitungsblatt in den Händen hielt. Gewiß war er in politische oder commercielle Interessen vertieft, denn er sprach kein Wort und machte nicht die mindeste Bewegung.

Endlich jedoch legte er das Blatt auf die Knie, lächelte der Dame liebreich zu, nahm ihr das kleine Mädchen vom Schooß und überschüttete es nun seinerseits mit Liebkosungen und Küssen.

Er gab seiner lieben Kleinen auch allerhand Näschereien und empfing für jedes Stückchen ein Küßchen von dem Kinde und einen liebevollen Blick von der Mutter. Es war schön, dieses unbefangene häusliche Glück zu sehen.

In der äußersten Ecke des Wagens saß eine Dame, die ebenso wie ich, doch wahrscheinlich mit andern Empfindungen dieses Schauspiel aufmerksam beobachtete.

Die Dame bildete einen traurigen Gegensatz zu der glücklichen Gattin und Mutter. Diese war reich, doch einfach gekleidet, ihre Wangen blühten von Gesundheit, und aus ihren Augen glänzte die höchste Reinheit. Die Andere hatte eine unnatürliche Röthe auf dem eingefallenen Antlitz, und ihre schwarzen zurückgekämmten Locken wurden von einem kaum sichtbaren Hütchen bedeckt, welches so, wie es an ihrem Haupte hing, nicht übel mit einem Schwalbennest verglichen werden konnte. Ein schwarzer, leichter Schleier hing ihr den Rücken herab, ein weißes Tuch war nachlässig um ihren Hals geknüpft und ihre Gestalt fast gänzlich in einen grauen Shawl gehüllt. Ihre Augen, die tief in ihren Höhlen lagen, waren matt und verwildert, die Züge ihres Gesichtes, obgleich von früherer Schönheit zeugend, waren verwelkt und zerstört.

Und die Frau konnte höchstens dreißig Jahr zählen!

Aus einem zierlichen Körbchen, das sie bei sich führte, nahm sie von Zeit zu Zeit ein Riechfläschchen, während ihre Blicke unaufhörlich an dem glücklichen Paar und an dem

lieblichen Kinde hingen. Dabei spielten krampfhafte Zuckungen über ihr verwüstetes Antlitz, und wurden, je weiter wir kamen, immer häufiger und heftiger. Sie schien einem schmerzlichen innern Sturm zum Raube. Zuerst hatte ich nur einen achtlosen Blick auf sie geworfen, doch bald beobachtete ich sie mit Aufmerksamkeit, und keine ihrer Bewegungen entging meinem forschenden Blick. Ich suchte in ihren Blicken zu lesen, was in ihrer Seele vorging.

Plötzlich machte sie eine schnelle Bewegung, richtete sich etwas auf, versuchte zu sprechen, aber sank wie zerbrochen in ihre Ecke zurück, während zwei Thränen aus ihren Augen drangen und an ihren Wangen hängen blieben.

Wir kamen eben an den Gasthof „das Haus zur Hälfte,“ wo die Post frische Pferde bekommt. Man öffnete den Wagen und sagte uns, daß hier einige Minuten angehalten würde. Der Mann meiner Nachbarin stieg mit seinem Töchterchen aus, und ich folgte ihm. Die beiden Damen blieben sitzen.

Ich stand bei dem Wagen und sah der lieben Kleinen nach, die jauchzend und mit erhobenen Händchen hinter den Tauben und dem andern Geflügel herlief, welches vor dem Gasthof die ausgefallenen Körner aufpickte. Da klang aus dem Wagen eine hohle Stimme, welche sagte: „Ihr fahrt auf die Kirmeß, Bertha?“

Die Mutter der Kleinen, denn an sie war die Frage gerichtet, antwortete bejahend, sah jedoch die Dame, welche sie so gut zu kennen schien, verwundert an.

Diese fing wieder an: „ich kehre in Euer und mein Dorf, in unsern Geburtsort zurück, doch nicht, wie Ihr,

glücklich und von Liebe umgeben, sondern allein und verlassen, das Herz zermalmt und mit Verzweiflung erfüllt."

Sie schwieg einen Augenblick, denn ihre Brust wogte vor Angst und Leid. Die Mutter des kleinen Mädchens starrte sie mit steigender Verwunderung an.

Die früh abgelebte Frau begann wiederum: „Ihr kehrt zurück, um Eure Verwandten und Eure Freundinnen zu umarmen, Ihr werdet mit ihnen die Kirmeß fröhlich zubringen und die Freude genießen, die man nach langer Abwesenheit im Wiedersehen findet. Und ich, ich komme, um meine alte Mutter, die ich vor sechs Jahren verließ und seitdem nicht mehr sah, sterben zu sehen."

Und bitter weinend sank sie in die Wagenecke zurück, und als wir wieder in den Wagen stiegen, fand der Mann seine Frau auch weinend. Sie hatte in der Frau ihre Spiel- und Schulgefährtin, die Freundin ihrer Kindheit, erkannt, und sie weinte Thränen des Mitleids.

Alles im Wagen war verändert. Das liebe Kind, welches noch eben so fröhlich war, fing, als es die Mutter weinen sah, ebenfalls an zu weinen und schluchzte unaufhörlich: „Mama lieb, ich will niemals wieder unartig sein — wein't nicht!" und mit seinen kleinen Händchen wischte es die Thränen von ihren Wangen.

Der Mann sah seine Bertha noch liebreicher als vorher an und hielt ihre Hand in die seine geschlossen. Er wußte, warum sie weinte; denn gleich mir hatte er gehört, was die Fremde ihr gesagt hatte.

Bertha betete für die Freundin ihrer Kindheit, ich ließ meinen Geist in die Vergangenheit dieser beiden Frauen schweifen.

Sie waren einst zwei liebe Kinder.

Sie wurden dann zwei liebe Mädchen.

Aber sie schlugen verschiedene Wege ein.

Die Eine schwelgte in Luxus und Genuß, aber dieser Genuß war kurz und vergänglich, und die Gesellschaft drückte ihr das Brandmal der Verachtung auf die Stirn.

Die andere folgte dem Pfade der Tugend und wurde geliebt und geehrt.

Ihr Glück war beständig, denn es war auf gegenseitige Liebe und auf die Liebe zu Gott gegründet.

Und ich übersah das Unglück der Ersteren in seinem ganzen Umfang, und ebenso das Glück der Letzteren, und wünschte, es möchten alle liebe Mädchen Bertha's Beispiel folgen.

Es war nun fast eine Stunde verlaufen, seit wir „das Haus zur Hälfte" verlassen hatten, und wir näherten uns dem ersten Häuschen des Dorfes, welches der Geburtsort der beiden Frauen war.

Mit Freude begrüßte Bertha Menschen, Häuser und Bäume, lauter alte Bekannte, und das Wiedersehen dieser alten Bekannten trocknete die Thränen, die sie eben noch weinte.

Sie machte ihren Mann, der ihr Dörfchen noch nie besucht hatte, denn sie bewohnten die Hauptstadt, auf die kleinsten Einzelheiten aufmerksam, und sich aus dem Wagen biegend, spähte sie umher, ob sie keine Verwandte oder Freundinnen gewahr werde.

Und sie lachte ihnen zu und grüßte sie mit der Hand, und Verwandte und Freundinnen eilten dahin, wo die Post

anhielt, um ihre Bertha zu begrüßen, ihren Mann zu sehen und Beide willkommen zu heißen.

Die andere Frau drückte sich tiefer und tiefer in ihre Ecke, ihre Augen rollten umher, sie wickelte sich dichter in ihren Shawl und sprach nicht ein einzig Wort mehr.

Der Wagen hielt. Hastig stieg sie aus, eilte durch die Menge dahin und verschwand wie ein Schatten in einer kleinen Gasse des Dorfes.

In einem Häuschen dieser kleinen Gasse lag eine alte Frau mit dem Tode kämpfend.

Der Dorfgeistliche, ein achtzigjähriger Greis mit schneeweißem Haare las die Sterbegebete.

Die Kranke murmelte einige unzusammenhängende Worte. Der Greis antwortete mit tröstendem Tone: „Ich werd' es ihr sagen, daß Euer letztes Gebet für sie war, daß Ihr sie dort oben erwartet."

Er hatte diese Worte kaum geendet, da ward die Thür gewaltsam aufgerissen und eine Frau flog wild herein, warf sich auf das Bett der Sterbenden und schluchzte: „Vergebung, Mutter; liebe Mutter, Vergebung!"

Und es war, als ob das Hören dieser Stimme der Sterbenden neue Kräfte gäbe, denn sie richtete sich auf und stammelte: „Charlotte, liebes Kind, Vergebung!"

Sie segnete ihre Tochter; durch die letzte Anstrengung erschöpft, sank ihr Haupt zurück — sie war eine Leiche.

Die ganze Nachbarschaft widerhallte von dem Geschrei und den Klagen der Tochter.

Und als ich im nächsten Frühjahr das Dörfchen wieder

besuchte, erzählte man mir, sie sei vor wenigen Wochen an einem Brustleiden gestorben.

Sie hatte das Häuschen, in welchem ihre Mutter gestorben war, nicht wieder verlassen wollen.

Sie benetzte seinen Boden täglich mit ihren Thränen, Thränen der Trauer und der Reue.

Mildthätige Personen, die früher für die Mutter gesorgt hatten, thaten es nun auch für die unglückliche Tochter.

Und so verließ sie die Erde nicht als eine elende Sünderin, sondern durch Buße und Leid von ihrem Makel gereinigt.

Michels, (Eduard) geboren 1823 zu Beveren im Lande Waes, wo sein Vater Arzt ist. Als Kind schon las er Zschokke und Auerbach und glaubt, daß seine Novellen an Beide erinnern. Das ist jedoch nicht der Fall, er ist idyllischer als Beide; eher habe ich Aehnlichkeiten zwischen ihm und Friederike Bremer gefunden. Im „Kunst- und Literaturblatt“ theilte er die Sagen seiner Heimath mit, in dem „Nordstern“ gab er Gedichte und kleine Novellen, ebenso schrieb er in „Vlämisch Belgien“, im „Genter Jahrbüchlein“ und im „Rederyker“, alles während er in Gent seine Studien machte. 1846 arbeitete er an dem ersten Jahrgang der „Eintracht“ mit, weiter am „Sprachverband“. Ziemlich lange Zeit redigirte er den „Telegraphen“ und mit Van Paene und Paul Van Loo gründete er 1848 eine antifranzösische Wochenschrift „Der Drache“.

Selbstständig herausgegeben hat Michels nur einen Band Novellen, „Hagerosen“. Aus der ersten Erzählung

gebe ich die erste rein idyllische Abtheilung, für welche die „Blämische Gesellschaft“ zu Gent den 21. März 1847 dem Dichter einen außerordentlichen Preis zuerkannte. Den wirklichen Preis konnte er nicht erhalten, weil seine Erzählung nicht vollendet war.

Eduard Michels ist in Dixmüde als Steuereinnehmer (Receveur de l'Enregistrement) angestellt. Leider hatte er das Unglück, seine Frau, geborene De Ridder, den 29. Mai 1858, einundzwanzig Jahr alt, durch den Tod zu verlieren.

Zu Haus bei den Bauern.

I.

Als die Verbündeten das französische Heer überwältigt hatten, der Grund satt vom Blute war, das er getrunken, da kamen von dem blutigen Waterloo zwei Männer heim, welche die Friedenssonne mit seliger Freude begrüßten.

Beim Scheiden ließen sie ihre Frauen daheim, ganz Deutschland durchzogen sie, und nun sie nach Jahr und Tag zurückkamen, fanden sie Jeder ein Kind.

Geert Van Dael hatte einen Sohn und Jan Somers eine Tochter. Zwölf Jahre hatten die Kinder vorübergehen sehen, ohne ihre Väter gekannt zu haben. Wohl hatten die weinenden Mütter täglich mit den Kindern von ihnen gesprochen, doch keine hatte die Hoffnung gehegt, den Gatten wieder zu erblicken.

Nach der glücklichen Heimkunft hörte das Weinen auf und machte der Freude Platz. Mit Freuden begannen die Männer wieder ihr stilles arbeitsames Leben, die Felder, auf denen während des Krieges Disteln und Dornen gewachsen waren, trugen nun schönes Getreide, der Flachs wurde noch

ein Mal so lang, die Kühe gaben noch ein Mal so viel Milch, noch nie hatte der Buchweizen so gut gerochen, noch nie waren so viel Bienen darauf gewesen, der Mangel war vorüber, der Ueberfluß fing an.

II.

Waren die beiden Familien nachbarlich befreundet, die Kinder liebten sich zärtlich, so daß, wäre eines gestorben, das andere ihm nachgestorben wäre. Weinte das eine, weinte das andere aus Mitleiden mit, ebenso war die Freude des einen die des andern. Früh Morgens, wenn Franske die Kuh auf die Weide führte, bat Cilia ihre Mutter, daß sie mitgehen dürfe. Mußte sie, was selten geschah, zu Hause bleiben, dann waren die Kinder traurig wie ein getrenntes Vögelpaar. Die Sonne mochte sich im Wasser spiegeln, die Lerche in der Luft singen, das Hauslamm mochte vor dem Knaben herumspringen, er spielte nicht, sein Herz war schwer, er setzte sich muthlos in das Gras und hing den Kopf.

Von Zeit zu Zeit stand er auf und warf über die Fläche einen Blick in der Richtung von Cilia's Wohnung, und sah er bei dem Gehöfte sich etwas bewegen, so rief er durch die Hand: „Kommt, Schwesterchen lieb! ich warte schon so lange."

Und hörte das Kind die Stimme, dann hob es so bitter an zu weinen, daß die Mutter sich erbarmte und es „in Gottesnamen" nur gehen ließ.

Franske kam der Kleinen entgegengelaufen, und legte sein Aermchen um ihre Schulter und seine Hand in die ihre. So kamen die Kinder zurück zur Kuh, setzten sich nieder,

sangen, spielten und sprachen von den Blumen, den Vögeln und dem schönen Sonnenlichte.

Wenn die Sonne sich neigte und das Dunkel auf die Ebene fiel, dann geleitete Franssken das kleine Mädchen an das elterliche Haus zurück, und bevor sie schieden, umhalsten sie einander, und das kleine Mädchen versprach heilig, daß es morgen die Mutter wieder bitten werde, mitgehen zu dürfen.

Bald jedoch fühlten sie, daß bei aller Liebe ihnen etwas mangelte, daß sie etwas verlangten, wovon sie noch kein klares Bewußtsein hatten. Wenn sie zusammen auf der Weide saßen, und Franssken das liebe, zarte Kind ansah, dann fühlte er, wie eine brennende Glut ihn verzehrte, und nahm er Cilia auf seine Knie, so fühlte er, daß die Glut noch heftiger wurde. Seine Stimme wurde dumpf, er stieß das Mädchen leise von sich und sagte: „geh', Cilleken, geh' — mein Herz brennt."

Und Cilia setzte sich traurig neben ihn, denn sie empfand dasselbe.

III.

Darüber war Franssken groß und Cilia achtzehn Jahr geworden, als eines Tages Geert den Nachbar und dessen Frau zu Mittag einlud.

„Trui," sagte er dann zu seiner Frau, „scheuert das Kupfer gut zu morgen. Jan und Line kommen essen. Es muß Alles funkeln."

„Laßt mich nur machen," antwortete die Frau, „Ihr sollt nicht roth zu werden brauchen, es soll hier mindestens

ebenso schmuck aussehen, wie in den „Drei Schwänen", wenn Ihr auch Trientje für das flinkste Mädchen des ganzen Polders*) haltet.

„Ihr müßt das nicht übelnehmen, Frau," entgegnete der Mann, „es ist nur, daß Ihr als eine so gute Hausfrau bekannt seid, und daß ich es gerne sähe, wenn Ihr Euerm Rufe rechte Ehre machtet."

Trui war geschmeichelt und scheuerte den ganzen Tag.

Der nächste Morgen brach an. Leuchtend spiegelte die Sonntagssonne sich im Wasser, mit goldnem Feuer erfüllte sie den Himmel.

Die Schwalben, welche an Geerts Fenster ihr Nest hatten, sangen sich wechselseitig munter. Trui setzte sich auf, rieb sich die Augen hell und überdachte, den Kopf voll Sorgen, Alles, was noch vor ihr lag. Dann stieg sie leise vom Bette herab, kleidete sich an, während sie ihr Morgengebet sprach, machte die Laden auf und ging noch einmal an die Arbeit.

Als die Hausuhr elf schlug, war Alles fertig, und die Frau ging hinauf in ihr Schlafkämmerchen, holte den Sonntagsstaat aus dem Schranke, strich sich das Haar glatt, welches bereits zu ergrauen begann, setzte die weiße

*) Als ich zum ersten Male in Antwerpen war, wollte Conscience mir durchaus einen Polder zeigen. Ich sah mir die Augen müde und konnte mit aller Anstrengung Nichts entdecken, als eine unabsehbare Wiese. Man lachte sehr, und sagte mir, das sei eben ein Polder. Der, von dem hier die Rede ist, liegt im nördlichen Theil des Landes Waes.

Haube*) auf, kleidete sich an und kam dann wieder in die Küche zurück. Ihren schwarzen Rock mit dem Sammtbesatz vorsichtig in die Höhe hebend, setzte sie sich auf einen Stuhl nieder, um auszuruhen und sich selbstzufrieden umzusehen. Alles, was am Küchenschranke hing, funkelte zum Blenden, der Fußboden war roth wie Blut, der Sand, welchen sie rund um den Tisch und am Heerde gestreut hatte, glänzte so weiß wie Hagel, die blauen, weißeingefaßten Kacheln des Kamins stachen prächtig gegen die schneeweißen Wände ab.

Die Arme gekreuzt musterte Trui mit Wonne ihren Palast. „Und das ist Alles mein Werk," dachte sie, und das Herz schwoll ihr vor Selbstgenügsamkeit.

Jan und seine Frau ließen nicht lange auf sich warten. Es war gerade zwölf, als Geert sie hereinbrachte. Frans und Cilia kamen hinterdrein.

„Der Segen, Frau Trui," sprach Jan.

„Seid willkommen geheißen, Nachbar und Nachbarsfrau," antwortete Trui mit der ihr eigenen Herzlichkeit. „Ich dachte so eben an Euch, denn seht, wenn man gearbeitet hat, und ruht dann von der Arbeit aus, so fliegen die Gedanken zu denen, die man gern bei sich sähe, und da Alles fertig war und wir uns zu dieser Stunde verabredet hatten, so dachte ich mir wohl, daß Ihr nicht lange mehr verziehen würdet. Kommt, Nachbar, kommt, Nachbarsfrau, hier ist Euer Platz." Und die Frau schob zwei Stühle vor. „Ich und mein Mann wir setzen uns hierher, und die Kinder kommen dorthin."

---

*) Treckmuts, Zugmütze.

Die Gäste nahmen Platz und Frau Trui trug das Essen auf.

„Es riecht hier gut," sagte Jan, der den Braten stehen sah.

„Ja, ja," antwortete Geert, „laßt mein Truiken nur machen, und wenn auch der König zum Essen käme."

Frans und Cilia lachten sehr über Geerts Spaß, aber Keines von Beiden hätte gewünscht, daß der König essen kommen möchte.

Jetzt sagte Geert: „Kinder, betet!" Er faltete die Hände, und Alle beteten. In diesem Gebet, welches durch eine brave Familie vor dem Essen dem Vater aller Menschen dargebracht wird, liegt etwas Großes und Erhebendes. Als Kind schon, in Einfalt und Stille aufgewachsen, hab' ich die Poesie des häuslichen Lebens immer über Alles geliebt. Die Poesie liegt in den Einzelnheiten, in den kleinen Dingen, aber um sie fühlen zu können, muß man sie in der Ruhe des Landes genießen — im Gewühl des städtischen Lebens verschwinden sie.

Es war ein Vergnügen zu sehen, mit welcher Behendigkeit Geerts Frau vorlegte. Sie war stolz auf ihre Kunst und mit Recht, denn Jeder gab ihr Lob, selbst Line. Ihre Augen glänzten und man sah in ihrem heitern Lachen, wie wohl es ihr um's Herz war.

Frans und Cilia hatten die Zeit nicht, auf die Speisen zu achten, sie drückten sich unter dem Tische verstohlen die Hände. Die Eltern merkten das wohl, thaten aber, als merkten sie es nicht, denn wie Frau Trui bemerkte, „dieses Feuer würde in der Ehe ausgehen, ohne daß man es zu löschen brauchte."

Nach dem Essen sagte Line zu den Kindern: „Geht und seht ein Mal, wie es mit der Kuh steht und wie die Gänse fliegen, denn was wir zu verhandeln haben, das können wir unter uns abmachen.“ Die Kinder ließen sich das nicht zweimal sagen und waren Hand in Hand wie der Wind zur Thür hinaus. Jan und Geert aber holten die Pfeifen hervor und legten die Beine übereinander.

Was Jan und Line nun sagten und was Geert und seine Frau darauf antworteten, das wollen wir nicht weiter wiederholen. Am nächsten Tage machten sich die beiden Männer eifrig an das Ausdreschen ihres Getreides, und als der Winter vorüber war, da wurde unter der Linde am Abhange des Dammes eine kleine, aber so heimliche Wohnung gebaut, daß die Einwohner von D. darüber den Kopf verloren, und Jeder hätte hineinziehen mögen.

IV.

Der Lenz hatte seinen goldenen Ton über die Ebene ausgebreitet und die Vögel aus dem Walde gelocket, um auf den herrlichen Weiden und am Damme zu singen, und der Himmel war so blau wie der Strom. Der Südwind blies, und die Wasser wallten. Die Iris öffnete den Kelch und neigte sich nach Osten, als grüßte sie die Königin des Lichtes. Die Maßlieben entfalteten zu Tausenden ihre Krönchen im weichen Grase. Hoch in der Luft schlugen die Gänse mit den Flügeln, und während der Kiebitz bei seinen Eiern im Rohre saß, stieg die Lerche aus der Tiefe der Weide empor und hob in der Luft das Lied des Lenzes an.

Von Zeit zu Zeit kam eine Bäuerin mit einem Eimer

auf die Weide, rief eine Kuh, welche ausruhte, melkte sie, streichelte ihr den Hals, nahm sie zwischen die Arme und ging dann wieder nach dem Gehöfte zurück.

Von Zeit zu Zeit sah man auf dem Damme auch ein Kuhhüterchen, welches hinter seinem Vieh hersang, daß es schallte.

Arm Kuhhüterchen, barhäuptig, barfuß, ohne Halstuch, arm, bettelarm mit Eurer Kruste Roggenbrod, die Ihr verzehren werdet, wenn die Sonne am höchsten steht! ich hab' Euch so oft über die Deiche meines Landes ziehen sehen, Euch so oft singen, so oft Euer Horn blasen hören! Und nun ich meines Landes frischen Morgen nicht mehr sehe, denk' ich an Euch in Augenblicken, wo mein Herz schwach ist und weine, daß ich nicht so glücklich bin, wie ihr, armes, glückliches Kind!

Frans und Cilia waren im Festtagsstaat, und vor Jan's Thür harrte ein Wagen mit weißer Leinwand überspannt. Pferd, Wagen und Fuhrmann, Alles war mit Blumen geschmückt, und die Braut — wie lieb sah sie aus in ihrem schwarzen mit Sammet besetzten Rock, in ihrem rosenfarbigen Jäckchen, in dem weißen Mützchen, welches ihr blondes Haar bedeckte, Frans konnte die Augen nicht von ihr abwenden.

„Geert, Trui, Line, Kinder, steigt ein, 's ist Zeit!" rief Jan, der bereits im Wagen saß und den Kopf unter dem Linnenverdeck hervorsteckte. „Wir dürfen den Bürgermeister nicht warten lassen und noch minder den Pastor — herein mit Euch, der ganze Polder ist schon nach der Kirche."

Line, die mit Geert und Trui im Oberzimmer noch

beim Schwatzen war, brach das Gespräch ab, und Alle eilten nach dem Wagen. Frans kletterte zuerst herein und gab Cilia die Hand, dann half er seiner Mutter einsteigen. Geert und Line kamen hinterdrein.

„Gut so,“ sagte Jan, „laßt Braut und Bräutigam hinten sitzen, wir bleiben hier, und nun vorwärts!“

Der Wagen rollte fort, hielt jedoch am Dorfe, um den Spielmann, den greisen Karl, mitzunehmen. Die Frauen, welche das Haus hüten mußten, benutzten den Augenblick, um die Kinder zu begrüßen. Alles, was jung war, befand sich bereits in der Kirche.

Frans trug seinen runden Hut mit dem langen Bande unter dem linken Arm, in der rechten Hand hielt er die linke Cilia's. Dann folgten Geert und Line, Jan und Trui.

Die Mädchen hatten nicht Augen genug, um Frans und Cilia zu bewundern. Frans hatte ein so schönes weißes Hemd, Cilia's Jäckchen saß so gut! Sie waren Beide zum Stehlen!

Als die heilige Handlung vorüber war, wurde das junge Paar an der Kirchthür mit freudigem Zuruf empfangen. „Heil und Segen, Braut und Bräutigam!“ klang es, und der alte Musikant spielte Gretry's: „Wo kann es besser sein?“ Cilia und Frans drückten Freunden und Verwandten die Hände, dann stiegen sie mit ihren Eltern wieder ein und fuhren nach dem Wirthshaus, wohin die Dorfleute paarweise ihnen nachzogen. Der Minstrel blieb an der Thür stehen spielen, bis auch das letzte Paar drinnen war.

Sechs Tafeln waren gedeckt, auf jeder stand in der Mitte eine Schüssel mit Buttergebackenem und Biscuit. Es

wurde bei Essen und Trinken viel gescherzt, viel gelacht und viel geliebelt, wie es denn nun ein Mal die Hochzeiten im Waeslande mit sich bringen. Cilia saß mit Frans andächtig auf ihre Mutter horchen, und mit einem Lächeln auf den Lippen sah Geert ihr zu.

Als Jan nichts mehr weder zu essen noch zu trinken fand, holte er seine Pfeife hervor, steckte sie an und rief, ohne auf die ernste Unterhaltung seiner Frau Achtung zu geben: „Kinder meines Dorfes, horcht!“ Jeder horchte. „Wollt Ihr mich einmal tanzen sehen? Kommt unter die Linde! Karl, hol' die Fiedel!“

„Unter die Linde!“ riefen Alle. Man drängte sich im Kreise um den Grasplatz, der Musikant, der auf einem Tische stand, hob die Hirtenquadrille von Beelders an zu spielen, und Jan tanzte mit solcher Zierlichkeit und solcher Sicherheit, daß man ihn seinen Beinen nach für nur zwanzig Jahr gehalten hätte.

Dann spielte der Minstrel einen Walzer auf, und bald war Alles, was Beine hatte, selbst die Wirthin, in voller Bewegung auf dem Rasen. So währte es bis zum Abend. Die Sonne verschwand glühend hinter den Dämmen, das Dunkel sank langsam herab. Die Iris hatte ihren Kelch geschlossen, die Maßlieben hatten sich unter das Gras geduckt, kein Lüftchen wehte mehr über die Fläche, die Gänse waren fort, Kiebitz und Lerche schwiegen, das arme Kuhwächterchen führte sein Vieh, müde vom Grasen, nach dem Stall. Die Tänzer riefen einander gute Nacht zu und eilten heimwärts, und der Musikant, der vorn im Wagen saß, geleitete die Neugetrauten und dann die Eltern in ihre Wohnungen.

V.

Schon lange bevor die Sonne aufging, konnte Line nicht mehr schlafen, und dachte mit inniger Freude an den guten Frans. Was für Luftschlösser baute sie für ihre beiden Kinder! Sie waren nicht reich, nein, sie mußten gleich ihren Eltern für ihr tägliches Brod arbeiten. Die Kuh, welche Geert und Jan für sie gekauft hatten, sollte kalben und Line das Kalb aufziehen helfen. Frans mußte das Feld, welches seine Eltern ihm abgetreten hatten, mit Gerste, Buchweizen und Flachs bestellen. Winters mußte er dreschen und Cilia Flachs brechen. Dienstag fuhr Frans Cilia und die beiden Mütter, jede mit ihrer Waare, auf den Markt nach Beveren. Bekamen sie Kinder — die Mutter wünschte es sehr — so wollte sie Cilia das Kleine wickeln lehren; sie selbst wollte ihm das Sprechen und das Laufen beibringen.

„Und wenn es größer wird und mit der Kuh auf die Weide muß," fuhr sie in ihren Gedanken fort, „dann geh' ich mit ihm und sage ihm, wie die Polderblumen und die Vögel heißen. Dann wird es mich lieb haben. Vielleicht hält es so viel von der Großmutter wie von seinen eigenen Eltern." Und sie murmelte so recht aus dem übervollen Herzen: „ach, die lieben Kinder!"

„Auh!" gähnte Jan, der in diesem Augenblick erwachte und die Arme unter der Decke hervorstreckte, „was schwatzt Ihr da von den lieben Kindern? Ist die Sonne schon auf, Frau?"

„Jan, Ihr träumt noch," sprach die Frau halb lachend.

„Gestern doch nicht, als ich tanzte? Wart Ihr nicht stolz auf Euern Alten, der noch so springen kann? Ich sah Euch wohl mit Trui lachen stehen, aber ich schor mich nicht d'rum. In diesen Beinen ist noch Federkraft, Line, so alt, wie ich auch schon bin." Und er streckte seine Beine über sie aus.

„Laßt das nur gut sein, Mann," sagte Line, jetzt wirklich lachend, indem sie sein Bein zurückstieß, „ich bin für solche Federkraft nicht."

„S'ist gleich," sagte Jan, „bei dem ersten besten Wettkampf lass' ich mich einschreiben, und komm' ich nicht mit dem ersten Kampfpreis nach Hause, dann sag' ich, daß die Richter Dummköpfe sind."

Unterdessen war es Tag geworden, Line und Jan standen auf und sprachen von den Kindern. Um sechs Uhr kam Trui, und die beiden Frauen gingen das junge Paar besuchen.

Sie waren noch nicht auf. Geerts Frau wollte wiederkommen, aber Line faßte sich ein Herz und klopfte.

Frans machte auf. „Es muß nicht schlecht mit Euch stehen, Frans," sprach Trui, „denn Ihr lacht." Und sie sah den Jungen so forschend an, daß er roth wurde.

„Und wie steht es mit Cilia?" fragte Line.

„Gut, Mutter."

„Ist sie schon —?"

„Sie ist noch im Bette, aber sie wollte jetzt aufstehen. Sie war gestern Abend so müde!"

„Kommt, Trui," fuhr Line fort, „wir dürfen sie wohl im Bette besuchen gehen, nicht wahr, guter Junge?"

Frans antwortete nicht und machte Feuer an. Die Mütter schlüpften in das Oberstübchen hinauf.

Jeden Morgen kamen die Mütter so zu den Kindern und tranken Thee oder Milch, oder aßen frische Butterkuchen, welche das Kuhhüterchen Abends aus D. holen ging. Nie war eine Liebe feuriger, als die von Frans und Cilia. Frans war immer zuerst auf, um das Feuer anzumachen und die Kuh in den Baumgarten zu jagen. Das Wenige, was Cilia in der Wirthschaft zu thun hatte, schien ihm noch zu viel, er hätte es selbst verrichten mögen. Die Steine, über die sie ging, schienen ihm zu kalt, dagegen arbeitete er so unermüdlich, als wollte er sein Feld in einem Tage bestellen. Solch ein Liebhaben mußte belohnt werden, Cilia gebar ein Kind; die Eltern kamen, um das glückselige Ereigniß bei den Kindern zu feiern. Während man aß und trank, wurde über den Namen gerathschlagt, welchen das kleine Mädchen bekommen sollte. Geert war für Siska, Frans wollte gern Gottliebe. Jan, der seinen Kalender hervorgeholt hatte, beharrte auf Apollonia, weil die Heilige dieses Namens gegen Zahnweh schützt. Und da, wie Jan sagte, er den Zahnarzt schon zwei Mal an seinen Kinnbacken gehabt hatte, und daher wußte, was Zahnschmerz hieß, so glaubte er, das Kleine unter keinen bessern Schutz stellen zu können.

Sein Vorschlag fand jedoch kein Gehör, denn Line bemerkte, es wäre doch schlimm, wenn das kleine Ding so schlechte Zähne kriegen sollte, wie Jan. Und Jan, tüchtig ausgelacht, sagte kein Wort über den Schutz gegen das Zahnweh mehr.

Endlich vereinigten die Frauen sich, die kleine Helene

zu nennen, und gegen Abend brachten Geert und Line, welche die Pathen waren, es mit Frans und der Hebamme nach der Kirche, wo das Kind diesen Namen empfing. Frans war bewegt und voll hohen Glückes. Ihm dünkte, daß die Welt für ihn allein da sei, daß jede Blume nur für ihn blühe, daß die Vögel nur für ihn sängen, und daß die Sonne, welche in diesem Augenblick unterging, um ihn zu grüßen über der Heide stille stehe.

De Wrack van Alfried. Noordstar.
Johan Overdael. Noordstar.
Zwalpeïers. Taelverbond.
Hageroozen. Verhalen. Gent, 1847.
Arme Leonora. Taelverbond.
Redevertelling. Taelverbond.

Nolet de Brauwere van Steeland (Johann Karl Hubert) geboren zu Rotterdam den 23. Februar 1815. Seit 1825 ist er in Belgien, wo er einen bedeutenden Rang unter den vlämischen Dichtern einnimmt. Ich betrachte ihn als ein vermittelndes Glied zwischen der nord- und südniederdeutschen Literatur und zugleich als einen von denen, welchen man in Vlämisch-Belgien den Titel des wirklichen Schriftstellers geben kann. Seine ersten poetischen Versuche datiren vom Jahre 1834. Das biblische Gedicht „Noemi" war sein erster großer Erfolg. Es eröffnet den 1847 herausgekommenen Band von Dichtungen: „Ernst und Scherz"; zum ersten Male erschien es 1840. „Ambiorix" folgte das Jahr darauf und trug dem Dichter von der Universität zu Löwen, deren Zögling er gewesen war, das Ehrendiplom als Docteur-en-lettres ein. 1842 machte Nolat gemeinschaftlich mit seinem „gelehrten Freunde", dem Professor David aus Löwen, eine Reise nach

Dänemark, Schweden und Rußland. Die Beschreibung derselben erschien 1843 zu Löwen. Sie ist mit der sarkastischen Laune geschrieben, für welche Nolet unter den vlämischen Schriftstellern bis jetzt noch das Privilegium zu haben scheint. Daß er sich selbst ebenso wenig schont, wie seinen Nebenmenschen, läßt sich von einem Manne von Geist erwarten. So theilt er z. B. während des Aufenthaltes in Petersburg aus dem (sogenannten) Tagebuche des Professors sein Portrait mit, natürlich nicht ohne es mit Randglossen zu begleiten.

„Den folgenden Tag (wahrscheinlich Freitag den 2. September) hatte der Doktor nicht viel Lust irgend etwas zu sehen; sein Sinn ging einzig auf Besuche bei Gesandten und politischen Personagen. Diese Grillen meines Reisegefährten sind mir mehr als ein Mal in die Quere gekommen. (Das ist so streng wie eine Beurtheilung im Kunst- und Literaturblatt.) Unterweges ist er funfzig Procent mehr werth als in den großen Städten; (das scheint besser kommen zu wollen) er ist immer guten Humors, immer lustig und aufgeräumt — wenn er nicht seekrank ist. (Wo zum Henker bin ich das gewesen?) Er weiß sich in Alles zu schicken, er kann im Stehen schlafen und Schwarzbrod essen, ist mit Jedermann Gutfreund, und fährt nie aus der Haut. (Zu schön, zu schön, zu schmeichelhaft; auf so viel Sonnenschein muß ein Donnerwetter folgen.) Aber (da ist schon das Aber) sobald wir in einer Stadt einkehren, sollte man denken, daß es ein anderer Mensch wäre. (Da haben wir's.) Nicht, daß er knurrig oder grämlich würde, o nein, er verliert kein Titelchen von seiner Liebenswürdigkeit. (Das Wetter hellt sich etwas auf.) Aber (o weh! o weh!) er will immer gerade das Gegentheil von dem was ich will (es wird wieder dunkel) und will durchaus nicht länger thun, was ich verlange. Ich steh' mit dem Hahnenschrei auf, und habe doch die größte Mühe ihn vor neun aus dem Bette zu bringen. (Das haben wir Seite 154 bereits gesehen, es ist also nichts Neues mehr.)

Gleich nach dem Frühstück will er Besuche abstatten und zwar immer im Wagen; um zwei Häuser weiter eine Karte abzugeben, muß angespannt werden. (Versteht sich, keinen Schritt thue ich — soll unsere Droschke zur Parade dastehen?) Will ich da oder dort hin, muß er der Etikette gemäß zu Dem oder Jenem. (Das nennt man nur höflich sein.) Vom Tische muß er geradewegs in's Theater, lieber läßt er den Nachtisch stehen, als daß er zu spät käme, und wenn er eine Oper auch schon zwanzig Mal gehört hätte, so entdeckt er beim einundzwanzigsten Male doch noch neue Schönheiten drinnen. (Das spricht für mein musikalisches Gefühl.) Uebrigens ist er höchst unterhaltend, gesellig, ein Vorbild aller Tugenden, von gesegnetem Appetit und mir der allerangenehmste Gesellschafter. (Dieser letzte Satz steht nicht gerade wörtlich in des Professors Tagebuch, ich hab' ihn nur so stillchen hinzugefügt, um einen gehörigen Schluß zu machen.)"

Mit gleicher Lebendigkeit ist die Audienz geschildert, welche die Reisenden beim damaligen König von Schweden hatten. Der König sprach von Freiheit, Nolet wurde „innerlich ärgerlich", faßte den König am Arm und sagte hitzig: „Sire, die Freiheit ist gut auf dem Papier." In diesen Worten drückt sich Nolets politische Gesinnung aus, welcher er bis heute getreu geblieben ist. Er hat dieselbe ohne alle Umstände und zu jeder Zeit in mehr als einem Gedichte ausgesprochen, am schärfsten und ernstesten in der Triologie: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," welche durch P. Lebrocquy, Professor der Rhetorik am Gemeindecollegium zu Nivelles, 1853 mit Glück in's Französische übertragen wurde. Der Uebersetzer gab vorher das spottende „Hübsch zurück!", wie man „Achteruit" am besten verdeutschen könnte. Was Nolet damals den Vorwärtsdrängern zurief:

„Alte Lieder, gute Lieder,
„Liebe Freunde, hübsch zurück!

Das hat er ihnen am 7. Mai 1859 im „Fortschritt" wiederholt, der ersten vlämischen Dichtung, welche in der Akademie

zu Brüssel bisher vorgelesen worden war. Es ist das ein unläugbarer „Fortschritt", doch machte Nolet sich darum in seiner Dichtung nicht minder über die Siebenmeilenstiefeln des armen Fortschrittes lustig, wie es gleich aus dem von ihm gewählten Motto hervorgeht:

„Le progrès vous a dit: „Je marche," et le monstre marche en effet,"

sagt Nodier; Nolet dagegen sagt:

Ich bin von denen nicht, die ewig was vermissen,
Wo nicht das Alte ist, die Alles besser wissen,
Am besten doch das Nein; die stets mit Grämlichkeit
Zurückschau'n mit dem Ruf: Die gute alte Zeit!
Sie, die vor unsrer Zeit, so glücklich im Erfinden,
Die Ohren stopfen sich und zu die Augen binden,
Damit beileibe nicht sie hören oder seh'n,
Wie Alles vorwärts strebt, indeß sie stille steh'n.
Sie nehmen, wenn sie sich aus ihrem Winkel wagen,
Anstatt der Eisenbahn, den schlechtgeschmierten Wagen,
Die träge Treckschuit zieh'n sie weit dem Dampfschiff vor,
Das Gas, es brennt zu hell, viel besser war's zuvor,
Als noch das Oel gebrannt mit ungewissem Licht,
Sie preisen selbst das Talg — von ihnen bin ich nicht.
Allein ich bin auch nicht von jenen Vorwärtsdringern,
Von jenen über alle Gräben Springern,
Die, stets das große Maul voll von Kritikspektakel,
Dem lieben Publikum vorlügen wie Orakel.
Verächtlich weisen sie auf das, was sonst geehrt,
Und: „alter Plunder!" heißt's, und: „keinen Heller werth!"
Doch sind sie unbemerkt, dann stehlen sie, o Wunder!
Das oder jenes Stück von diesem alten „Plunder",
Und schreiten dann so stolz in der entlehnten Pracht,
Als hätten sie allein den Genius in Pacht,
So zum Privatgebrauch, und das Geschlecht, das war,
Es wäre besser nicht als eine Eulenschaar,
Wie man sie ausgestopft in Cabinete setzt.

„Was weiß ich?“ sprach Montaigne. „Weiß Alles!“ heißt
es jetzt.
Mir dünkt, es könnte wohl so zwischen Ja und Nein
Und Sonst und Jetzt ein Pfad, der Pfad der Mitte sein.
Nicht unter ihrem Werth will ich die Alten schätzen,
In ihrem Selbstgefühl die Jugend nicht verletzen,
Ich will als Krebs nicht geh'n und nicht als Hase springen,
Den goldnen Mittelweg wähl' ich in allen Dingen,
Und nehmet hier sogleich ein Beispiel, daß man's muß:
Gott schuf das Menschenpaar in Naturalibus,
Ganz splitterfadennackt, um es auf deutsch zu sagen;
So lange dieses Kleid in Unschuld ward getragen,
So lange war es gut, doch als der Apfelbiß —
Der böse Apfelbiß! das Unschuldskleid zerriß,
Und statt der Tugend Scham erglühte auf den Wangen,
Da ward das Feigenblatt als Schürze vorgehangen.
Und mit dem Feigenblatt da fing der Fortschritt an,
Und in die Länge wuchs und in die Breit' es an,
Und reckt' und dehnte sich so bis zu dreißig Ellen,
Von Sammt mit Spitzen d'rum. Schwer ist's, sich vorzustellen,
An welchen Gränzen einst sein Wachsthum enden soll,
Ihr findet es zu groß, ihr findet es zu toll,
Zu theuer obenein, und doch wird Niemand wagen
Das Ursprungskleidungsstück, das Feigenblatt, zu tragen.
Für's Erste wär's zu kalt und dann wär's ein Skandal,
Ich schmäle nicht — ich sag' es ein für alle Mal —
Auf uns're Eva's, die so große Aepfel essen,
Daß dann ihr Feigenblatt muß dreißig Ellen messen,
Ich sag' nur: besser wär's den Mittelweg zu geh'n,
Und zwischen Feigenblatt und Tonne still zu steh'n.

In diesem Tone geht es weiter. Ich muß es den liberalen vlämischen Blättern nachrühmen, daß sie bei dieser Gelegenheit ein Mal den Liberalismus über das Vlämische vergaßen. Obgleich ihnen, welche den Fortschritt bis „an die

Grenzen der Unendlichkeit" heischen und hoffen, der gewählte Gegenstand so unangenehm wie möglich sein mußte, so brachten sie doch einstimmig dem „geehrten Verfasser" ihren Dank für den Muth dar, mit welchem er zuerst die vlämische Zunge innerhalb der Akademie hatte laut werden lassen. Nolet, den ich einige Tage später zu Brüssel sah, wo er im Kreise seiner Familie seine Muße der Literatur widmet, sagte mir, es habe durchaus keines Muthes dazu bedurft, nur des einfachen Willens zu wollen.

Professor Bormans rieth Nolet, sich ausschließlich auf das humoristische Genre zu beschränken, und setzte hinzu: er sei gewissermaßen Franzose und Vlaming zugleich. Das ist nicht meine Meinung. Nolet's Humor ist ganz und gar der ächte eigentliche niederdeutsche, etwas scharf, etwas derb, und boshaft con amore. Mit diesem Humor läßt Nolet St. Peter an der Himmelsthür zur Krankenschwester Perpetua: „dag,*) ma soeur," sagen, und den modernen Philantropen, einen „dicken Meinherr, der unserm lieben Herrn eine Nase angedreht hat," um „die Ecke" schicken, damit er — wohl was er „bei Joostje" thun soll, das kann ich nicht gut auf Hochdeutsch sagen, obwohl Nolet es auf Niederdeutsch sagt und auch sagen darf. Mit demselben niederdeutschen Humor läßt er „Sir John" auseinandersetzen, „wie er wünsche, daß ganz Europa nach seiner Pfeife tanze," oder den gerührten Vater zu dem „Sohn seines Herzens," der auf die Universität soll, als Einleitung zu einer „Väterlichen Lection" feierlich sagen: „setz' dich, hör' zu, halt' dich g'rade und schneutz' dir die Nase." Und wenn er in seinem „Offenen Briefe an Dr. Snellaert" liebreich und zärtlich anhebt:

Ich grüß Euch, Snellaert — lieb! Mein Alter, guten Tag!
Ihr möget mich präcis so gern, wie ich Euch mag,

---

*) Dag, Tag, der eigentliche vlämische Gruß beim Kommen und Gehen. „Guten Tag" ist höflicher, aber nicht so volksthümlich.

so wird es denn eben wohl wieder gesunder niederdeutscher Humor sein.

Doch ist Nolet nicht blos Humorist. Mit feinem Gefühl weiß er die Legende zu fassen und zu formen, mit einfacher Grazie hat er mehrere Märchen von Andersen in das Vlämische hinübergedichtet. Sein „Ambiorix," den ich gelesen habe, was mir mit einer heroischen Dichtung selten begegnet, enthält neben schönen Schilderungen einen kräftigen Kampfgesang, der für alle Zeiten paßt, so lange nämlich die Freiheit eines Volkes noch bedroht wird.

„Muth'ges Germanien, zum Streite, zum Streite!
Hülle die Glieder in's Panzerhemd dir,
Schnalle das riesige Schwert an die Seite,
Muth'ges Germanien, die Feinde sind hier.
Auf denn, ihr Helden dem Norden entsprossen,
Auf, und die Glieder gewaltig geschlossen,
Greise und Knaben, die Feinde sind hier.

Tief in das innerste Herz der Germanen
Hat sich das Siegel der Freiheit gedrückt,
Heilige Freiheit, wir werden es ahnen,
Daß man mit frevelnder Hand an dir rückt.
Wer darf begehren Germanien's Lande?
Nie trug der Norden noch Ketten und Bande,
Niemals noch hat er in Knechtschaft geklagt;
Die, so jetzt schimpflich zu fesseln uns wähnen,
Haben geseh'n wie mit eisernen Zähnen
Ehmals wir knirschend die Stricke zernagt.

Stillen in Haß wir des Durstes Gelüsten,
Welches die Adern durchlodert mit Glut;
Säuglinge, ihr an den schwellenden Brüsten,
Saugt mit der Milch diesen Haß euch in's Blut.

Greise, für welche die Grüfte schon offen,
Eh' ihr dahinsinkt vom Tode getroffen,
Laßt selbst beim Sterben vom Hasse nicht ab;
Nehmt ihn hinunter mit Euch in die Erde —
Wer unsre Felder entheiligt, dem werde
Hassen im Leben und Hassen im Grab.

Muth'ges Germanien, zum Streite, zum Streite!
Hülle die Glieder in's Panzerhemd dir."

Diesen germanischen Klang haben auch zwei spätere Dichtungen Nolet's, „An die Germanen" und „Das große deutsche Vaterland." Aus diesem theilte ich bereits einige Strophen in Dautzenberg's Uebersetzung mit, das erstère wurde vom „Rheinischen Beobachter" gebracht, aber nur in Prosa, weil bei dem Luxus von Reimen, den Nolet darinnen angewandt hat, eine „treue" Uebersetzung in Versen unmöglich gewesen wäre.

Ein einziges Mal lehnte Nolet sich gegen das deutsche Element, wenigstens gegen das Hochdeutsche auf. J. W. Wolf wollte in der „Bruderhand," die er damals herausgab, das Z in der niederdeutschen Rechtschreibung durch das S ersetzt haben, und das fuhr Nolet „als zu sehr gepfeffert in die Nase." In seinen beiden Briefen an den vlämischen Deutschen sparte er jedoch auch den Pfeffer nicht. Als er mir seine Werke zusandte, bemerkte er, daß er mir „Z oder S" nur der historischen Vollständigkeit wegen mitsende, und ich habe dieses Ausfalls Nolet's gegen „das große deutsche Vaterland" eben auch nur der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Nolet ist Mitglied der Königlichen Akademie zu Brüssel, der „Gesellschaft für niederländische Literatur" zu Leyden, des „Comité der Vlamingen in Frankreich" zu Dünkirchen, der „Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache." Er war Mitstifter der „Gesellschaft belgischer Literaten," 1846 Präsident des „deutsch-vlämischen Sängerbundes," 1851 erster Präsident des holländisch-belgischen literarischen Congresses zu

Brüssel, drei Jahr später beim Congreß zu Utrecht Vicepräsident. Ebenso wurde er einstimmig zum Präsidenten der vereinigten vlämischen Gesellschaften ernannt, die sich unter dem Namen „Sprachverband" 1848, 1851 und 1854 versammelten. Nolet ist Ritter des Leopoldordens, des Ordens des Niederländischen Löwen, der Eichenkrone, des Danebrog, des Polarsternes von Schweden, des Christusordens in Portugal, des Ordens Heinrich des Löwen in Braunschweig u. s. w.

Eine Prachtausgabe seiner gesammelten Dichtungen mit seinem Bilde erscheint*) 1860 in Amsterdam.

*) Ist erschienen.

Noami, dichtstuck. Leuven 1840.
Ambiorix, Brussel 1841.
Dichtluimen. Leuven 1842.
Het graf der twee gelieven. Eene legende. Leuven 1842.
Een reisje in het Noorden. Leuven 1843.
Ambiorix. Tweede uitgaef.
Ambiorix, poëme, traduit du flamand, par P. Lebrocquy. Brussel 1846. (De vlaemsche en fransche tekst tegenover elkander gedrukt; met houtsneden.)
Godsdienstige oefeningen, aen de beste nederduitsche schryvers ontleend. Antwerpen 1846.
Aen de Germanen in 1847, Brussel 1847.
Z. of S., twee brieven aen D. J. W. Wolf. Brussel 1846.
Ernst en boert, Dichtbundel. Brussel 1847.
Zwart of wit. Dichtverscheidenheden. Amsterdam 1853.
Vrede. Dichtstuck. Rotterdam 1854.
Het groote dietsche Vaderland. Brussel 1857. Met eene hoogduitsche vertaeling door J. M. Dautzenberg.

Palmers (Willem), geboren 1810 zu Heinsberg, wo sein Vater, der von einer ansehnlichen Familie aus Hasselt abstammte, eine Fabrik besaß, welche durch die Kriegszeiten zu Grunde gerichtet wurde. Nach Napoleon's Fall kam Vater Palmers, ein alter Primus von Löwen und ein guter Lateiner, als Schullehrer nach Heerlen. Willem war das älteste von vier Kindern. Durch den Vater erzogen, in Mastricht, Lüttich und Brügge zum Lehrer gebildet, folgte er seinem Vater in dessen Stelle nach. Doch nur auf einige Jahre, denn des Landlebens überdrüssig, ging er nach Brüssel, wo er als Schreiber in eine Steinkohlengesellschaft trat und sich zum zweiten Mal verheirathete. Jetzt ist er Commis in der Société des Verreries nationales.

Palmers hat außer einigen kleinen Gedichten im Genter Jahrbüchlein mehrere Uebersetzungen veröffentlicht, unter andern „die Künstler," ein Schauspiel aus dem Schwedischen und Hackländers „Soldatenleben im Frieden." Am 21. Juli 1856 gab er zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier der Thronbesteigung des Königs eine Dichtung heraus, welche den Preis nicht erhielt. Wie Palmers in seinem kurzen Vorworte sagt, hatte ihm nur eine Stimme gefehlt. Der Grund, warum diese ihm ungünstig war, lag in der Form, welche er gewählt; es wurde als ein „offenbares Unheil" angesehen, Hexameter zu krönen. Ich theile einige dieser verpönten Verse mit:

So wie ehmals die Maid von fürstlichem Stamme, verzaubert,
Hundert Jahre verschlafen im dornenumgebnen Palaste,
Schlief Jahrhunderte lang bei uns die erhabene Dichtkunst,
Bis in das Leben zurück ein wackerer Fürst sie gerufen.

Dornenröschen, so nennt Euch der Deutsche, ich nenn' Euch die Dichtkunst,
Kommt und erzählt mir getreulich die herrlichen Thaten der Vorzeit,

Ihre Gedanken und Sitten gepaart mit der frommen Gesinnung,
Welche inmitten des Fortschritts allzuhäufig uns mangelt.

Dornenröschen, Ihr, Schwester von Vlandern, vergeßt nicht, ich bitt' Euch,
Jeden Bewund'rer von Allem, was rein und was wahr und was schön ist,
Hören zu lassen die Sprache, die klang an der Wiege der Ahnen,
Und die noch heutigen Tag's hinsäuselt am Ufer der Nordsee.

Die Notiz über Palmers verdanke ich seinem Freunde Dautzenberg.

De kunstenaers, blyspel in een bedryf, naer het zweedsch vry gevolgd met byvoeging van zang. Taelverbond. Brussel.
De landverhuizers, uit het hoogduitsch. Brussel 1852.
Het soldatenleven in vredestyd, uit het hoogduitsch van Hackländer. Gent 1844.
De vyf-en-twintigste verjaerdag der inhulding van Zyne Majesteit Leopold I., Koning der Belgen. Brussel 1856.

Peeters (Hendrik Bartholomäus), geboren zu Antwerpen den 26. Februar 1825. Seine Eltern, Adrian und Anna Maria Broddin, waren holländischer Abkunft. Der Vater war Tuchfabrikant. Vom Schlage gerührt, war er zwei Jahre bettlägerig, bevor er starb, und man brachte die ältesten Kinder aus dem Hause, damit dieses ruhiger sein möchte. Hendrik kam nach Mecheln zu einer guten Bürgerfamilie, wo er zwei Jahr zubrachte. Noch jetzt denkt er mit Vergnügen dieser Zeit, während welcher er das große Glück der Kindheit, ein völliges Nichtsthun, genoß. Erst mit acht Jahren fing

er an zu lernen. 1838 kam er nach Mecheln zurück, und zwar auf das kleine Seminar, wo er mit Hendrickx, Heremans und Van Beers zusammen war. Der Vollendung seiner Studien 1844 folgte ein Jahr der Krankheit. Dann kam Peeters an Heremans Stelle als Professor der vlämischen Literatur an die vierte Klasse des städtischen Collegiums zu Mecheln, wo es ihm abermals sehr gut ging. Als sich eine Commission wegen des Standbildes von Margaretha von Oesterreich bildete, welches, von Tuerlinckx gearbeitet, jetzt auf dem großen Markt steht, wurde Peeters zum Sekretär ernannt.

Das Collegium der Pitzenburg ging in geistliche Hände über. Peeters, der enthusiastische Anhänger des liberalen Armand von Perceval, konnte seinen Platz nicht behaupten. Wir finden nun seinen Namen unter den Verlegern, ebenso gut wie bei der Redaction des „Sprachverbandes.“ Aber er fand bald, daß die Verlegerschaft im vlämischen Belgien vorläufig noch ebenso wenig einträglich sei, wie die Autorschaft. So betheiligte er sich denn bei dem Hause Spitaels zu Antwerpen, welches einen merkwürdig ausgebreiteten Handel mit Gebetbüchern treibt. Peeters hat den sogenannten literarischen Theil des Geschäftes zu betreiben. Er macht die Gebete zurecht, corrigirt den Druck und besorgt die Correspondenz mit dem Ausland, d. h. mit Holland, Deutschland, Valparaiso. Bisweilen macht er auch Reisen; auf einer derselben war es, daß er mich besuchte und mir sein Leben erzählte. Er schilderte mit so viel Frische, daß man sich für den wunderlichen Handelszweig, den er betreibt, interessiren konnte. Nicht ohne Genugthuung sagte er: „wir beschäftigen dreiundneunzig Buchbinder, verkaufen hunderttausend Bücher und bereiten unser Gas für die Fabrik selbst.“ Ich warf ihm scherzend ein, daß es mindestens sonderbar sei, einen Liberalen ausschließlich mit der Fabrikation von Gebetbüchern beschäftigt zu sehen, aber er konnte mir erwiedern, daß der Absatz in den liberalen Provinzen drei Mal stärker sei, als in den sogenannten katholischen, wo der Rosenkranz die Stelle des Gebetbuches

verträte, weil ein großer Theil der Bevölkerung noch immer nicht lesen könne.

Bei diesem Leben nun, welches sich zwischen Antwerpen und Mecheln, zwischen Literatur und Handel getheilt hat, machte Peeters Romanzen wie die folgenden:

Ging mein Hemdelein zu waschen
An den Rand des Baches dort,
Blau kristallen floß das Wasser
Dicht vor meinen Füßen fort.
  Doch sein liebes Auge war
  Noch ein Mal so blau und klar.

Ging in's Feld und fand ein Röschen
Ueberflammt von Purpurhauch,
Und es lachte mir entgegen,
Und ich brach es ab vom Strauch;
  Doch die Ros' auf grünem Grund
  War so roth nicht, wie sein Mund.

Wenn ich längs des Baches einsam
An den grünen Ufern geh',
Weiß ich nicht, warum ich immer
Auf des Baches Wellchen seh';
  Aber aus der bangen Brust
  Seufzer steigen unbewußt.

Und wenn träumerisch ich streife,
Sinnend irre durch das Feld,
Weiß ich nicht, warum ich zitt're,
Weiß nicht, was mich überfällt,
  Doch bewegt ein Aestchen sich,
  Ist es mir, als rief' er mich.

Vergangnes Jahr und dieses Jahr.

Der Frühling schließt die Knospen auf,
  So wie vergang'nes Jahr,
Des Thaues Tropfen blinken d'rauf
Und sind wie Diamanten klar,
Die Ros' entfaltet sich am Strauch
Und athmet aus balsam'schen Hauch,
  So wie vergang'nes Jahr.

Und in den Lüften und im Wald,
  So wie vergang'nes Jahr,
In süßen Tönen wieder schallt
Das frohe Lied der Vogelschaar.
Und wo ich geh' in Feld und Thal,
Sind Blumen, Lieder ohne Zahl,
  So wie vergang'nes Jahr.

Und ich ging durch die Felder fort,
  So wie vergang'nes Jahr,
Doch war ich nicht mehr einsam dort —
Der junge Müller mit mir war.
Der Rosenstrauß, den er mir gab,
Nie pflückt' ich einen solchen ab
  Im Mai vergang'nes Jahr.

Ich träume stets, und in der Brust
  Da hab' ich dieses Jahr
Ein fremd' Gefühl, nicht Schmerz noch Lust,
Ich zitt're, werd' ich was gewahr.
Bei Rosen werd' ich selber roth —
Was ist's? Ich hatte solche Noth
  Doch nicht vergang'nes Jahr.

Am Brunnen.

Komm' ich Abends heim vom Felde,
Durch die Sonne roth gebrannt,
Schickt mich Mutter an den Brunnen
Mit dem Kruge in der Hand.
Einsam schienen mir die Wege
Und geschwinde lief ich fort,
Sprach mit keinem andern Mädchen
Und kam flugs zurück von dort.

Gestern — o was war ich müde!
Und nach Wasser mußt' ich doch;
Murrend ging ich, und am Brunnen
Saß ein blonder Hirte noch.
Ich erschrak, doch er, er flehte,
Sprach mich sanft und freundlich an,
Meine Furcht verschwand allmählich
Und ich hört' ihn schüchtern an.

Diesen Abend — niemals hatte
Mutter mich so müd' geseh'n,
Und sie sagte: Laß die Schwester
Heut' ein Mal nach Wasser geh'n.
Doch ich nahm geschwind das Krüglein,
That, als hätt' ich Nichts gehört —
Denn von meiner Schwester würde
Leicht der blonde Hirt gestört.

Gestern und Heute.

Was war ich gestern traurig!
Den stillen Feldweg, den ich nahm,
Den ging ich immer, immer weiter,
Bis ich an einen Kirchhof kam.

Im Himmelsraum war Alles düster,
Was nur sich meinen Blicken bot,
Und wo ich auf die Erde blickte,
Sprach Alles von Vergeh'n und Tod —
Was war ich gestern traurig!

Was bin ich heute fröhlich!
Noch während ich im Bette lag,
Kam schmeichlerisch die Sonn' und küßte
Mir auf die Augen für den Tag —
Und aus dem dichtverwachs'nen Laube
Erklingen Lieder süß und klar —
Ich hab' es gänzlich schon vergessen,
Warum ich gestern traurig war —
Was bin ich heute fröhlich!

Lieb Knäbelein.

Lieb Knäbelein, lieb Knäbelein,
Du brichst die Blümchen roth und weiß,
Im Gärtchen klein.
Laß doch die armen Blumen steh'n,
Die alle so freundlich an dich seh'n,
Laß sie in Ruh!
Lieb Knäbelein, lieb Knäbelein,
Nicht gut thust du.

Lieb Knäbelein, lieb Knäbelein,
Erst athmest allen ihren Duft
Du gierig ein,
Und trauern sie in deiner Hand,
Ach, dann zertrittst du sie im Sand
Mit Uebermuth!
Lieb Knäbelein, lieb Knäbelein,
Du thust nicht gut.

Digitized by Google

Sollte man beim Lesen dieser Lieder nicht glauben, die „Maiblüthen," aus denen sie genommen sind, müßten in einem Garten gepflückt sein, wo der Dichter sich gänzlich nur der Poesie und ebenfalls der Blumenpflege hingäbe? Auch bringt Peeters den Sommer wirklich auf dem Lande zu, weil sein Geschäft ihn nur im Winter fesselt. Aber was zieht er da mit Vorliebe? Kartoffeln und Rüben. Es ist auf einem kleinen Gütchen seiner Schwiegereltern — Peeters ist seit dem 22. April 1852 mit Johanna Franciska Van den Bemden verheirathet — daß er sich dieser prosaischen Kultur befleißigt.

Peeters ist auch einer von denen, welche so und so oft pseudonym zu finden sind. Van den Sterne, Vermeulen, Lamprechts, Ulrick Van Sint Bartel, Hendrick Pee, das Alles heißt: Hendrick Peeters. Ich kenne nur die Sachen, welche mit seinem gesetzlichen Namen unterzeichnet sind. Sie bestehen aus Kritiken, Dramen und Novellen, diese letzteren sämmtlich mittelalterlich farbig, romantisch begebenheitlich. In einem Drama „die Waise von Mecheln" und in einer größern Novelle „Wilhelm der Hofnarr," hat Peeters sich die alte bischöfliche Stadt, wo er so viele Jahre zubrachte, als Lokal gewählt. Die Novelle erschien deutsch in der Didaskalia und zwar mit einer kurzen biographischen Notiz. „Wo der Uebersetzer die hergenommen hat," sagt Peeters, noch heute höchlichst verwundert, „das kann ich ganz und gar nicht begreifen." Mit seinem Drama „Maria von Braband", welches er, kaum achtzehn Jahr alt, geschrieben hatte und zuerst in den „Sprachverband" gab, ging es ihm sonderbar genug. Ein Schauspieler verwandelte die reimlosen Jamben, in denen es geschrieben ist, in Prosa, schmolz den vierten und fünften Akt zusammen, und führte es als eigene Arbeit auf, Peeters saß sowohl in Antwerpen, wie in Gent still, belustigt im Parterre und hütete sich wohl, etwas zu sagen. Aber in Gent erkannte man das geraubte Kind und gab es dem rechten Vater zurück.

Maria van Braband. Treurspel. Taelverbond 1846.
Ludwig Uhland. Taelverbond 1846.
De Plegedochter des Kanoniks. Taelverbond 1846.
Meibloesem, dichtbundel. Antwerpen 1847.
De Bevelhebber van Vlissingen, geschiedkundig verhael. Taelverbond 1847.
Koenrad van Opperbeek, drama. Taelverbond 1847.
Theresia. Nederduitsch letterkundig Jaerboekje 1848.
Willem de Gek. Taelverbond 1848. Einzeln Antwerpen.
Historische dramata: 1) de Wees van Mechelen. 2) De Bevelhebber van Vlissingen. Antwerpen 1849.

Renier (Petrus Joannes), geboren 1795*) zu Deerlyk bei Kortryk, Kantonal-Schulinspektor im Ressort von Kortryk, Schöppe von Deerlyk, Mitglied der literarischen Genossenschaft „Durch Zeit und Fleiß" an der Hochschule zu Löwen, so wie der literarischen Gesellschaften von Gent, Brügge, Kortryk und Rousselaere. Früher war er Direktor einer Kostschule, welche in seiner Vaterstadt volle fünfundvierzig Jahr bestanden hat. Seine „Vlämische Sprachkunst" erlebte zehn Auflagen, von seinen Fabeln ist ebenfalls jetzt die zehnte im Druck. In den verschiedenen dichterischen Preiskämpfen zu Ypern, Kortryk, Ostende, Brügge, Audenaerde u. s. w. hat er nicht weniger als dreiunddreißig Mal den Ehrenpfennig davongetragen.

Hier, eine von den Fabeln, welche er selbst mir als ursprünglich von ihm herrührend bezeichnet hat.

Hans, der Sperling und der Maikäfer.

Es kam der Lenz im Blüthenkranze,
Und angethan mit grünem Kleid,

*) Starb den 29. August 1859 zu Deerlyk.

Man rühmt ihn froh in seinem Glanze,
Man feiert seine Festeszeit.
Es ist der erste Maitag wieder,
Die schönste Sonne ihn erhellt.
Die wärmsten Strahlen schießt sie nieder
Auf Garten, Weide, Wald und Feld,
Die honigdurst'gen Bienen summen,
Und flötend gab die Nachtigall,
Vor der die Vögel all' verstummen,
Ihr süßes Lied dem Wiederhall.

Im Garten lief der kleine Hans
Mit bloßem Kopf und rothen Wangen,
Vergessen war die Schule ganz,
Ein Maienkäfer war gefangen;
Und einen Sperling hatt' er auch,
Und beide pflegt' er nach Türkenbrauch,
Das heißt, sie mußten, ohne zu ruh'n,
Was unserm Hans gefällig, thun.
Der Sperling mußt' auf seinem Kopf
Aus rothem Tuch ein Kämmchen tragen,
Der Maienkäfer, armer Tropf! —
Zog einen löschpapiernen Wagen,
Und wollt' er ihn nicht grade zieh'n,
Kniff Häuschen in die Pfötchen ihn.
Das Thierchen seufzte: „Sapperlot!
Was ist doch das für eine Noth!
Ich saß seit Monden in der Erde,
Wo ich nicht Mond, noch Sonne sah,
Und kaum, daß ich beschienen werde
Vom Tag, ist auch der Junge da.
Ich hatte kaum erst angefangen
Zu speisen von dem jungen Laub
Am Zaun, da muß er schon mich fangen,
Da werd' ich seinem Spiel zum Raub!

Im dunkeln Lindengange bin
Ich einen Abend nur geflogen,
Ich wollte heute wieder hin,
Doch ach, was hab' ich mich betrogen!
Anstatt im duft'gen Schatten dort
Zu fliegen in den Abendstunden,
Muß ich mit diesem Wagen fort,
An einem Faden festgebunden."

Der Sperling sprach mit trübem Ton:
„Ich hab' noch mehr das Recht zur Klage,
Ich lebte kaum zehn kurze Tage,
Da nahm man mir die Eltern schon.
Wir wohnten in der Höhe dort,
Es saß so heimlich sich im Nest,
Es war so weich, es hing so fest,
Und gestern räumte man es fort.
Ich weiß nicht, wo die Meinen sind,
Nicht was mit ihnen ist geschehen,
Ich werde nie sie wiedersehen,
Ich armes kleines Sperlingskind.
Die Flügel wurden mir gestutzt,
Ich ward mit einem Kamm geputzt,
Der keineswegs mir will behagen —
Für einen Hahn da schickt er sich,
Allein wozu, ich frage dich,
Wozu soll ihn ein Sperling tragen?"

Hans hörte sie und lachte sehr,
Da kam sein Vater in den Garten:
„Wie, Hans, du lässest auf dich warten!
Willst du nicht in die Schule mehr?
Und dann — was thust du? Thierchen plagen,
Die wehrlos und unschädlich sind?
Empfindest du, laß mich dich fragen,

Denn ihre Qualen nicht, mein Kind?
Vergnügen sich an And'rer Schmerzen,
Zeigt ein Gemüth, das hassenswerth —
Sprich, steht es so mit deinem Herzen,
Mein Sohn, hab' ich dir das gelehrt?
Und sprich, was würdest du wohl sagen,
Wenn man gerissen dich von mir,
Und einen Sclaven macht' aus dir,
Um dich zu martern und zu schlagen?
Du wärest ohne Vaterhaus,
Allein, getrennt von all' den Deinen,
Und sähe man vor Schmerz dich weinen,
So lachte man dich auch noch aus."

Der Junge schämte sich gar sehr
Und quälte keine Thiere mehr.

Beginselen der vlaemsche spraekkunst. 2. druck. Kortryk 1831.
Uytgekozen verdichtselen, vry gevolgd naer het fransch van den heer Lafontaine. Kortryk 1832, 1833, 1836.
Nut der Volksbeschaving. Kortryk 1837.
Vlaemsche Fabelen, opgedragen aen hunne Koninglyke Hoogheden den hertog van Braband en den graef van Vlaenderen.
Beginselen der vlaemsche spraekkunst, heringerigt naer het spellingstelsel van het Taelcongres, 4. druck. Kortryk 1840.
De kat van Beversluys. 1842.
Fabelen. Kortryk 1843.
Vlaemsche Mengeldichten. Kortryk 1843.
Fabelen. Negenste Druck, vermeerderd met verscheide nieuwe Fabelen. Kortryk 1853.

Rens (Frans), geboren den 2. Februar 1805 zu Gerardsbergen in Ostvlandern. Von 1823 bis 1843 war er Beamter im Steuerfach, von 1843 bis jetzt Controleur der Währung von Gold- und Siberarbeiten zu Gent. Außerdem hat er kürzlich noch den Posten eines Kantonalinspektors des niedern Unterrichtes im Ressort Lokeren übernommen. 1851 verheirathete er sich mit Charlotte, Tochter von Josef Cesar Renoz, Landsteuereinnehmer und Inspektor des niederen Unterrichtes zu Beveren im Lande Waes.

Literarisch war Rens von seiner Jugend an bis jetzt unausgesetzt thätig. Bereits 1827 wurde er zu Deynze bekrönt, weiter 1828 zu Eecloo, und 1835 zu Brügge. 1834 und 1835 gab er gemeinschaftlich mit Frans De Vos das „Niederdeutsche literarische Jahrbüchlein" heraus, von 1835 bis jetzt war er der alleinige Herausgeber dieser Chronik der vlämischen Literatur, in welcher keiner der bedeutendsten Namen, sowie auch kein noch so bescheidener fehlen dürfte. 1836 stiftete er gemeinschaftlich mit Snellaert und Anderen die literarische Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk," deren Präsident er von Anfang an war; von der Zeitschrift „die Eintracht," welche alle vierzehn Tage erscheint, und 1846 durch ihn, Snellaert, Heremans, Van Duyse und Degerickx gestiftet wurde, ist Rens der Hauptredacteur. 1839 gab er eine Sammlung seiner Gedichte, 1835 unter dem Titel „Blätter aus der Fremde" eine Auswahl von Uebersetzungen aus dem Deutschen, Englischen und Französischen heraus. Die spanischen und nordischen Stoffe, welche sich darinnen finden, sind aus französischen Quellen genommen. Zerstreut sind außerdem Dichtungen und Aufsätze von Rens im „Belgischen Museum", im Sprachverband," im Rederyker" u. a. m. Das Gedicht, welches ich mittheile, ist aus dem Jahrbüchlein für 1858. Die großen Verdienste, welche Rens sich um

die vaterländische Literatur erworben hat, sind 1856 durch die Verleihung des Leopoldordens anerkannt worden. Seinen Wohnsitz hat er zu Gent, wo ich den freundlichen Mann persönlich kennen lernte. Seine Dichtungsweise stimmt mit seinem Auftreten überein.

Das Kinderopfer.

„Die Stunde rufet zum Altar!"
So sprach die grimme Priesterschaar;
„Ein Opfer von zwei Kindern,
Das sei den Göttern dargebracht,
Uns zu versöhnen ihre Macht
Und ihren Zorn zu mindern.

Der Friesenkönig sprach: „es sei!"
Und jauchzend strömt das Volk herbei,
Doch lauter als sein Brüllen
Die Klagen aus der Mütter Mund
Gen Himmel schrei'n und jammernd rund
Umher die Luft erfüllen.

„Ach, wie verdienten wir das Loos?
Die Kinder reißt man von uns los,
Die wir mit Schmerz geboren!
Sie, unser eigen Fleisch und Blut,
Sie, unsre Hoffnung, unser Gut,
Sie geh'n für uns verloren.

Wir steh'n so treu, wir steh'n so fest,
Es sei beim Streit, es sei beim Fest,
An unsrer Männer Seite.
Gebt unsern Kindern nicht den Tod,
Es will kein Gott, daß solche Noth
Den Müttern man bereite."

Umsonst! Es spricht die Priesterschaar:
„Die Sandbank sei der Hochaltar,
  Dort sollen die Opfer beben,
Bis die gemach gestieg'ne Fluth
Das sühnende, das reine Blut
  Den Wellen zum Raub gegeben."

Und lauter sich die Klag' erhebt
Und banger jede Mutter bebt —
  Das Meer schleicht immer dichter,
Und droht mit wachsender Gefahr,
Bis endlich es das Kinderpaar
  Erfasset als Vernichter.

Und stille wird es, schauerlich
In Nebel hüllt der Himmel sich,
  Als wollt' er sich verschleiern.
Allein der wilden Priester Wahn
Erblicket darin nur das Nah'n
  Der Gottheit, die sie feiern.

Da plötzlich durch die dichte Schaar
Tönt eine Stimme fest und klar:
  „Ich will den König sprechen."
Und langsam sieht man einen Greis
Voll Würde und voll Ruh' den Kreis
  Der Staunenden durchbrechen.

Den König Radboud spricht er an
Und frägt ihn sanft: „o König, kann
  Wohl Euer Herz erlauben,
Daß Kinderunschuld, schwach und rein,
Dem Tode soll verfallen sein
  Für einen falschen Glauben?

„Vernehmt durch mich des Herren Ruf,
Des Einigen, der Alles schuf,
Im Himmel und auf Erden:
Die Menschenopfer will er nicht,
Erheben Hand und Angesicht
Soll ihm gehuldigt werden.

„Darum gebiete unverweilt,
O König, daß in's Meer man eilt,
Zu retten jene Kleinen.
Und sind entrissen sie der Fluth,
Gieb sie zurück als höchstes Gut
Den Müttern, welche weinen."

Der König siehet grimmig aus,
Und ziehet halb das Schwert heraus,
Empört durch solch' Erfrechen.
Doch hält er inne noch und fragt:
„Wer seid denn Ihr, der Solches wagt?
Wer hieß Euch also sprechen?"

„„Bin Bischof Wulfram, Diener Gott's,
Nach Jesus' Wort, dem Tod zum Trotz —"
Der König steht und sinnet.
Die Priester stacheln wild ihn an,
Er aber winkt den Greis heran,
Zeigt nieder und beginnet:

„Ist Euer Gott so mächtig groß,
So rett' er aus der Wogen Schooß
Die Opfer unsrer Götter.
Und Beide seien Euch gegönnt,
Wenn ihr mit seiner Hilf' es könnt —
Wohlan, wer wird nun Retter?"

Der Bischof legt den Mantel ab
Und stürzt sich in das Meer hinab;
Er will es gläubig wagen.
Schon kämpft er mit der Fluthen Macht,
Das Volk es spottet, das Volk es lacht —
Die Mütter beten und klagen.

Und seht, es siegt hier Glaub' und Muth!
Ein Arm erhebt sich aus der Fluth
Und hält ein Kind umfangen.
Das zweite faßt die and're Hand,
Und sicher siehet man an's Land
Den Mann des Herrn gelangen.

Er kniet und spricht sein Dankgebet,
In stummer Ehrfurcht Alles steht,
Nichts unterbricht das Schweigen;
Nur aus der Mütter befreiter Brust
Die Töne des Dankes und der Lust
Empor zum Himmel steigen.

Der Greis erhebt sich, kommt und legt
Die Kinder, die er liebend trägt,
In die Arme der Mütter nieder;
Ihr Dankgestammel ist sein Lohn,
Dann, ohne Hochmuth, ohne Hohn
Tritt vor den König er wieder.

Der sieht ihn gütig an und spricht:
„Genüge geschah der Opferpflicht,
Man lass' ihn in Frieden gehen."
In jener Stunde ward vielleicht
Die Seele der Friesen schon erweicht
Vom ersten Glaubenswehen.

———

Het heil en onheil der tooneeloefening. (Verzameling der voornaemste Dichtstukken die naer den prys gedrongen hebben in den drievoudigen letterstryd van dicht-, tooneel- en schryfkunst, uitgeschreven door de Maetschappy van Rhetorika te Deynze op den 15. July 1827.) Thielt 1827.
De strengheid van Lyderick de Buck. (Bundels van dichtstukken bekroond door de Maetschappy van Rhetorika te Eecloo, den 2 september 1828. Gent 1829.)
De Belgen beminnaers van Kunsten en wetenschappen. (Pryskamp gegeven in 1835 door de Maetschappy van tooneel-en letterkunde, voor kenspreuk hebbende: „Yver en Broedermin" te Brugge. Brugge 1835.)
Gedichten. Gent 1839.
Bladeren uit den vreemde. Gent 1855.

Roelants (Johan Frans), geboren 1819 zu Brüssel. Geheimschreiber des Prinzen von Chimay, außerdem Direktor der Eisenbahngesellschaft (Compagnie du Centre) von welcher der Prinz nicht nur der vornehmste Aktionär, sondern auch Präsident des Direktoriums ist. Die Notizen über Roelants verdanke ich seinem Freunde Seraphinus Willems. Sie sind rein literarisch. Roelants hatte sich bereits einen Namen mit französischen Stücken gemacht, als die vlämische Bewegung auch ihn ergriff. Er übersetzte nun gemeinschaftlich mit Cornelius Verbruggen sein Drama „Johann der Erste." Es erhielt sogleich den Preis, welchen die Gesellschaft „Bruderliebe und Spracheifer" zu Gent 1845 ausgeschrieben hatte. Der Erfolg muthigte Roelants an, er schrieb fortan vlämisch und wurde bald populair. Und das in allen Schichten der Gesellschaft. Als am 30. März 1857 sämmtliche vlämische Schauspielergesellschaften sich zu der Vorstellung seines großen Drama's „Wilhelm der Schweiger" vereinigt hatten, war nicht nur das Theater des Parkes so gedrängt voll wie noch nie, sondern es wohnten der Vorstellung außer der königlichen Familie auch die Minister, so wie mehrere Mitglieder des

diplomatischen Corps bei. Unter ihnen befand sich auch der Niederländische Gesandte, welcher in Person dem Verfasser zu seinem Erfolge Glück wünschte und ihm den Orden der Eichenkrone einhändigte, welchen der König von Holland ihm verliehen hatte. Schon früher hatte Roelants vom Herzog von Coburg den Verdienstorden des Ernestinischen Hauses empfangen und 1856 vom König der Belgier einen kostbaren Ring mit dem königlichen Namenszug in Diamanten erhalten.

Ich schwankte in meiner Wahl zwischen dem glücklich patriotischen Stücke: „Der 21 Juli" und dem heitern Scherz „Ibrahim Pascha." Dann jedoch schien es mir angemessener, einige Scenen aus „Wilhelm der Schweiger" zu übersetzen. Der Verfasser nennt dieses Drama eine „Chronik in sieben Theilen," wovon die vier ersten zu Brüssel, der fünfte in Mecheln, der sechste im Hafen von Antwerpen und der siebente auf dem Stein zu Vlissingen spielen. Die Zeit der Handlung ist 1575, fünf Jahre nach Egmonts Tod, den Schluß bildet Alba's Abzug aus den Niederlanden. Hier zuerst der vierte Auftritt des zweiten Theiles. Die Scene ist im Palast zu Brüssel, der Herzog von Medina Coeli soll Alva in der Statthalterschaft ersetzen, die Staats-Rathsherren sind versammelt und sprechen ihre Verwunderung darüber aus, daß Alva durchaus Nichts zum Empfange seines Nachfolgers bereitet habe. Alva tritt auf, begleitet von seinen Wachen und seinem Lieutenant Vitelli.

Alva (zu den Rathsherrn, die sich vor ihm neigen)

Ich grüß' Euch, meine Herren. Ich sehe mit Genugthuung, daß unsere Rathsherrn sämmtlich gegenwärtig sind. Gott sei gedankt, daß er Einigen von ihnen so rasch die Gesundheit wieder geschenkt hat.

Van Waldeghem (ein Rathsherr, leise zu Van Brussel, einem andern.)

Mir dünkt, er spottet?

Los Rios (spanischer Oberster, Mitglied des Rathes.)

Wollt Ihr mir vergönnen zu fragen, Herzog, ob es wahr ist, daß die Rebellen den Kampf von Neuem angefangen haben? Man sagte hier diesen Morgen, Ludwig von Nassau habe Bergen überrumpelt.

Alva.

Es ist Nichts. Mein Sohn Friedrich wird bald wieder unser Banner auf die Wälle von Bergen gepflanzt haben.

Van Brussel (halblaut)

Vielleicht.

Alva (sich zu Van Brussel wendend)

Ihr sagtet, Herr van Brussel?

Van Brussel.

Ich sagte, oder lieber ich wollte sagen: vielleicht dürfte das nicht so leicht sein, wie Eure Hoheit es zu glauben scheint.

Alva.

Nicht so leicht! Wann sah man Eure elenden vlämischen Soldaten gegen unsere frommen Spanier Stand halten?

Van Brussel.

Aber sehr oft schon haben —

Alva (herrisch.)

Genug! Vertheidigt solche Unmöglichkeiten nicht.

Los Rios.

Dennoch darf man sich die Größe der Gefahr nicht verhehlen. Der Aufruhr gewinnt Grund, er verbreitet sich über das ganze Land, bald werden wir hier von ihm umringt sein; zog nicht, während Ludwig von Nassau Bergen einnahm, Wilhelm von Oranien siegreich in Mecheln's Thore?

Alva.

Und das erschreckt Euch? Morgen belagern wir Mecheln, und bevor acht Tage verlaufen sind, werde ich dieses Ameisennest unter meinen Füßen zertreten haben.

Van Waldeghem (leise zu Van Brussel)

Vergißt er seinen Nachfolger? (Laut) Sagt man nicht auch, gnädiger Herr, daß der Herzog von Medina Coeli vorgestern zu Sluis angelangt ist?

Alva (gleichgültig)

Medina Coeli? In der That; ich glaube sogar, daß der arme Herzog dort ein wenig mißhandelt worden ist. (Plötzlich den Ton verändernd) Aber ich muß Euch mittheilen, meine Herren, warum ich Euch heute vereinigt habe. Wie Ihr so eben von dem Herrn Los Rios vernahmt, erhebt der Aufruhr wiederum sein Haupt und droht das Land in neue Verwirrungen zu stürzen. Ich hege, was mich persönlich anbetrifft, die größte Verachtung gegen diese thörichten und ohnmächtigen Bestrebungen, aber meine Pflicht heischt, daß ich ihnen zuvorkomme. Der Adel ist die Veranlassung aller dieser Aufstände. Er leiht den Meuterern Geld und Soldaten. Stürzt den Adel, und der Feind flieht, er verschwindet. Die Edlen also will ich treffen —!

Van Waldeghem.

Wie!

Alva.

Lassen wir den Adel in seiner heutigen Verfassung bestehen, so wird in diesen Provinzen niemals Friede sein; die Unruhe wird sich von Geschlecht auf Geschlecht vererben, denn

die störrigen Vlamingen saugen die Neigung zum Aufruhr mit der Muttermilch ein. Wir dürfen die alten Häuser nicht vernichten, aber wir müssen trachten, sie umzuschaffen. Lassen wir das schwere und gemeine Blut der Niederländer mit dem edlen und milden von Castilien sich vermischen, und ehe zwanzig Jahre vergangen sind, werden wir, an der Stelle von Aufrührern, einen getreuen Adel haben, auf welchen zu jeder Zeit Fürst und Kirche sich stützen können. Vernehmt nun die Mittel, welche ich anwenden will, um dieses Ziel zu erreichen. Vitelli soll Euch dieselben vortragen.

Vitelli (steht auf und liest)

Im Namen von Philipp, König von Spanien u. s. w. kund und zu wissen dem Staatsrath:

In Anbetracht, daß die Edelleute allein Schuld an allen Aufständen sind, und es deshalb gerecht ist, sie auch die Lasten davon tragen zu lassen, ist beschlossen:

Die Abgaben des Zehnten und des Zwanzigsten, für das Volk abgeschafft, sollen für die Edlen fortbestehen.

Alle Lehngüter, welche wegen Verrath oder um welcher Ursache willen es sei, an die Krone zurückfallen, sollen vorzugsweise an spanische Edelleute verliehen werden.

Jede mannbare Jungfrau soll, ungeachtet des Rechts ihres Vaters oder Vormundes, vom Fürsten oder seinem Stellvertreter verlobt werden können —

Van Brussel.

Ist es möglich!

Vitelli (fortfahrend.)

Die Uebertretung dieses letzten Artikels durch Vater oder Vormund soll mit dem Tode bestraft werden.

Van Waldeghem (bei Seite)

Des Frevels!

Alva.

Ihr kennt nun meine Beschlüsse — seid so gütig, meine Herren, mir Eure Meinung darüber zu sagen.

(Stillschweigen.)

Van Waldeghem.

Man schweigt.

Van Brussel.

Mit aller der Ehrerbietung, welche ich Euch schuldig bin, muß ich Euch sagen, Herzog, daß dieser Beschluß wider die Gerechtigkeit streitet. Er kränkt das heilige Recht, welches von Gott jedem Vater verliehen ward, das Recht, frei über seine Kinder zu verfügen.

Van Waldeghem.

Ich theile die Ansicht des Herrn Van Brussel. Wenn der Beschluß nur den Schuldigen beträfe, dann würde ich ihn vielleicht gut heißen, aber er trifft blindlings einen Jeden, darum muß ich ihn verwerfen. Ihr wollt unsere Provinzen wie ein erobertes Land behandeln und sie wie eine Beute unter Euch theilen. Bringt Ihr diesen Beschluß zur Ausführung, dann, Herzog, wird man Euch mit Recht beschuldigen, die Pflichten eines Statthalters vergessen und Euch wie ein Ueberwinder betragen zu haben.

Alva (sich zurückhaltend)

Die Sprache ist kühn, Herr Van Waldeghem.

Van Waldeghem.

Ich spreche nach meinem Gewissen, Herr.

Alva.

Wäre es nicht eher, daß der Herr Van Waldeghem die Maske der Treue abwerfen zu können meint, um uns das Angesicht eines Rebellen zu zeigen?

Van Waldeghem.

Meine Treue ist bekannt. Kaiser Karl und Philipp II. haben nie an ihr gezweifelt.

Alva (ausbrechend)

So beweist sie mir denn durch Gehorsam.

Van Waldeghem (aufstehend, mit Stolz.)

Gott und dem König bin ich Gehorsam schuldig, zu Euch, Herr, kann ich frei reden.

Alva (herrisch)

Genug. Alle Vlamingen sind sicherlich einer Ansicht mit Van Waldeghem?

Van Meteren (Rathsherr)

Verzeiht! Was mich betrifft, Herzog, so wisst Ihr, daß ich stets der Mann der Regierung gewesen bin.

Die Spanischen Rathsherren.

Angenommen, angenommen!

Van Waldeghem.

Nicht so rasch, meine Herren. Warten wir wenigstens ab, daß der neue Statthalter seinen Willen zu erkennen gegeben habe. In einer Angelegenheit von solchem Belang kann ohne seine Zustimmung Nichts beschlossen werden.

Alva (wüthend)

Hier ist kein anderer Statthalter als ich

Van Waldeghem (kühl.)

Aber bevor die Sonne verschwunden ist, wird die Macht Eurer Hoheit ein Ende genommen haben. Ich rathe den Herren, sich dessen zu erinnern.

Alva (mit Nachdruck.)

Bevor die Sonne eine Stunde weiter ist, kann ich den Rumpf eines ehrlosen Rathsherrn zur Schau am Galgen aufhängen lassen. Nun, meine Herren, erklärt Euch, aber bedenkt, daß Niemand sich je ungestraft dem Willen Alva's widersetzte. — Es werden keine Bemerkungen weiter gemacht, die Sache ist also beschlossen.

Van Waldeghem (leise zu Van Brussel.)

Welche Schande!

Van Brussel (leise.)

Die Hoffnung nicht verloren! Medina Coeli wird diese Ungerechtigkeit wieder gut machen.

Alva (sich erhebend.)

Das ist es, was ich heute dem Rathe vorzulegen hatte. (Alle stehen auf.) Aber bleibt noch meine Herren — Ihr sollt Zeugen sein von dem, was hier bald geschehen wird. Tretet näher, Vitelli. (Zu Van Waldeghem) Herr Van Waldeghem, man hat mir gesagt, daß Ihr eine heirathsfähige Tochter besitzt?

Van Waldeghem.

Beatrix?

Alva.

Recht, Beatrix ist ihr Name. Ich thue Euch kund, daß ich für gut befunden habe, die Hand von Jungfrau Beatrix

Van Waldeghem meinem Freunde und getreuen Diener, dem hier gegenwärtigen Herrn Vitelli, anzubieten.

Van Waldeghem.

Aber das kann nicht sein. Beatrix ist schon lange mit ihrem Vetter, Ferdinand Van Waldeghem, verlobt. Die Kinder lieben einander.

Alva.

Jede Jungfrau kann vom König oder seinem Stellvertreter vermählt werden, so lautet fortan das Gesetz. Bereitet Euch deshalb zu gehorchen, und daß der Herzog von Alva Euch nicht minder getreu finde als Kaiser Karl und Philipp II.

Van Waldeghem (schmerzlich.)

O meine armen Kinder!

Vitelli.

Vergönnt mir, Herr Van Waldeghem, daß ich das Loos segne, welches mich mit Eurer Familie vereinigt.

Van Waldeghem (bitter.)

Erlaubt mir, Herr, daß ich die neuen Bande anders als Ihr betrachte.

(Man hört draußen Lärm.)

Alva.

Was für ein Lärm ist das? Sollte der Aufruhr bis unter diesen Fenstern laut zu werden wagen? Bringt die Schreier zur Ordnung, Vitelli.

Ein Spanischer Oberster (eintretend.)

Der Herzog von Medina Coeli tritt in den Palast.

Van Brüssel (zu Van Waldeghem.)

Muth, Freund! nun ändern sich die Zeiten.

Alva.

Medina Coeli hat die Güte, mich besuchen zu kommen? Wohlan, meine Herren, macht Platz und huldigt dem Helden von Sluis.

Alba weigert sich, die Statthalterschaft an Medina Coeli abzutreten. Er hat seinen Sohn zum Nachfolger gewollt. Ein bestimmter zorniger Befehl des Königs ruft ihn endlich doch nach Spanien zurück Sein Schiff strandet bei Vlissingen, wo Oranien ist. Die Beiden stehen sich in dem achten Auftritt des letzten Theiles zum letzten Male gegenüber.

Alva.

Ich hoffe, Prinz, daß Ihr das Fahrzeug, auf welchem ich mich befand, nicht als Kriegsschiff ansehen werdet. Es segelte unter kaiserlicher Flagge und hatte keineswegs feindliche Absichten. Ich selbst habe die Herrschaft abgegeben und bin Nichts als eine Privatperson, die das Schicksal Euch in die Hände geliefert hat. Mich festzuhalten wäre gegen alle menschlichen Rechte, gegen alle Gesetze der Ehre.

Oranien.

Ihr beruft Euch auf meine Ehre, und wenn nun ich in Eure Hände gefallen wäre, hättet Ihr mir das Leben geschenkt?

Alva.

Sicherlich nicht.

Oranien.

Wie könnt Ihr da von mir heischen, was Ihr mir nicht gewährt haben würdet?

Alva.

Macht einen Unterschied, wenn es Euch beliebt. Ihr seid ein Rebell, Ihr habt die Waffen gegen Euern Fürsten ergriffen und Euch dadurch außerhalb des Gesetzes gestellt. Ich war stets ein getreuer Diener meines Herrn. Folglich habt Ihr durchaus kein Recht auf mich, während ich, wenn Ihr in meine Hände gefallen wäret, die Verpflichtung gehabt hätte, Euch wegen Eurer Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen.

Oranien.

Das will sagen, daß Ihr, hätte ich mich in Eurer Macht befunden, mich Euern Henkern überliefert hättet.

Alva.

Ich gesteh' es.

Oranien.

Wohlan, und ich schenke Euch Gnade.

Alle (verwundert.)

Wie?

Lamark (Befehlshaber der Wassergeusen.)

Diesem Tyrannen Gnade schenken! Nun wir endlich Egmont rächen könnten!

Oranien (mit würdevollem Tone.)

Wir werden Egmont in der Schlacht rächen, welche sogleich stattfinden wird. Man überwindet seinen Feind, man mordet ihn nicht. Ja, Freunde, ich schenke diesem Manne Gnade, weil ich es edler finde, im Namen einer Nation zu vergeben, als zu bestrafen. Ueberlassen wir die niedrige Rache den Tyrannen, ein freies Volk muß großmüthig sein wie Gott. Stimmt Ihr mit in die Mäßigung ein, welche Gott

mir verleiht, so wird sich keine einzige Stimme gegen die Abreise des Herzogs erheben.

Alle (außer Lamark.)

Ja, ja, er möge abreisen!

Oranien.

Setzt denn Eure Reise fort, Herzog. Geht in Madrid von der Grausamkeit der Geusen zeugen, gegen welche Ihr so unmenschlich gehandelt habt. Möge die Erinnerung an ihre Mäßigung und die traurige Berühmtheit, welche sich an Euern Namen heftet, Euch einst Reue einflößen über alle Eure unbarmherzigen Verfolgungen, über all das nutzlos vergossene Blut.

Alva (stolz.)

Ich werde zu Madrid bezeugen, daß der aufrührerische Geist noch nicht alles Gefühl von Recht und Ehre in Euch erstickt hat. Aber frägt man mich um Rath, wie man Euch behandeln solle, hofft nicht, daß ich einen andern Weg andeute, als den, welchen ich selbst stets verfolgt habe.

Oranien.

Gott vergebe Euch Euern blinden Glaubenseifer.

Alva.

Gott lasse Euch Eure Verirrung erkennen!

Oranien.

Geleitet den Herzog, Heremberg, und beschützt seine Abfahrt.

So kurz diese Proben auch sind, so werden sie doch genügen, um die große historische Auffassung der beiden Hauptcharaktere so wie die kräftige Art anzudeuten, auf welche das Ganze behandelt ist.

Jan de Eerste, drama in vyf bedryven. Antwerpen 1845. (Gemeinschaftlich mit Cornelius Verbruggen.)

Kapitein Trullemans, of de wederwaerdigheden van eenen Garde-civique in 1844, blyspel met zang, in een bedryf. Antwerpen 1845. Brussel 1853.

Het Drymanschap, of de letterkundige kwakzalvery, tooneelspel in een bedryf. Brussel 1847. 1853.

Lando de Bohemer. Fragment. Vlaemsche Stem 1846.

Margaretha de Zwarte, historisch drama in vyf bedryven. Brussel 1849.

De Spiegel voor Oproermakers, drama in dry bedryven. Brussel 1851.

Ibrahim-Pacha, kluchtspel met zang, in een bedryf. Brussel 1851.

Leicester, drama in vyf bedryven. Brussel 1852.

t'Spookt in huis, blyspel met zang, in een bedryf. Brussel 1852.

De Belgen in 1848, volksdrama met zang in een bedryf, muziek van Ed. Gregoir. Brussel 1852. (Gemeinschaftlich mit E. Stroobant.)

List tegen list, tooneelspel met zang in een bedryf. Brussel 1852. (Gemeinschaftlich mit S. Willems.)

'sKnechten wil is 'sMeesters wil, spreekword in een bedryf Brussel 1853. (Gemeinschaftlich mit S. Willems.)

Willem de Zwyger, kronyk in zeven deelen. Brussel 1853.

Tegenspoed van een ouden jongman, zedenschets in een bedryf. Brussel 1854.

Een man met munizennesten in het hoofd, iets van voor en achter de gordyn, in een bedryf en twee tusschenbedryven. Brussel 1856.

Den 21. July, of de gezegende verjaerdag, volkstafereel met zang Brussel 1856. (Zur fünfundzwanzigjährigen Feier der Huldigung den 21. Juli 1856 durch die königliche Gesellschaft „der Weingarten" aufgeführt zu Brüssel auf dem Theater des Nouveautés.)

Rogghé (Willem) geboren den 2. August 1824 zu Aelst, von wo er in dem Alter von zehn Jahren als Buchdruckerlehrling nach Gent kam. Er ist einer mehr von den Vlamingen, denen ihre Eltern keine Erziehung geben konnten und die daher sich selbst ausbilden mußten. Rogghé that es mit Frucht, seine ersten dichterischen Versuche wurden in Preiskämpfen bekrönt. Seine kleineren Lieder, von denen sehr viele in Musik gesetzt sind, stehen verstreut im „Jahrbüchlein", im

„Sprachverband", in der „Eintracht", in niederdeutschen Blumenlesen. Er arbeitete auch für die Bühne und übersetzte aus dem Deutschen. „Der letzte Dichter" von Anastasius Grün ward durch ihn vortrefflich wiedergegeben. Nachdem er funfzehn Jahre in der Druckerei der „Genter Zeitung" gearbeitet hatte, wurde ihm die Hauptredaction dieses Blattes anvertraut. Als er sich 1856 mit Flora de Meyer verheirathete, legte er eine Buchhandlung an, welche hauptsächlich auf die Verbreitung niederdeutscher Werke berechnet ist. Seitdem haben die Geschäfte dem Dichter etwas Eintrag gethan. Aus dem vierten Jahrgang des „Sprachverbands" genommen sind:

Meine Rosen.

Auf meinem Fenster die Rosen,
Die blühen Jahr aus, Jahr ein,
Ich steckte sie so gerne
An die Brust der Liebsten mein.

O wenn Ihr wissen könntet,
Mit welcher süßen Gewalt
Vermischt mit dem Rosenathem
Ihr Hauch mir entgegenwallt!

Auf meinem Fenster die Rosen,
Die blühen Jahr aus, Jahr ein,
Und freit' ich je, sie müßten
Im Brautkranz der Liebsten sein.

Was würde sie lieblich blühen
Im purpurnen Rosenkranz —
Ja, führt' ich sie so zum Altar,
Ein Engel schiene sie ganz.

Auf meinem Fenster die Rosen,
Die blühen Jahr aus, Jahr ein,
Und würd' ich Vater, sie sollten
Als Spielwerk der Kleinen sein.

Digitized by Google

Ach, säh' ich einst ein Kindchen
In seiner Mutter Schooß
Mit meinen Rosen tändeln,
Wie selig wär' mein Loos.

Auf meinem Fenster die Rosen,
Die blüh'n so frisch und hold,
Auf meinem Fenster die Rosen,
Ich gäbe sie nicht für Gold.

De eik, dichtstuk. Antwerpen 1848.

Rosseels (Emmanuel) geboren zu Antwerpen 1818, seit 1858 Mitglied der Gesellschaft der niederländischen Literatur zu Leyden. Er ist Mäkler an der Börse seiner Vaterstadt und betreibt die Literatur nur als Erholung. Von Jugend auf hatte er die Lust, für das Theater zu schreiben. Er war der Erste, welcher nach 1830 in Belgien dramatisch thätig war. Bereits 1833 wurde von ihm unter dem Titel: „Julia oder die Wirkung der Musik" ein Stück aufgeführt, welches Beifall fand, doch zu wenig literarischen Werth hatte, um gedruckt zu werden. Mehrere Uebersetzungen von deutschen und französischen Stücken blieben gleichfalls ungedruckt, nicht so eine Menge dramatischer Originalwerke, unter denen „Richilde", geschichtliches Drama in fünf Aufzügen, gemeinschaftlich mit Van Kerckhoven geschrieben, 1846 zu Brügge den ersten Preis erhielt. Novellen ließ Rosseels im „Vlämischen Rederyker" und im „Vlämischen Literaturboten" erscheinen. Von dem letzten Blatte war er der Hauptredakteur, von der Antwerpner Sanggenossenschaft „die Scheldesöhne" und vom „Niederländischen Kunstverband" einer der Stifter. Er gab die Werke von Jakobus Bellamy mit einer Biographie und einer Einleitung heraus und übersetzte mit besonderer Rück-

sicht auf die vlämischen Landleute aus dem Englischen von James Johnston dessen „Handbuch für Scheid= und Erdkunde mit Anwendung auf den Landbau", welches 1847 erschien. Eine ziemlich große Anzahl von Dichtungen findet man im „Nordstern" und in andern Zeitschriften.

Die Gefälligkeit des Dichters ließ mir die Wahl zwischen dreien seiner Stücke: „Zwei Brüder", welches, im November 1857 zu Antwerpen aufgeführt, großen Beifall erhalten hatte, „Theodor Van Ryswyck" und „der Taubenmelker"*), ein Drama, welches die nationale Manie der Taubenzüchterei bis zu einem tragischen Conflikt hinauftreibt. Dieses wurde mir als volkseigenartig sehr anempfohlen, ist jedoch, leider, zu lang, während „Zwei Brüder" durch eine Spielscene in der Uebersetzung leicht unverständlich werden dürften. So wählte ich denn das dritte Stück, in welchem mir mit Geschick die schwierige Aufgabe gelöst scheint, eine populaire Persönlichkeit bald nach ihrem Tode auf die Bühne zu bringen. Es ist dem „Busenfreunde des verewigten Volksdichters", dem Bildhauer Leonard de Cuyper gewidmet, und Hendrik Cartol hat die Musik zu den Liedern gemacht.

Theodor Van Ryswyck.

Lustspiel mit Gesang in einem Aufzug.

Personen.

Theodor Van Ryswyck, Soldat, genannt „der Door."
Peer Blasers, Pachtersohn.
Der Kapitain.
Der Sergeant.
Lientje, Wirthstochter.
Soldaten.
Bauern.

*) Duivenmelker, ironische Bezeichnung des Taubenzüchters, der aus den Tauben Nutzen zu ziehen meint.

Das Stück spielt in der Umgegend von Löwen, um die Zeit, als die Holländer gegen diese Stadt zogen.

Das Theater stellt eine Dorfansicht vor. Rechts Lientje's Wirthshaus, auf derselben Seite weiter zurück ein Gefängniß, welches etwas vortritt. Links die Wohnung von Peer Blasers.

Erster Auftritt.

Lientje, der Kapitain, der Sergeant, Peer Blasers, Bauern und Soldaten. Bei dem Aufziehen des Vorhangs stehen die Soldaten im Hintergrund in Reihe und Glied.

Lientje sitzt vor ihrer Wohnung und spinnt. Peer Blasers lehnt an einem Baumstamm, umgeben von einigen Bauern, die nach den Soldaten sehen, der Kapitain und der Sergeant in der Mitte der Bühne. Es wird Abend.

Chor.

Es wird uns nicht an Stärke fehlen,
Naht sich der Feind mit Ungestüm,
Wir sind noch nie gewichen ihm —
Es muß und wird uns Muth beseelen.

Der Kapitain.

Nun, das ist gut, Leute; ich bin mit Euch zufrieden. Wenn das ganze Lager ebenso denkt, dann haben wir die Holländer nicht zu fürchten (Zum Sergeanten). Sergeant, fehlen keine Leute?

Der Sergeant.

Niemand fehlt, Kapitain, außer Van Ryswyck, der sich seit gestern um keinen Dienst mehr gekümmert hat.

Der Kapitain.

Immer derselbe! der Kerl wird nie anders, so oft er auch in Strafe kommt.

Der Sergeant.

Wenn ich allein zu befehlen hätte, da wollte ich ihn schon nach meiner Pfeife tanzen lehren, aber, Ihr, Kapitain, seid gar zu nachgiebig gegen ihn, und was wird daraus? Anstatt zu thun was er soll, sitzt er bald in diesem, bald in jenem Krug am Heerde, macht Liedchen, liest den Bauern Verse vor und spricht mit ihnen über Cats, Helmers und Vondel, als ob er Gelehrte vor sich hätte. Und obgleich die Esel, die Bauern, davon grade so viel verstehen, wie Pastors Hund vom Latein, so hören sie dem Door doch mit offnen Mäulern zu und bilden ihm ein, er sei zu gelehrt, um Soldat zu sein.

Peer Blasers (bei Seite.)

Und s'ist doch nur'n armer Schlucker!

Der Sergeant.

Selten geht er in Uniform, sein Ranzen ist eine Bibliothek, seine Waffen sind Federn und Pfeifen, sein Dienstthun besteht darin, daß er die Mädchen scheert, die Bauern in's Loch bringt, und seine Kameraden aufhetzt, es eben so zu machen wie er. Mit einem Wort, Kapitain, Van Ryswyck ist der schlechteste Soldat, den es geben kann, und wollen wir was mit ihm anfangen, müssen wir ihm den Daumen auf's Auge drücken.

Lientje (bei Seite.)

Der Sergeant mag den Door nicht, das hört man.

Der Kapitain.

Ihr habt Recht, Sergeant, ich muß den Kerl mehr herannehmen. Ist er jetzt im Dorfe?

Der Sergeant.

Wie soll ich's wissen, Kapitain?

Der Kapitain.

So sucht ihn, und habt Ihr ihn, augenblicklich mit ihm hinter Schloß und Riegel. Morgen wollen wir dann weiter sehen.

(Van Ryswyck singt hinter den Coulissen.)

Und geht es uns schlecht und entsinkt uns der Muth,
Wir trinken 'nen Schluck, und es geht wieder gut!

Der Sergeant.

Da kommt er eben, Kapitain.

Einige Soldaten.

Der Door! Der Door!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Van Ryswyck in einem langen Bauerrock, einer Zipfelmütze, Holzschuhen mit Stroh darinnen und einer Rolle Papier unter dem Arm.

Van Ryswyck.

Ist der Appell schon vorbei? komm' ich zu spät?

Der Kapitain.

Ihr kommt gerade recht, Van Ryswyck.

Peer Blasers (bei Seite.)

Um es zu kriegen.

Van Ryswyck.

Ich triefe, so bin ich gelaufen. Aber ich hab' wieder

was für's Vaterland gethan, es sind zwar nur sechzehn Coupletten, aber schön — na! kommt, ich will sie Euch sogleich vorlesen, Kapitain, und Ihr, Leute, hört auch zu.

(Er will seine Papierrolle nehmen.)

Der Kapitain.

Es handelt sich hier nicht um's Lesen. Antwortet mir zuerst auf das, was ich Euch fragen werde.

Van Ryswyck.

Ei! Ei! Es scheint, daß der Kapitain nicht gut bei Laune ist.

Der Kapitain.

Seit wann machen ein Bauernrock, eine Zipfelmütze und Holzschuhe die Uniform eines Soldaten aus?

Lientje (bei Seite.)

Ach, der arme Door!

Van Ryswyck.

Mein bester Kapitain — es ist — ich bin — (bei Seite) Sackerloot! was soll ich sagen? (Laut.) Hört, Kapitain lieb, das ist 'ne ganze Historie — der Pachter Van der Sypen, Ihr wißt wohl, bei dem ich im Quartier liege, der hat einen Hund, das ist ein Schwein, und das Beest ist wie verhext — ich zieh' meinen Rock kaum aus, so liegt's auch schon d'rauf, und gestern Abend, da hat der Schurke von einem Hund das wieder gethan — und —

Der Kapitain.

Und ich will keine Geschichten, ich hab' sie satt. — Antwortet.

Van Ryswyck.

Das thu' ich ja, Kapitain, aber der Hund, der hat

was anders gethan, und — was hättet Ihr in solchem Falle gethan, Kapitain?

Der Kapitain.

Das sollt Ihr gleich hören.

Van Ryswyck.

Ja, aber, Kapitain, ich konnte doch nichts Anders thun, als die Uniform ins Waschschaff stecken lassen, und ohne was auf dem Leibe zu haben konnt' ich doch auch nicht zum Appell kommen. Wären wir noch zu den Zeiten Adam's und Eva's, ich hätt' ein paar frische Feigenblätter umgebunden, aber so konnte ich nichts Anders thun als Van der Sypens Hochzeitsrock anziehen.

Der Kapitain.

Und wißt Ihr, was Ihr jetzt thun werdet? Dem Sergeanten in's Loch folgen.

Van Ryswyck (betrübt.)

Schon wieder in's Loch — Kapitain, ich muß es Euch sagen, daß Ihr mich wegen einer solchen Kleinigkeit so behandelt, das schmerzt mich tief. Und gerade heute, wo Van der Sypen mir und dem ersten Maiabend zu Ehren ein Faß des besten Petermanns anzapfen will!

Lientje (bei Seite).

Der Kapitain soll mir noch 'mal ankommen!

Van Ryswyck.

Was wird der gute Van der Sypen jammern, wenn sein Freund Door nicht kommt, und was noch mehr ist, wenn sein schöner Hochzeitsrock eine ganze Nacht in's Loch muß! Kapitain, ist's wirklich Ernst?

Der Kapitain.

Nicht mehr raisonnirt und mir aus den Augen. (Er winkt dem Sergeanten, dieser holt einen großen Schlüssel hervor und schickt sich an, Van Ryswyck in's Gefängniß zu führen. Unterdessen ist Lientje herbeigekommen.)

Lientje (heimlich zu Van Ryswyck.)

Door, Ihr wißt, ich kann in's Gefängniß — wenn sie fort sind, bring' ich Euch Petermann und Ihr les't mir Verse vor.

Der Kapitain (horchend, bei Seite.)

Aha, Jungfer Lientje!

Van Ryswyck (leise.)

Schön, Lientje. (Zum Sergeanten) Wohlan, Sergeant, da's sein muß, steckt mich nur wieder ein. Wer weiß, wozu es gut ist. (Er wird eingeschlossen.)

Der Kapitain (bei Seite.)

Ich hab' einen prächtigen Einfall. Jungfer Lientje, ich hab' Euch mehr als eine Falle gelegt — dieses Mal entschlüpft Ihr mir nicht.

Peer Blasers (bei Seite.)

Endlich sitzt er. Nun, Door, steh' Euer Patron Euch bei; nun sollt Ihr's erfahren, was es heißt, mir Lientje abspenstig zu machen! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Van Ryswyck und Peer Blasers.

Der Sergeant.

Kapitain, hier ist der Schlüssel. Was habt Ihr sonst noch zu **befehlen?**

Der Kapitain.

Laßt, wie gewöhnlich, die Wache die Nachtrunde machen, und holt in den drei Linden den Rapport ab, den der Lieutenant von der Feldwache hinschicken wird.

Der Sergeant.

Und soll ich Euch den noch bringen, Kapitain?

Der Kapitain.

Nein, behaltet ihn bis morgen früh. Sollte wider Erwarten in der Nacht etwas vorfallen, so laßt Allarm schlagen, damit ich es höre. (Leise) Ich werde diese Nacht nicht in meinem Quartier sein.

Der Sergeant.

Sehr wohl, Kapitain. (Bei Seite) Aha, der Kapitain geht wieder bei irgend einer Bauerdirne beichten.

Der Kapitain (zu den Soldaten.)

Geht bald in die Quartiere und seid auf Eurer Hut. Dem Feind ist nicht zu trauen.

(Unter Wiederholen des Chors marschiren die Soldaten ab. Die Bauern folgen ihnen.)

Vierter Auftritt.

Lientje, der Kapitain.

Lientje (während der Kapitain seinen Leuten nachsieht.)

Er geht nicht mit!

Der Kapitain (zu ihr kommend.)

Nun zu Euch, Lientje. Nach dem Vaterland die Mädchen — das ist erlaubt, nicht wahr?

Lientje.

Das Vaterland und die Mädchen sind zwei verschiedene

Dinge, Herr Kapitain, die jedes ihren eigenen Geschmack haben. Das Vaterland giebt Graubärten, wie Ihr seid, den Vorzug, die Mädchen haben lieber schmucke frische Jungen.

Der Kapitain.

Eure lieben Augen sehen also immer Nichts als meinen grauen Bart? Die Liebe zählt doch nicht die Jahre?

Lientje.

Das mag sein, nur müßte ich, um das zu erproben, erst verliebt in Euch sein.

Der Kapitain.

Immer gleich kühl!

Lientje.

Und der Herr Kapitain immer gleich verliebt!

Der Kapitain.

Das ist das rechte Wort.

Lientje.

Wenn es Euch nur zu etwas hülfe!

Der Kapitain.

Mich würde Eure Kälte schmerzen,
Doch, Kind, ein tüchtiger Soldat
Hat immer Muth in seinem Herzen,
Ist theuer auch der gute Rath.

Wer aushält, wird auch überwinden,
Das hab' ich stets als wahr erkannt.
Bei Mädchen kann heut' Gnade finden,
Der gestern nur Verschmähen fand.

Nicht, Lientje? Ihr könnt auch gegen mich einst anders sein?

Lientje.

Wenn Ihr viel Zeit zu verlieren habt, so könnt Ihr's ja abwarten.

Der Kapitain.

Ihr macht mir's wahrhaftig schwer.

Lientje.

Und Ihr nehmt es sehr leicht.

Der Kapitain.

Habt Ihr denn kein Herz?

Lientje.

Sogar ein großes — für den, welcher mir gefällt.

Der Kapitain (bei Seite.)

Prächtiges Mädchen! Diese Nacht muß ich die Batterie nehmen und sollt' ich Sturm laufen.

Lientje (bei Seite.)

Ob er noch nicht bald genug hat?

Der Kapitain.

Ich fange an zu glauben, daß Ihr etwas Besonderes gegen mich habt und zwar seit diesem Abend.

Lientje.

Ich sage nicht das Gegentheil. Ihr und Euer Sergeant steht nicht gerade in einem Ruf besonderer Heiligkeit bei mir.

Der Kapitain.

Aha, jetzt weiß ich's. Euer Freund Door — vielleicht habt Ihr den ersten Maiabend mit ihm feiern wollen. Sagt mir, Lientje, nicht wahr, Ihr haltet viel vom Door?

Lientje.

So viel wie eine Schwester von ihrem Bruder hält.

Und Jedermann hat ihn lieb — ein Junge wie Wein und Brod — sanft, verträglich, liebreich, immer fröhlich, immer zufrieden — und solch einen Kopf! Wartet nur, wartet nur, wenn unser Herr Euch und Euern grauen Schnurrbart noch ein Paar Jahr erhält, da sollt Ihr Wunder von dem Door hören.

Der Kapitain.

Ja, ich weiß schon — wenn's darauf ankommt, dem Door eine Lobrede zu halten, da lasst Ihr nicht auf Euch warten. Aber lassen wir ihn sein und sprechen wir lieber über uns.

Lientje.

Es ist nur, Herr Kapitain, daß ich noch Einiges im Hause zu thun habe und daher fort muß. Nehmt es mir nicht übel. (Verneigt sich und will fort.)

Der Kapitain (sie zurückhaltend.)

Halt, Lientje! es brennt ja doch nicht! Noch einen Augenblick.

Lientje.

Noch zehn, wenn Ihr wollt, aber unter einer Bedingung.

Der Kapitain.

Unter welcher? Laßt hören.

Lientje.

Daß Ihr den Door herauslaßt.

Der Kapitain.

Das kann ich nicht.

Lientje.

So lebt wohl. (Sie läuft in ihre Wohnung.)

Fünfter Auftritt.

Der Kapitain allein.

Weg ist sie. Wohl, in einigen Augenblicken soll sie von selbst dem Wolf in den Rachen laufen. Ist Niemand in der Nähe? (Sieht sich um nnd horcht.) Niemand! (Er geht, öffnet die Gefängnißthür und ruft:) Door, Door!

Sechster Auftritt.

Van Ryswyck (an der Thür des Gefängnisses erscheinend.)

Wer kommt zur dunklen Nachtzeit hier
So unvermuthet traut zu mir,
Um meinen Kerker aufzuschließen?
Ist es ein Mädchen scheu und still,
Deß' Herzchen meine Liebe will?
Wie gern will ich das Mädchen grüßen!
Ist es ein Freund, der mein gedacht,
Vertraut mit meines Durstes Macht?
Dem Petermann lach' ich entgegen
Wer Ihr auch seid, nehmt meinen Segen!

(Die Hände erhebend tritt er feierlich auf den Kapitain zu.) Was, der Kapitain? ho! ho! ho! das ist lustig.

Der Kapitain.

Leiser, Door, sprecht nicht so laut; man darf uns nicht hören.

Van Ryswyck.

Und warum nicht? daß Ihr mich herauslaßt, ist ein Werk der Barmherzigkeit, und schöne Thaten müssen bekannt gemacht werden.

Der Kapitain.

Still, sag' ich Euch, oder ich kann Nichts für Euch thun.

Van Ryswyck.

Ja, still, still! Aber sagt mir nur, Herr Kapitain —

Der Kapitain.

Fragt nicht, sondern hört. Wollt Ihr diese Nacht frei sein?

Van Ryswyck.

Ob ich will? Nun, das könnt Ihr Euch doch wohl denken — wird nicht bei Van der Sypen getrunken? Kapitain, Ihr seid ein braver Bursche, das muß man Euch lassen — ich hätt's nicht von Euch gedacht. Aber ich will's Euch vergelten — ich will mit Van der Sypen auf Eure Gesundheit trinken —

Der Kapitain (ihn unterbrechend.)

Aber so haltet doch das Maul in Gottesnamen.

Van Ryswyck.

Ich schweige, Kapitain, und ich gehe. (Er will fort.)

Der Kapitain (ihn zurückhaltend.)

Nein, noch nicht, wir müssen noch miteinander reden. Ich lass' Euch allerdings diese Nacht frei, aber nicht ohne Absicht.

Van Ryswyck.

Nicht ohne Absicht?

Der Kapitain.

Meine Handlungsweise wird Euch sonderbar vorkommen, doch ich habe meine Ursachen, und will Euch dieses Mal auf die Probe stellen und sehen, ob man auf Euch rechnen kann.

Van Ryswyck.

Nur nicht wenn es darauf ankommt, gegen die Holländer zu fechten; ich will keinem Menschen Uebles zufügen. Krieg führen, Herr Kapitain, das ist so kindisch!

Der Kapitain.

Gut, gut, mag sein, darum handelt es sich in diesem Augenblicke nicht. Sagt mir, wollt Ihr thun, was ich Euch sagen werde?

Van Ryswyck.

Sobald ich Nichts mit dem Gewehr zu thun habe, lauf' ich durch's Feuer für Euch, Kapitain.

Der Kapitain.

Und schweigen werdet Ihr auch?

Van Ryswyck.

Wie 'ne vernagelte Kanone.

Der Kapitain.

Gut, so gebt mir für's Erste Eure Mütze und nehmt meine.

Van Ryswyck (thut es.)

Aber mit Erlaubniß, Kapitain —

Der Kapitain.

Keine Einwendungen; setzt meine Mütze auf und gebt mir Euern Rock.

Van Ryswyck.

Meinen Rock — den Rock von Van der Sypen? — Aber, Kapitain —

Der Kapitain.

Keine Einwendungen und den Rock!

Van Ryswyck.

Ja, aber, Kapitain, ich darf ohne diesen Rock nicht zurück zu Van der Sypen. Denkt doch, es ist sein Hochzeitsrock, ein kostbares Stück, das alle Jahre nur ein Mal zu Ostern an die Luft kommt.

Der Kapitain.

Bindet Euerm Pachter eine Geschichte auf — Ihr habt sie ja doch auch mir aufbinden können, und dann, dem Rock soll Nichts geschehen, und morgen kriegt Ihr ihn wieder — nun, seid Ihr fertig, oder wollt Ihr lieber wieder in's Loch zurück?

Van Ryswyck (zieht hastig den Rock aus.)

Nein, Kapitain, nein! hier ist er!

Der Kapitain.

Gut, und hier ist meiner.

Van Ryswyck (den Rock des Kapitain's anziehend.)

Kapitain, wollt Ihr auch meine Holzschuhe?

Der Kapitain.

Freilich. Hier sind meine Stiefeln.

Van Ryswyck (besieht sich.)

Nun, zu eng sind mir die Kleider eben nicht.

Der Kapitain.

Und wie seh' ich aus?

Van Ryswyck.

Wie der Door in einer zweiten Ausgabe.

Der Kapitain.

Nun hört, Van Ryswyck, macht Euch rasch fort und

nehmt den Weg längs des Holzes, damit Ihr Niemand begegnet. Ich bleibe statt Eurer hier —

Van Ryswyck.

Hier im Gefängniß?

Der Kapitain.

Bis morgen früh um vier Uhr, dann löst Ihr mich wieder ab. Thut Ihr's pünktlich, schenk' ich Euch morgen die ganze Strafe, seid Ihr nicht pünktlich, kommt Ihr vor's Kriegsgericht.

Van Ryswyck.

Ich bin mit dem Glockenschlag hier, Kapitain. (bei Seite.) Wenn ich weiß, was der will! Nun, er ist immer doch brav, mag er wollen was es sei. (Laut) Fahrt wohl, Kapitain. Aber muß ich Euch nicht einschließen?

Der Kapitain.

Ist nicht nöthig.

Van Ryswyck.

So schlaft in Ruhe, während ich auf Eure Gesundheit trinke.

Der Kapitain (das Gefängniß öffnend)

Viel Vergnügen. (Bei Seite) Wenn er wüßte, warum ich statt seiner hier bleibe, würde er nicht so vergnügt von dannen wandern. (Geht in's Gefängniß, dessen Thür er hinter sich zuzieht.)

Siebenter Auftritt.

Van Ryswyck, dann Lientje.

Van Ryswyck.

Ich hätt' es beinahe vergessen — Lientje wollte ja

kommen. Ich muß ihr nur sagen, daß ich nicht mehr da bin, denn wenn sie dem Kapitain in die Hände geräth — nun, wir wissen was wir wissen, und es wäre Schade um das Kind. Da ist sie eben. (Lientje schleicht vorsichtig heran. Van Ryswyck faßt sie am Arm.) Lientje!

Lientje (erschrocken.)

Ach!

Van Ryswyck (immer leise)

Ruhig, Kind! Kennt Ihr den Door nicht?

Lientje.

Ihr! Was habt Ihr mich erschreckt — ich dacht', es wär' der Kapitain.

Van Ryswyck.

Es sind wenigstens seine Kleider, und was seine Person betrifft, die ist auch nicht weit — das wollt' ich Euch eben sagen.

Lientje.

Und wo ist er denn?

Van Ryswyck.

In meinen Kleidern und an meiner Stelle im Gefängniß.

Lientje.

Was, der Kapitain?

Van Ryswyck.

Ja, der Kapitain. Warum der's thut, das weiß ich nicht, aber daß er's thut, das weiß ich.

Lientje.

Und ich glaube zu wissen, warum er's thut. Er hat gewiß gehört, daß ich Euch versprach, zu Euch zu kommen.

Van Ryswyck.

Und Ihr glaubt —

Lientje (fortfahrend)

Daß er Euch herausgelassen hat, damit ich statt Eurer ihn finden möge — ja, das glaub' ich ganz sicher.

Van Ryswyck.

Lientje, Ihr seid selbst dem Teufel zu fein.

Lientje (lachend)

Nun mag er auf mich warten. Er wird auf Kohlen sitzen.

Van Ryswyck (sich die Hände reibend)

Der Spaß ist unübertrefflich — ich mach' ein Lied darüber.

Lientje.

Und jetzt, Door, kommt ein bischen zu uns herein. Wir wollen den Eltern den Spaß erzählen — was werden sie lachen!

Van Ryswyck.

Lientje lieb, ich würd' es gerne thun, aber Ihr wißt, Freund Van der Sypen erwartet mich.

Lientje.

Also findet Ihr unsern Petermann schlecht, Door?

Van Ryswyck.

Da faßt Ihr mich wieder bei meiner schwachen Seite, Petermann wie Ihr habt und ein Mädchen wie Ihr seid — ich geh' mit, aber nicht auf lange.

Lientje.

Und wenn's auch nur auf einen Augenblick ist.

(Beide ab in Lientje's Wohnung.)

Achter Auftritt.

Peer Blasers (kommt mit bloßem Kopf und in Hemdsärmeln vorsichtig aus seiner Wohnung. In der einen Hand hält er einen Czako mit einem großen weißen Federbusch, in der andern einen Uniformrock und einen großen Säbel.)

So, nun ist's stockfinster und Alles ist fort. Nun kann ich mich an dem Schelm, an dem Door rächen, der immerfort um Lientje herumschwänzelt. Ich werde Großvaters Uniform anziehen, in welcher er noch unter Heintje van der Noot gedient hat. Da wird man erstens mich nicht erkennen, wenn man mich trifft, und zweitens werd' ich ganz unerhörte Courage haben. (Er zieht die Uniform an und schnallt den Säbel um.) So, nun kann ich dem Door den Kopf spalten. Es ist Zeit, daß es zwischen ihm und Lientje ein Ende nehme. Es ist ein Jahr her, daß sie mir versprochen hat, mich zu heirathen, und der Door ist dazwischen gekommen — ich muß ihn durchaus massacriren. Wenn der Großvater seliger mich sähe! Ich fühle, daß unter diesem Patriotenkleide mein Blut zu kochen beginnt — ich werde nicht mehr zu zähmen sein. Ich werde jetzt gehen und das Gefängniß aufbrechen, nur will ich erst sehen, ob auch Niemand in der Nähe ist. (Geht nach dem Hintergrund, um sich umzuschauen).

Neunter Auftritt.

Der Kapitain, Peer Blasers.

Der Kapitain (das Gefängniß öffnend)

Mir dünkte, ich hörte etwas? Sollt' es Lientje sein? Noch nicht. (Heraustretend). Es ist doch verzweifelt langweilig, im Gefängniß zu sitzen.

Peer Blasers.

Ich höre sprechen.

Der Kapitain.

Ich bin nicht allein.

Peer Blasers (bei Seite, vorwärts kommend).

Richtig, da ist Jemand.

Der Kapitain (bei Seite.)

Wenn ich recht sehe, ist's ein Soldat.

Peer Blasers (näher kommend, bei Seite.)

Was? der Door! ausgebrochen!

Der Kapitain (bei Seite.)

Was der Kerl nur will?

Peer Blasers (wüthend auf den Kapitain zustürzend).

Schelm, Herzensdieb, Verführer!

Der Kapitain.

Wer seid Ihr?

Peer Blasers (ihn packend.)

Wer ich bin? Kennt Ihr mich nicht? Habt Ihr mir mein Mädchen nicht abgeschwatzt?

Der Kapitain.

Freund — Ihr irrt Euch.

Peer Blasers.

Ich irre mich, ich irre mich — ich irre mich durchaus nicht. Wenn Ihr auch die Sprache verändert, ich erkenn' Euch doch in dem Rock von Van der Sypen, und Ihr müßt von meinen Händen sterben.

Der Kapitain (will sich losmachen)

Das wäre!

Peer Blasers (ihn heftig schüttelnd)

Ohne Gebet und Beichte.

Der Kapitain.

Aber Ihr wißt nicht, wer ich bin.

Peer Blasers.

Von allen Soldaten, die ich kenne, der schlechteste.

Der Kapitain (sich wehrend)

Ihr seid ein Narr — laßt mich los.

Peer Blasers.

Euch loslassen? Wißt Ihr wer ich bin? Peer Blasers!

Der Kapitain.

Und wenn Ihr der Teufel wärt. Laßt mich los, oder ich brech' Euch alle Rippen.

Peer Blasers.

Das ist Euer Todesurtheil. (Er drückt den Kapitain mit aller Gewalt gegen den Baumstamm links.)

Der Kapitain (sich wehrend)

Werd' ich mit dem Kerl denn nicht fertig werden?

Peer Blasers (mit ihm ringend)

Ich seh' schon, mein Säbel hilft mir zu Nichts, aber Ihr sollt dabei Nichts verlieren.

Der Kapitain (sich losringend)

Wenn Ihr's nur wißt!

Peer Blasers.

Ihr entkommt mir nicht. (Packt ihn wieder und wirft ihn zu Boden.)

Der Kapitain.

Aber in Gottes Namen, was wollt Ihr denn von mir?

Peer Blasers (ihn auf den Rücken nehmend)
Euer Leben, sonst Nichts.

Der Kapitain (sich sträubend.)
Das ist zu arg. Hülfe!

Peer Blasers.
Etwas Geduld, Ihr sollt Euch gleich abkühlen.

Der Kapitain.
Hülfe! man ermordet mich!

Peer Blasers.
Die Hülfe wird zu spät kommen.
(Läuft mit dem Kapitain auf dem Rücken links ab.)

Zehnter Auftritt.

Van Ryswyck und Lientje, die eine brennende Laterne trägt.

Van Ryswyck.
Ich sag' es Euch, ich hab' um Hülfe schreien hören.

Lientje.
Ihr habt's Euch eingebildet, Door, ich hab' doch Nichts gehört und Vater und Mutter auch nicht.

Van Ryswyck.
Ich habe deutlich die Stimme des Kapitains erkannt.

Lientje.
Lieber Himmel, das Gefängniß steht offen!

Van Ryswyck.
Offen? Laßt sehen. (An der Thür rufend) Kapitain! Niemand! Er ist verschwunden.

Lientje.

Was soll das heißen?

(Man hört Hülfegeschrei in der Ferne.)

Van Ryswyck.

Hört Ihr's dieses Mal? Es ist ganz in der Nähe, am Ufer des Stromes.

Lientje.

Ja, jetzt hör' ich's auch! (Gewehrschüsse.) Was ist das?

Van Ryswyck.

Gewehrschüsse!

Lientje.

Was muß das sein?

Van Ryswyck.

Jemand ist in Noth — ich muß zu Hülfe. (Eilt links ab.)

Elfter Auftritt.

Lientje (ihm nachrufend)

Door, seid vorsichtig! Wie er läuft! Es muß durchaus etwas geben — das Verschwinden des Kapitains, das Hülfegeschrei, die Gewehrschüsse — das Alles bedeutet etwas. Wenn der gute Door sich nur nicht zu sehr aussetzt — er ist solch' ein Waghals, besonders, wo es gilt, einem Andern zu helfen. (Man hört Alarm schlagen). Himmel, was ist das nun wieder! es wird Alarm geschlagen — sollten's die Holländer sein? Lieber Herrgott, dann ist's aus mit uns, dann sind wir Alle verloren! (Die Trommel entfernt sich) Und jetzt ist mir's, als hört' ich Stimmen in der Nähe. (Horchend) Sie rufen sich zu — man hört nicht recht wegen

des Windes, doch ist es mir, als erkennt' ich Doors Stimme. Ach, was bin ich in der Angst und was bin ich neugierig! (Rechts hin sehend.) Und wer kommt denn da mit Fackeln?

Zwölfter Auftritt.

Lientje, Soldaten und Bauern.

(Die Soldaten und Bauern kommen von rechts, die Soldaten bewaffnet, die Bauern mit allerlei Werkzeugen zur Vertheidigung versehen. Zwei haben brennende Fackeln.)

Chor.

Zum Kampf! zu den Waffen! Der Feind ist nah!
Hört, Freunde, wie es die Trommeln uns melden!
Zum Kampfe! Gestritten wie Männer, wie Helden!
Wer Muth hat, der eile! Der Feind ist da!

(Van Ryswyck ruft hinter der Scene.)

Er ist gerettet!

Alle (sich nach dem Hintergrunde wendend)

Was giebt's? Was giebt's?

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen, Van Ryswyck, der den Kapitain trägt, und gleich ihm von Wasser trieft, und vier Soldaten.

Van Ryswyck.

Er ist gerettet!

Alle (sich um Door drängend)

Ein Ertrunkener!

Van Ryswyck (auf ein Knie niedergeworfen, damit auf dem andern der Kapitain ruhen könne).

Unser Kapitain, Leute, der im Begriff war zu ertrinken.

Alle.

Der Kapitain!

Lientje.

Und Ihr seid's, der ihn gerettet hat?

Van Ryswyck.

Nicht ohne Mühe, Lientje. Aber laßt uns ihn auf die Bank setzen, da wird er besser ruhen und bald wieder zu sich kommen. Helft ein bischen, Freunde. (Die Soldaten helfen ihm den Kapitain auf die Bank niederlassen.) So, nun ist's gut.

Lientje (des Kapitains Hand nehmend)

Er ist noch ganz betäubt.

Ein Soldat.

Aber wie er nur in den Strom gerathen sein mag?

Van Ryswyck.

Es scheint, daß holländische Soldaten ihn hineingeworfen haben. Die Nachtrunde, welche zufällig in der Nähe war, und auf das Nothgeschrei herbeistürzte, hat die Feinde erkannt und auf sie geschossen. Seht nur, wie die Schelme den armen Kapitain zugerichtet haben. Ein paar blaue Augen und eine Nase so dick wie eine Kanonenkugel.

Ein Soldat.

Das soll nicht ungerächt bleiben.

Alle.

Sicher nicht!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen, der Sergeant.

Der Sergeant (herbeieilend)

Folgt mir! die Holländer sind in's Dorf gefallen und sollen jetzt im Holze sein.

Alle.

Nach dem Holze! nach dem Holze!

(Ab unter Wiederholung des Chors.)

Funfzehnter Auftritt.

Van Ryswyck, der Kapitain, Lientje.

Van Ryswyck (den Kapitain leicht schüttelnd)

Kapitain, Kapitain, die Holländer sind da!

Lientje.

Wer sollte gedacht haben, daß wir den Abend noch in solcher Unruhe zubringen würden! Und was ich nicht begreife — wie wußten denn die Holländer, daß Jemand im Gefängniß war?

Van Ryswyck.

Ja, ich weiß es auch nicht, aber ich weiß wohl, daß es mich sehr ärgern würde, wenn die Holländer den Petermann austrinken sollten, den Van der Sypen für mich eingelegt hat. Doch da rührt sich der Kapitain — Kapitain! Kapitain!

Lientje.

Er scheint zu sich zu kommen. (Rüttelt ihn leise.) Kapitain!

Van Ryswyck.

Er öffnet die Augen. Seht nur, wie verwirrt er mich anstarrt! Kapitain, ich bin es — der Door.

Der Kapitain.

Wo bin ich denn?

Van Ryswyck.

Bei Euern besten Freunden, dem Door und Lientje.

Der Kapitain.

Aber wo ist denn der wüthende Kerl, der mich in's Wasser warf?

Van Ryswyck.

Die Holländer, wollt Ihr sagen, Kapitain! Denn die Holländer sind im Dorfe, alle unsere Leute sind auf den Beinen.

Der Kapitain (aufspringend)

Der Feind hier und ich nicht auf dem Posten! Ich muß hin.

Van Ryswyck.

Was fällt Euch ein, Kapitain; in diesem Zustand und in diesen Kleidern!

Der Kapitain.

Da habt Ihr Recht. (Auf Van Ryswyck gestützt vorwärts kommend) Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht eine ungeheure Dummheit gemacht habe, indem ich mich in Eure Kleider und in Euer Gefängniß steckte.

Van Ryswyck.

Ich hab' Euch bereits innig beklagt, Kapitain.

Lientje (neckend)

Und ich auch, Herr Kapitain, Eure Täuschung ist groß. Anstatt von einem Mädchen geliebkost zu werden, seid Ihr vom Feinde überfallen worden, das heißt, wie man so zu sagen pflegt, die Rechnung ohne den Wirth machen.

Der Kapitain.

Von einem Mädchen geliebkost werden — was wollt Ihr damit, Lientje?

Lientje.

Thut nicht so unschuldig, Kapitain, Ihr wißt, ich habe eine Nase, um zu riechen was am Spieß steckt. Um Nichts und wider Nichts habt Ihr den Door nicht aus dem Gefängniß gelassen.

Der Kapitain.

Bei allen Teufeln, wer hat mich so verläumdet? Door, antwortet mir.

Van Ryswyck.

Niemand, auf mein Ehrenwort, Kapitain. Ich hab' auch Nichts von Euern Absichten gemerkt, aber Lientje hat sie errathen. Und was ist's denn am Ende auch d'rum? Ein Mensch ist immer ein Mensch, und es bleibt unter uns.

Der Kapitain (von oben herab.)

Wißt Ihr auch, Van Ryswyck, daß ich Euer Kapitain bin, und daß es Euch nicht zukommt, meine Handlungsweise auf Eure Art auszulegen? Warum seid Ihr hier noch bei diesem Mädchen geblieben, da ich Euch doch befohlen hatte, Euch sogleich zu entfernen?

Van Ryswyck (verlegen)

Kapitain, es war, weil —

Der Kapitain.

Ihr kommt vor's Kriegsgericht.

Van Ryswyck.

Wie, Kapitain, ich soll noch Strafe leiden, nachdem ich

Euch das Leben gerettet habe? Wer hat denn sonst den Muth gehabt, Euch aus dem Wasser zu holen?

Der Kapitain.

Also Ihr seid es gewesen?

Van Ryswyck.

Ja, Kapitain, und Ihr könnt es als ein Glück ansehen, daß ich noch einen Augenblick bei Lientje blieb, denn wäre ich bei Van der Sypen gewesen, so hättet Ihr jetzt schon genaue Bekanntschaft mit den Fischen gemacht.

Der Kapitain.

Daraus werde ein And'rer klug! Aber wenn ich jemals den Kerl zu packen kriege, der —

Van Ryswyck (sieht zufällig auf den Rock des Kapitains. Diesen unterbrechend)

Ach, großer Gott, Kapitain, wie sieht der Rock von Van der Sypen aus!

Der Kapitain.

Was geht mich der Rock an?

Van Ryswyck.

Ja, aber mich geht er viel an; der arme Van der Sypen kriegt den Schlag, wenn er seinen Hochzeitsrock so zugerichtet sieht!

Der Kapitain.

Van der Sypen soll mit seinem Rock zum Teufel laufen. Wenn ich den Unglücksrock nicht angezogen hätte, ich wäre — (Geräusch hinter der Scene) aber was ist denn das?

Lientje.

Es kommen Leute.

Der Kapitain.

Und ich bin noch in diesem Aufzug.

Van Ryswyck.

Und für mich giebt's nun keinen Petermann bei Van der Sypen mehr!

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen, Peer Blasers und einige Soldaten.

Peer Blasers (sich gegen die Soldaten wehrend.)

Laßt mich los, sag' ich Euch, ich habe ja doch Keinem von Euch etwas zu Leide gethan.

Ein Soldat.

Ich sag' es Euch noch ein Mal, kommt willig, wo nicht, werden wir Euch eines Bessern belehren.

Peer Blasers.

Und wer soll mich denn eines Bessern belehren? Ihr doch gewiß nicht, Hasenfuß.

Lientje (bei Seite)

Mir dünkt, ich kenne diese Stimme.

Van Ryswyck (bei Seite)

Der Kerl scheint mir nicht unbekannt.

Der Kapitain (Peer Blasers in Augenschein nehmend)

Himmel, was seh' ich — mein Angreifer! So hat man Euch gefaßt, Schelm? Jetzt sollt Ihr Eure Nichtswürdigkeit bezahlen.

Van Ryswyck.

Er ist es — es ist Peer Blasers.

Alle.

Peer Blasers!

Der Kapitain.

Mein Mörder.

Alle.

Er!

Peer Blasers (bei Seite)

Der Door hier! In meiner Wuth hab' ich einen Andern für ihn genommen. (Laut.) Nun ja, es ist Peer Blasers, der Großvaters seliger Patriotenuniform angezogen hat, um sich zu rächen.

Van Ryswyck.

Und Ihr hättet den Kapitain hier angefallen? Aber das ist ja doch nicht möglich, Kapitain, oder es muß dem Jungen im Kopfe spuken.

Der Kapitain.

Und doch ist er's, der mich in das Wasser geworfen hat.

Peer Blasers.

Ja, ich bin's, Herr Kapitain. Hab' ich die Courage gehabt, es zu thun, muß ich auch die Courage haben, es zu bekennen. Nun schlagt mir den Kopf ab, ladet mich in eine Kanone, thut was Ihr wollt mit mir, es kümmert mich nicht. Mir war das Leben blos eines Mädchens wegen lieb, dieses Mädchen will Nichts mehr von mir wissen, sieht einen Andern lieber — ich werde dem Tode mit Plaisir entgegensehen. Nur will ich Euch, bevor ich sterbe, bitten, mir zu glauben, daß ich auch nicht ein Haar auf Euerm Haupte antasten wollte. Ihr wart es nicht, an welchem ich mich rächen wollte.

Wie ich mich so versehen konnte, weiß ich nicht, ich muß vor lauter Wuth stockblind gewesen sein.

Der Kapitain.

Also habt Ihr mich für einen Andern genommen? Schöner Trost, nachdem ich die Püffe weg habe!

Van Ryswyck.

Und wer war denn der Andere, Peer?

Peer Blasers.

Ihr.

Lientje.

Der Door?

Der Kapitain.

Der verdammte Rock! (Giebt ihm einen Ruck.)

Lientje (leise zum Kapitain.)

Da's nicht schlimmer abgelaufen ist, Kapitain, ist's Euch gesund. Das wird Euch lehren, den Mädchen Fallstricke legen.

Van Ryswyck.

Kapitain, ich weiß warum es sich hier handelt — ich möchte meinen Freund Peer überzeugen, daß er Unrecht habe, mir übel zu wollen.

Der Kapitain.

Euch will er übel, aber mir hat er Uebles gethan.

Van Ryswyck (leise zum Kapitain.)

Wer Rosen sucht, Kapitain, sticht sich wohl auch ein Mal an den Dornen. (Laut). Kapitain, wollen wir für das Böse, welches mir zugedacht war und Euch widerfahren ist, unserm Freund Peer Gnade schenken?

Peer Blasers.

Ich will keine Gnade von Euch.

Der Kapitain.

Ihr seht's, er ist nicht ein Mal zufrieden damit.

Van Ryswyck.

Nun, so weiß ich, womit er zufrieden sein wird. Lientje lieb, seht Ihr Peer noch immer gerne?

Lientje (verschämt)

Peer ist kein unrechter Junge in meinen Augen.

Van Ryswyck.

Wohl, darf ich da für ihn um Eure Hand bitten?

Lientje.

Ich habe sie Peer noch nie abgeschlagen, es ist ja nur, daß er so eifersüchtig war und wegblieb.

Van Ryswyck (Lientje zu Peer Blasers führend)

Da, nehmt sie.

Peer Blasers.

Und Ihr seid es, Door, der mir Lientje bringt? O vergebt mir, bester Freund, ich hab' Euch verkannt, und Ihr, Lientje, vergebt mir auch! Was für ein unerwartetes Glück! Ich möchte vor Plaisir tanzen! (Er tanzt und küßt Lientje).

Van Ryswyck.

Ihr seht wohl, daß ich Euch nicht in's Gehege ging. Nun heirathet geschwind und seid nicht mehr eifersüchtig.

Der Kapitain (bei Seite)

Das verwünschte Mädchen wird mir doch ewig in die Augen stechen.

Ein Soldat.

Da kommen die Kameraden aus dem Walde.

Die Soldaten (nach links sehend).

Ja, da sind sie.

Siebzehnter und letzter Auftritt.

Die Vorigen, der Sergeant, Soldaten und Bauern.

Der Kapitain.

Wohlan, Sergeant, was ist aus dem Feind geworden?

Der Sergeant (bei Seite.)

Der Kapitain in Door's Kleidern — was soll denn das heißen? (Laut.) Kapitain, die Wachtrunde hat uns einen schönen Streich gespielt. Wir suchen überall nach den Holländern und die liegen sicherlich und schnarchen.

Der Kapitain.

So daß wir also Narren gewesen sind.

Van Ryswyck.

Peer, Junge, daran seid Ihr Schuld; man hat in Euerm weißen Federbusch ein ganzes feindliches Heer gesehen.

Der Sergeant.

Siehe da, der Door, der heraus ist und den Kapitain spielt! Mit Eurer Erlaubniß, Kapitain, was soll das bedeuten?

Van Ryswyck.

's ist zum Spaß, nicht wahr, Kapitain? Der Kapitain hat die Fastnacht so gern, daß er aus dem Maiabend noch eine Art Fastnachtsabend hat machen wollen. Hat man Nichts zu lachen, sucht man sich was. Freunde, Peer und Lientje sind ein Paar, und wir möchten wohl Alle gern auf ihre Gesundheit trinken, also, Peer, mein Junge —

Peer Blasers.

Ein ganzes Faß!

Alle.

Bravo! Es lebe der Door, es lebe Peer Blasers!

Van Ryswyck.

Hei! nun bin ich wieder in meinem Element! Das Einzige, was mir noch auf dem Herzen liegt, ist Van der Sypens Rock. Doch ich werde auch das wieder in Ordnung bringen, und — Kapitain, was Euch betrifft, nicht wahr, so ist Alles vergeben und vergessen?

Theodor Van Ryswyck kann hier nur Denjenigen übertrieben geschildert scheinen, welche seinen tolllustigen Ruf als Soldat nicht kennen. Der Geschichten, welche der Wahrheit gemäß von ihm in dieser Eigenschaft erzählt werden könnten, wären gewiß viele, und ich müßte mich z. B. sehr täuschen, wenn er nicht der Held eines gewissen heitern Abenteuers wäre, welches Sleeckx unter dem Titel „das Schloß von W." behandelt hat. Die wunderlichen militärischen oder vielmehr unmilitärischen Gesinnungen, als deren Träger Door im Lustspiel hingestellt ist, dürfen dagegen nicht als ihm persönlich eigenthümliche genommen werden; es sind die einer Partei in Antwerpen, welche unter andern Dingen auch dem Kriege den Krieg erklärt hat.

Herman, drama in een bedryf, vry naer het fransch. Antwerpen 1839.
Het dorpsmeisje, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1840.
De verfranschte Landmeisjes, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1841.
De witte Lykbidder, of het feest in den kelder, blyspel in een bedryf. Antwerpen 1842.

Alfried en Karlina, of de stemme des bloeds, drama in twee bedryven. Antwerpen 1842.
Richilde, geschiedkundig drama in vyf bedryven, in medewerking met P. F. Van Kerckhoven. Met den eersten prys bekroond in den letterkundigen pryskamp te Brugge 1846. Brugge 1846.
Jets om te lachen, verzameling van geestige anekdoten en vertellingen. 2de Uitgave. Antwerpen 1846.
Brouwers gevangenis op't Kasteel te Antwerpen, blyspel in een bedryf. Antwerpen 1849.
Theodoor Van Ryswyck of: Schuw de plaetsen waer de plagen vallen, blyspel in een bedryf. Antwerpen 1852.
De duvenmelker, volksdrama in een bedryf. Brussel 1854.
De dorpsmeeting, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1857.
Twee broeders, tooneelspel in een bedryf. Antwerpen 1857.
Twee baronnen als't u belieft, blyspel in een bedryf.
Het wit bal, zangspel in een bedryf.
Eene wedding, blyspel in een bedryf.
(Ein Stück ohne eine einzige Männerrolle.)
Een dief in huis.
Een Zaekwaernemer.
Een man die groen ziet.

Simillion (Konstantyn) geboren in Antwerpen 1836 oder 1837. Redakteur der Schelde. Die folgende hübsche Skizze ist aus dem Genter Jahrbüchlein für 1856, das Local derselben ist Antwerpen.

Vögel für die Katze.

Ein betagter Tauber schwebte mit seiner Tochter, einer lieben kleinen Taube, etwas spazieren. Nachdem sie eine Zeit lang an Bäumen und Häusern entlang ihre Kreise gezogen hatten, ließen sie sich auf ein Haus nieder, welches seinen spitzen Giebel sehr vornehm in die Luft emporreckte.

„Liebe Fleuriga," sprach der Tauber zu seiner bläulichgefiederten Tochter, nachdem er seine Flügel gesäubert hatte,

denn sie waren an einer Staubwolke vorbeigeflogen, und er hielt vor Allem auf Reinlichkeit, „liebe Fleuriga, wir haben uns unsere Kröpfe gut vollgestopft, wo wollen wir nun hin? Wenn wir den schönen Taubenschlag besichtigten, den der Herr Eures Zukünftigen errichtet hat?

„Nein," sprach Fleuriga, „nein, das thu' ich nicht."

„Warum nicht?" frug der Vater.

„Warum nicht?" frug sie, und pickte muthwillig den Mörtel vom Dache los, „weil ich mit dem Herumtreiber nichts mehr zu thun haben will. Ich hab' ihn gestern mit einer Wittwe schön thun sehen."

„Was?" rief der Vater, sich in Positur setzend, „mit einer Wittwe? Was für eine Wittwe war es?"

„Die Wittwe von dem Tauber, der vor vier Tagen vom Sperber aufgefressen wurde."

„Was, mit der faulen Taube, die sich in dem letzten Wettkampfe von Dover fangen ließ? Ich räche Euch, Kind."

„Ich würde Euch das nicht rathen, Vater.

„Nicht rathen? Kind, Ihr glaubt doch nicht, daß ich mir von einem Gelbschnabel, der sich mit Hanfsamen locken läßt, was gefallen lassen werde!"

„Das verhüte der Himmel, Vater, aber — seht — Ihr kennt doch den großen Taubenzüchter aus der Braderystraße?"

„Ob ich ihn kenne! Er hat Tauben, die in einem Tage aus Angouleme kommen. Aber —"

„Da kennt Ihr auch wohl den Fahlschnabel mit den weißen Flügeln?"

„Extra, Liebe; mehr als ein Mal flog ich mit seinem Alten von Paris aus; er lebt noch, der Alte, wenn mir recht ist."

„Und was sagt Ihr vom Jungen, Vater?“

„Wenig, sehr wenig, Fleuriga. Er hat noch seine Teufelsfedern.“

„Aber, Vater, er hat doch in Bordeaux den zweiten Preis davongetragen?“

„Nun, das ist auch was Rechtes! Als ich so alt war, wie er, kam ich in einem wahren Höllenwetter als der Erste aus Dover zurück.“ Und bei dieser Erinnerung an seine jungen Tage wurde der Alte dermaßen übermüthig, daß er durch sein Flügelschlagen zwei Sperlinge verjagte, obgleich sie sich nur in ehrerbietiger Entfernung von ihm niedergelassen hatten.

„Ihr seid auch immer eine Ausnahme gewesen,“ sagte schmeichlerisch Fleuriga. „Aber was ich Euch sagen wollte, Vater, der Fahlschnabel und einer seiner Brüder streiten sich um mich wie ein Paar Hähne, folglich hab' ich meinen Ungetreuen nicht mehr nöthig. Gestern Mittag, als Ihr mit der rothen Taube über die Blaue plaudertet, kamen die beiden Brüder mir ihren Antrag machen. Ich sagte ihnen, daß ich für den Augenblick noch keinen Entschluß fassen könnte, da sie mir Beide gleich lieb wären, denn seht, Vater, Euch kann ich es gestehen, jeder schmucke Tauber sticht mir in die Augen, wohlverstanden, wenn es kein Herumtreiber ist. Nun also, ich sagte: Hört, Tauber, ich seh' Euch beide gerne, aber ich weiß nicht, wem ich den Vorzug geben soll. Hierauf ließen sie vor Traurigkeit ihre schönen Federn hängen und erklärten, wenn ich nicht augenblicklich einen von ihnen als meinen Erkorenen bezeichnete, so würden sie sich bei der ersten Gelegenheit von einem Sperber fressen lassen. Sie wollten

und könnten nicht warten, sagten sie. Und zum Beweis ihrer Liebe strichen sie mir mit den Flügeln über den Leib. Was sollte ich thun, Vater? Beider Liebkosungen waren gleich zärtlich, Beider Worte lauteten gleich süß, Beider Augen sprachen von gleich wahrer, treuer Liebe. Ueberdies sind sie beide gleich schön und wacker. Ich hab' ihnen also gesagt, daß ich unvermählt bleiben wollte, aber ihnen trotzdem die Erlaubniß gäbe, mich abwechselnd in der Ecke der Dachrinne besuchen zu kommen."

„Kind, Kind!" rief entrüstet der Vater, „Ihr werdet die Schande meines Namens, Ihr werdet die Klaue des Sperber's sein, der mich umbringen wird." Und der alte Tauber weinte, daß seine Thränen von dem Dach auf einen Vorbeigehenden herabfielen.

Die junge Taube wurde ebenfalls betrübt. „Vater," sagte sie und liebkoste den Urheber ihrer Tage mit dem Kopfe, „ich hab' es nicht so schlimm gemeint. Trocknet daher Eure Thränen und sagt mir nur, was ich thun soll."

„Fleuriga, ich würde sterben, wenn Ihr es fortsetztet, wie Ihr es angefangen habt," entgegnete der Alte und wischte sich an den Federn der Tochter die Thränen ab. „Einen Vogel für die Katze seh' ich Euch noch werden."

„Einen Vogel für die Katze?" frug verwundert die Kleine.

„Wie, Ihr wißt noch nicht, was das heißt?" rief der Tauber, „kommt denn, und ich werd' es Euch erklären."

Sie flogen etwas weiter auf das Dach eines Hauses am grünen Platze. Es war Sonntag, ein herrlicher Augustsonntag. Es kamen viele Menschen vorüber, welche in den Gängen des ehemaligen Todtenackers auf- und niederwandelten.

Der Tauber sah sich lange um, bevor er unter den zahlreichen Spaziergängern Jemand von seiner Bekanntschaft entdeckte. Endlich zeigte er seiner Tochter ein Mädchen, welches höchstens zwanzig Jahr zählen mochte und auf ein artiges Gesichtchen stolz sein konnte. „Seht Ihr das Mädchen dort?“ frug er. „Von der will ich Euch etwas erzählen.“

„In dem Haus ihres Vaters bin ich ausgebrütet worden und habe da sechs Monate gewohnt. Damals war die liebe Jungfrau kaum sechszehn Jahr und noch viel schöner als heute, das kann ich Euch sagen. Ihr Vater hatte zu viel mit uns zu thun, um sich sehr viel um seine Tochter bekümmern zu können. Seine Frau dagegen wollte sich um Alles bekümmern und glaubte ebenso viel Menschen- wie Taubenkenntniß zu besitzen. Unter uns, sie kannte nicht ein Mal sich selbst. Nun, diese kluge Mutter meinte, die Menschen wären so verständig wie die Tauben und gewöhnten sich durch Ausfliegen nur noch besser an ihren Schlag. Es bedarf keiner Auseinandersetzung wie sehr sie darin irrte. Doch sie wußte das nicht und ließ der Tochter alle Freiheit, welche diese verlangte. Die Tochter ihrerseits, jung und unerfahren wie sie war, glaubte die Liebe bestände in Schnäbeln, was man dort unten Kosen nennt. Sie gab sich gänzlich dem hin und wird nun schon seit vier Jahren gestreichelt und geliebkost, ohne daß auch nur ein einziger Verliebter daran gedacht hätte, sein Schicksal, oder wie wir sagen, sein Herz mit ihr zu theilen. Es fehlt ihr darum nicht an Liebhabern — nein, aber sie gleichen alle den Schmetterlingen, welche heute auf die, morgen auf die Blume fliegen. Nun wohl, meine Tochter, dieses Mädchen ist ein Vogel für die Katze.“

Der alte Tauber trank ein Mal von dem Wasser, welches in der Dachrinne stand, streckte den Hals aus und sah sich wieder um.

„Seht Ihr dort wohl die Jungfer mit dem schönen seidenen Kleide?" frug er dann.

Das Täubchen steckte den Kopf über die Dachrinne hinaus und sah in der That eine schöne aufgeputzte Jungfer vorbeisegeln.

„Dicht an der Wohnung dieser Dame habe ich früher gewohnt," fuhr der Tauber fort. „Bei meiner Seele, Fleuriga, das war ein prächtiges Frauenzimmer, mit ihren blauen Augen, ihrer schlanken Gestalt und ihrem Taubeneigesicht. Die Federn des Raben sind nicht schwärzer als ihre Haare, das Weiß unserer Flügel ist nicht blendender als ihr Hals. Das Roth unserer Füße war nicht schimmernder als die Blüthe ihrer Wangen und der elfenbeinerne Knopf vom Spazierstock unseres Herrn kam an Glanz ihren Zähnen nicht gleich. Ihr Mund leuchtete röther als das Lack, womit man unsere Käfige versiegelt, und ihre Hände waren schöner gebildet als die von Canova's Venus, von der ich zu Paris einen Abguß sah. Ich horchte lieber dem Liede, welches bisweilen ihrem Mund entfloß, als dem Gesang der Nachtigall, die in einem Käfig vor dem Fenster meines Herrn hing.

„Wenn sie über die Straße ging, so folgten ihr die Blicke aller jungen Herren, und wer sie sah, murmelte: „was ist sie schön!" Obwohl sie sich stellte, als hörte sie dergleichen nicht, ging doch kein Wort für sie verloren. Jeder Ausruf dieser Art war eine stolze Blume mehr, die in ihr Herz gepflanzt wurde, und jeder Blick der Bewunderung war ein

Sonnenstrahl auf diese Blume, ein Sonnenstrahl, der sie sich üppiger und üppiger entfalten ließ, bis endlich ihr Herz zu einem Irrgarten voll prahlender Blumen werden mußte, worin sie den Pfad nicht mehr finden konnte.

„Eines Abends saß ich in der Dachrinne meines Herrn und dachte über die Wechselfälle eines Wettkampfes nach. Plötzlich ward ich aus meiner Träumerei durch ein Geräusch von Stimmen erweckt, welches von dem platten Dache unsres Nachbars kam. Ich wende mein Auge dahin und sehe die schöne Nachbarstochter in einem zärtlichen Gespräch mit einem schmucken Herrn, der klirrende Sporen an den Stiefeln trug. Ich horchte, er sprach ihr von ewiger Liebe und unverbrüchlicher Treue vor, von Gold und Juwelen, von Rosen zwischen Unkraut, für die es sich gehörte in dem Lustgarten eines Kaisers zu blühen. Er schlug ihr vor, die schönste der Rosen dahin zu versetzen, wohin sie gehörte. Sie antwortete nicht, aber sie wurde roth und seufzte.

„Ich verstand den Sinn der letzten Worte nicht früher als den nächsten Tag, als ich vernahm, daß die schöne Jungfer in der Nacht mit einem jungen adlichen Junker dem Vaterhause entflohen sei.

„Seitdem ist ihre Mutter aus Scham und Verdruß gestorben, und die liebe Jungfer ist ein Vogel für die Katze."

Der Tauber sah, was für einen tiefen Eindruck seine Schilderungen auf das Gemüth seiner Tochter gemacht hatten, und um sie wieder etwas aufzuheitern, schlug er ihr noch einen kleinen Spazierflug vor. Sie flogen äußerst ernsthaft, ohne sich ein einziges Mal zu überschlagen, über den Seilermarkt, die Kammerstraße und den Freitagsmarkt, und ließen

sich dann, um vom Gewühl der Welt entfernt zu sein, auf den Thurm der St. Andreaskirche nieder, darauf legten sie sich beide auf den Bauch, und der Tauber nahm wieder das Wort und sprach: „vor ein Paar Jahren wurde ich nach Angouleme gebracht, um dort in einem Wettkampf mit zu ringen. Wir waren ihrer Zwölfe im Käfig. Unter uns befand sich ein gesetzter Tauber, der schon mehrmals von Angouleme aus geflogen und ein sehr guter Erzähler war. Das ist eine nette Stadt, Angouleme! Wißt Ihr, was sie da von den schöngeputzten Frauenzimmern sagen?“

„Nein, Vater,“ antwortete die aufmerksame junge Taube und schob sich etwas näher an ihn heran.

„Nun wohl, man sagt, daß man am Kleide die Frau erkennt. Die Volants, die eine Frau vom Stande trägt, deuten ihren Rang an, die Volants einer Grisette die Zahl derjenigen, welche sie machen halfen. Und das war eine von den Geschichten, die bemeldeter Tauber uns erzählte:

„Es waren ein Mal zwei Eheleute, und die hatten nur ein Kind, eine Tochter. Als sie schon achtzehn Jahr alt war, verstand sie noch so wenig von der Welt wie ein eben aus dem Ei gekrochenes Junges von den Sachen der großen Taubenrepublik versteht Das gute Kind glaubte, daß wir Tauben aus dem Thau des Himmels entständen, daß die vierfüßigen Thiere aus der Erde hervorkröchen und daß die Menschen aus den Bäumen gehauen würden. Um ihrer Einfalt willen vergaben wir ihr den geringen Begriff, den sie von den Tauben hegte. Der Vater sah diese Einfalt als ein Glück an und die Mutter gar als eine besondere Gabe Gottes. Anstatt ihrer Tochter allmählig andere Vorstellungen beizubringen,

bestärkten die unverständigen Eltern das Kind täglich mehr in dem, was sie eine Engelsunschuld nannten. Darüber war Jeder mit ihnen eins, aber die Engel können nur im Himmel wohnen, auf der Erde kann keine andere Unschuld bestehen als die der Sünder.

„Eines Sonntags Morgens geschah es, daß der Bartscherer des Vaters sich um ein halb Stündchen in der Zeit versah und statt wie gewöhnlich erst um zehn, schon um halb zehn ankam. Zu dieser Stunde war im Hause Niemand als das liebe Kind, denn Vater und Mutter waren noch in der Kirche. Der Haarschneider wollte lieber dreißig Minuten warten, als wiederkommen, und fing unterdessen mit der Engelsunschuld zu schwatzen an. Man bemerkte, daß der Bartscheerer sich funfzehn Sonntage nach einander in der Zeit irrte, und dann sich plötzlich weigerte, den Vater der lieben Unschuld noch länger zu scheeren. Einige Monate später wußte sie, aber zu spät, daß die Bäume keine Menschen hervorbringen. Sie war ein Vogel für die Katze."

„Aber, Vater," sagte die junge Taube, als der betagte Tauber seine Erzählung beendigt hatte, „was muß man denn thun, um nicht von der Katze erreicht zu werden?"

„Wenig, und viel, Kind," antwortete der erfahrene Vater. „Was thut das Veilchen, um nicht gepflückt zu werden? Es wächst dicht an den Hecken und tief im Grase. Nicht eher als bis die Sonne kommt, thut es sich vorsichtig auf, denn Vögel, die zu zeitig singen, werden auch der Raub der Katze. Droht Unwetter, duckt es sich, und ebenso trägt es Sorge, sich so wenig wie möglich zu zeigen, wenn Blumenabreißer vorbeikommen. Und Abends, wenn die schmei=

chelnden Winde umherflattern, dann macht es nicht wie die Rose den Kelch weit auf, sondern schließt ihn fein vernünftig zu. So, mein Kind, muß eine brave Frau leben, oder sie wird ein Vogel für die Katze."

„Ich hoffe, Eurer Lehre stets eingedenk zu sein", antwortete die getroffene Taube. „Gebt mir nur noch einen Rath in der Angelegenheit meiner Liebe. Sagt mir, wie ich, ohne in die Klauen der Katze zu gerathen, es mit den Söhnen Eures alten Freundes machen soll?"

„Das will ich Euch im Schlage wohl sagen", antwortete der Vater, erfreut über die Rückkehr zum Guten, welche er bei seiner Tochter bewirkt hatte. Und sich überschlagend flogen sie über aristokratische Paläste, arme Arbeiterhäuschen und einfache Bürgerwohnungen dahin, bis sie vergnügt auf das vorspringende Brett ihres Schlages niederflatterten.

Het gebocheld Trientje. Nederduitsch letterkundig Jaerboekje 1855.
Bootsman Gordiaan. Zedenroman uit het zeemansleven. Antwerpen 1856.
Hendrik. De vlaemsche Rederyker 1853.
Het leven eener jonge dochter. De vlaemsche Rederyker 1854.
Het Veroveren der Jemminger Schans door de soldaten van den Bischop van Munster.
Mark Brul. Een verhael uit het matrozenleven. Nederduitsch letterkundig Jaerboekje 1857.
Eene bischoppelyke liefde. Geschiedenis. De vlaemsche Rederyker 1854.
De Kamerjuffer. Een verhael uit den mond des Volks.
Het pauselyk geschenk.
Tooneelen uit het Antwerpsche Volksleven.
Roelofs. De vlaemsche Rederyker 1855.
Burgemeester Van Stralen, drama in zes bedryven. (Gemeinschaftlich mit Jan Bruylants) Antwerpen 1858.

Sleeckx (Dominikus) geboren 1818 zu Antwerpen. Sein Vater, Jan Lambrecht Sleeckx, wurde im Waisenhause von Antwerpen erzogen und trat 1801 mit zwölf Jahren in die Lehre bei dem Kupferschmidt Herrn Pelgrims. Durch einen königlichen Erlaß vom 18. Februar 1858 wurde ihm eine Medaille zweiter Klasse zuerkannt für 57 Jahre treuer Arbeit in derselben Werkstatt, ohne daß er seinem Meister je Anlaß zur Klage gegeben. Sleeckx ist mit Recht stolz auf seinen Vater, der von seinem Arbeitslohn eine zahlreiche Familie ernährt und gut erzogen hat. Der künftige Schriftsteller lernte von dem einfachen Arbeitsmann lesen und am Lesen Lust finden. Mit acht Jahren hatte er bereits Alles verschlungen, was an Büchern damals dem vlämischen Volk zugänglich war. Es war freilich an und für sich wenig, aber viel für ein Kind von diesem Alter. Später plagte er Theodor Van Ryswyck um Bücher. Door gab ihm ernste holländische Dichter, und fragte sehr vornehm: „nun, verstehst Du das?" Das konnte nun der Schulknabe freilich nicht sagen, aber wenn er auch nicht Alles verstand, so verschluckte er doch Alles.

In der Communalschule, wohin er mit 9 Jahren kam, machte er bis zu seinem 13. Jahre so viele Fortschritte, daß ein edler Menschenfreund, der Antwerpner Van Cannaert, Dichter und Priester, ihm die Mittel zu Gebot stellte, auf dem Athenäum von Antwerpen zu studiren. Als er dasselbe mit 19 Jahren verließ, wurde er zuerst Schreiber bei einem Notar, dann Lehrer an der Schule für den mittleren Unterricht im Regierungsbezirk von Antwerpen. Mit dem Jahre 1844, wo er nach Brüssel ging, begann seine rein literarische Laufbahn. Bereits 1843 hatte er mit Theodor Van Ryswyck zu Antwerpen das „Musenalbum" gestiftet, jetzt gründete er zu Brüssel mit De Laet das erste vlämische Tagesblatt, „Vlämisch Belgien." An den „Vlämischen Belgiern", welche an die Stelle von „Vlämisch Belgien" traten, war Sleeckx Mitarbeiter. Als auch dieses Blatt fiel, unternahm er mit Van de Velde ein großes Vlämisch-Französisches und

Französisch-Vlämisches Wörterbuch, an welchem er bis 1849 arbeitete. Die Regierung beauftragte ihn mit Uebersetzungen für die „Bibliothek für Landbauer" und die „Bibliothek für Gewerbfleiß." Außerdem gründete er mit Van de Velde und Ecrevisse das belletristische Blatt „die vlämische Stimme", welches bis 1848 erschien. Ein Tagesblatt unter demselben Titel 1851 zu Brüssel gegründet, nahm Sleeckx 1853 mit nach Antwerpen, wo er 1856 „die Schelde" ins Leben rief. In demselben Jahre ging er zur Mitredaction des Précurseur über, wo er noch thätig ist und unter Anderm die Literatur- und Theaterberichte liefert.

Als Schriftsteller trat Sleeckx 1840 auf, und zwar unter dem Pseudonym Albrecht Van Bossche mit „Dramata." Seitdem hat er unermüdlich gearbeitet und mit ebenso großem Genuß wie Eifer. Er sagt in dem Briefe, welchen seine Biographie enthält: „Arbeiten ist mein Leben. Ich gehöre zu keiner literarischen Coterie, gehe selten aus, wohne selbst Concerten, dramatischen Vorstellungen und dgl. nur bei, wenn mein Beruf als Journalist es erheischt. Mein Arbeitszimmer ist mein Himmel und das Familienleben gewährt mir das größte Genügen. Ich habe eine brave Frau, fünf liebe Kinder und schätze mich als einen der glücklichsten Menschen, die auf Gottes Erde wohnen."

Weiter sagt er: „wenn ich noch ein Mal etwas Anderes werde, als Literat und Journalist, so werde ich Niemand als mir selbst dafür zu danken haben." Sleeckx hat Recht: er ist ganz und gar was die Engländer „einen selbstgemachten Mann" nennen. Auch seine literarischen Sympathien und Antipathien sind seine eigenen und sind lebhaft. Deshalb kann er da, wo er selbst Partei ist, nämlich in seiner vaterländischen Literatur, kein ganz ruhiger Kritiker sein, obgleich er große kritische Begabung hat. Der beste Beweis davon ist die Art, wie er seine eigenen Sachen beurtheilt. Ich behandelte sie im Gespräch mit ihm ganz so unbefangen als schriebe ich einen Artikel, und er stimmte mir freimüthig bei und

kannte sowohl seine Vorzüge wie seine Schwächen. Sleeckx ist nicht nur ein höchst bedeutendes Talent, er zeigt sich auch in mehreren Arbeiten als ein vollkommener Künstler. Sein eigentliches Fach ist außer dem Drama, worin er Vortreffliches geleistet hat, die Skizze, und zwar die Skizze aus dem Volksleben. Wenn er das Weltleben kennte, würde er es vielleicht ebenso gut schildern, aber er müßte es kennen, denn Sleeckx arbeitet nicht aus der Einbildung heraus, er gelangt erst durch die Erfahrung zur Erfindung, darum würde ich ihm jetzt wenigstens noch nicht den Roman rathen, hauptsächlich nicht den sentimentalen vlämischen Roman. Sleeckx ist durchaus nicht sentimental, er hat den englischen Humor, welcher die Rührung weglächeln möchte, wenn er es immer könnte, darum sind einige seiner Skizzen, unter andern „Miekjen Trummers" und „Zwei Wittwen" vollendete Meisterstücke, während in seinem Roman „Paul" nur die Reflexionen bemerkenswerth sind. Ebenso konnte ich ihm nicht beistimmen, als er das melancholische Drama „Berthilda" für sein bestes Werk halten wollte, während ich die beiden Lustspiele „der Kaiser und der Schuhflicker" und „Geld oder Namen" ganz ausgezeichnet finde. Dieses letzte neueste Lustspiel von Sleeckx erhielt 1857 den ersten Preis von der Gesellschaft der Rhetorik in Nieuwport, und erschien zuerst im niederdeutschen Jahrbüchlein für 1858, das Erstere hat, französisch übersetzt, in Brüssel den größten Beifall gefunden. Ein sehr gutes Drama sind „die Kraan-Kinder", welche 1849 im Haag eine ehrenvolle Meldung erhielten und einen ächt Antwerpner Stoff behandeln. Ein anderes, „Meister und Knecht", erwarb 1856 den ersten Preis vom „Kunstverband" in Antwerpen. Wie glücklich Sleeckx die Legende und Sage zu behandeln weiß, das hat er in seinen „Chroniken der Straßen von Antwerpen" gezeigt, ein Buch, für welches ich stets eine große Vorliebe hegen werde, weil es mir durch seine einfache Schreibweise so viel beim Erlernen des Vlämischen geholfen hat. Sleeckx schreibt überhaupt einfach und hat

somit die erste unerläßliche Eigenschaft des wahren Schriftstellers.

Er ist Mitglied der Gesellschaft für niederländische Literatur zu Leyden, vom Institut der schönen Künste zu Mecheln, von der Genter Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk“ und von noch vielen andern. Mitarbeiter war und ist er am „Nordstern“, am „Rederyker“ am „Vaterland“ und am „Lesemuseum“, sowie an den holländischen Zeitschriften „der Zeitspiegel“ und „Album der schönen Künste“ und übersetzte zugleich Vieles von Hoffmann, Tieck und Zschokke, von diesem zuletzt „Isländische Briefe.“ Seine eigenen Sachen wurden von einer Halbjahrschrift, „der Hausfreund“, die zu Groeningen erscheint, größtentheils nachgedruckt. Französisch erschienen einige im Journal pour tous, deutsch, glaub' ich, ist von Sleeckx noch Nichts erschienen. Ich bringe seinem eigenen Wunsche nach eine seiner vorzüglichsten Skizzen, wenn ich gleich, um es thun zu können, bedeutend über die Raumgrenzen hinausgehen mußte, welche ich mir für dieses Buch gesteckt hatte. Doch „Miß Arabella Knox“ ist eine gute Entschuldigung.

Miß Arabella Knox.

Eine Pferdegeschichte.

Vigilantenpferde.*)

Freundlicher Leser, laßt mich damit anfangen, eine Frage an Euch zu richten. Habt ihr je Gelegenheit, eine Anzahl Vigilantenpferde neben einander in Augenschein zu nehmen? Ist das, so rathe ich Euch, es ein Mal mit Aufmerksamkeit zu thun. Ich versichere Euch, daß dieses Studium kein unnützes ist, und daß man viel dabei lernen kann, wohlverstanden, wenn man keinen Anspruch auf Philosophie macht.

*) Vigilante, Droschke.

Ich kenne keine dümmeren Menschen, als die, welche sich selbst Philosophen nennen, es sei nun, daß sie Philosophie studiren, zu studiren meinen, oder studirt haben. Bisweilen ist ihre Manie nur zum Lachen, öfter aber geradezu unerträglich. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß kein einziger von ihnen wirkliche Lebensklugheit besitzt, und daß man sie sammt und sonders mit dem Gelehrten vergleichen kann, von welchem Christine von Schweden sagte, er könnte den Stuhl in allen Sprachen der Welt nennen, hätte es aber noch nicht dahin gebracht, sich ordentlich auf einen niederlassen zu können.

Wenn Ihr also kein Philosoph seid, freundlicher Leser, und ich habe zu viel Hochachtung vor Euch, um dergleichen anzunehmen, so rathe ich Euch, ein Mal aufmerksam eine Reihe von Vigilantenpferden zu mustern. Ich habe mich öfter damit beschäftigt und es nie bereut. Es war sogar eine dieser Musterungen, der ich die merkwürdige Geschichte von Miß Arabella Knox verdanke, und das allein hätte mich reichlich für meine Mühe entschädigt. Doch war das nicht ein Mal nöthig, die Bemerkungen, welche ich bei meinen Musterungen machte, waren allein der Mühe werth. Urtheilt selbst.

Ein Pferd wird, wie der Leser so gut wie ich weiß, nicht für die Vigilante geboren. Es kommt gewöhnlich durch Zufall oder durch eine lange Reihe von Unglücksfällen in den niedrigen Stand eines Vigilantenpferdes. Es gleicht daher einem Menschen, welcher, nachdem er längere Zeit in größerem oder geringerem Wohlstand gelebt, durch eigene Schuld oder durch die Anderer in Dürftigkeit geräth. Was

nun bei dem Pferdeschicksalswechsel die meiste Beachtung verdient, ist die Art, auf welche jedes Pferd die Schläge des Verhängnisses erträgt, das heißt, wie es sich in seine gegenwärtige Lage schickt.

Von diesem Standpunkt aus angesehen, kann man, glaube ich, die Menschen, nicht doch die Pferde, die Vigilantenpferde, in drei Klassen eintheilen. Zuerst haben wir die Gefühllosen, nämlich diejenigen, welche das Erniedrigende ihres Standes nicht einmal begreifen, welche, Gott möge es ihnen vergeben! nicht blos gelassen ihr Loos hinnehmen, sondern selbst heiter, mitunter sogar ausgelassen dabei sind, und das nicht etwa aus Vernunft, sondern aus Unempfindlichkeit, aus Gefühllosigkeit oder aus Mangel an Selbstachtung. Von diesen Pferden kann man mit Recht annehmen, daß sie entweder schlecht erzogen worden, oder niemals mit feinfühlenden Pferden umgegangen sind, mit einem Wort nie in dieser Welt zu der Kaste der Pferde comme il faut gehört haben. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur Obacht geben, wie freundschaftlich sie sich mit den rohen Vigilantenkutschern eingerichtet haben. Sie sind wie „frère et compagnon“ mit ihnen. Ferner stehen sie immer fest auf ihren vier Beinen, fressen ihr Heu oder ihren Hafer nicht allein mit Appetit, sondern selbst mit Gierde — ein Beweis, daß es wahre Staubpferde sind — halten den Kopf hoch, sehen dumm aus und scheinen stolz auf den elenden Kasten, den sie hinter sich schleppen, besonders wenn er recht schreiend roth oder gelb bemalt ist; auch spitzen sie bei der geringsten Gelegenheit die Ohren und was noch mehr ist, treiben sogar nicht selten Possen. — Gewöhnlich sind diese Pferde stark und wohlgenährt und

man kann das rein Viehische ihrer Natur auf ihrer schamlosen Stirn und in ihren dummzufriedenen Augen lesen. Viele von ihnen sind ausgebrackte Kutsch- und Ackerpferde, welche zu faul waren, um die Kutsche, den Karren oder den Pflug zu ziehen und manchmal am Ende ihres Lebens noch froh sind, vor einem Mistwagen herzulaufen.

Die zweite Art Vigilantenpferde ist leicht von der ersten zu unterscheiden. Ich würde sie „die schwachen Seelen" nennen, wenn ich nicht wüßte, daß eine Pferdeseele keine Seele ist. So muß ich mich damit begnügen, sie die „Unglücklichen" zu nennen. Sie lassen den abgezehrten Kopf hängen, wagen kaum die thränenden Augen aufzuschlagen, aus denen Wehmuth und Verzweiflung sprechen, und tragen auf ihrer runzligen Stirn die Spuren schwerer Schicksalsschläge und trüber Erinnerungen. Sie stehen gewöhnlich nur auf drei, mitunter sogar nur auf zwei Beinen und lehnen ihren knochendürren Leib gegen das Gestell der Vigilante, oder sind muthlos in die Knie gesunken. Die Beine, auf denen sie nicht stehen, hängen gleich den Ohren zentnerschwer und schlaff herab, gerade als gehörten sie ihnen gar nicht an. Giebt man ihnen Heu, so kauen sie es appetitlos und finden es schlecht. Ebenso das Roggenbrod, und bindet man ihnen einen Sack mit Hafer vor, so fressen sie aus Langerweile und — aus Scham. Denn wenn Jemand, der nach etwas aussieht, in diesem Augenblicke an ihnen vorübergeht, geben sie sich ordentlich Mühe, ihren ganzen Kopf in den Sack hineinzustecken, um ihre Erniedrigung beim Hafer zu verbergen.

Ihr elendes Aussehen, ihr feines, doch abgebrauchtes Gestell und ihre scharfheraustretenden Knochen geben ihnen

die allergrößte Aehnlichkeit mit der weltberühmten Rosinante in ihren ärgsten Stunden von Hoffnungslosigkeit.

Diese Pferde wurden, darauf kann man beinah schwören, gut erzogen, kannten bessere Tage, waren einst der Ruhm und das Vergnügen vornehmer Pferdeliebhaber, wurden von kühnen Reitern oder schönen Reiterinnen geritten und auf den elegantesten Promenaden bewundert, oder trabten vor leichten Tilbury's, geschmackvollen Cabriolets und Phaëtons, oder prächtigen Landauern her. Eine Reihe verdienter oder nicht verdienter Unglücksfälle, bisweilen die Undankbarkeit oder der Verfall ihrer Besitzer ließen sie die ganze Stufenleiter der Pferdegesellschaft bis zur untersten Sprosse herabsteigen. Man trifft unter ihnen selbst Wesen an, die vormals den Rang von Rennpferden einnahmen und manchen Preis bei den Wettrennen davon getragen haben. Ebenso, doch seltener, verkannte Genies oder vielmehr eingebildete Genies, denn bei den Pferden, wie bei den Menschen, sind die sogenannt verkannten Geister meistentheils nur Geschöpfe, welche diese Stelle rein aus Eigendünkel spielen.

Jedenfalls sind die Thiere aus dieser Klasse sehr unglücklich und tief zu beklagen. Sie lassen sich von ihren Erinnerungen hinreißen, wissen sich nicht in ihr Schicksal zu fügen, geben ihr Unglück aller Welt Schuld, langweilen sich zum Sterben und zehren sich auf in Traurigkeit und Jammer. Von den Kutschern lassen sie sich wie Kinder behandeln; übrigens fesseln sie dieselben wenig an sich, weil sie sich zu hoch über ihnen glauben, um freundlich und liebenswürdig gegen sie zu sein, Einem von ihnen irgendwie Zuneigung

zu zeigen, oder auch nur den geringsten Unterschied zwischen ihnen zu machen.

Die meiste Achtung und größte Sympathie, das gestehen wir gern, empfinden wir für die Pferde der dritten Klasse. Bei ihnen trifft man weder die Unempfindlichkeit, noch die Muthlosigkeit der beiden andern Klassen. Sie sind nicht so unverschämt, und nicht so kräftig wie die der ersten, aber auch nicht so mager und niedergeschlagen, wie die der zweiten. Ihre Haltung ist würdig und nicht zu stolz, der Ausdruck ihrer Köpfe gelassen und ruhig. Sie spitzen die Ohren nicht bei jeder Gelegenheit, lassen sie aber auch nicht ewig hängen. Ihren Hafer und ihr Heu fressen sie mit Appetit, und doch ohne Gierde. Stehen sie auf drei Beinen, so ist es nur, um ihr viertes bequemer ausruhen zu lassen, und geschieht auf eine Weise, welche wohl bisweilen Müdigkeit, aber niemals Abspannung oder Lebensüberdruß zu erkennen giebt. Mit ihren Kutschern gehen sie um, je nachdem diese sie behandeln, d. h. sie zeigen Zuneigung für sie, wenn dieselben gut und freundlich gegen sie sind, und ertragen sie geduldig, als ob sie sie nicht weiter kennten, wenn es rohe, grobe oder gefühllose Leute sind. Mit Sanftmuth kann ein Vigilantenkutscher viel mit ihnen machen; denn es fehlt ihnen nicht an Energie, und sobald sie selbst die Ueberzeugung haben, daß Kraftanstrengung und Fleiß nöthig sind, können sie, obgleich blos Vigilantenpferde, doch Wunder von Schnelligkeit und Ausdauer verrichten. Auch werden sie von den Vigilantenkutschern viel mehr geschätzt, als die der beiden ersten Klassen.

Diese dritte Klasse nenne ich die „Philosophen" oder viel=

mehr, um sie nicht mit den Personen zu verwechseln, von denen ich früher gesprochen habe, die „Lebensweisen.“ Es sind Pferde, welche gleich denen der zweiten Klasse, bessere Tage gekannt haben und unglücklich geworden sind, aber sie sind zu der Einsicht gekommen, daß man sich weniger unglücklich fühlt, wenn man seine Pflicht thut und sich dem Willen des Himmels unterwirft. Sie denken so wenig wie möglich an die Vergangenheit, und thun sie es, so geschieht es blos, um sich selbst zu sagen, daß man in jedem Stande seine Last habe, und daß ein wahres ungestörtes Glück hier unter dem Monde nicht zu finden sei. Sie sind weder beschämt über ihre Erniedrigung, noch neidisch auf das Loos der glücklicheren Pferde, denen sie auf der Straße begegnen, weil sie wissen, wie vergänglich aller Glanz und Ruhm auf Erden ist, und weil sie die Ueberzeugung haben, daß man in allen Verhältnissen des Lebens sich nützlich und achtungswerth machen kann. Ihre schlimmsten Augenblicke sind die, wenn ihre Kutscher sich ungebührlich gegen die Personen betragen, welche sie fahren müssen, und das ist auch sehr natürlich, denn Nichts ist peinlicher für ein ehrliches Gemüth, als über die Handlungsweise seiner Vorgesetzten erröthen zu müssen.

Man glaube übrigens nicht, daß ich diese Eintheilung der Vigilantenpferde nebst den dazu gehörigen Bemerkungen erst heute oder gestern gemacht habe. Schon seit Jahren bemühte ich mich, jedes Vigilantenpferd, das ich sah, zu mustern, seine Haltung und sein Aussehen zu studiren, und daraus seinen Charakter, sein Sonst und Jetzt herzuleiten, und zu wissen, wie ich es klassifiziren solle. Es versteht sich von selbst, daß jede Klasse wiederum verschiedene Unterab-

theilungen darbietet. Ich fühlte das am besten, als ich die „verkannten Genies" bei den „Unglücklichen" anführte.

Aber ich will lieber von Vornherein gestehen, daß ich mich bis jetzt noch wenig mit den Unterabtheilungen beschäftigt habe, und mich vielleicht auch nie damit abgeben werde, weil ich nur zu gut weiß, daß mein Geist nicht Ernst genug besitzt, um das wichtige Studium des Pferdeherzens vollkommen zu erschöpfen.

Sollte daher Der oder Jener meinem Beispiel folgen und meine Skizze vervollständigen wollen, so werde ich mich glücklich schätzen, ihm den Weg zu weiteren tiefsinnigen Betrachtungen gebahnt zu haben.

Bekanntschaft.

Um das Haus zu erreichen, wo ich meine täglichen Beschäftigungen abzumachen habe, muß ich bei einer Eisenbahnstation meines Wohnortes Brüssel vorübergehen. Natürlich treffe ich dort jedes Mal eine große Anzahl Vigilanten und kann mich nach Herzens Lust in das Pferdestudium vertiefen. Ich brauche wohl nicht erst hinzuzufügen, daß ich es thue, sobald das Wetter und die Zeit es mir nur irgend zulassen.

Es wird daher Niemanden verwundern, wenn ich versichere, daß ich die meisten Pferde der Station, ebenso wie ihre Kutscher, äußerlich ziemlich gut kenne und sogleich gewahr werde, wenn ein neuer Gast in der Reihe Platz genommen hat, oder ein und das andere Pferd darin fehlt. Ich sage wohlweislich äußerlich, denn das Innere, d. h. die Gedanken und Gefühle der Pferde und ihrer Kutscher kann ich ebensowenig wie irgend Jemand Anderes ganz genau kennen und

spräche ich mit einer Art Sicherheit darüber, so sind das immer nur Voraussetzungen. Auch trage ich keinen Augenblick Bedenken, rundheraus zu erklären, daß ich mich hier und da irren kann, indem es in dieser Beziehung mit den Pferden, wie mit den Menschen geht und das Aeußere nicht stets errathen läßt, wie es im Innern aussieht. Indessen muß ich doch hinzusetzen, daß der Schein hier weniger oft trügt, da ich trotz der gewissenhaftesten Nachforschungen noch nicht habe entdecken können, ob die Pferde es ebenso meisterhaft wie die Menschen verstehen, ihre Gedanken unter dem Ausdruck ihres Gesichtes zu verbergen oder mit anderen Worten, ob sie ebenso gut Comödie spielen können wie die Menschen.

Eines Tages also fand ich an der Station ein neues Pferd mit einer andern Vigilante und einem neuen Kutscher. Daß ich letzteres Beides gänzlich unbeachtet ließ, um all' meine Aufmerksamkeit ausschließlich dem Pferde zuzuwenden, war zwar natürlich, aber nicht klug. Denn ich mühete mich dabei mehrere Tage lang nutzlos ab, um heraus zu bekommen, was ich durch ein Anreden des Kutschers gleich den ersten Tag hätte erfahren können, nämlich: welcher Klasse ich das Pferd zutheilen sollte.

Die erste flüchtige Beschauung ließ mich glauben, daß es zu den „Unglücklichen" gehöre. Es sah in der That so mager, so muthlos und traurig aus, wie ich noch nie ein Pferd gesehen hatte. Hoch im Gestell, vorn schmal, mit einem kleinen Kopf, einem Hirschhals, feinen, weit auseinanderstehenden Vorderbeinen und einem sehr breiten Kreuz mußte es sicherlich früher das schönste Modell eines Renners gewesen sein, das man sich denken konnte. „Ein Harttraber, viel=

leicht selbst eine Vollblutstute, die einst berühmt war", sagte ich im Vorbeigehen; „sie wird es nicht lange aushalten!"

Als ich jedoch am nächsten Tag an demselben Platz vorüberging, erkannte ich das Pferd kaum wieder. Es war zwar noch dieselbe magere Kracke mit den deutlichen Spuren ehemaliger Schönheit, aber ich bemerkte auch nicht die mindeste Muthlosigkeit mehr an ihr. Sie hielt den Kopf stolz in die Höhe und schien eher heiter als betrübt. Mit einem halben Blicke sah ich diesmal auch den Kutscher an. Er stand neben seinem Pferde und streichelte es mit der Hand; ich achtete jedoch nicht weiter auf ihn und begnügte mich damit, zu denken, das Pferd habe Anlage, in die Klasse der „Lebensweisen" überzugehen.

Das dritte Mal, wo ich die Stute sah, war meine Täuschung groß. Ich meinte fest und sicher, sie der ersten Klasse, den „Gefühllosen", zutheilen zu müssen. Nein, das hatte ich nach ihren feinen Formen und ihrem edeln Aussehen nicht erwartet! Sie schlang so gierig, so gefräßig, wie ein Pferd, das an Nichts Anderes denkt als an Heute, und spitzte die Ohren, und schien so vergnügt, als ob sie in ihrer ganzen Vergangenheit Nichts zu betrauern hätte. Ich war entzaubert, fast niedergeschlagen; eine so große Umwandelung hatte ich nicht für möglich gehalten.

Im Vorbeigehen warf ich noch einen Blick auf den Kutscher und wunderte mich, ihn nicht früher bemerkt zu haben. Er futterte mit eigenen Händen sein Pferd und schien sein Vergnügen an dem Appetit zu finden, mit welchem das Thier das schwarze Roggenbrod fraß. War das schon ungewöhnlich von einem Vigilantenkutscher, so war seine Klei-

dung es noch mehr. Er trug nämlich einen ordentlichen Hut, glänzend geputzte Stiefeln, einen abgeschabten, doch wohlgebürsteten Frack, eine Piquéweste und ein weißes, ja, ma foi! ein schneeweißes Halstuch. Ich ging meinen Geschäften nach, konnte aber den ganzen Weg über nicht das Bild dieses Mannes vergessen und dachte den lieben langen Tag an Nichts, als an ihn und an sein Pferd, so räthselhaft und interessant kamen sie mir Beide vor.

Am folgenden Tag war das Pferd wieder so traurig und muthlos wie das erste Mal. Das ging mir zu weit. Ich verlor die Geduld und beschloß, den Kutscher anzureden. Als ich die Augen aufschlug, um ihn zu suchen, stand er unmittelbar vor mir. Hatte er meine Betroffenheit auf meinem Gesicht gelesen und errathen, was in mir vorging? Ich weiß es nicht, genug, er sah mich mit einem halb traurigen, halb schalkhaften Lächeln an und hielt mir seine offene silberne Schnupftabaksdose hin.

Ein Vigilantenkutscher mit einer silbernen Tabaksdose! Ich verlor gänzlich meine Fassung und nahm mechanisch eine Prise, während ich bedenklich den Kopf schüttelte. Um ein Gespräch anzuknüpfen, frug ich: „Hat das Pferd einen Namen oder vielmehr hat es einen gehabt?" und war von vornherein überzeugt, daß mir der Mann mit dem gewöhnlichen: „Ich weiß es nicht" antworten würde. Aber nein.

„Miß Arabella Knox", erwiederte er langsam und mit Nachdruck, während sein ernst gewordener Blick der Wirkung nachspürte, die er von seinen Worten erwartete.

„Miß Arabella Knox!" rief ich bestürzt und so laut, daß die in der Nähe stehenden Vigilantenkutscher sich ver-

wundert nach mir umsahen, „Miß Arabella! Die Urenkeltochter des weltberühmten Eclipse! Eine der Perlen des stud-book, die einst der Ruhm des turf, die Verzweiflung aller gentlemen riders war?“

„Dieselbe!“ sprach er in einem unbeschreiblich wehmüthigen und zugleich stolzen Ton und bot mir nochmals seine Dose an, während seine Augen voll Thränen standen.

Ich nahm, ohne recht zu wissen, was ich that, eine zweite Prise, und das edle, so herabgekommene Thier ließ, als ob es unsere Worte verstanden hätte, den Kopf noch tiefer sinken.

Eine Weile stand ich wie versteinert. So wenig Freund von Pferderennen ich bin, so selten ich mich auch mit dem Ausschlag der Wettrennen beschäftige, hätte ich doch nie eine Zeitung in Händen gehabt haben müssen, um nicht zu wissen, daß es während zweier, dreier Jahre keine größere Pferdeberühmtheit in Europa gab, und kein Rennpferd so ungeheure Summen verwetten ließ, so zahlreiche Preise davontrug, als das unglückliche Vigilantenpferd, welches in diesem Augenblicke vor mir stand.

Meine Befremdung, mein Erstaunen und meine Niedergeschlagenheit mußten sich wohl deutlich in meinem Wesen ausgedrückt haben, denn der Kutscher mit dem weißen Halstuch schien mich zu verstehen. Ein Strahl von Freude erheiterte sein ehrlich ernstes Gesicht: er begriff, daß er mit Jemand zu thun habe, der im Stande wäre, ihn und sein Pferd nach Werth zu schätzen, und fühlte, daß ich, fern davon, sie mit den übrigen Kutschern und Pferden der Station zu verwechseln, mit ihnen Beiden auf's Höchste sympathisire.

„Ja, Miß Arabella Knox!" wiederholte er nochmals mit einem schmerzlichen Seufzer, und das Pferd bog den Nacken noch tiefer; es schien vor Scham in die Erde sinken zu wollen.

Dieser Seufzer und diese demuthsvolle Haltung des berühmten Thieres sagten mir mehr als tausend Worte. Sie enthielten für mich eine ganze Geschichte, eine traurige Geschichte, und streng genommen hätte ich mich damit begnügen können, sie zu errathen; aber ich bekam ein brennendes Verlangen danach, die Besonderheiten dieser Geschichte zu erfahren. Indessen, wie es anfangen? Den Kutscher weiter fragen? Ich gestehe offen: ich scheute selbst in Gedanken davor zurück. Ich fürchtete, die beiden unglücklichen Wesen von Neuem zu betrüben, ihre kaum verharschten Wunden wieder aufzureißen. Ich beschloß daher, lieber meinen heftigen Wunsch zu unterdrücken, und dem wunderlichen Kutscher mit einigen theilnehmenden Worten Lebewohl zu sagen.

Ich schlug die Augen wieder auf, der Vigilantenkutscher stand dicht bei seinem Pferd und streichelte ihm Kopf und Mähnen. Das schien dem Thiere Muth zu geben. Es hob den Kopf in die Höhe, blickte den Mann mit dem weißen Halstuch liebreich an und bemühte sich, heiter auszusehen, obgleich ihm zwei große Thränen längs den fleischlosen Backenknochen herabrollten. Mich rührten diese Thränen ebensosehr, wie die tiefbetrübte Miene, mit welcher mich der Kutscher weinend ansah. Ich warf ihm mit der Hand einen Abschiedsgruß zu und nickte dabei theilnehmend mit dem Kopfe, um ihm anzudeuten, wie sehr ich ihn und sein Pferd beklage. Als ich aber fortgehen wollte, winkte er mir stillschweigend,

stehen zu bleiben, trat einen Schritt näher und sagte, während er mit einer Hand noch immer den Kopf des Pferdes streichelte:

„Wollt Ihr weiter Nichts wissen, Herr?“

„Offen gestanden, ja!“ antwortete ich; „aber ich bekenne auch, daß ich nicht wage . . .“

„Wagt ohne Umstände, Meinherr, wagt es“, sprach er. „Miß und ich, wir haben zu viel von der Gefühllosigkeit der Leute gelitten, um nicht auf Eure Theilnahme einen sehr hohen Werth zu legen. Nicht wahr, Arabella?“ frug er, sich zu der Stute wendend, und das Vigilantenroß schien den Worten mit dem Blicke beizustimmen.

„Wollen wir in das Wirthshaus drüben ein Glas Bier trinken gehen?“ frug ich.

„Herzlichen Dank für so viel Freundlichkeit“, war die Antwort; „aber“ — er wies nochmals auf sein Pferd — „ich kann sie, besonders in diesem Augenblicke, nicht verlassen; sie hat mich gegenwärtig noch nöthiger, als gewöhnlich.“

„Aber nachher?“

„Es thut mir leid, indessen ich kann nicht. Ich verlasse sie nie einen Augenblick, so lange wir hier halten. Es sind hier so viel rohe Kerle“ — er warf einen Blick auf die andern Kutscher — „die niemals mit Pferden von Rang oder Erziehung umgegangen sind, sie könnten sie einmal schlecht behandeln, . . . und ich würde mir das nie vergeben.“

Ich werde niemals in meinem Leben den Ausdruck des Blickes vergessen, welchen das Pferd dem Manne mit dem weißen Halstuch zuwarf: Dankbarkeit, Anhänglichkeit, Mitleiden, Freundschaft, Liebe, Alles lag in diesem Blick.

„Wann denn aber?" frug ich besorgt. Ich hatte mich bereits darauf gespitzt, eine interessante Lebensgeschichte zu hören, und begann nun zu fürchten, ich hätte zu früh gehofft.

„Seid Ihr morgen Abend frei?" frug der Kutscher.

„Gänzlich frei", beeilte ich mich zu erwiedern und lebte wieder auf.

„Nun", fuhr er fort, „um acht Uhr kömmt der letzte Train an. Um neun Uhr sind wir gewöhnlich im Stall, nehmen unser Abendbrod und begeben uns zur Ruhe. Ich schlafe in einem Verschlage über dem Stall. Miß muß sich ein Mal gefallen lassen, etwas allein zu bleiben. Ich werde zu Euch kommen und Euch Alles erzählen. Wollt Ihr mir Eure Adresse geben?"

Ich gab ihm eine Karte mit der Adresse, er versprach, noch vor halb Zehn bei mir zu sein, und ich ging fort. Als ich an die Ecke der Straße gekommen war, sah ich mich noch einmal um: meine beiden neuen Freunde frühstückten, und ich bemerkte, daß der Kutscher das Roggenbrod des Pferdes für sich genommen und diesem dafür seine Butterbemmen von Hausbrod hingelegt hatte.

Jockei.

„Ihr habt doch wohl von dem berühmten Ward sprechen hören, der in diesem Augenblick Premierminister des Herzogs von Lucca ist?" begann der Kutscher, als er am nächsten Tage Abends auf meiner Stube saß.

Ich bekannte ihm, daß ich zum ersten Male in meinem Leben von dem berühmten Ward sprechen höre.

„Dann will ich Euch", fuhr er fort, „mit wenigen

Worten diesen großen Mann schildern, welcher der ehrsamen Jockei- oder Stallknechtzunft zu so hoher Ehre gereicht. Master oder lieber Mister Ward — denn er ist jetzt ein Gentleman so gut wie Einer — stammt aus Yorkshire. Vor etlichen zwanzig Jahren war er noch einfacher Jockei — ja ja, mein Herr, Jockei, und in dieser Eigenschaft lernte er in London den Herzog von Lucca kennen, welcher damals eine Reise durch England machte. Diese Bekanntschaft wurde die Ursache zu Ward's unerhörtem Glück. Der Herzog, ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber, nahm ihn in seinen Dienst und ernannte ihn zum Inspektor seines Gestüts. Ward leistete als solcher dem Herzog so große Dienste, daß dieser nach einiger Zeit zu der Ueberzeugung kam, ein Mann, der so gut mit Pferden umzugehen verstände, müßte auch eine ungewöhnliche Menschenkenntniß und Lebensweisheit besitzen und einen vortrefflichen Minister abgeben, und so machte er ihn zu seinem ersten Staatsdiener. In dieser Eigenschaft nun gewann Ward so ganz das Vertrauen des Herzogs, daß dieser bald Nichts mehr that, ohne ihn um Rath zu fragen. Das ging eine geraume Zeit so fort. Bei den Unruhen des Revolutionsjahres 1848 erhielt Ward zum ersten Mal eine vertrauliche Sendung nach Florenz, um den Großherzog von Toskana die Abdankungsurkunde des Herzogs von Lucca zu überreichen. Anfangs traute der Großherzog seinen Augen kaum und schwankte, ob er den ehemaligen Jockei als Gesandten empfangen sollte, aber der Luccheser Diplomat hatte sein Beglaubigungsschreiben in der Tasche und mußte vorgelassen werden. Als im Jahre 1849 der Herzog seine übrigen Staaten seinem Sohne übergab, wurde Ward der Hauptrathgeber

des neuen Fürsten, bildete diesen zu einem vollendeten Sportsman aus, leistete ihm ebenfalls die wichtigsten Dienste und ist noch in diesem Augenblick sein erster Minister.

„Eben diesem Ward nun habe ich meine ganze Laufbahn und folglich auch meine gegenwärtige Lage zu danken, wie Ihr sogleich hören werdet.

„Ich wurde in Brügge geboren und im Waisenhause erzogen. Meine Eltern habe ich nie gekannt. Man hat mir immer gesagt, ich sei ein Findling. Nach meiner ersten Communion kam ich zu einem Schuhmacher in die Lehre. Einige Jahre später, als ich gerade auf dem Punkte stand, mir mein Brod selbst zu verdienen, kriegte mein Meister Lust, nach England überzusiedeln und sich in London niederzulassen. Ich folgte ihm. Eine geraume Zeit lang gingen seine Geschäfte gut; aber nach Verlauf von ungefähr zehn Jahren, traf den Mann ein großes Unglück. Er verlor seine Frau, und das war sein Ruin. Er ergab sich, um seinen Kummer zu vergessen, dem Trunk, vernachlässigte seine Arbeit, verlor seine Kunden, verfiel in Armuth und starb zuletzt im Hospital.

So lang ich konnte, stand ich ihm treulich bei. Erst als er im Hospitale war, sah ich mich nach einem andern Unterkommen um. Das war nicht leicht zu finden, denn außer den Kunden meines armen Meisters, kannte ich in London wenig Personen, die im Stande gewesen wären, Etwas für mich zu thun. Glücklicher Weise gehörte Ward, der damals Jockei bei Lord Mellisdale war und seiner Geschicklichkeit wegen in ausnehmender Gunst bei ihm stand, zu unsern Kunden. Ich ging zu ihm und stellte ihm meine Lage vor. Ward — zu seiner Ehre sei's gesagt — war nicht

allein die Güte selbst gegen die Pferde, welche er liebte, sondern auch die Dienstfertigkeit in Person gegen seine Freunde und Bekannte. Nachdem er lange mit mir über das Unglück meines Meisters und über meine Zukunft gesprochen hatte, erklärte er sich bereit, Alles thun zu wollen, was nur in seiner Macht stände, um mir fortzuhelfen. Aber wie? Da saß der Knoten. Wir überlegten des Längeren und des Breiteren, erwogen hin und her, und der Schluß der Rechnung war, daß er, wenn ich Schuhmacher bleiben wollte, herzlich wenig für mich thun könnte. Ich erklärte ihm rund heraus, daß mir an meinem Handwerk wenig läge, nun ich doch nicht mehr mit meinem Landsmann, meinem guten Baes, arbeiten könnte. Das war ihm recht, und er versprach mir als gewiß, daß er mir eine oder die andere Anstellung verschaffen würde. Welche, konnte er mir noch nicht sagen, doch war er fest davon überzeugt, daß er mich irgendwie unterbringen würde.

„Als ich ihn eben verlassen wollte und schon die Thür des Stalles aufgemacht hatte — denn Ward verließ fast niemals seine Pferde nnd wir hatten in den schönen Stallungen des Lord Mellisdale mit einander gesprochen — flog meinem Beschirmer plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Er winkte mich zurück und rief: „Wartet noch einen Augenblick."

„Hier muß ich Euch erst sagen, daß ich in meinen jüngern Jahren und besonders damals ungewöhnlich mager war. Lang von Gestalt und kurz im Oberleib, gehörte ich zu dem Schlag Menschen, welche, wie man glaubt, sich zu vortrefflichen Schnellläufern ausbilden können, und die man bei uns in Brügge wohl hie und da mit dem Namen Zwikwacks be=

zeichnet. Ward betrachtete mich eine ganze Weile mit großer Aufmerksamkeit vom Scheitel bis zur Sohle, nickte wiederholt beifällig mit dem Kopfe und frug dann: „Würdet ihr Etwas dagegen haben, das zu werden, was ich bin?“

„Ich beeilte mich, Nein zu antworten.

„Nun“, fuhr er fort, „da kommt morgen früh wieder. Ich glaube, ich habe Eure Affaire bereits gefunden.“ Ich ging wohlgemuth nach Hause. Als ich am nächsten Tage wieder zu Ward kam, theilte er mir mit, daß er mit seinem edeln Herrn meinetwegen gesprochen hatte und dieser einwillige, mich unter die Zahl seiner Jockei's aufzunehmen, wenn Ward selbst sich damit befassen wollte, mich zu unterrichten. Mein Gehalt sollte für das erste Jahr in hundert Pfund Sterling bestehen, ungerechnet den Nebenverdienst, der bei diesem sonst beschwerlichen Beruf nicht zu verachten ist.

„Ich dankte dem guten Ward herzlich und trat noch an demselben Tage in meinen Dienst, das heißt in die Lehre zu meinem neuen Beruf.

Der erste Preis.

„Ich brauche Euch wohl nicht erst zu sagen, daß ich unter der Leitung eines so geschickten Mannes rasch große Fortschritte machte. Er sparte keine Mühe, mich zu unterweisen, lehrte mir die Reitkunst und Pferdedressur, und weihte mich väterlich in alle Geheimnisse seines Berufes ein. Ich meinerseits horchte aufmerksam auf jedes Wort, das er mir sagte, machte es mir zu Nutz und sah mich schon nach Verlauf eines Jahres zu den besten Reitern gezählt und im Londner Jockeiklub als ein hoffnungsvolles Subjekt bezeichnet.

„Ich werde nie den Tag vergessen, an welchem ich meinen ersten Sieg davon trug. Es war bei den Wettrennen in York. Ihr wißt doch wahrscheinlich, mein Herr, daß es die bedeutendsten in ganz Old England sind und daß wer irgend, nah und fern, sich mit Pferden abgibt oder auf den Titel sportsman Anspruch macht, bei ihnen gegenwärtig ist. Auch wäret Ihr im großen Irrthum, wenn Ihr glauben solltet, daß, was wir hier zu Lande Pferderennen nennen, im Stande sei, auch nur eine entfernte Idee von den Yorker Rennen zu geben. Der turf hat seit einigen Jahren große Fortschritte in Frankreich gemacht, aber trotz allem ihrem Eifer ist es den Franzosen noch nicht gelungen, ihren Wettrennen nur ein Zehntel von dem Glanze zu verleihen, welcher die Rennen von Epsom, Ascott, Newmarket und York charakterisirt. Um Euch selbst darüber urtheilen zu lassen, will ich Euch nur einige Details über die Yorker Rennen mittheilen, bei denen ich meinen ersten Preis gewann.

„Die große Nordbahngesellschaft (great northern railway-company) hatte allein über 200,000 Personen dazu von London nach York befördert. Eine beinah ebenso große Zahl nahm die Schillingsplätze auf den stands oder Tribunen und längs der Rennbahn ein. Mehrere Tausende bezahlten eine halbe Krone, um in den vorbehaltenen Raum eingelassen zu werden. Dreiundzwanzig Tausend Fuhrwerke aller Art, wie stage-coaches, carriages, flies, cales und andere suchten in der Stadt und den umliegenden Dorfschaften ein Unterkommen. Siebzehn steamboats, packets und ähnliche Fahrzeuge hatten zusammen mit den übrigen Eisenbahnen, welche in York auslaufen, ebenfalls eine Volksmasse von mindestens

150,000 Köpfen aus Irland, Wales, Schottland und Nord-England herbeigebracht. Nimmt man nun an, daß jeder Reisende bei dieser Gelegenheit durchschnittlich nur zehn Schilling ausgiebt, daß eine übergroße Anzahl Börsen von den äußerst gewandten pickpockets oder Taschendieben leergemacht werden, und daß die Wetten der Liebhaber bei den Rennen oft mehrere Millionen betragen, so kann man sich ungefähr eine Idee von den ungeheuern Summen machen, welche diese Feste in Umlauf setzen, ohne selbst die bedeutenden Geldpreise in Anschlag zu bringen, welche für jedes Rennen ausgeschrieben sind.

„Ich hatte, wie ich schon sagte, bei diesen Rennen das Glück, einen ersten, und eigentlich wohl den Hauptpreis zu gewinnen, nämlich die townplate oder die große goldene Vase, welche die Stadt York als Preis ausgesetzt hatte.

„Der Sieg wurde mir hartnäckig streitig gemacht, und das Pferd, womit ich ihm errang, Flying Dutchman oder der fliegende Holländer, hatte bis dahin noch nie auch nur den kleinsten Preis davon getragen. Ich konnte mir also die Ehre des Erfolges zum großen Theil ganz allein zuschreiben. Lord Mellisdale hatte dieselbe Ansicht darüber und wollte mir seitdem besonders wohl.

„Kurze Zeit darauf machte Ward die Bekanntschaft des Herzogs von Lucca und verließ den Dienst meines Herrn, um mit dessen Zustimmung in den des italienischen Fürsten zu treten. Da ich die Gunst des Lord's besaß, übertrug er mir nach der Abreise meines ehemaligen Cameraden und Beschirmers dessen Stellung und ich wurde unumschränkter Herr in den Ställen meines Patrons.

Rückblick.

„Ich hätte ein höchst undankbares Geschöpf sein müssen, wenn ich nicht den Tag gesegnet hätte, wo mir der gute Ward meine jetzige Laufbahn eröffnete. Sie übertraf Alles, was meine ehrgeizigsten Träume mir nur jemals vorgespiegelt hatten. Denn erstens ließ die Freigebigkeit des Lord Mellisdale gegen mich Nichts zu wünschen übrig, dann genoß ich der größten Achtung in seinem Hause und bei seiner Dienerschaft, und er selbst endlich behandelte mich mit solcher Güte, mit solcher Freundschaft, möchte ich sagen, daß ich — wohlverstanden in meinem Departement, in den Stallungen — mich viel eher für Seinesgleichen, für einen seiner Collegen vom Jockeiclub, oder einen mit ihm befreundeten sportsman, als für seinen Untergebenen halten konnte.

„Bei dieser Gelegenheit muß ich auch nochmals um die Erlaubniß bitten, eine kleine Bemerkung machen zu dürfen, um Euch den Unterschied zwischen einem englischen sportsman, der wirklich diesen ehrenvollen Namen verdient, und dem, was wir hier zu Lande und anderswo mit Unrecht so nennen, etwas deutlicher machen zu können.

„In Frankreich nämlich, wie auch in Belgien, bezeichnet man mit dem Namen sportsman den ersten besten Junker aus der großen Welt, der Pferde hält und rennen läßt, weil es ihm Vergnügen macht, oder Mode ist. In England aber geht man nicht so leicht mit diesem Titel um. Es giebt zwar auch gentlemen oder dandys, welche immer zierlich gekleidet, mit lakirten Stiefeln und weißen oder strohfarbigen Glacéehandschuhen ihre Pferde- und Hundeställe besuchen und

die edle Pferde=, Reit= oder Jagdkunst zu einer bloßen Liebhaberei erniedrigen, indessen die werden als Figuranten, als Choristen bei den großen Schauspielen des turf angesehen, sie dienen nur zur mise en scène, das heißt, um das Theater füllen zu helfen, und haben das Vergnügen von den Festen, die Ehre jedoch — das ist etwas Anderes.

„Die Ehre wird einzig und allein den sportsmen aus der alten Schule, of the old school, zu Theil. Diese leben, in der Stadt, wie auf dem Lande, dicht bei ihren stables oder Stallungen, inmitten ihrer setters, pointers, torriers und foxhounds. Heute haben sie das Gewehr auf der Schulter, oder das Netz und die Angel in der Hand, morgen rudern sie auf einem Flusse oder einem See. Gilt es, ein Pferd, einen Hund, ein Gewehr oder ein Gemälde zu kaufen, so sind sie die Ersten in der ganzen Welt, welche es nach dem wirklichen Werthe bezahlen, ohne zu handeln und ohne sich anführen zu lassen. Auf hundert Schritte weit erkennen sie einen Fehler an den Beinen eines Pferdes, der oft selbst für das Auge eines geschickten Roßarztes unsichtbar bleibt. Sie dürfen nur das Fell eines Hundes anfassen, um zu wissen, ob er von reiner oder verdorbener Race sei und werden auch auf den ersten Blick mit Sicherheit sagen, von welchem Meister und aus welcher Schule das oder jenes Bild ist, welches ihr ihm zeigt.

„Jeder Entdeckung in Bezug auf Kunst, Jagd, Wettrennen, Schifffahrt und Reisen nachjagen, das ist ihr Beruf, ihre Sendung hier auf Erden — fischen, rudern, boxen, fahren, jagen, Pferde laufen lassen, Wetten machen und Gallerien sammeln, ihr eigentliches Reich, und wer nur eine dieser Be=

dingungen des echten sport nicht ganz erfüllt, ist kein wahrer sportsman und kann in England keinen Anspruch auf diesen Namen machen.

Ein echter sportsman nun war der Lord Mellisdale. Ich brauche Euch also nicht erst zu sagen, wie glücklich ich mich in seinen Diensten fühlen mußte. Und dennoch, solltet Ihr es glauben, Meinherr? war ich fern davon, glücklich zu sein. Im Gegentheil. Um Euch das leichter begreiflich zu machen, muß ich Euch ersuchen, mit mir einen Rückblick auf mein früheres Leben zu werfen.

Als Findelkind in einem Waisenhaus erzogen, ohne Anverwandte, ohne irgendwelche Familienbeziehungen, ohne Freunde selbst, hatte ich mich seit meiner zartesten Kindheit nicht nur der Liebkosungen einer Mutter und der Liebe eines Vaters, sondern auch der Theilnahme und des Wohlwollens irgend eines menschlichen Wesens beraubt gesehen. Und der Vater und die Mutter des Waisenhauses, die übrigen Waisenkinder, werdet Ihr mir sagen? Ach, Meinherr, wenn Ihr wüßtet, was so ein Vater und so eine Mutter gewöhnlich zu bedeuten haben, wie sie fast immer in ihrer Stellung auf Nichts Anderes sehen, als auf den materiellen Vortheil, den sie daraus ziehen und alles Uebrige, das heißt, die Sorge um die ihnen anvertrauten Kinder, als eine Last betrachten, dann würdet Ihr sicherlich gleich mir begreifen, daß unter Hunderten kaum Zwei sind, die sich der armen Waisenkinder liebreich annehmen und ihnen wirklich, so mangelhaft es auch sei, Vater und Mutter zu ersetzen suchen.

„Was aber meine Schicksalsgenossen, meine kleinen Gespielen anbetrifft, so waren sie gleich mir zu jung, um eine

ernstliche Neigung zu einander haben zu können. Ich faßte zwar für einige unter ihnen, wie sie wiederum für mich, eine Art Freundschaft, aber diese Freundschaft wollte ebenso wenig sagen, wie meist jede, welche zwischen jungen Spielgefährten besteht. Es kommt wohl dann und wann vor, daß zwei oder mehrere Waisenkinder eine Anhänglichkeit für einander fassen, welche bis in's späteste Alter währt, aber das sind seltene Ausnahmen, und ich habe weder hier zu Lande, noch in England viel von solchen verlassenen Kindern gesehen, die wie wirkliche Geschwister an einander gehangen hätten.

„Mein Meister, der Schuhmacher, und seine Frau hatten mich mehr oder minder wahrhaft lieb, und ich denke noch mit Vergnügen an die Zeit zurück, welche ich unter einem Dache mit ihnen verlebte. Diese braven Leute hatten keine Kinder, und die Gewohnheit ließ sie allmählig mich in gewisser Art als ihren Sohn ansehen. Doch der Grund dieses Wohlwollens war ebenfalls Eigennutz gewesen. Ich war kaum ein Jahr beim Schuhmacher, so leistete ich ihm für ein geringes Geld schon soviel Dienste, wie er schwerlich von einem andern, nicht elternlosen Gesellen hätte verlangen können, der ihm noch überdies vielleicht drei Mal soviel gekostet haben würde als ich. Indessen müßte ich auch wiederum ungerecht sein, wenn ich nicht freimüthig eingestehen wollte, daß sie mich mit mehr Liebe behandelten, als der Waisenvater und die Waisenmutter. Ich muß selbst zugeben, daß sie in vieler Hinsicht besser für mich sorgten, und diese Ueberzeugung, sowie die wirkliche Zuneigung, welche ich für den Baes gefaßt hatte, bestimmten mich auch später, ihm nach London zu folgen. Gleichwohl waren ihre Gefühle für mich nicht im Entferntesten so ge-

wesen, wie ich sie mir wohl zuweilen träumte, wenn ich das Glück anderer Kinder mit ansah, die Vater und Mutter besaßen.

„Indessen, so wie es war, war es noch immer mehr für mich, als ich je hoffen durfte. Ich begnügte mich deshalb damit und suchte, so viel ich konnte, mich ihrer Theilnahme würdig zu machen. In dieser Beziehung kann ich wohl sagen, daß ich mir Nichts vorzuwerfen habe und mich, besonders als mein Meister nach dem Tode seiner Frau unglücklich wurde, so betrug, wie nur ein guter Sohn sich in dergleichen traurigen Umständen benommen haben würde. Ich sagte Euch bereits, daß ich mich nicht eher vom Schuhmacher trennte, als bis er in's Spital kam und daß ich ihn bis zu seinem Tode, so oft es erlaubt war, besuchte und ihm getreulich beistand. Erst nachdem ich seine Leiche hatte bestatten helfen, hielt ich mich meiner Verpflichtungen gegen ihn entbunden.

„Seit der Zeit hatte ich keine Gelegenheit mehr, für Jemand Anderes eine solche Freundschaft zu empfinden, daß sie einen größern Platz in meinem Leben eingenommen hätte. Ward kannte ich nicht lange genug, um an ihm eine Entschädigung für den Verlust meines Baes und die mir fehlenden Familienbeziehungen zu finden. Mein Patron, Lord Mellisdale, war zwar im gewissen Sinne mein Freund, indessen wie vertraulich er auch mit mir umging, so blieb doch der Abstand zwischen mir, dem allerdings berühmten, aber immer in Diensten stehenden Jockei, und ihm, dem millionenreichen mächtigen Pair, zu groß, um jemals eine wahre gegenseitige Zuneigung zwischen uns möglich zu machen. Ihr werdet mir einwenden, daß ich mit andern Jockeis und Stall=

bedienten, oder selbst mit weniger hohen Pferdeliebhabern hätte Freundschaft anknüpfen können, aber, leider, sind nicht Alle Wards, Meinherr! Man findet Viele unter ihnen, welche an Brutalität und schlechten Manieren es mit den Vigilantenkutschern aufnehmen können. Und solche, die gebildeter und zum Umgang geeigneter gewesen wären, lernte ich unglücklicher Weise nicht kennen, so daß ich Niemand hatte, mit dem ich so recht herzlich hätte verkehren können und am Ende trotz meiner beneidenswerthen Lage, trotz der Gunst meines Herrn und trotz alles meines Ruhmes — denn ich war wirklich berühmt geworden — mich gänzlich einsam in der Welt und noch verlassener fühlte, als damals, wo ich das Waisenhaus bewohnte.

„Es machte mich sehr unglücklich und immer unglücklicher, je mehr Monde und Jahre hingingen, ohne daß irgend eine Veränderung in meiner Verlassenheit eintrat. Gerade ich, der mit einer so warmen, gefühlvollen Seele geboren worden war, der ich von Jung auf das tiefste Bedürfniß nach Freundschaft und Liebe empfunden hatte, stand mehr als je ohne alle Liebe und ohne Freundschaft da. In meiner Verzweiflung wandte ich mich zu den Dienstboten des Lord Mellisdale, mit der Hoffnung, unter ihnen einen Freund oder eine Freundin zu finden. Doch vergebens. Ich war, das wußten Alle, der Günstling des Herrn und außerdem ein Fremdling. Das genügte, um jede Annäherung meinerseits ohne den gewünschten Erfolg zu lassen. Man beneidete, man haßte mich, und fürchtete, diesen Haß, diesen Neid bei genauerer Bekanntschaft aufgeben zu müssen.

„Es ging so weit, daß ich zuletzt ernstlich daran

dachte, mich zu verheirathen. Es ist einem Jockei Nichts weniger anzurathen, als das, weil er erstens immer der Gefahr ausgesetzt ist, bei einem oder dem andern Rennen den Hals zu brechen, und zweitens nur selten oder gar nicht zu Haus bleiben kann. Und dennoch stand ich auf dem Punkte, es zu thun.

„Ein Kammerdiener des Lord Mellisdale hatte nämlich eine allerliebste Tochter, welche gleich den meisten Mädchen in England Mary hieß und dann und wann zu uns in's Haus kam, um ihren Vater zu besuchen. Nun glaubte ich bemerkt zu haben, daß ihr Vater mir weniger feindlich gesinnt wäre als die übrigen Dienstboten, und das brachte mich auf den Gedanken, seine Tochter zu heirathen. Ich sprach mit dem Kammerdiener darüber, er hatte natürlich nichts dagegen und rieth mir, seine Tochter zu fragen. Ich that es, und obgleich Mary den Handel nicht auf der Stelle abschloß, so ließ sie mir doch deutlich merken, daß sie Nichts gegen mich hätte und früher oder später — ich glaube wohl, bald — ihre Einwilligung geben würde. Unglücklicher oder soll ich lieber sagen glücklicher Weise kam ich kurze Zeit nachher dahinter, daß sie bereits seit einigen Jahren eine sehr genaue Bekanntschaft mit einem Sergeanten von den horse-guards hatte, einem wahren Mordkerl, auf mein Wort, der mitunter, wenn er Urlaub hatte, acht Tage lang bei ihr wohnte. Zugleich hörte ich, daß sie sich vorgenommen hatte, diese Bekanntschaft auch in der Ehe auf demselben freundschaftlichen Fuße fortzusetzen, und daß sie einzig und allein unter diesem Vorbehalte die von ihrem Vater beabsichtigte eheliche Verbindung mit mir eingehen wollte, indem mein hohes Jahrgehalt

allein ihr anstand. Da ich mich jedoch nicht geneigt fühlte, mit dem Rothrock in nähere Berührung zu treten, wurde die Heirath zu Wasser, und ich entfernte mich auf's Neue und noch mehr als früher von unserer Dienerschaft und blieb, von aller Welt verlassen, nur noch mit meinem Herrn und seinen Pferden in genauerem Verkehr.

Miß Arabella Knox.

„Ich weiß nicht, ob ich die traurige Gemüthsstimmung, in welche ich um jene Zeit verfiel, lange hätte ertragen können. Zum Glück trat einige Monate später in meinen Stallungen eine Veränderung ein, welche all' meinem Leide ein Ende machte, mich mit meinem Geschick aussöhnte und mich endlich das finden ließ, was ich seit Jahren, ich kann fast sagen seitdem ich anfing zu denken, vergeblich gesucht hatte; ich fand nämlich ein Wesen, das mit mir fühlte, das mir Vater und Mutter, Freunde und Verwandte, kurz Alles ersetzte, was die Menschen gewöhnlich lieb haben und lieben.

„Dieses Wesen war ein Pferd. Ihr denkt an Miß Arabella Knox, Meinherr, ich sehe es auf Euerm Gesicht. Es war in der That das arme Thier, das gestern Eure Aufmerksamkeit und Neugier in so hohem Grade erweckte, und — ich darf es hoffen — Euer Mitleid, Eure Theilnahme rege machte. Miß Arabella Knox war es, die der schrecklichen Verlassenheit, in welcher ich mich befand, ein Ende machte, die mir das Glück zu Theil werden ließ, nicht mehr allein auf dieser Welt zu stehen. Doch muß ich Euch zuvörderst erzählen, auf welche Weise dieses unvergleichliche Thier in die Stallungen meines Herrn kam.

Die meisten Eigenthümer von racing horses oder Rennpferden verstehen wenig oder gar nichts von der eigentlichen Pferdezucht. Besitzen sie irgend eine thorough-bred mare oder Vollblutsstute, welche zu alt wird, um noch laufen zu können — und in England werden die Rennpferde überaus schnell alt — so vertrauen sie das Thier dem oder jenem wohlhabenden Gutsbesitzer oder Gutspächter, einem farmer an, der sich besonders auf die Pferdezucht legt. Dieser läßt die Stute von einem der Hengste decken, welche die Derby oder St. Leger stakes gewonnen haben. Das Fohlen, welches die Stute bringt, gehört dem Besitzer derselben, aber der Farmer zieht es auf und behält es in seinen Stallungen, bis es von den Jockei's zu den Wettrennen abgerichtet werden kann. Auf diese Weise habe ich in die Ställe des Lord Mellisdale nach und nach eine Masse junger Pferde bringen sehen, deren Existenz ich vorher gar nicht geahnt und die mein Herr selbst nie zu Gesicht bekommen hatte, ehe sie vom Farmer abgeholt worden waren.

Ich werde nie den Tag vergessen, wo ich Miß Arabella Knox zum ersten Male sah. Alle Umstände unsres ersten Begegnens stehen mir noch so deutlich vor den Augen, als wäre es erst gestern geschehen. Ich hatte mit Lord Mellisdale eine kurze Reise nach dem Festlande unternommen, um dem Rennen in Paris beizuwohnen. Wir waren durch Belgien zurückgereist, ich hatte nach so langjähriger Abwesenheit mein Vaterland, meine Geburtsstadt wiedergesehen, und fühlte mich mehr als je allein und verlassen in dem kalten nebligen London. Wir kamen Abends spät an. Erst am nächsten Morgen besuchte ich meine Stallungen. Es waren gerade ein Paar

neue Pferde vom Lande gebracht worden. Eins von diesen war Miß Arabella. Alle Stallknechte standen in einem weiten Kreise um sie herum, und bewunderten das prächtige Thier. Aber Keiner von ihnen wagte es, sich ihm zu nähern, weil es ungewöhnlich scheu und wild war, und schon am Tag vorher einem der Stalljungen oder grooms, der es von Haus aus wie ein anderes Pferd hatte behandeln wollen, einen tüchtigen Schlag versetzt hatte. Ja, Meinherr, dieses schöne Thier hatte von Anfang an das Gefühl seines Werthes; es sah in seinem Geiste all' die Triumphe voraus, welche es in der Zukunft davon tragen sollte; es hatte die innere Ueberzeugung, daß es mehr Achtung, mehr Zuvorkommenheit verdiene, als meistens ein gewöhnlicher Stallknecht für die Pferde hat, die er versorgt. Ich begriff das vom ersten Augenblick an, und näherte mich der Miß mit einer gewissen Ehrerbietung, die ihr zu schmeicheln schien. Die umstehenden Diener lachten sich in's Fäustchen. Sie dachten, daß die stolze Stute mich ebenfalls auf eine gewaltig grobe Art behandeln würde, sie wünschten es vielleicht sogar. Anfangs schien das auch mehr als wahrscheinlich. Sie stand gleichgültig da und schnupperte ihren Hafer, und als ich die Hand auf ihr schönes glänzend schwarzes Fell legte, um sie zu streicheln, wandte sie ungeduldig den Kopf um und warf mir einen Blick zu, der soviel sagen wollte, als: „da ist schon wieder Einer, dem ich eine Lektion geben muß.“ Aber war es nun, daß sie in meinen Augen las, wie sehr ich eines Freundes bedurfte, oder daß sie auf den ersten Blick errieth, wie ich sie nach ihrem Werthe schätzte, ihren Stolz begriffe und ihrer Schönheit huldigte, ich kann's nicht sagen; ich weiß nur, daß sie mich

nicht schlug. Ich fuhr fort, sie mit aller Gemächlichkeit zu besichtigen, ohne daß sie, zur großen Verwunderung und zum Aerger der herangetretenen Stallknechte, auch nur den geringsten Unwillen darüber gezeigt hätte. Sie erlaubte mir sogar, ihre Füße einen nach dem andern aufzuheben und ihr das Maul aufzumachen, ohne sich dadurch stören zu lassen. Kurz, von dem Augenblicke an konnte ich mit dem prächtigen Thiere thun, was ich nur wollte, ohne es je unruhig oder böse zu machen, und als ich mich nach der ersten Besichtigung entfernte, waren wir — ich kann es mit Stolz sagen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten — die besten Freunde von der Welt.

„Ich gab Lord Mellisdale zu verstehen, daß ich diese Stute selbst abzurichten wünschte. Er war ungemein erfreut darüber; denn er schätzte das Thier ebenfalls nach Gebühr und wußte, daß es unter meinen Händen und von mir geritten ein vortreffliches Subjekt werden mußte. Ich erhielt daher augenblicklich die nachgesuchte Bewilligung, die fernere Leitung von Miß Arabella nach meinem Ermessen zu regeln, da er überzeugt war, daß dieses ihre Fortschritte nur beschleunigen könnte.

„Ich will Euch nicht damit langweilen, Euch die Mühe, die Sorgfalt und den Eifer zu beschreiben, welchen ich mir's kosten ließ, um aus diesem Pferde ein wahrhaft ungewöhnliches Thier zu machen. Es genügt, wenn ich sage, daß ich mich drei Monate nach einander ganz ausschließlich mit Miß allein beschäftigte. Allerdings machte sie mir Alles leicht, was ich für sie that, sie zeigte sich so folgsam, so gelehrig, wie ich es nur wünschen konnte, dabei wurde ich bald gewahr, daß sie

nicht allein Verstand, sondern, was noch mehr ist, auch ein vortreffliches Gemüth, ein edles Herz besaß. Hatte ich in den Stallungen, oder sonst wo mit meinen Untergebenen Verdrießlichkeiten gehabt, was sie sogleich bemerkte, so that sie ihr Möglichstes, es mich durch noch größere Folgsamkeit und Gelehrigkeit vergessen zu machen. War ich aus irgend einer Ursach unzufrieden mit mir selber, so wußte sie mich durch ungekünstelte Fröhlichkeit und heitern Muthwillen, selbst durch allerlei kleine liebevolle Neckereien in andere Laune zu versetzen und mich zuletzt so lustig zu machen, wie sie selbst war. Aber das war noch gar Nichts. Ihr hättet sie sehen müssen, wenn ich traurig oder niedergeschlagen war; dann schien es, als ob sie meine Gedanken hätte auf meinem Gesichte lesen können. Sie sah mich mit ein paar Guckaugen an, die ordentlich überströmten von Mitleid und Wehmuth. Es lag dann soviel Theilnahme in ihrem Blick, daß ich mir fast Vorwürfe darüber machte, mich noch einsam und verlassen fühlen zu können, während sie eine solche Zuneigung für mich gefaßt hätte. Sie schien mir einen sanften Verweis geben zu wollen, daß ich ihre Liebe verkannte, welche doch wahrlich die von einem ganzen Haufen von Freunden und Verwandten aufwiegen konnte. Ich schämte mich dann meiner Muthlosigkeit und fühlte mich durch ihre aufrichtige und treue Neigung so glücklich, daß bald keine Spur von meiner Traurigkeit mehr übrig blieb.

„Was soll ich Euch mehr sagen, Meinherr? Ich und Miß Arabella Knox, wir empfanden in kurzer Zeit eine von jenen Herzensneigungen für einander, die nur mit dem Leben aufhören. Das liebe Thier wurde mir ein Bruder, eine

Schwester, ein Sohn, eine Tochter, kurz Alles, was Ihr wollt. Sie entschädigte mich für den Mangel an Theilnahme und Trost, an dem ich seit dem Tode des Schuhmachers so viel gelitten hatte. Es darf Euch daher nicht wundern, wenn ich Euch sage, daß ich fortan alle Stunden, die ich zu meiner Verfügung hatte, bei ihr zubrachte, und daß ich nie von ihrer Seite wich, wenn mich nicht die Pflichten meines Amtes anderswohin riefen.

Triumph auf Triumph.

„Aus dem Wenigen, was ich Euch bis jetzt über Miß Arabella Knox mitgetheilt habe, werdet Ihr leicht entnehmen können, daß sie kein gewöhnliches, oder gar ein alltägliches Pferd, sondern im Gegentheil ein Meisterstück, ein Wunderthier, ein Modell von Pferd, mit einem Worte eins von jenen seltenen Wesen war, welche die Natur nur von Zeit zu Zeit hervorbringt und nach deren Schöpfung sie, um so zu sagen, einiger Zeit Ruhe bedarf, ehe sie wieder daran denken kann, ein ähnliches Werk zu schaffen.

„Sie stammte, wie Ihr gestern sehr richtig bemerktet, von dem weltberühmten Eclipse ab, einem Hengste, der einem der edelsten Pferdegeschlechter Englands angehörte. Ihr Vater war der ausgezeichnete Migleton, ihre Mutter die nicht minder berühmte Nelly Blue, welche ebenfalls einem altadeligen Geschlechte entsprossen war. Was ihre Schönheit anbelangt, von der jetzt, leider! nach all' den Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten, die Miß betroffen haben, keine Spur mehr vorhanden ist, so war die so groß und so unübertroffen, daß die ältesten Pferdekenner sich nicht erinnerten, je etwas Aehnliches

gesehen zu haben. Ihr schwarzes Fell glänzte in der Sonne wie der schönste Atlas, ihre Beine waren sowohl vorn wie hinten so fein, wie man sie bei einem wohlgeformten Rennpferd nur träumen kann, und dabei so stark und fest wie Stahl. Ihr Leib war lang und schlank, wie der von einem jungen Mädchen, jede ihrer Bewegungen zierlich und einnehmend. Die Brust breit, die Croupe regelrecht viereckig, der Hals lang und biegsam, wie bei einem Schwan. Die Füße waren lieblich zu sehen, Mähnen und Schwanz so weich wie Seide. Dabei Kopf, Augen und Zähne wie man sie vielleicht noch niemals bei einem andern Pferde angetroffen hat.

Schon lange bevor sie auf dem turf erschien und an den Wettrennen Theil nahm, war ihr Ruf bereits gemacht, wurde sie in allen Clubs und allen Ställen als das achte Wunder der Welt gerühmt. Sobald es bekannt wurde, daß sie bei dem Rennen in Newmarket mitlaufen sollte — denn dort wollte Lord Mellisdale sie nach Ablauf ihrer dreimonatlichen Lehrzeit zum ersten Male auftreten lassen — wurden gleich mehrere tausend Pfund auf ihren Kopf gesetzt und das von sportsmen, die sie noch nie gesehen hatten. Aber das war noch Nichts. Ihr könnt Euch keine Vorstellung machen und ich will auch nicht erst versuchen, es Euch zu schildern, mit welchem Enthusiasmus ihr Erscheinen in den Schranken begrüßt wurde. Das Gemurmel der Bewunderung, welches ihre ersten Schritte in der Rennbahn hervorriefen, endigte in einem so lauten und allgemeinen Zujauchzen, daß die Bescheidenheit des guten Thieres sichtlich darunter litt. Die Summen, welche auf ihren Kopf verwettet wurden, verzehnfachten sich und selbst die Damen begnügten sich nicht, mit ihren Schnupf-

tüchern zu wehen, sondern gingen ihrerseits untereinander Wetten ein, welche fast ebenfalls so vermessen waren, wie die ihrer Männer, Brüder und Vormünder.

„Was soll ich Euch sagen? Bevor die Rennen anfingen, war bereits der Sieg entschieden, blos auf die gewöhnlichen Schritte von Miß Arabella hin. Zwölf der vornehmsten sportsmen, die ihre besten Pferde angemeldet hatten, ließen lieber ihre stakes im Stich und zogen ihre Pferde zurück, so fest waren sie von deren Niederlage überzeugt. Die Uebrigen sahen sehr niedergeschlagen auf ihre Pferde herab, obgleich es Alles Pferde von großem Rufe waren, und bereits beim ersten Rennen wurden alle Mitreitenden dermaßen von meinem Pferde überholt, daß Keiner mehr an Fortsetzung des Kampfes denken konnte. Mein Herr gewann alle Rennen, für welche Miß Arabella eingeschrieben war.

„Soll ich versuchen, Euch unsern Sieg weiter zu beschreiben? Nein, ich würde es nicht können. So Etwas hatte man selbst in England noch nie gesehen. Man führte uns im Triumph herum, man wollte uns, mich und Miß, tragen, man überschüttete uns mit Blumen, keine Dame behielt ihren Strauß. Ja, als wir nach London zurückkamen, wurden wir von Allem, was nah und fern nur Etwas mit dem turf oder sport zu thun hatte, feierlich eingeholt, und vierzehn Tage lang hörte man in den Clubs, Theatern, in den Häusern, Salons und Ställen, Trinkhäusern und Lesegesellschaften, auf Straßen und Plätzen, Promenaden und Quais Nichts als unser Lob. Die Zeitungen machten Leitartikel über Miß, mich und den Lord Mellisdale, in allen Kunsthandlungen sah man einen Monat hindurch nur Bilder von uns an den

Fenstern. Man goß uns in Gyps und Bronce, meißelte uns in Stein und Marmor. Wir waren die Lions der ganzen Saison, selbst an der Börse war mehr von uns die Rede, als von Consols.

„Wenn ich sage, einen Monat, eine Saison, so meine ich damit nur den allerersten Enthusiasmus. Denn unser Ruhm währte anhaltend fort und vergrößerte sich noch bei jedem Rennen. In kurzer Zeit hatten wir einen europäischen Ruf. Aber etwas Aehnliches war auch noch nie gesehen worden. Bis dahin waren die Preise von Pferden gewonnen worden, die ihre Rivalen um eine ganze oder halbe Pferdelänge, um einen Kopf, einen halben Kopf oder um noch weniger schlugen. Wenn aber Miß lief, konnte das Rennpferd, welches ihr am nächsten folgte und nicht weiter als drei Pferdelängen hinter ihr zurückblieb, schon für ein wahres Wunder gelten. Es ging gar zu weit. Lord Mellisdale wurde zuletzt noch unsicher, ob er noch an den Rennen Theil nehmen dürfte, da Niemand mehr ein Pferd gegen Miß laufen lassen konnte und er schon auf die Anmeldung ihres Namens hin meist alle Preise erhielt. Ich machte ihm jedoch begreiflich, daß sein Gewissen hierin allzu ängstlich wäre. „Noblesse oblige,“ sagte ich ihm, „das heißt: ein edles Pferd muß laufen, soll es seiner Sendung, seinem Rufe getreu bleiben. Ihr könnt Nichts dafür, wenn wir ein achtes Wunder sind.“ Er ließ sich bedeuten und so kam es, daß wir zwei volle Jahr hindurch den Ruhm aller Pferde verdunkelten und den Pferdeliebhabern dadurch einen empfindlichen Stoß beizubringen drohten, daß wir alle sportsmen in England entmuthigten.

„Da traf uns, nämlich Miß, mich und den Lord Mellis=

dale, unglücklicher Weise ein so harter, so grausamer Schlag, daß — doch bevor ich Euch unsere Unglücksfälle erzähle, muß ich Euch sagen, daß Miß trotz ihrer glänzendsten Triumphe mir gegenüber immer dasselbe bescheidene, liebe, freundliche und gefühlvolle Thier von früher blieb. Sie ließ sich weder durch Hochmuth, noch durch Herrschsucht verblenden, und war ganz ebenso meine Freundin, wie vor dieser ruhmreichen Epoche ihres Lebens, kurz, ich hatte mich ebenso wenig über sie, über ihren Charakter, ihr Herz und ihr Betragen zu beklagen, wie sie sich über mich, über meine Sorge um sie und über meine Freundschaft.

Unglück.

„Als wir nun gerade in der schönsten Zeit unsres Lebens standen und die Bewunderung des ganzen Pferdeliebenden Europa's waren, traf uns Beide der grausamste Schlag, von dem ich Euch erzählen will.

„Wenn ich Euch vorher meinen edeln Patron, den Lord Mellisdale, als einen Pferdeliebhaber vom reinsten Blute geschildert habe, so habe ich eigentlich Unrecht. Er war es nicht. Ich habe ihn allerdings eine geraume Zeit lang dafür gehalten, weil ich ihn nicht genug kannte, aber durch Erfahrung sah ich später ein, daß er die Pferde doch nur aus Zufall, aus Langerweile, aus Eigendünkel, aus Hochmuth und aus keinem andern Grunde hielt. Ihr werdet gleich den Beweis davon haben.

„Aus meiner frühern ausführlichen Schilderung des echten sportsman wißt Ihr, was dieser Name im wahren Sinn des Wortes zu bedeuten hat. War nun Lord Mellisdale ein

solcher sportsman? Ich schwanke jetzt keinen Augenblick, diese Frage mit Nein zu beantworten. Er war reich, unermeßlich reich, hatte keine besondere Liebhaberei für irgend Etwas auf der Welt, hatte einen Abscheu vor Kriegsdienst, Börsenspekulation und Politik, wenig Neigung zum Landbau und mithin viel überflüssige Zeit. Reisen hatte er gleich jedem Gentleman von guter Familie gemacht, und nach seiner Tour durch Europa konnte es daher nicht fehlen, daß er sich bald sehr langweilen mußte. Unter seinen Freunden nun befanden sich einige sportsmen, die es wirklich mit Leib und Seele waren, und von ihnen nahm er einen gewissen Geschmack für Pferde und Hunde an, ohne die Leidenschaft, das Feuer und die Ausdauer zu besitzen, welche den wahren sportsman auszeichnen. So hatte er sich denn Pferde und Hunde angeschafft, ging auf die Jagd, ließ rennen, machte Wetten, kaufte Bilder, Statuen und Antiquitäten, indeß Alles nur aus Liebhaberei und um Etwas zu thun. Müßte ich Euch noch fernere Beweisgründe angeben, so dürfte ich nur hinzufügen, daß er, wäre er wirklich ein sportsman gewesen, nie den genialen, den trefflichen Ward hätte aus seinen Diensten gehen lassen. Allerdings hätte Ward dann nicht Minister werden und das Herzogthum Lucca glücklich machen können, und dieser Gedanke allein genügt mir eigentlich, um dem Lord seine Handelsweise zu vergeben, aber trotz dem Allen . . .

„Ich fahre fort. Lord Mellisdale hielt viel auf mich und Miß, das muß ich bekennen, indessen schätzte er uns doch noch nicht ganz nach Werthe. Dazu hätte er ein wirklicher Kenner sein müssen, und das war er nicht. Ohne Zweifel schmeichelte es seiner Eitelkeit, den besten Jockei — denn das

kann ich dreist sagen, Meinherr, ohne mich selbst zu loben — also den besten Jockei der drei vereinigten Königreiche und das schönste Pferd auf der ganzen Welt zu besitzen, seine Brust hob sich vor Stolz, wenn er mich und Miß aus Aller Munde rühmen hörte und sich überall, in allen Zirkeln und Clubs, als der Glücklichste der Sterblichen beneidet sah, aber das war auch Alles. Ein And'rer in seiner Stelle hätte nur noch in seinen Stallungen gelebt und diese selten oder nie verlassen. Er hingegen — es demüthigt und schmerzt mich, es sagen zu müssen, aber es verliefen oft halbe Tage, ohne daß er ebensowenig nach mir und Miß, wie nach seinen übrigen Pferden fragte.

„Es ist zwar wahr, man kann seine Art und Weise nicht so leicht verändern, und er besonders hatte mit viel Schwierigkeiten und Vorurtheilen zu kämpfen. Namentlich war er heftig verliebt in eine gewisse Lady Blessings, eine junge Wittwe aus einer der ersten Familien des Reichs, die schön, gut, tugendhaft und unermeßlich reich war, aber ebenso wenig von Pferden wie von Hunden wissen wollte. Denn ihr erster Mann, Lord Blessings, war ein echter sportsman gewesen und hatte nie seine Hunde- und Pferdeställe verlassen. Sie war meinem Herrn nicht abgeneigt, im Gegentheil, sie liebte ihn mit Herz und Seele, aber als er sie um ihre Hand bat, erklärte sie ihm, erst dann mit ihm über eine Heirath sprechen zu wollen, wenn er seine Hunde und Pferde abgeschafft hätte.

„Mein Patron, zu seiner Ehre sei's gesagt, widerstand lange, sehr lange, da ihm diese Forderung bereits gestellt worden zu sein scheint, bevor ich in seinen Dienst trat, und

wenn er zuletzt nachgab, so war es rein — doch ich will den Begebenheiten nicht vorauseilen, und zuerst das unerhörte Unglück erzählen, welches uns Alle in's Verderben stürzte.

„Es traf uns bei den Yorker Rennen, denselben, welchem ich, wie ihr Euch erinnern werdet, meinen ersten Triumph verdankte. Miß Arabella Knox, ich schmeichle mir, es Euch bewiesen zu haben, war eine Perle von einem Pferde, ein Wunder, mit einem Worte die größte Pferdevollkommenheit, die es je gegeben. Indessen, ich kann es nicht verschweigen, Meinherr, sie hatte bei all' ihrer Makellosigkeit doch eine einzige kleine Unvollkommenheit, ich sage: eine einzige, und füge hinzu, daß dieselbe so gering, so unbedeutend war, daß sie eigentlich gar nicht den Namen Unvollkommenheit verdiente. Jedenfalls war sie ihr zu verzeihen. Denn ganz und gar vollkommen ist Niemand unter dem Mond und Miß gehörte der Erde an, so gut wie wir Alle. Ohne diesen leichten Fehler wäre sie kein irdisches Geschöpf mehr gewesen, man hätte sie geradezu einen Engel von Pferd oder wenn Ihr lieber wollt, einen Pferdeengel nennen müssen.

„Diese Unvollkommenheit nun bestand darin: sie hatte einen Widerwillen gegen Gelb, sie konnte die gelbe Farbe nicht leiden. Fiel ihr Blick auf etwas Gelbes, so wurde sie nervenkrank und verlor die Fassung. Ich war ein Mal durch Zufall dahintergekommen. Ich hatte schon öfter, wenn ich sie ritt, bemerkt, daß sie an einer gewissen Stelle der Reitbahn, wo ein großer gelber Fleck an der Mauer sichtbar war, jedes Mal zitterte, hatte aber weiter nicht darauf geachtet. Eines Tages jedoch, wo ich ein gelbes Halstuch trug, fuhr sie, als ich zu ihr herantrat und sie sich wie immer freund=

lich nach mir umsah, dermaßen zusammen, daß ein Stallknecht, der neben mir stand, ebenfalls aufmerksam wurde. Ich beeilte mich, das Tuch abzubinden und wegzuwerfen. Miß beruhigte sich und bezeigte ihre Dankbarkeit für diese Aufmerksamkeit — so natürlich sie auch meinerseits war — indem sie sich noch liebenswürdiger und folgsamer als gewöhnlich betrug.

„Aber jener Stallknecht, welcher Zeuge dieses Vorfalls gewesen, war eine gemeine Seele — es giebt ja deren überall, in den Ställen so gut wie anderswo. Er beneidete mir schon seit langer Zeit die Gunst meines Herrn und sah mit schelen Augen auf die Freundschaft, welche Miß mir zugewendet hatte, während sie von ihm wenig hielt und kein Bedenken trug, es ihm öfters durch Stampfen oder sonst wie zu zeigen. Der Stallknecht beschloß daher, sich an ihr und mir zu rächen. So lange er bei uns blieb, konnte er sein frevelhaftes Vorhaben nicht zur Ausführung bringen, aber kurze Zeit darauf, gerade als Miß und ich den Gipfel unsres Ruhmes erreicht hatten, verließ er unsere Stallungen, um in den Dienst des Sir Edward Banks, eines der größten Feinde des Lord Mellisdale, zu treten. Dort dachte er die schönste Gelegenheit zu haben, uns auf eine niederträchtige Weise zu schaden, und um dies zu können, entblödete er sich nicht, sich einer der infamsten Schurkereien schuldig zu machen, wie sie im Jockeikorps nur je gehört worden ist. Urtheilt selbst.

„Die Geheimnisse des Stalles sind für alle Jockei's, für jeden groom und Stallknecht, der das Herz am rechten Fleck hat, unverbrüchlich heilig. Es giebt wenig Beispiele, daß Schurken diese Geheimnisse gemißbraucht hätten. Was

that nun jener Schelm, der John Shaw — so hieß der Stallknecht? — er verrieth das Geheimniß, er machte sich der Stallgeheimnißverletzung schuldig. Ja, Meinherr, man schaudert selbst bei dem Gedanken daran, und doch bebte er nicht davor zurück, es zu thun! Er machte Sir Edward Banks mit der kleinen Schwäche der Miß Arabella Knox bekannt, dieser Feigling! — er theilte seinem neuen Herrn ihren Widerwillen gegen Gelb, ihren Abscheu vor der gelben Farbe mit!

„Und was geschah nun? Es war, wie ich schon erwähnte, bei den Wettrennen von York. Miß war für die stakes sowohl, wie für die townplate eingeschrieben. Das erste Rennen ging wie gewöhnlich vortrefflich. Wir waren dem Voltigeur, einem der besten Rennpferde des Lord Willming und ich kann hinzufügen, von ganz Europa, mehr als zwei Pferdelängen voraus und gewannen den Preis auf eine wahrhaft glorreiche Weise. Die Zujauchzungen begrüßten uns enthusiastischer als je, und wiederum war das Lob über Miß und mich in Aller Munde. Doch nein, nicht in Aller Munde. Sir Edward Banks befand sich auf der Tribüne der Richter, unser ehemaliger Stallknecht, der schurkische John Shaw stand etwas seitwärts der stands. Nun bemerkte ich wohl, daß er, als das townplate-Rennen anfangen sollte, seinem neuen Herrn gewisse Zeichen machte, als ob er ihm zuwinken wollte, gut aufzupassen und den richtigen Augenblick wahrzunehmen. Doch achtete ich weiter nicht darauf. Erst später begriff ich, was sie damals Gottloses mit einander verabredet hatten. Gleichwohl konnte ich beim Aufsitzen eine gewisse und mir unerklärliche Unruhe nicht unterdrücken. Ein unwillkürliches Frösteln überfiel mich, ohne daß ich wußte warum. Ein

Augenblick ruhiger Ueberlegung ließ indessen die Unruhe verschwinden und das Frösteln aufhören. Warum, dachte ich, sollten wir dieses Mal weniger glücklich sein, als bisher? Unsere Siege hatten wir bis dahin nie dem blinden Zufall, sondern immer den trefflichen, ganz ungewöhnlichen Eigenschaften der Miß zu danken, und daß sie auch nicht das Geringste von ihrer Trefflichkeit verloren hatte, war so eben wieder durch ihren neuen Triumph vor Aller Augen klar geworden. Was sie selbst anbelangte, so war sie fröhlich und wohlgemuth wie immer. Das arme Thier! Wenn es hätte vorhersehen können, was so eben geschehen sollte, welch' unerhörtes Unglück uns bedrohte, was für ein elendes Loos uns Beiden beschieden war!

„Das Rennen begann. Ich ließ wie gewöhnlich meine Mitkämpfer ruhig ihre Pferde in vollen Lauf setzen und begnügte mich, mit einem gemäßigten Tempo anzufangen. Wir mußten drei Mal um die Bahn herum. Bei der ersten Tour war der Voltigeur uns Allen weit voraus. Nun hielt ich Miß nicht länger zurück und ließ sie nach ihrem eignen Gutdünken laufen, weil ich überzeugt war, daß sie am Besten wissen müßte, was sie zu thun hätte, um alle übrigen Kämpfer zu schlagen. Beim zweiten Lauf hatten wir den Voltigeur bereits ohne Mühe eingeholt. Ich sah, wie der Jockei, der ihn ritt — ein sonst tüchtiger Kerl, Dick Brown war sein Name, den Ihr vielleicht schon habt nennen hören, da er jetzt an der Spitze der englischen Jockei's von Ruf steht — ich sah also, wie er verzweifelte Anstrengungen machte, um seinem Pferde Muth einzuflößen. Miß begnügte sich noch einige Augenblicke lang, gleichen Schritt mit ihm zu halten. Als

wir aber die Hälfte der Bahn hinter uns hatten, hielt sie es für Zeit, ihn von seiner Anmaßung, auf den Preis zu rechnen, gründlich zu heilen. Sie machte einige von den Sätzen, wie sie allein sie machen konnte, und Voltigeur war distancirt, auf eine fabelhafte Weise distancirt. Er lief noch immer tapfer mit, und die wenigen Zuschauer, welche noch Acht auf ihn gaben, sahen, daß Thränen der Wuth und der Verzweiflung in seinen Augen sowohl, wie in denen seines Reiters perlten.

„Noch ein Paar Sätze und der Sieg war unser. Wir waren dicht vor der Tribüne der Richter. Sir Edward Banks stand kerzengrade da und . . . hatte die eine Hand in seiner Rocktasche. . . Nicht fern von ihm befand sich noch immer der schurkische John Shaw. Gerade als wir pfeilschnell herangeschossen kamen, gab der Taugenichts ein Zeichen, und schnell wie der Blitz zog Sir Edward die Hand aus der Tasche und brachte — o Gräuel! — einen . . . gelben, ja, Meinherr, einen gelben Foulard heraus. Es schimmert mir noch ganz grün und gelb vor den Augen. Meine Geistesgegenwart verließ mich indessen nicht; ich hoffte, Miß würde das unglückliche Tuch nicht bemerken. Aber vergebens. — Der Bösewicht — wie kann nur so viel Bosheit in der Seele eines Pferdeliebhabers hausen! — der Bösewicht schnaubte sich, daß die ganze Rennbahn davon wiederhallte. Miß sah hinauf und — großer Gott — vergebt mir, Meinherr, wenn meine Stimme von Thränen erstickt wird — aber was soll ich Euch sagen? Ich verlor den Kopf, es sauste mir vor den Ohren. Ich fühlte einen Stoß, der mich in die Höhe warf, dann einen schweren Fall auf den Sand, verbunden mit körperlichen Schmerzen, und weiter Nichts. —

Ich hatte das Bewußtsein verloren, Miß lag, die Beine hoch in der Luft neben mir, und Voltigeur erreichte zur äußersten Verwunderung der wie versteinerten Zuschauer inmitten der lautlosesten Stille das Ziel der Rennbahn.

Trennung.

„Ich trug eine Krankheit davon. Drei Monate lang lag ich zu Bett, und was das Schlimmste dabei war, ich verlor zeitweis den Verstand. Ich wurde jedes Mal toll, wenn man mir von Lord Mellisdale, Sir Edward Banks, John Shaw, Dick Brown, von Wettrennen, von Voltigeur und vor Allem von Miß Arabella Knox sprach.

„Indessen, ich kam ohne Arm= und Beinverlust und ohne bleibenden Wahnsinn davon. Ich genas. Wäre ich lieber nicht genesen! Ich wäre vielem Schmerz, vieler Verzweiflung entgangen!

„Das Erste, was ich vernahm, als ich endlich wieder von meinem Pferde und meinem Herrn sprechen hören konnte, ohne rasend zu werden, war, daß Lord Mellisdale alle seine Pferde und Hunde — alle, hört Ihr, Meinherr? — verkauft und Lady Blessings geheirathet hatte. Diese Mittheilung traf mich, wie ein Donnerschlag und hätte mich beinahe auf's Neue zu Boden geworfen. Nur das Verlangen, mehr zu hören, ließ mich die drohende Gefahr glücklich überstehen. Nach dem unglücklichen Rennen von York hatte mein Patron es versucht, Miß Arabella in Ascot, Epsom und Newmarket laufen zu lassen. Aber ach! wie war sie anders als zuvor unter mir! Keinen einzigen Preis konnte sie mehr gewinnen, nicht einmal wenn nur Pferde zweiten Ranges eingeschrieben

waren. Sie hatte gewissermaßen allen Muth, allen Charakter, alle Kraft verloren, ließ sich nur ungern von andern Jockei's besteigen und schien fortwährend bei allen Wettrennen, selbst bei denen, wo sie mitlief, ihre Gedanken weniger auf das Rennen, als darauf gerichtet zu haben, mich aufzusuchen.

Nein, Lord Mellisdale war kein echter sportsman. Das wurde noch offenbarer nach meinem Unfall. Als Miß ihm keine Preise mehr gewann und ihn nicht mehr bei jedem Rennen zum Helden der fashion machte, als er nicht länger vor allen Andern glänzte und sich zu der Klasse der gewöhnlichen Pferdeliebhaber erniedrigt sah, ging auch seine Liebe für Pferde und Hunde allmählig unter und die für die schöne Wittwe nahm unmäßig zu. Er besuchte sie immer öfter und öfter und seine Stallungen dagegen immer seltener und seltener. Die gefühllosesten Stallknechte selbst wurden es gewahr und betrübten sich darüber. Sie sahen voraus, was kommen würde. Und wirklich, der Lord, welcher Anfangs sich darauf beschränkt hatte, der Lady Blessings nicht länger Alles kurzweg abzuschlagen, hörte allmählig immer mehr und mehr auf ihre Wünsche, gab ihr sogar dann und wann lächelnd Recht und willigte am Ende in Alles ein. Er verkaufte alle seine Hunde, sämmtliche Pferde, aber sämmtliche, selbst die arme Miß Arabella nicht ausgenommen, heirathete vier Wochen darauf Lady Blessings und reiste mit ihr nach Italien.

Das junge Ehepaar war kaum wenige Tage fort, als ich bei meiner Genesung das Alles vernahm. Ich kann nicht sagen, wie mich diese Nachrichten trafen. Erst nach einigen Tagen herzüberwältigender Traurigkeit war ich gefaßt genug, um die Sache mit Ruhe zu überlegen. Mein Beschluß war

rasch gefaßt. Ich ersuchte den Intendanten des Lords um ein Gespräch. Er kam sogleich zu mir auf meine Stube, wo man — das kann ich nicht anders sagen — während der ganzen Dauer meiner Krankheit die größte Sorgfalt für mich getragen hatte. Meine erste Frage an den Intendanten betraf, wie Ihr Euch wohl denken könnt, mein geliebtes Pferd. Er zuckte die Achseln. Die meisten Pferde waren in die Hände fremder Liebhaber und Pferdehändler übergegangen. Soviel er sich erinnern konnte, war Miß Arabella für einen Grande in Spanien angekauft worden. Er versprach mir, in seinen Büchern nachzusehen.

Der Lord, zu seiner Ehre sei's gesagt, hatte mich gütiger behandelt, als seine Pferde. Vor seiner Abreise hatte er den Intendanten beauftragt, mir die Wahl zu lassen zwischen einer andern Anstellung in seinen Diensten und einer reichlichen Schadloshaltung an Gelde. Ich zog das Letztere vor und beschloß, da der Intendant mir die Versicherung gab, daß Miß von einem spanischen Pferdehändler, Jose Alburgos, für einen reichen Pferdeliebhaber in Madrid, einen spanischen Grande, dessen Name jedoch nicht in den Büchern stand, angekauft worden wäre, die erhaltene Geldsumme zur Aufsuchung der Miß anzuwenden und nach Spanien zu reisen.

„Was würdet Ihr an meiner Statt Anderes gethan haben, Meinherr? Was hätte mich in London oder England zurückhalten können? Ich besaß weder Freunde noch Verwandte. Das einzige Wesen, welches mir Liebe geschenkt hatte, die theure Miß Arabella, war nicht mehr da, war, der Himmel wußte, wo. Mein Patron, werdet Ihr mir sagen? Aber ich frage Euch, die Hand auf's Herz, konnte die Freundschaft,

welche ich für ihn empfunden hatte, noch fortbestehen nach der Grausamkeit, die er gegen mich und Miß begangen? Würde das Wiedersehen von ihm, der mir so großes Leid bereitet, nicht meinen Schmerz wieder erneuert und verdoppelt haben? Nein, ich beschloß, lieber den Lord, so dankbar ich ihm auch sonst für seine Wohlthaten blieb, nie wiederzusehen und selbst nie wieder nach England zurückzukehren.

„Ich schiffte mich in Plymouth nach Spanien ein. Die Ueberfahrt war sehr günstig. Sobald ich in Madrid angekommen war, beeilte ich mich, den Pferdeschacherer aufzusuchen, der die Miß gekauft hatte. Ich fand ihn endlich. Der spanische Grande, für den er den Ankauf gemacht hatte, hieß Don Gomez de Silva y Fuentes, war aber für den Augenblick nicht in Spanien, sondern in Neapel. Ich begab mich nach Neapel. Als ich dort ankam, war er gerade zwei Tage vorher nach Rom abgereist. Ich fuhr ihm nach Rom nach, er geruhte mich anzunehmen und theilte mir mit, daß er Miß Arabella bereits vor seiner Abreise aus Spanien an einen Franzosen verkauft hätte, welcher sie bei den Wettrennen von Chantilly laufen lassen wollte. Er sagte mir den Namen des Franzosen und setzte hinzu, daß er froh gewesen wäre, das Pferd wieder los zu werden, weil er doch Nichts hätte mit ihm anfangen können. Es hätte nicht laufen wollen, wäre mager und häßlich geworden und müsse durchaus einen Kummer haben. Ich hielt es für unnütz, ihm den Grund zu erklären und eilte nach Paris.

„Auf der Durchreise durch Lucca ging ich meinem frühern Freund und Beschützer, dem jetzigen Minister Ward, einen Besuch abzustatten. Er empfing mich auf das Herzlichste,

wollte mich bei sich behalten und mir eine Bedienung in den Ställen des Herzogs verschaffen. Ich dankte ihm dafür und erzählte ihm meine Geschichte. Er hielt mich nicht länger zurück. Er kannte die Menschen und Pferde zu gut, um meinen Zustand nicht zu begreifen, und ließ mich abreisen, nachdem er mir zum Andenken die silberne Schnupftabaksdose geschenkt hatte, welche bei unserem ersten Zusammentreffen — ich hab' es wohl gesehen — einigermaßen Eure Verwunderung erregte.

„In Paris verlor ich die Spur von Miß Arabella. Sie war in Chantilly gelaufen, jedoch mit so schlechtem Erfolg, daß ihr Besitzer sie sogleich an einen deutschen Pferdehändler verkauft hatte, dessen Namen er nicht einmal wußte und der mit dem Pferde abgereist war, ohne daß ich erfahren konnte, wohin.

Wiedersehen.

„Ich nahm mir vor, ganz Deutschland zu durchreisen und keine Stadt zwischen Köln und Posen, Hamburg und Prag untersucht zu lassen, um Miß zu finden. Aber bevor ich diese große Reise anträte, wollte ich einige Zeit in meinem Vaterlande zubringen. Ich hatte dazu noch einen wichtigeren Grund, als den blosen Wunsch, Belgien wiederzusehen. Meine Reise durch Spanien, Italien und Frankreich hatte nämlich die Souvereigns des Lord Mellisdale bedeutend vermindert, und ich hoffte in Brüssel Mittel und Wege zu finden, wieder etwas Geld zu gewinnen, um im Stande zu sein, auf's Neue meine Nachforschungen nach Miß Arabella fortsetzen zu können.

„Ich befand mich bereits seit drei Wochen in der Hauptstadt Belgiens und hatte noch keine Gelegenheit gehabt, meinen Wunsch verwirklicht zu sehen. Ich war äußerst betrübt darüber; nicht etwa aus Furcht für meine eigene Existenz — daran dachte ich nicht einmal — sondern weil der Mangel an Geld mich in die Unmöglichkeit versetzte, meinen Plan, ganz Deutschland zu durchreisen, zur Ausführung zu bringen. Kein Wunder also, daß ich oft halbe Tage lang sinnend und träumend in den Straßen von Brüssel herumlief, unempfindlich gegen Alles das Sehenswerthe, was diese Stadt in reichem Maße dem Fremden darbietet, und ganz wie ein Mensch, der an seinem Schicksal verzweifelt. So kam ich eines Tages ebenfalls wie im Traume die Straße Montagne de la Cour herab. Es war gegen Abend. Die prächtigen Läden strahlten von Licht und glänzenden Waaren; die Straße wimmelte von Fußgängern. Ich hatte jedoch für das Alles keine Augen und dachte wie gewöhnlich nur an die Mittel, die Spur meiner theuern Miß wiederzufinden. Da sah' ich mich mit einem Mal an der Ecke der Kantersteenstraße durch einen ziemlich dichten Haufen Menschen aufgehalten, von denen die Meisten nicht wußten, was es eigentlich gäbe, und sich fragend an den eigentlichen Knäuel des Auflaufs herandrängten. Ich bin nicht neugierig von Natur und war besonders in der Gemüthsstimmung, in welcher ich mich befand, völlig gleichgültig gegen Alles, was nicht einigermaßen mit den Gedanken in Verbindung stand, die mich beschäftigten. So suchte ich mich denn durch die Menge durchzudrängen, und hatte auch bereits bald die gegenüberliegende Seite der Straße erreicht, als das Gespräch von zwei Personen neben mir meine

Aufmerksamkeit erregte. Die Eine dieser zwei Personen war ein Polizeimann, ein schepper, wie man hier in Brüssel sie nennt. Er kam gerade aus dem dichtesten Gedränge heraus, als ein Vorübergehender ihm auf die Schulter klopfte und frug: „He, Wannes, was giebt's denn?“

„Nichts,“ lautete die Antwort, „ein Vigilantenkutscher, der nicht den Berg hinaufkann. Sein Pferd ist schon zum zweiten Male hingefallen; es stürzte da eben an der Madeleine noch ein Mal hin. Ich hab' ihm nun gesagt, das Thier, sobald es wieder aufsteht, auszuspannen und ein andres Pferd einzuspannen, wo nicht, wird er es mit mir zu thun haben. Es ist eine Schande, so eine Kracke noch zu fahren.

„Ich horchte nicht weiter. Mir flog plötzlich ein Gedanke durch den Kopf, welcher mit einem Male meine Neugier auf das Höchste spannte. Eine unbezwingliche Ahnung bemeisterte sich meiner. Ohne zu wissen, was ich that, drehte ich um, zwängte mich mit aller Kraft durch den dichtgedrängten Kreis hindurch, bis ich mich bei dem gefallenen Pferde befand, und — warf mich wie ein Unsinniger auf dasselbe nieder.

„Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht: das arme Thier, welches den Berg nicht hinaufkonnte, welches schon zwei Mal aus Uebermattung zu Boden gefallen war, war kein anderes als Miß Arabella Knox.

„Das spöttische Gelache der Umstehenden brachte mich wieder zum Bewußtsein und ließ mich daran denken, was ich that. Ich richtete mich in die Höhe. Miß, die mich erkannt und mit Thränen in den Augen traurig angelächelt hatte, machte, so schwach und müde sie auch war, ebenfalls einen verzweifelten Versuch und kam, unterstützt von mir und ihrem

Kutscher, wieder auf die Beine. Das Volk, welches uns umringte, entfernte sich schnell, die Meisten lachten über mein unschuldiges Gefühl, das sie Dummheit nannten.

„Ich verließ mein Pferd nicht mehr und begleitete es nach seinem Stall. Es schien ein ganz anderes Thier geworden zu sein; der Vigilantenkutscher erkannte es fast nicht mehr wieder. Da er das so eben noch so muthlose und gänzlich erschöpfte Thier auf ein Mal mit einem Feuer belebt sah, wie er es nie für möglich gehalten, wollte er noch nicht nach Haus gehen und lieber noch einige Fahrten machen, um seinen Tag voll zu haben. Ich setzte mich aber dagegen und schenkte ihm mein letztes Geld, um ihn für seinen Verlust zu entschädigen.

„Dies ist so ungefähr vor vier Wochen geschehen. Seit jener Zeit hab' ich Miß nicht mehr verlassen. Noch am Abend unsres Wiedersehens sprach ich mit dem Vigilantenvermiether, ihrem Besitzer. Er erzählte mir, daß er sie für 120 Franken von einem Deutschen gekauft habe, der vergebens hätte ein Sattelpferd aus ihr machen wollen, und klagte zugleich über den hohen Preis, indem er voraussähe, sie würde krepiren, ehe er noch diese Summe wieder eingenommen hätte.

„Ich beruhigte ihn darüber, für den Fall, daß er das Thier ganz allein meiner Leitung anvertrauen wollte. Er nahm meinen Vorschlag an, und — ich wurde Vigilantenkutscher. Ich bekenne Euch offen, Meinherr, ich würde, so sehr ich auch überzeugt bin, daß nicht der Beruf, sondern das Betragen allein den Menschen schätzen macht, nie dazu gekommen sein, wenn Miß nicht gewesen wäre. Doch

ich muß hinzufügen, daß ich hoffe, nicht lange in diesem niedrigen Stande zu bleiben. Ich habe mit meinem Meister den Akkord geschlossen, daß, sobald ich die 120 Franken verdient habe, die ihm mein Pferd kostet, er mir dasselbe für diesen Preis abtreten muß, und da ich so wenig wie möglich von meinem Tagelohn verzehre, hoffe ich diese Summe bald zusammenzubringen. Ich weiß noch nicht, was ich nachher anfangen werde, aber so viel steht fest, daß Miß keinen Tag länger Vigilantentenpferd bleiben soll, als es nöthig ist, und daß wir uns nie mehr von einander trennen werden."

Beschluß.

Damit endigte die Erzählung des Vigilantenkutschers. Sie hatte mich wirklich gerührt, ich schäme mich nicht, es zu bekennen, und hat sie den Leser kalt gelassen, so liegt die Schuld rein an meiner Unfähigkeit, die einfache und ergreifende Sprache und besonders den gemüthlichen Ton des Mannes wiederzugeben.

Ich ging an meinen Secretair und wollte, obschon ich in meiner Stellung als Schriftsteller sehr selten bei Gelde bin, dem guten Vigilantenkutscher doch ein Paar Fünffrankenstücke in die Hand drücken, um das Meinige zum Loskauf der Miß Arabella beizutragen. Er weigerte sich aber trotz aller meiner Bitten ganz entschieden, Etwas anzunehmen.

„Seht Ihr wohl, Meinherr," sprach er, „ich habe mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Miß ihre Freiheit mir, mir ganz allein verdanken soll, und daß ich das Werk ihrer Erlösung mit Niemand theilen will. Ich danke Euch daher herzlich für das, was Ihr thun wollt, aber — Ihr werdet

mich nach dieser Erklärung wohl verstehen — ich kann Nichts von Euch annehmen."

Ich begriff das Gefühl des Exjockei und steckte meine zwei Fünffrankenstücke etwas beschämt wieder ein. Gleich darauf nahm der Freund von Miß Arabella Knox Abschied von mir und ging fort. Er konnte kaum an der Ecke der Straße sein, so saß ich schon am Schreibtisch, um das, was er mir erzählt hatte, zu Papier zu bringen.

Postscriptum.

Meine Arbeit war längst fertig, und Alles schon niedergeschrieben, was ich bis jetzt erzählt, als mir eines Tages der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß ich Miß Arabella und ihren Freund eine ganze Woche lang nicht mehr gesehen hatte. Einige Tage hindurch konnte der Vigilantenkutscher wohl Fahrten haben und deßhalb auf der Station fehlen, aber eine ganze Woche lang, das war zu viel. Aus Furcht, bei der geringsten Frage ein halbes Dutzend Vigilantenkutscher wie rasend auf mich losstürzen zu sehen, wagte ich Anfangs nicht, mich an Einen der Anwesenden zu wenden. Indessen zuletzt that ich es doch. Ich frug nach Miß und ihren Kutscher. Doch Keiner von ihnen wußte mir etwas von Djeck — so nannten sie den braven Brüggeling — zu sagen. Ich mußte mich bescheiden und hoffte, den einen oder den andern Tag meine Freunde wohl wieder auf der Station anzutreffen und ihnen im Vorbeigehen auf's Neue einen guten Tag zuwinken zu können.

Indessen sie kamen nicht wieder. Ich schloß daraus, daß der Kutscher rascher, als ich erwartet, seine 120 Franken

zusammengekriegt und mit seinem geliebten Pferde anderswo sein Glück versucht hätte.

Aber nein. Vier Wochen später begegnete ich dem Vigilantenkutscher auf dem Boulevard am Läkener Thor. Ich ging auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und frug ihn sogleich — muß ich es erst sagen? — nach Miß. Er fing an zu weinen und wies auf seinen Hut.

Ich erschrak; seine Kopfbedeckung war mit einem breiten Trauerflor umwunden.

„Todt!" sprach er, „gestorben in dem Alter von fünf Jahren, und gerade vor dem Tage, wo ich sie loskaufen wollte!"

Er verließ mich unter Thränen. Ich habe den Mann seitdem nicht mehr wiedergesehen.

Verzameling van dramata in vier oorspronkelyke tooneelstukjes. Antwerpen 1841. Onder den naem: Albrecht Van den Bossche.
Kronyken der straten van Antwerpen. Antwerpen 1843. 3 deelen.
Koben Daeltjes. De Vlaemsche Stem. 1847.
De Keizer en de Schoenlapper, of de gekroonde leers, blyspel in een bedryf. Brussel 1848. Gent 1856.
Vlaemsche zelf-opoffering. De Vlaemsche Stem 1848.
Steek altoos twee neusdoeken in uwen zack. De Vlaemsche Stem 1848.
Mieken Trummers. De Vlaemsche Stem 1848.
Dry kleine ware geschiedenissen. De Vlaemsche Stem 1848.
Het Driekoningenfeest. De Vlaemsche Stem 1848.
Het Kasteel te W. De Vlaemsche Stem 1848.
Volksverhalen. Brussel 1848.
Over den Toestand der Vlaemsche beweging. Redevoering 1849.
Over het Nederlandsche Tooneel. Redevoering 1850.
In alle standen, verhalen, karakters en zedeschetsen. Brussel 1851.
Smeke-Smêe, duivelary met zang in dry bedryven. Antwerpen 1851.
Beschryving der Provintie Antwerpen. Antwerpen 1851.
De Kraenkinders, drama in dry bedryven. Brussel 1852. (In Holland 1850.)

Kronykender straten van Antwerpen. Brussel 1852. 1 deel.
Jan Steen uit vryen, liedjesspel in twee bedryven. Brussel 1852.
Neel de Loods, liedjesspel in een bedryf. Antwerpen 1854.
Berthilda, drama met zang in dry bedryven. Antwerpen 1855.
Ontmoetingen. Miss Arabella Knox. De Geheimzinnige vrouw. De Boete. Baranowsky. Gent 1855. (Leesmuseum. 2. Jaergang. N. 8.)
De Kleêren van myn vrouw, oorspronkelyk blyspel met zang in een bedryf. Gent 1857. (Onder den naem Van den Bogaert. Tooneelbibliothek 4. jaer. Nr. 39.)
De kinderjåren van Jan Savoir. Nederduitsch letterkundig Jaerboekje 1857.
Paul. Gent 1857.
Geld of Naem, blyspel met zang in een bedryf Gent 1858. (Tooneelbibliothek, 4. jaer. Nr. 41.)
Beschryving der provincie Oostvlaendern, Antwerpen 1858.
De zuikeren Oom, tooneelspel in dry bedryven. Gent 1858.
Meester en Knecht, drama in dry bedryven. Gent 1858.
Jan Savoir. Roman, (onder de pers.)

Snellaert (Ferdinand Augustyn), geboren zu Kortryk den 21. Juli 1809, machte seine ersten Studien auf dem Collegium seiner Vaterstadt. Er hatte eine große Lust zum Militairstand, seine Eltern indessen waren entschieden dagegen, und um ihrer Abneigung und seiner Neigung zugleich Genüge zu thun, bezog er im August 1826 die militairisch-medicinische Schule von Utrecht. Gegen Ende des Jahres 1829 wurde er zum „Gesundheitsoffizier“ bei der 15. Abtheilung Infanterie befördert, welche in Antwerpen stand. Er blieb 1830 in holländischen Diensten, indem er die Trennung der Niederlande als ein großes Unglück für sein Vaterland ansah. Während des Feldzugs von 1830—31 befand er sich abwechselnd bei der Infanterie und bei dem 4. Dragonerregiment, doch immer in der Division des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar. Erst 1835 nahm er seinen Abschied und kam, nachdem er das Schlachtfeld von Waterloo besucht,

im Juni nach Gent, wo er seine medicinischen Studien vollendete, 1838 promovirte und sich dann als Arzt niederließ. Gut gerüstet, um „gegen den französischen Geist in seinem enger gewordenen Vaterlande zu streiten," hatte er schon während er studirte, eine innige Freundschaft mit Willems geschlossen und mit Rens die Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk" gestiftet, ebenso fand er Zeit zum Abfassen einer „Geschichte der niederländischen Dichtkunst seit ihrem ersten Emporkommen bis zu dem Tod von Albert und Isabella," für welche Abhandlung er durch die Königliche Akademie zu Brüssel bekrönt wurde. Nachdem er sich niedergelassen, gab er das „Kunst- und Literaturblatt" heraus, und nahm den thätigsten Theil an der vlämischen Bewegung. So z. B. war er es, der gemeinschaftlich mit Blommaert 1840 das erste allgemeine Petitionnement um Aufhebung der Sprachbeschwerden veranlaßte, obwohl die Beschwerdeschrift selbst aus der Feder von Willems war. Die spätern Gesuche jedoch, welche von Gent ausgingen, sind fast sämmtlich von Snellaert verfaßt und man kann ihn wohl „den Unermüdlichen" nennen. Auch literarisch hat er ungemein zur Verbreitung des Vlämischen gewirkt, zuerst durch seine „Skizze einer Geschichte der niederländischen Literatur," welche 1855 in der dritten verbesserten und vermehrten Ausgabe erschienen ist und ihrer bündigen Kürze wegen noch immer als das brauchbarste von allen Werken über diesen Gegenstand betrachtet werden darf, dann durch die vom Willemsfonds herausgegebene „Vlämische Bibliographie von 1830—55," ein Unternehmen, dessen Schwierigkeit vielleicht nur ich, die ich mich ebenfalls auf diesem Felde müde gearbeitet habe, ganz zu würdigen verstehe. Daß Snellaert auch keine persönlichen Opfer scheut, wenn es die vlämische Sache gilt, bewies er, indem er während der monatelangen Krankheit, die Zetternam der vaterländischen Literatur entriß, wöchentlich mehrmals nach Antwerpen hinüberfuhr, um die Leiden des Kranken, welcher den festen Glauben hatte, Snellaert könne und werde ihn retten,

wenigstens durch seine Gegenwart zu lindern. Ich lernte Snellaert zu Gent in einer Sitzung der Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk" kennen und fand ihn schlicht und kurz von Art, dabei jedoch höchst dienstbereit und freundlich.

Seit 1847 ist er Mitglied der Akademie zu Brüssel, später wurde er Ritter des Leopoldordens und des Ordens vom niederländischen Löwen.

Seine Poesieen haben alle etwas Streithaftes. Die folgende ist aus dem „Genter Jahrbüchlein" für 1854.

Am 18. Juni 1853.

Was ist's in Belgien stille heute,
Der Arme denkt an's Brod allein,
Gemächlich geh'n die reichen Leute,
Wie's gestern war, wird's heute sein.
Kein Thurm läßt seine Fahne wallen,
Kein Jauchzen und kein Pulverknallen
Grüßt das lebend'ge Vaterland,
Die Sonne strahlt uns hell entgegen
Als mahnte sie an Ehr' und Segen,
Doch Belgien liegt wie festgebannt.

Und schneller doch die Herzen schlagen,
Und heißer betet, der da glaubt,
Und niemals noch gebeugt das Haupt
Vor fremdem Stolz und fremdem Wagen.
Und dennoch klingt's noch laut und froh
Von Haus zu Haus, von Feld zu Felde,
Entlang der See, der Lei und Schelde:
Heil Waterloo! Heil Waterloo!

Nein, Alles ging noch nicht verloren,
Das Gift war noch nicht stark genug.
Das Unkraut, jede Nacht geboren,
Fällt jeden Morgen vor dem Pflug.

Die Fahne Vlanderns, hocherhoben,
Der stolze Liebart weht nach oben,
Er ward dem Sturm noch nicht zum Raub.
Und ihn zu schützen unverdrossen
Wird eine Saat von Helden sprossen
Aus hingestreutem Heldenstaub.

Drum laßt das Haupt nicht muthlos hängen,
Es lastet keine Schmach darauf,
Wir gaben unser Recht nicht auf,
Es klingt in Worten und Gesängen,
Es herrschet weder Aar noch Hahn
Im vlämschen Lande, wo wir wohnen,
Laßt schweigen Thürme und Kanonen,
Das Volk ist noch nicht unterthan.

Verhandeling over de nederlandsche Dichtkunst in België, sedert hare eerste opkomst tot aen de dood van Albert en Isabelle. Brussel 1838.
Over de Kamers van rhetorika te Kortryk. Gent 1839.
Jets over den toestand onzer Tael- en letterkunde. Gent 1840.
Taelcongress en vlaemsch feest, gehouden te Gent den 23. en 24. october 1841. Gent 1841.
Bydragen tot de kennis van den tongval en het taeleigen van Kortryk. Gent 1844.
Het vlaemsch tooneel in de XVII. eeuw. Gent 1845.
De goudbloem van S. Nikolaes, hoofdkamer van 't land van Waes. Gent 1846.
Drie spelen van Sinne uit den tyd der reformatie. Gent 1846.
Eertyds, maer en tegenwoorrdig, Kluchte door Jonk, van den Brandt. Gent 1846.
Wael en Vlaming. Gent 1847.
Een paer dagen in Luik en in de Ardennen. Gent.
Korte levensschets van Jan Frans Willems. Gent 1847. Met portret.
Aenspraek gedaen by de inhuldiging van Willems Gedenkstuk op den Sint-Amandsheuvel, den 26. Juny 1848. Gent 1848.
Redevoering over de noodzakelykheid om met de lotgevallen van's Lands tael- en letterkunde bekend te zyn, gehouden by het openen

van den leergang over de geschiedeniss der nederlandsche tael-en letterkunde, in het Vlaemsche Gezelschap te Gent, den 7. February 1849. Gent.

Kort begrip eener geschiedenis der nederduitsche letterkunde. Antwerpen 1849. Herdrukt onder den volgenden titel: Schets eener geschiedeniss der nederlandsche letterkunde. 2. uitgave Gent. 1850. Bd. 3. verbeterde uitgave. Gent 1855.

Dichtregelen, voorgelezen by de inwyding van jonkheer Ph. Blommaers Boekzael. Gent 1850.

Vlaemsche bibliographie, of list der nederduitsche boeken, in België sedert 1830 uitgegeven. Gent 1851. — Gent 1857. (Uitgave van het Willemsfonds.)

Redevoering over Maerlant en zynen tyd. Gent 1853.

18. Juny herdacht. Gent 1853.

Redevoering over den invloed van Maerlan'ts schriften op zyne en latere eeuwen. Gent 1854.

Arnould van Geluwe, bygenaemd de Vlaemsche Boer. Rousselaere 1855.

Een woord over de cholera. Gent 1855.

Snieders (August) geboren zu Bladel, einem Dörfchen an der Grenze von Holland, der jüngste Sohn einer Familie, deren Mitglieder sämmtlich poetische Begabung haben. Von Mutters Seite ist er der Abkömmling des altadeligen holländischen Geschlechtes der Cuyli's, welches im sechszehnten Jahrhundert in der Person von Nikolas de Cuyli in die Kempen übersiedelte. Er wollte weder als Holländer gegen sein Land streiten, noch als Katholik der Sache der Reformation dienen, und so legte er seine Würde als Feldoberster in spanischen Diensten nieder und zog sich in eine freiwillige Verbannung zurück.

August Snieders genoß seinen Unterricht in der Dorfschule. In den letzten Schuljahren legte er sich auf das Latein. Die Offiziere der Dragoner- und Husarenregimenter, welche nach 1830 die holländischen Dörfer besetzen kamen, lehrten ihn zeichnen, von seinen Brüdern lernte er Musik. Als es sich um einen Beruf handelte, wollte die Familie ihn zum Maler bestimmen, er selbst jedoch erwählte, ergriffen

von der Liebe zur Literatur, das Gewerbe, welches Béranger und Franklin ausgeübt hatten. Die Familie wollte Anfangs nicht recht zustimmen, doch August drang durch und ging 1842 nach der Hauptstadt von Nordbrabant, um das Lernen der Buchdruckerkunst zu beginnen.

Doch schon ein Jahr später kehrte er aus Herzogenbusch in das elterliche Haus zurück, und nun begann ein eigenthümliches Dichter- und Freundschaftsleben mit E. Th. van Beusekom, dem am 4. Oktober 1845 zu Uden (Nordbrabant) auf der Jagd verunglückten Verfasser von dem „3. November", von „Ida", „Allerlei" u. s. w., welcher häusliches Unglück, eine schmerzliche Trennung von Frau und Kind, in der Zerstreuung der Jagd zu vergessen suchte. Die Heide, die Wälder, die Dünen waren die Lieblingsorte der beiden Freunde, von denen der ältere, ausgebildete, die ersten schriftstellerischen Versuche des jüngeren, strebenden, korrigirte und ihn selbst zum Beharren in der literarischen Laufbahn ermunterte.

Diese Zeit dichterischer Unabhängigkeit nahm ein Ende, als August 1844 nach Antwerpen ging, um sich als Buchdrucker zu vervollkommnen. Doch nicht lange sollte er dieses Gewerbe ausüben. Ein Jahr später war er bereits bei der Redaktion des Handelsblattes angestellt. Zugleich wurde er mit Conscience, De Laet und Theodor Van Ryswyck bekannt und trat in die Reihen derer, welche die vlämische Sache verfochten.

Nachdem er 1848 unter dem Titel „Meine ersten Lieder" eine Gedichtsammlung hatte erscheinen lassen, gab er 1851 seinen ersten Roman heraus, dem nach wenigen Monaten „Bilder aus unserm Leben" und dann rasch nach einander sieben Romane folgten. Es war hauptsächlich in Holland, daß sie Beifall und ungemeine Verbreitung fanden. Nach Conscience ist August Snieders der gelesenste vlämische Romanschriftsteller. „Der arme Schulmeister" wurde 1853 ganz und gar im „Neuen Rotterdamschen Courant" nachgedruckt, und ins Deutsche und ins Französische übertragen. Ebenso

populair wurden „der Leiermann“ und „der Dorfpastor“, von denen der erste sowohl englisch wie deutsch erschienen ist. Mir persönlich ist „das Blumengrab“ am liebsten, worin der Dichter sein geliebtes Heimathdorf schildert. Es enthält die sanftesten Farben, nicht so scharfe Gegensätze von Schatten und Licht wie die übrigen Romane. „Der Dorfpastor“ ist im Blämischen was „Alamontade“ von Zschokke im Deutschen ist. Noch ein Vorzug dieses Romans ist die einfache Art, auf welche ein früher zärtliches Verhältniß sich in ein schlicht geschwisterliches verwandelt, und zwar blos durch das Pflichtgefühl, ohne alle romanhaften Kämpfe.

Zum Uebersetzen wähle ich, da August Snieders als Prosaist in Deutschland bereits bekannt ist, einige von seinen vortrefflichen Gedichten, das erste aus dem „Genter Jahrbüchlein“ für 1853.

Auf Wiederseh'n.

Was lieb man hat, das muß vergeh'n,
Denn Alles blüht nur kurze Stunden,
Und wo noch eben Blumen steh'n,
Da werden Stoppeln bald gefunden.
Der Sommer flieht, das Laub verdorrt,
Das Todtenkleid des Schnee's wallt nieder,
Die Erde scheint ein Gräberort —
Gott, gieb uns Lieb' und Blumen wieder!
O ja, das soll auch so gescheh'n —
Das Blümchen, in den Staub gebogen,
Das Laub, vor unserm Blick entflogen,
Es ruft uns zu: auf Wiederseh'n!

Die Glocke hallt, die Zeit ist um —
Es gilt uns Fahrewohl zu sagen —
Doch, Christenbrüderschaar, warum
Am Sterbebett des Bruders klagen?
Was, Mutter, schluchzest du am Grab
Von ihm, den du zuerst geboren?

Zerschmetternd fiel der Schlag herab,
Allein dein Kind ist nicht verloren.
Muth, Muth! du wirst es wiederseh'n!
Siehst in den letzten Augenblicken
Du einen Liebling nach dir blicken,
Dann sagt er dir: auf Wiederseh'n!

Auf Wiederseh'n, dort oben, dort,
Wo Nichts das Herz mehr wird bedrängen,
Im Lande, das ein Ruheort,
Das voll von Blumen und Gesängen,
O selig ist wer dieses glaubt!
Er darf auf ew'ge Liebe hoffen,
Er gehet mit erhobnem Haupt,
So schwer ihn auch das Leid getroffen;
Er sagt: nicht anders kann's gescheh'n,
Es muß im Tod geschieden werden:
Doch klingt's im Himmel und auf Erden:
Auf Wiederseh'n, auf Wiederseh'n!

Weg, finstrer Traum von ew'ger Nacht,
Jauchzt Alle, dankt und streuet Blüten,
Weil dort uns eine Zukunft lacht,
Die allen Schmerz uns wird vergüten.
Was uns verläßt, das ruft uns zu —
Du, Mutter, deinem Kind entrissen,
Du, Freund, der du da gingst zur Ruh,
Ihr, Brüder, die mein Herz muß missen,
Ihr Blumen, die ihr im Vergeh'n
Das Haupt von einer Todten schmücket,
Und ihr, die man zum Brautkranz pflücket,
Ruft' all' uns zu: auf Wiederseh'n!

Das zweite fand ich in dem holländischen Blatte „Lektuur voor de Huiskamer. Es heißt:

Am Eingang der Kirche.

(Bei einem Gemälde.)

Es läutet des Gebetes Stunde,
Kommt, tretet in den Tempel ein,
Fleht mit dem Herzen, mit dem Munde,
Und lasset uns wie Brüder sein.
Kommt, eines Vaters Kinder alle,
Gering und hoch, arm oder reich,
Kniet nieder in der Altarhalle,
Und dankt und bittet hier zugleich.
Dankt Gott für Euer täglich Brod,
Fleht um Vergebung Eurer Schuld,
Erzeigt dem Feind die gleiche Huld,
Denn Haß ist schlimmer als der Tod.

Die Kirche ist nun ganz gefüllt,
Wer reich, kniet an der ersten Stelle,
Und hier, hier an der kalten Schwelle
Kniet, wen der Armuth Kleid umhüllt.
Ihr sehet Gute, sehet Schlechte,
Es sind Verirrte, wie Gerechte —
Verurtheilt nicht, nein, sucht genau,
Den Weizen von der Spreu zu scheiden,
Nicht von den bösen ist die Frau,
Die drüben kniet, gebeugt durch Leiden.

Einst blieb sie nicht so weit zurück,
Einst war sie jung und voll von Leben,
Von Lieb' und Ehrfurcht stets umgeben,
Und glaubte noch an ew'ges Glück.
Kam in die Kirche sie, dann machte
Ihr wunderschönes Angesicht,
Das in dem Glanz der Rosen lachte,
Die Gläub'gen untreu ihrer Pflicht.
Da ist es über sie gekommen

Der Menschen Loos, verhängnißschwer,
Ihr Platz dort vorn ist eingenommen,
Und Keiner denkt der Wittwe mehr.

O ja, der Eine kennt sie doch,
Der Herr, die Zuflucht für die Sünder,
Der Herr, der Vater seiner Kinder,
Er kennt die arme Wittwe noch;
Er siehet sie, wenn sie sich gleich
Geschlichen in die fernste Ecke,
Daß sie, die einst so schön und reich,
Dort ihr geflicktes Kleid verstecke.

Das Mädchen und der kleine Knabe,
Die flehen, daß der Herr Erbarmen
Mit ihrer kranken Mutter habe —
Ich theile das Gebet der Armen.
Sie haben weiter Nichts auf Erden
Als ihrer Mutter treue Liebe,
Was sollte aus den Kindern werden,
Wenn ihnen nicht die Mutter bliebe?
Denn ach — ihr Vater — seht ihn dort,
Er schläft, indeß die Kinder weinen,
Und wacht er auf, so treibt's ihn fort
Zur Schwelgerei an wüstem Ort —
Er ist kein Schützer für die Seinen.

Dort lehnt ein Jüngling an der Wand,
Gedankenlos schweift in der Runde
Sein Blick, er faltet keine Hand,
Er denkt an Gott zu keiner Stunde.
Das Glöckchen schallt, er knieet nicht,
Auf die dahin Gesunknen nieder
Schaut er mit spottendem Gesicht,
Und denkt schon an das Spielhaus wieder.

Er hört das Gold schon wieder klingen,
Er sieht den Wein schon wieder blinken,
Er sieht die Frau'n aufs Neue winken,
Die ihn gefaßt in ihren Schlingen.
Sie sind es, die das Lebensblut
Ihm aus den vollen Adern saugen,
Sie löschten aus die reine Glut
In seinen himmelblauen Augen.
Sie waren's, welche ihn verführt
Und seiner armen Mutter nahmen,
Die unermüdet, sonder Amen,
Die Lippen zum Gebete rührt.
Der Liebesborn wird nicht versiegen,
Kann gleich die Mutter keine Nacht
In Ruh' in ihrem Bette liegen,
Weil sie, des Sohnes harrend, wacht.
Doch er — wohin soll's ihn noch führen?
Gefängniß oder Hospital —
Es bleibt ihm weiter keine Wahl —
Hier kommt er nur die Zeit verlieren.

Dort sitzt ein armer Mann gebückt,
In schlechtem Kleid, mit weißen Haaren,
Auf seinem müden Haupte drückt
Der Schnee von achtzig langen Jahren.
Als Kind schon kannt' er diese Stelle —
Die blinde Schwester, ihm so lieb,
Die saß mit ihm hier auf der Schwelle,
So lange sie auf Erden blieb.
Sie starb, er suchte fern sein Glück,
Und fand, er könnt' es nicht erwerben,
Und kam, um wohlgemuth zu sterben,
An seinen alten Platz zurück.
Jetzt fleht gerührt er, daß uns Alle
Der Herr mit seinen Gaben segne,

Und daß, wenn Ueberfluß es regne,
Ein Krümchen mit für ihn auch falle —
Nichts mehr!

„Laß wachsen meine Saaten“,
So lautet eines Landmanns Fleh'n,
„Laß meine Ernten gut gerathen,
Laß meine Sachen glücklich geh'n.
Ich möchte gerne von den Reichen
Betrachtet sein als ihres Gleichen —
Ich ließ die Armen Aehren lesen
Auf meinem abgemähten Feld,
Bin gegen Waisen gut gewesen
Und zahlte treulich Opfergeld.
Erhöre mich!“

Welch ein Gebet!
Mit seinem Loos welch Ungenügen!
Wie schlecht er Gottes Wort versteht,
Das uns gebeut, uns fromm zu fügen!
„Gieb“, ruft er, „deine Schätze mir,
Dann will ich And'rer mich erbarmen!“
„Gieb“, schluchzt der Greis, „und mit den Armen
Da theil' ich, was da kommt von dir.“

In ihren Mantel tief verborgen
Ein Weib dort seitwärts niederkniet,
Noch ist sie jung, doch nicht mehr sieht
Sie fröhlich wie ein Frühlingsmorgen.
Sie ist nicht länger schön — erblichen
Sind ihre Rosen und entflogen,
Seit sie dem Elternhaus entwichen —
Sie hat geliebt, sie ward betrogen.
Sie träumte, Kind der Eitelkeit! —
Die Blumen welkten nicht auf Erden,
Und niemals könnt' es Winter werden,
Und ewig wär' es Liebeszeit.

Der Winter kam, der Kranz fiel nieder,
Mit ihrem Kind und ihrer Noth
Kam zu der Eltern Haus sie wieder
Und flehte um ein Stückchen Brod.
Die Mutter flog der Thüre zu:
„Zurückgekommen ist das Kind!"
Der Vater sprach mit kalter Ruh:
„Du weißt, daß kinderlos wir sind."
Seitdem da betet sie mit Demuth
Und sieht sie ihren Vater an,
Da weinet sie mit solcher Wehmuth,
Daß er ihr kaum mehr zürnen kann.
Schon sah ich jüngst dem harten Mann
Im Auge eine Thräne beben,
Muth, armes Weib, er wird vergeben.

Und du, Allvater, woll' uns Allen,
Um was wir dich gefleht, verleih'n —
Doch nein, nach deinem Wohlgefallen
Laß unser Loos entschieden sein.
Und mögen nun auf uns'rer Bahn
Wir Dornen finden oder Rosen,
Wir sagen: „Gott hat wohlgethan!
Der harte Dorn der trägt einst Rosen."

Man bittet für die Todten nun,
Man nennt im Stillen ihre Namen;
Daß sie in Gottes Frieden ruh'n!
So tönt's, und dann sagt Jeder: „Amen!"

Gern würde ich diesen beiden ernsten Dichtungen noch eines von den scherzhaft naiven Liedern zufügen, in denen August Snieders seinen Meister sucht. Einige sind besonders

bekannt und beliebt: „Der Grenadier des Königs" und die Lieder von „Hansje und Elsje." Hansje ist ein Tölpel, Elsje eine allerliebste ländliche Kokette; der Dichter hat sie in den verschiedensten Lagen belauscht und skizzirt, aber — es läßt sich das eben nur auf Vlämisch so thun. Das Hochdeutsche ist nicht naiv genug dazu, ich wenigstens würde mir die Lieder verderben, versuchte ich sie zu handhaben, und so mögen sie bleiben, wie sie sind, und wer sie lesen will, mag Vlämisch lernen. August Snieders selbst will nicht recht mehr von ihnen wissen; er findet sie „sehr schwach" — darin hat er Unrecht, sie sind nur frisch und etwas übermüthig — es ist Schade genug, daß er keine solche mehr macht. August Snieders scheint Vorurtheile zu haben, ich wenigstens habe ihm ein zweites vorzuwerfen: er läßt die Schatten seiner Erzählung vorzugsweise, ja, fast ausschließlich auf die höhern Schichten der Gesellschaft fallen. Wozu das? Gutes liegt allenthalben, ebenso wohl wie Schlechtes, und wer ein großes Talent besitzt, hat die Erlaubniß zur Unparteilichkeit.

Seit 1849 ist August Snieders Hauptredakteur des „Handelsblattes." Im Jahre 1852 erhielt er die goldene Medaille in dem Preiskampf über die Frage: „Was würde Belgien durch genauere Beziehungen mit den Niederlanden gewinnen?" Drei Jahr später ernannte ihn der König von Holland zum Ritter der Eichenkrone. Obwohl sein Journal ihm viel Zeit nimmt, so widmet er doch täglich einige Stunden der schönen Literatur und hat erst kürzlich einen neuen zweibändigen Roman beendet.

Myne eerste zangen. Antwerpen 1848.
Mymering. De vlaemsche Rederyker 1851.
Burgerdeugd, een verhael uit vroegere dagen. Antwerpen 1851.
Beelden uit ons leven. Antwerpen 1851.
De arme Schoolmeester. Antwerpen 1851.
De landverrader, een verhael met geschiedkundige herinneringen, Antwerpen 1853.
Het lied der kunstenaers.

Ken-u-zelven.
De dorpspastoor, historische tafereelen uit den tyd der fransche overheersching. Antwerpen 1853.
De orgeldraeijer, een verhael uit den jare 1817. Antwerpen 1854.
De gasthuisnon. Antwerpen 1855.
Het bloemengraef, eene vertelling uit de noordbrabandsche Kempen. Antwerpen 1855.
De Verstooteling. Antwerpen 1856.
De Fortuinzoekers, tafereelen uit het leven der Nordbrabandsche landverhuizers. Antwerpen 1858.

Snieders (Jan Renier) geboren den 21. Nov. 1812 zu Bladel, älterer Bruder August's. Von einem unruhigen und lebhaften Charakter, lernte er als Knabe am leichtesten eine Menge Dinge, welche man im elterlichen Hause nicht immer als besonders nothwendig anerkennen wollte. Schwimmen, Schlittschuh laufen, auf alle Bäume der umliegenden Wälder klettern, ganze Tage in abgelegenen Feldern zubringen, um seine Dohnen zu bewachen, das waren seine liebsten Erholungen. Daß er dabei in vielfache Beziehungen mit der Straßenjugend gerieth, und daß dieselben nicht immer gerade friedlicher Natur waren, läßt sich denken; auf seine ungewöhnliche Körperkraft vertrauend, fehlte er bei keiner. Bei manchem humoristischen Zuge in seinen Novellen erinnert sich der oder jener Leser mit Vergnügen seines alten Spielkameraden, aber sein Vater empfand damals weniger Vergnügen über die Neigungen des Sohnes, und vertraute ihn, „um den Jungen von der Straße wegzukriegen", einem Bekannten, der ihn in der Musik unterrichten sollte. Bald sang er mit einer seltsam schönen Stimme in der Kirche seines Dorfes und spielte auf der Geige seine Partie in den geistlichen Compositionen deutscher Meister, welche mit Vorliebe aufgeführt wurden. Vielleicht hätte Renier statt ein bedeutender Schriftsteller, ein bedeutender Musiker werden können, aber sein Vater sagte: „der Junge ist gar zu gescheidt, der muß Lateinisch lernen", und Renier kam nach Roermonde in Limburg,

wo damals ein vortreffliches Collegium war. Dort blieb er mit der größten Auszeichnung, bis die Umwälzung von 1830 begann, dann kam er nach Eindhoven in Braband, wo er seine vorbereitenden Studien beendigte. Der wilde Knabe war ernst und männlich geworden, und so war es für die Familie ein harter Schlag, als der junge Student rund heraus erklärte, daß von dem geistlichen Stand, in welchem man ihn schon mit Ehren und Würde glänzen sah, ein für alle Mal keine Rede sein könne. Vielleicht würde ihn sein religiöser Sinn, welcher schon in der Kindheit sehr lebendig war, ihn den Wünschen der Eltern gemäß geleitet haben, aber Renier gehörte sich selbst nicht mehr. „Hätte es", sagt der Freund, dem ich diese vortreffliche Biographie verdanke, „hätte es eine Frau weniger in der Welt gegeben, so würde es wahrscheinlich auf der Geschlechtstafel der Familie einen Dorfpastor mehr gegeben haben." Jetzt bezog er 1833 die Universität von Löwen, um dort die Medicin zu studiren. Er hörte bei Hensmans und Van Mons Chemie, bei Le Roy Physik, bei Becker die alten Sprachen und bei Reiffenberg Logik. Baud, Craeninx und Michaux waren seine Professoren in der Medicin, die beiden letzteren wurden seine innigen Freunde. Abermals mit der größten Auszeichnung bestand Renier vor der Centraljury zu Brüssel seine Examina und wurde 1838 Doktor. Es wurden ihm mehrere günstige Anerbietungen gemacht, doch der Wunsch, den Seinen so nahe wie möglich zu sein, ließ ihn Turnhout in der Antwerpner Kempen wählen. Er verheirathete sich mit dem Mädchen, welches seine Jugendliebe war, und glücklich in der Häuslichkeit, glücklich auch in der Ausübung seiner Kunst, benutzte er sein einsames, heiteres Leben, um die Mußestunden der Abende der vaterländischen Literatur zu widmen.

Schon zu Eindhoven hatte das Lesen der lateinischen Dichter ihn zu eigenen Versuchen angeregt. Doch folgten dann mehrere Jahre, während welcher Renier der Poesie gänzlich zu vergessen schien, und erst als zu Löwen die vlä=

mische Genossenschaft: „Mit Zeit und Fleiß" gestiftet wurde, erwachte durch das Beispiel seiner Studiengenossen der poetische Trieb von Neuem, und die Gedichte, welche von ihm in der Sammlung der Gesellschaft erschienen, fanden allgemeinen Beifall.

In Turnhout stiftete er eine Gesellschaft „das Morgenroth", und der Anregung, welche ihm dieselbe gewährte, verdankt die vlämische Literatur einen ihrer besten Romanciers.

Die Hälfte fast einer Gedichtsammlung, „die Thautropfen", welche von der Gesellschaft herausgegeben wurde, ist von ihm. Bald darauf schrieb er „Olivia", eine Geschichte aus den Chroniken von Turnhout. In einer prosaischen Sammlung der Gesellschaft, in den „Vorlesungen" lieferte er ebenfalls die meisten Beiträge. Ebenso schrieb er, wenngleich etwas weniger fleißig, in Zeitschriften und Jahrbücher.

Von selbstständigen Schöpfungen folgte kurz auf seine „romantischen Erzählungen" „das Kind mit dem Helm." In diesem Romane hat er seine Heimathgegend zum Schauplatz gewählt, und sie kann ihm für seine Schilderung dankbar sein. Die Hallonenders gehören zu den interessantesten Bösewichtern, die ich kenne, ohne im geringsten geschmeichelt zu sein, der Drossart ist ein prächtiger Charakter, ohne im Geringsten übertrieben zu sein. Die Scenen in der Abtei sind vortrefflich. Von den „Dorferzählungen" gebe ich eine der vorzüglichsten, es ist daher unnöthig sie zu preisen. Der historische Roman: „Die Hütte von Wartje Nulph" spielt in und bei Turnhout, folglich hat der Verfasser den so sehr großen Vortheil der vollkommenen Lokalkenntniß. Der wackere, lustige und auch zugleich rührende Held wird in die unterhaltendsten Beziehungen zu Moritz von Nassau gebracht, kein Wunder also, daß dieses Buch in den Niederlanden so gefällt. „Der Meisterknecht" fängt mit einer reizenden Naivetät an. Meiner Meinung nach weniger geglückt, obwohl von den Vlamingen sehr geschätzt, ist „Amanda," welche größtentheils in Gheel spielt; der Verfasser ist bei diesem Buch nicht so recht

in seiner Sphäre. Dagegen enthält sein jüngster Roman „Doktor Marcus“ Schilderungen aus dem Studentenleben, welche auf's Höchste gepriesen werden und ebenso läßt sich von dem in der Arbeit befindlichen Buche „Der Sohn eines Blaufärbers oder die Schicksale eines Latinisten“ mit Gewißheit erwarten, daß es wieder ganz in Renier Snieders eigenthümlicher Art sein werde, ebenso originell und frisch wie:

Der Sohn des Scheerenschleifers.

Es ist einige Zeit her, daß mir der alte Archivist des Dorfes gestattete, die große eiserne Kiste zu öffnen, welche, mit zwei Vorhängeschlössern zugemacht, auf einem der Böden des Thurmes aufbewahrt wird.

Ich hatte geglaubt, merkwürdige Dokumente über einen Criminalprozeß zu finden, welcher von dem alten Obergericht des Dorfes entschieden worden war, aber die Kiste enthielt Nichts, was auf diese Sache Bezug gehabt hätte; ihr Inhalt bestand lediglich in einem unentwirrbaren Durcheinander von alten Rechnungen, unlesbaren Privilegien und von der Zeit und den Mäusen angenagten Briefen, woran große und kleine Siegel, in Wachs und farbigem Lack hingen. Getäuscht, war ich im Begriff, den staubigen Deckel wieder zuzuwerfen, als mein Auge auf eine Papierrolle fiel, die mit einer rothen Schnur zugebunden war. Die Schrift, in schlichtem Latein verfaßt, trug die Jahreszahl 1760, und war vom Pastor des Dorfes unterschrieben. Am Ende, gerade über dem Namen des Verfassers, war mit der Feder ein Kreuz gezeichnet und darunter: Gott sei seiner armen Seele gnädig.

Diese Rolle Papier mußte folglich eine Geschichte enthalten, welche der alte Dorfgeistliche in seinen müssigen Stun-

den zu Papier gebracht hatte. So dachte ich und begann zu lesen.

Es war in der That die Beschreibung eines Vorfalls, welcher sich zur Zeit des guten Pastors in seinem Dorfe zugetragen und dem braven Mann gewiß manche Thräne gekostet hatte. Ich glaube nicht, daß er die Absicht gehabt hat, die Geschichte herauszugeben, denn sie war ohne allen Zusammenhang blos in der Form von Notizen niedergeschrieben.

Wie dem nun sei, ich habe den Einfall gehabt, mir diesen Stoff anzueignen, die etwas nachlässigen Aufzeichnungen aneinanderzufügen und das Ganze in meine „Dorfgeschichten“ aufzunehmen. Was sich in den Papieren des Pastors nicht vorfand, habe ich hier und da bei den Dorfleuten zu erfahren gesucht, denen die Begebenheiten, um welche es sich handelte, vom Hörensagen bekannt waren.

Es war an einem Sonntag Nachmittag und der Pastor gab, wie gewöhnlich, Religionsunterricht. Er wandelte zwischen den beiden Reihen seiner Lehrlinge langsam auf und nieder, als sein Auge auf einen etwa elfjährigen Knaben fiel, den er nicht kannte. Es war ein kleiner, derber Junge mit hohen Schultern und eingezogenem Halse, auf welchem ein Kopf saß, der bei uns gar nicht zu Hause zu sein schien.

Der Knabe hatte ein vorstehendes Kinn, einen eben solchen Mund, und eine glatte zurückweichende Stirn. Unter zwei dicken Brauen bewegten sich kleine graue Augen, welche zwischen den kaum halb geöffneten Augenlidern beinahe nicht zu sehen waren, aber ihr Vorhandensein durch ein scharfes Licht verriethen. Zu jeder Seite der Augen zeigte sich über dem abstehenden Ohre eine Erhöhung des Schädels, welche

Gall sehr bedenklich gefunden haben würde. In den Zügen und in dem Ausdruck des Gesichtes lag etwas, das an die Bildung der Neger erinnerte: ein Gemisch von Thierheit und Schlauheit.

Was dem Knaben vorzüglich ein seltsames Ansehen gab, war das blutrothe Haar, welches ihm kurz und kraus um den Kopf stand. Es war mit einem Wort ein rother Neger.

Der Pastor beschaute den Jungen einige Augenblicke lang mit der größten Neugier und sprach endlich: „Sagt ein Mal, kleiner Freund, wie heißt Ihr?"

„Jeurie Jokke," antwortete der Knabe kurzweg.

„Jeurie Jokke!" wiederholte der Pastor. „Und wo wohnt Ihr?"

„Hinterm Wald, nach der Heide zu."

Der Pastor schob die Lippen vor; die Gegend, wo sein kleines Pfarrkind wohnte, gefiel ihm nicht.

„Habt Ihr Vater und Mutter?" fuhr er fort zu fragen.

„Ja, sicher."

„Brüder und Schwestern?"

Der Knabe hielt das Auge auf das mit Gold durchwirkte Kleid Unserer Lieben Frau gerichtet und schüttelte, ohne Acht zu geben, das Haupt. Die folgende Frage hörte er gar nicht mehr, und der Pastor mußte sie wiederholen.

„Was sagt Ihr?" frug Jeurie, als ob ihm das Fragen bereits lästig fiele.

„Wie lange Ihr da wohnt?"

„Ich weiß nicht — an drei Jahr, vielleicht auch schon länger."

„Wie alt seid Ihr?"

„Ich? Wohl an elf Jahr.“

„Wo habt Ihr gewohnt, bevor Ihr hierher kamt?“

Jeurie bohrte mit dem Finger in einem seiner Nasenlöcher und zuckte ohne zu sprechen die Achseln.

„Seid Ihr noch nie in der Kirche gewesen?“

Der Knabe schüttelte den Kopf; sein Gesicht gab zu erkennen, daß der Pastor ihn zu langweilen begann; seine kleinen versteckten Augen fielen wieder auf die goldenen und silbernen Zierrathen des Marienbildes.

Der Pastor zupfte ihn an seinem Wammis und sagte: „Macht ein Mal ein Kreuz.“

Jeurie that es, aber man sah deutlich, daß er keine besondere Uebung darinnen hatte. Dazu schlug er es noch von der Rechten zur Linken.

„Ein griechisches Kreuz, wenn mir recht ist,“ murmelte der Pastor unzufrieden; „betet ein Mal das Vaterunser,“ fuhr er fort.

„Was?“ frug Jeurie.

„Könnt Ihr nicht beten?“

„Beten?“ wiederholte der Knabe und sah den Pastor finster an, daß dieser unwillkürlich einen leichten Schauer empfand.

„Wie viel Götter giebt es?“ frug er nun.

„Drei,“ antwortete Jeurie zerstreut und nur als wollte er den lästigen Frager loswerden.

Der Pastor runzelte die Augenbrauen.

„Vier, fünf,“ sagte Jeurie, und als er sah, daß diese Antwort den Pastor noch weniger befriedigte, setzte er eilig hinzu: „sechs, sieben —“

„Aber, mein lieber Junge, es giebt nur einen Gott!" sagte der Pastor, erschrocken über eine solche Unwissenheit.

„Das ist sehr gut," antwortete Jeurie immer barsch.

„Wie? Ist Euch das ganz gleich?"

Der Junge nickte.

„Was thut Ihr zu Haus zum Zeitvertreib?"

„Holz lesen, Vogeleier suchen, Dohnen aufstellen, und —"

„Und was noch mehr?"

„Fischen, schwimmen, und —"

Der Pastor seufzte mitleidig, sprach das gewohnte Gebet und schickte die Kinder nach Haus.

„Kind!" sagte er, Jeurie am Wamms zurückziehend, „vergeßt nicht nächsten Sonntag wiederzukommen. Da, nehmt das und lernt beten."

Er steckte dem Kleinen einige Deuten in die Hand und gab ihm ein schönes goldenes Heiligenbildchen auf Pergament.

Jeurie kam fünf Sonntage nacheinander in die Kirche. Den sechsten vergaß der Pastor ihm seine Deuten in die Hand zu stecken, und seitdem war er nicht mehr zu sehen. Obgleich der Pastor die Jungen, welche nach der Seite von Jokke zu wohnten, zu Jeurie schickte und ihm sagen ließ, er sollte, wenn er wieder in die Kirche käme, abermals Heiligenbildchen und so viel Deuten wie immer haben, war der Knabe nicht zum Nachgeben zu bewegen. Es war fast, als wollte er sagen: „Ihr habt mir jedes Mal Deuten versprochen und habt sie mir nicht ordentlich gegeben; Ihr seid kein Mann von Wort, folglich will ich Nichts mehr von Euch wissen."

Gehen wir nun ein Mal quer durch den großen Kiefernwald, welcher hier und da von schönen Eichen- und Buchen-

reihen durchschnitten wird, und halten wir an dem Rande an, wo die Heide ihren unabsehbaren braunen Teppich auszubreiten beginnt. Dort steht eine kleine mit Rohr gedeckte Hütte, und in der wohnt Huibe Jokke, der Vater des kleinen Jeurie.

Huibe war ein kleines Kerlchen mit pechschwarzen Haaren, welche ihm wie Tannenzapfen um den Kopf hingen. Er hatte die Physiognomie eines durchtriebenen Schelms und eines schlauen Taugenichts. War der Sohn ein rother Neger, so sah der Vater wie ein schwarzer Fuchs aus.

Bisher hatte Huibe sich sein Brod mit Messer- und Scheerenschleifen verdient, aber plötzlich war sein abgenutzter Karren auseinandergefallen und hatte seinem herumschweifenden Leben ein Ende gemacht. Seinen großen Hund mit der gespaltenen Nase, welcher dazu gedient, seinen Wagen zu ziehen, hatte er für zehn Gulden verkauft und sich von diesem Gelde zwei Ziegen angeschafft, und diese Thiere waren es, welche nebst Huibe's Frau und dem kleinen Jeurie die Bewohner der Hütte ausmachten.

Jokke's Frau hieß Roosje. Wo sie diesen dichterischen Namen her hatte, weiß ich nicht; gewiß ist es, daß sie nichts weniger als „rosengleich" war. Daß sie die Mutter des kleinen Jeurie war, konnte man beim ersten Anblick wahrnehmen; ihr krauses Haar war ganz so roth, ihr Auge ebenso tiefliegend und ihre Physiognomie ebenso verschmitzt wie die ihres elfjährigen Söhnchens. Sie trug den Ueberrest eines atlassenen Rockes, welcher von seiner ursprünglichen hellen Farbe in die des fahlen Heidetorfs übergegangen war, und eine damastene Jacke, welche das gleiche Schicksal erfahren

hatte. Des Morgens warf sie gewöhnlich den alten Schanzläufer von Huibe Jokke um und band die beiden Aermel unter ihrem Kinn fest. Der Schanzläufer, welcher sicherlich nicht weniger als sechzig Dienstjahre zählte, mußte außerdem im Hause als Schirm gegen den Zug dienen und draußen sowohl die Frau wie den Mann abwechselnd gegen Wind und Regen schützen.

Huibe's Frau trug keine Mütze, sondern einen alten Sammethut mit breitem Schirm, welchen sie vermittelst einer Schnur von beiden Seiten herabzog und so unter dem Kinn zuband. Stand sie aufrecht, so beschrieb ihr Rückgrat eine Linie, von welcher es ungewiß war, ob sie von einem Buckel oder nur von einer krummen Haltung herrühre.

Als Huibe seine Frau heirathete, war sie gerade wie eine Kerze, aber sie mußte mit dem schwarzen Hund zusammen den Karren ziehen, während der kleine Jeurie, in ihren aufgeschlagenen Rock gewickelt, ihr auf dem Rücken hing. Auf diese Art bekam sie die gekrümmte Haltung, welche durch die Jahre und die Gicht immer mehr zunahm.

So war Roosje Jokke.

Die einzigen Arbeiten, welche die würdige Hausmutter verrichtete, bestanden in dem Schälen und Kochen der Kartoffeln, im Melken der beiden Ziegen und in der Zubereitung des Breis, welcher die gewöhnliche Abendkost der Familie ausmachte. Außerdem mußte Roosje noch das Futter für die Thiere besorgen, und das war ebenso wenig mühsam, wie ihre häuslichen Verrichtungen. Was ist leichter, als in die Nachbarschaft sehen gehen, wo der beste Klee wächst, und denselben abschneiden und mitnehmen? Oder ablauern, wo das

schönste Heu oder Grummet zum Einfahren bereit liegt, und davon seinen sämmtlichen Wintervorrath holen? Und das that Roosje Jokke auf eine Weise, welche für ihre Behendigkeit zeugte. Die Bauern des Dorfes, welche das Alles sehr wohl wußten, aber sich nicht darüber zu reden getrauten, thaten, was sie konnten, um Roosje's Dienstfertigkeit zuvorzukommen, doch umsonst: Roosje war ihnen jederzeit zu flink.

Doch wenn die Bauern mit dem Benehmen der Scheerenschleifersfrau wenig zufrieden waren, sie war es um so mehr mit dem Zustande ihrer Ziegen. Und kein Wunder; die Thiere waren speckfett und gaben so viel Milch, wie in der Hütte nur immer gebraucht wurde.

Huibe Jokke war seinerseits nicht weniger als seine Frau für das Wohl des Haushaltes thätig. Er brachte, sobald der September kam, seine Kartoffelernte unter dem Bett und im Ziegenstall in Sicherheit. Niemand hatte schönere Kartoffeln als er, denn er wandte vor der Ausnahme mehrere Tage dazu an, um zu untersuchen, wo es die mehligsten gäbe.

Ebenso war er stets reichlich mit Korn und Waizen versehen, und trug jede Woche so viel wie er zu Mehl brauchte, auf dem Rücken nach der Mühle. Das Brod machte Roosje mit Milch ein, und gewiß aß weder der Pastor noch der Schulz ein so leckeres wie Huibe Jokke und seine wackere Familie.

An Feuerung fehlte es in der Hütte auch nicht. Hatte Huibe seine Kartoffeln d'rinnen, so ging er ein Stückchen weiter, nach den besten Holz- und Torfhaufen sehen. Dann nahm er eine Handvoll Heidelbeerzweige und band sie oben an einem Strauch fest, und damit war, was da lag, an einen andern Eigenthümer übergegangen.

Ich höre den Leser sagen: „nun wundert es mich nicht, daß die guten Leute solch einen Sohn hatten, der mit elf Jahren ein russisch Kreuz machte und nicht einmal wußte, wieviel Götter es gäbe. Wie die Alten singen, so piepen die Jungen.“

Das sagte auch der Pastor, der sich wegen der Heidehütte sehr betrübte und bekümmerte, und gleich dem Pastor sagte es der Schulz, der nur auf die Gelegenheit wartete, die brave Familie ihre Wohnung mit dem Spinnhause vertauschen zu machen. Aber bevor hier zu Lande das französische Polizeigesetz eingeführt war, konnte man sich einen Schelm wie Huibbe Jokke nicht so leicht vom Halse schaffen.

Es war im Frühjahr, und die Vögel beschäftigten sich eifrigst mit Nesterbauen und Eierlegen. Dem kleinen Jeurie war das die liebste Jahreszeit. Den ganzen Tag trieb er sich im Walde herum, um Vögel zu suchen, und ging meistens nicht früher nach Hause, als bis er sein kleines Binsenkörbchen voll Eier hatte.

Kein Nestchen entging ihm; die Nachtigall mochte immerhin das ihrige unter dürrem Laube verbergen, wo Jeurie suchte, war er sicher, das arme Vögelchen zu finden. Der Rabe und die Krähe mochten noch so hoch in den Tannen bauen, Huibes Sohn kam und raubte ihre Eier. Die Elstern schienen den Knaben schon zu kennen, denn sie machten ihre Nester an Zweigen, auf die selbst eine Katze sich nicht gewagt haben würde. Aber wo keine Katze sich hinwagte, da kroch der kecke Bube hin.

Es schien da oben in den höchsten Wipfeln so recht eigentlich sein Element zu sein. Wie ein Eichhorn saß er

oft eine geraume Zeit auf irgend einem sichern Zweig und schlürfte die Eier, die er ausgenommen hatte. Bisweilen machte es ihm Spaß, die Raben zu reizen, bei deren Nestern er eben gewesen war, und wenn er dann genug von dem Spiel hatte, so schwang er sich an den Seitenästen von einem Baum auf den andern.

Es läßt sich leicht begreifen, daß die Klimmsporen, vermittelst welcher Jeurie die hohen Stämme hinankletterte, mit ihren Spitzen die Rinde der Bäume jämmerlich zurichteten. Der Schulz sah sich die Zerstörung der schönen Tannen, von denen so viele ihm selbst gehörten, mit bedenklichem Blicke an und lauerte, leider immer umsonst, dem kleinen Klimmer auf, welcher den Terpentin herausfließen machte und das Holz beschädigte.

Eines Tages indessen sah Jeurie, der sich eben seine Klimmsporen anschnallte, den Schulzen auf sich zugelaufen kommen. Der Schulz war nur noch wenige Schritte weit, und meinte, dieses Mal könne ihm der Fang nicht entgehen. Aber als er den Baum erreicht hatte, saß Jeurie schon ganz gemächlich auf dem untersten Aste und lachte seinen Verfolger aus. Dieser warf ihm wüthend den Stock an den Kopf, aber Jeurie fing den Stock auf und kletterte damit noch höher.

Krooner, so hieß der Schulz, drohte unten mit Galgen und Rad; Jeurie antwortete nicht, aber warf ihm, gerade wie ein Affe, einen Hagel von Tannenäpfeln auf den dreieckigen hohen Hut herab.

So verfloß die Zeit des Eiersuchens und ihr folgte allmählich der Herbst, eine Jahreszeit, die der Sohn Huibe's nicht minder liebte als den Frühling. Denn nun stellte er

Sprenkel auf, ein Geschäft, bei welchem sich so mancher Schuljunge Strafe vom Lehrer holt.

Schon vierzehn Tage bevor die Vögel zu streichen begannen, hatte Jeurie ganze Körbe voll Ruthen nach Hause gebracht und um sie frisch zu erhalten, in einem Haufen Sandes verborgen. Dann fing er an, Schlingen von Pferdehaar zu flechten, und man kann sich leicht vorstellen, wie um diese Zeit die Pferdeschwänze im Dorfe aussahen. Sich in die Ställe schleichend, zog er buchstäblich sämmtliche Haare aus, welche ihm die gehörige Länge zu haben schienen, oder er paßte hinter irgend einer Ecke den Fuhrmannswagen auf, die einen Augenblick vor der Thür der Wirthshäuser still hielten, und dann war, glückte es ihm, mit einem Schnitt seines Messers der ganze Schwanz ab.

Nur die Schimmel waren sicher vor ihm, denn Jeder weiß, daß nur in der äußersten Noth eine weiße Schlinge genommen wird. Jeurie, der sich besser als Jemand sonst auf sein Fach verstand, behauptete, daß man in einer weißen Schlinge wohl ein Rothkehlchen oder eine Meise, aber nie einen Krammetsvogel fangen könne.

Bald hatte er seine Dohnen überall aufgestellt, sowohl rund um den Wald, wie in dem Dickicht längs der Heide und in den Hecken der Wiesen am Fluße; der Schulz, welcher dort herum viele Grundstücke hatte, hob drohend die Faust, wenn er die Verwüstungen sah, die Jeurie in dem jungen Holze anrichtete. Wo Krooner immer konnte, schnitt er die Dohnen entzwei und warf die Beeren fort.

Eines Nachmittags fand er auf einem seiner Felder mehrere Dohnen dicht neben einander aufgestellt. Die

Krammetsvögel waren diesen Tag noch sehr spät gestrichen und in unzählbarer Menge in das Erlengehölz gefallen; auch hatte sich bereits ein halbes Dutzend gefangen.

Der Schulz machte die Vögel los, steckte sie zu sich und zerriß dann die Dohnen. Jeurie hatte von Weitem Alles gesehen; zitternd vor Wuth und glühendroth sprang er wie eine Tigerkatze herbei.

„Gebt her!“ rief er, sich vor den Schulz stellend und drohend sein Taschenmesser schwingend.

„Ha, ha, Taugenichts, hab' ich Euch!“ sagte der Schulz. „Ihr Holzverwüster, Ihr Schelm, wartet —“

„Meine Vögel her, oder —“ kreischte Jeurie, und sein Messer war bereits dem Leib des Schulzen nahe.

„Da, kleine Brut, ich will Euch lehren!“ rief der Schulz, indem er mit seinem Stock dem Jungen das Messer aus der Hand schlug und ihn dann derb an den Ohren zog. „Morgen lass' ich Euch in den Thurm sperren, Galgenaas.“

Damit ging er heim. Jeurie setzte sich stillschweigend unter eine Birke, gegen deren Stamm er sich lehnte. Er sah schrecklich aus; sein todtbleiches Gesicht stach finster gegen das blutrothe Haar ab, welches sich wie Schweinsborsten zu sträuben schien; er ballte seine kleinen Fäuste und warf dem Schulzen einen so drohenden Blick nach, daß der Schulz, hätte er ihn gesehen, davor geschauert haben würde.

Zwei Tage später saß Jeurie wieder unter der Birke, als der Schulz abermals vorbeikam. Das Gesicht des Knaben nahm augenblicklich den drohenden Ausdruck wieder an, welchen es bei dem Streit um die Vögel gehabt hatte.

Dieses Mal sah Krooner den Tigerblick des Knaben.

Digitized by Google

Er empfand einen kleinen Schauer und ging, ohne etwas zu sagen, an den Dohnen vorüber, die Jeurie neuerdings in den Erlenhecken aufgestellt hatte.

„Ich gäbe den Armen zwei Sack Korn und fünfundzwanzig Pfund Butter," sprach er zu sich selbst, „wenn das Galgenzeug ein paar Meilen weiter ziehen wollte. Hab' ich doch in meinem Leben kein solches Gesindel getroffen! Wo das Volk nur hergekommen sein mag? Noch heute geh' ich zum Pastor — das muß und soll ein Ende haben."

Während der Schulz so mit sich redete, dachte Jeurie: „Hundsfott, wenn ich nur erst vier Jahr älter wäre, da wollte ich Euch lehren — Hab' ich jemals solche Leute gesehen, wie hier im Dorfe! Der Pastor, der mir nicht bezahlt, was er mir schuldig ist, und der Racker von Schulz, der mir meine Dohnen zerstört und meine Krammetsvögel mitnimmt!"

Der Junge stand auf und als er sah, daß der Schulz seine Sprenkel nicht anrührte, so ging er heim. Aber er fühlte, daß ihm etwas in der Kehle stecke, das früher oder später herausmüsse.

Einige Tage darauf kam der Pfarrer durch den Wald gegangen und trat in die Hütte, wo Huibe Jokke wohnte.

Ich weiß es nicht, ob die stattliche Haltung, das ehrwürdige und freundliche Wesen des Geistlichen Eindruck auf die Familie machte, oder ob sie durch den unerwarteten Besuch einer fremden vornehmen Person in Verlegenheit gerieth, aber gewiß ist es, daß Jokke von seinem Sitz aufstand und, den Hut in der Hand, dem Besucher einen Platz zwischen ihm und seiner Frau anbot.

Der Geistliche setzte sich und fing an, über das Wetter

und über die zunehmende Kürze der Tage zu sprechen. Jokke hatte seit dem Eintritt des Pfarrers eine ganz andere Miene angenommen, und Roosje war seinem Beispiel gefolgt. Beide zeigten solch' herzliches Entgegenkommen, und waren so voll von Höflichkeit, daß man hätte zweifeln können, ob es dieselben Leute wären. Der Pastor sah in der freundschaftlichen Wendung, welche das Gespräch nahm, ein gutes Vorzeichen, und meinte, daß es nun an der Zeit sei, auf den Zweck seines Besuches zu kommen.

„Ich pflege von Zeit zu Zeit meine Pfarrkinder zu besuchen,“ sagte er mit liebreichem Ton.

„Das ist sehr wohl gethan, bester Herr, sehr wohl,“ antwortete Roosje mit der sanftesten Stimme.

„Wenn ich Euch nicht früher besucht habe,“ fuhr der Pastor fort, „so war es, weil ich wirklich nicht wußte, daß Ihr hier —“

„Das schadet Nichts, bester Herr,“ fiel Roosje ihm in das Wort, „Euer Besuch ist uns ebenso willkommen.“

„Und für mich sind die Stunden, welche ich mit meinen Pfarrkindern zubringe, immer sehr angenehm,“ sagte der Geistliche, „um so mehr, weil ich bei der Gelegenheit erfahre, ob ich irgend wie helfen kann.“

„Daran thut Ihr sehr wohl, Meinherr,“ sagte Roosje, indem sie die Schnur von ihrem Hute losband und, um besser zu hören, den Schirm in die Höhe springen ließ.

„Auch kam ich eigentlich mehr, um zu fragen, warum ich Euer Söhnchen dort nicht mehr bei der Kinderlehre sehe.“ Und er wies auf Jeurie, welcher mit dem Ellenbogen auf dem Tische zuhörte.

„Wenn der Taugenichts nur auf uns hören wollte, Herr Pastor, aber die Jungen, besonders die Jungen heutzutage! — früher war das nicht so.“

„Das glaub' ich, Mutter,“ sagte der Geistliche, aber wollen oder nicht wollen — das Kind —“

„Wenn es nur nach mir ginge,“ flüsterte Roosje den Geistlichen in das Ohr, „aber Huibe —“

„Meine Frau,“ zischelte Huibe dem Pastor von der andern Seite zu, „meine Frau läßt den Jungen machen, was er will. Jeurie ist ein verzogener Bengel — ich hab' ihr das hundert Mal gesagt.“

„Sehr wohl, aber Ihr müßt das Kind doch beten lehren —“

Roosje stieß den Pastor in die Seite und unterbrach ihn so leise sie konnte: „Das ist Huibe's Schuld — er will nicht, daß der Junge in die Kirche soll.“

Huibe stieß den Pastor etwas stärker an, legte den Mund dicht an dessen Ohr und flüsterte: „Ihr seht's wohl, was für eine Sorte von Weib ich da habe.“

Der Pastor, so von beiden Seiten zugleich bestürmt, wußte nicht, wem er glauben sollte, und ergriff endlich den Ausweg, die Augen zu schließen und sich die Ohren zuzuhalten.

Nach einigen Augenblicken, während welcher Huibe und Roosje sich bereit machten, die Versuche des Pastors weiter abzuwehren, hob dieser wieder an:

„In jedem Falle, beste Leute, liegt es Euch ob, für die Erziehung des Kindes zu sorgen; Ihr wißt wohl, daß eine schreckliche Verantwortung auf den Eltern ruht, welche dieser Pflicht nicht nachkommen.“

„Ihr habt Recht, allerbester Herr,“ sagte Roosje, mit ihrem Manne zu gleicher Zeit redend, „davor muß der Vater sorgen. Aber was soll man sagen? Huibe ist Euch ein Mensch — o wenn Ihr's wüßtet! — Und für mich, ich kann fast keinen Schritt thun, Herr Pastor; ich leide unsäglich von der Gicht in der Hüfte, im Beine, im Fuße —“

„Christus hat so viel für uns gelitten, Mutter,“ sagte der Pastor.

„Ja, das glaub' ich, ehrwürdiger Herr,“ antwortete Roosje. Der Ton, in welchem sie das sagte, ließ erkennen, daß die rothhaarige Frau nicht recht wußte, wovon der Geistliche sprach.

Dieser fuhr fort:

„Ihr wißt doch, daß Christus für uns gestorben ist?“

„Der arme Mann!“ sagte Roosje und drückte aus jedem Auge eine große Thräne.

„Wißt Ihr das nicht?“ fragte der Geistliche mit wachsender Verwunderung.

„Ach, lieber Herr,“ sagte Roosje, „wir kümmern uns um Niemand's Sachen. Wir kommen nirgends hin. Ich für mich sag' immer, daß ein Jeder am besten thut, vor seiner Thür zu kehren und alle Welt in Ruh zu lassen. Hab' ich nicht Recht, bester Herr?“

Der Pastor hustete ein paar Mal, um es sich zu überlegen, ob er der Frau Recht geben dürfe. Er fand, daß es nicht ginge und fragte:

„Ihr wißt doch wohl, hoff' ich, daß Christus für uns Mensch geworden ist?“

„Was Ihr da sagt!“ sprach Roosje.

„Und für uns gekreuzigt worden und gestorben ist?“

„Wir einfältigen Leute,“ sagte Huibe Jokke, „wir lesen keine Zeitungen, wir wissen in der Welt Nichts —“

Roosje saß und weinte wie ein Kind darüber, daß Christus todt wäre. Der Geistliche wußte nicht mehr, was er sagen sollte; die Unwissenheit der Hüttenbewohner brachte ihn gänzlich aus der Fassung. Er stand auf, legte ohne ein Wort einen Reichsthaler auf den Tisch und ging.

Nur sprach er noch mit bittendem Ton: „seht doch zu, meine guten Freunde, daß Ihr in die Kirche kommen und Euern Jungen in die Kinderlehre schicken könnt.“

„Sicherlich, guter, bester Herr!“ riefen Roosje und Huibe aus einem Munde, und sich nach Jeurie umdrehend, fuhren sie ihn an: „Taugenichts, Faulpelz, werdet Ihr thun, was der Pastor sagt?“

Jeurie hörte weiter nicht auf seine Eltern; er nahm den Thaler, stellte ihn auf den Tisch und ließ ihn sich drehen.

Von nun an kam der Pastor bisweilen in die Hütte und versuchte den Scheerenschleifer zu einer Aenderung seiner Lebensweise zu bewegen. Jedes Mal hinterließ er einen Reichsthaler. Huibe Jokke besuchte dafür regelmäßig die Kirche, und Jeurie wohnte dem Religionsunterricht bei. Roosje versicherte, sie könne der Gicht wegen nicht einen Fuß vor den andern setzen, und blieb zu Hause.

Bei seinen beiden letzten Besuchen hatte der Pfarrer, aus dem einfachen Grunde, weil er für den Augenblick Nichts mehr geben konnte, keinen Reichsthaler auf den Tisch gelegt. Die Folge war, daß auch der Scheerenschleifer und sein Sohn

bei der Mutter blieben, und sich nicht mehr um die Kirche kümmerten.

Unterdessen war es Winter geworden, der Schnee lag fußhoch und es war eine Kälte, daß es, nach dem alten Ausdruck, Kieselsteine gefror.

So lange wie kein Schnee gefallen war, hatte Jeurie Jokke Kaninchen und Hasen gefangen. Das vierfüßige Wild war ihm ebenso recht gewesen wie die Krammetsvögel und die Vogeleier. Aber nun hatte die gewaltige Kälte ihn in seinen Vergnügungen gestört. Jeurie saß vom Morgen bis zum Abend, die Hände in den Hosentaschen, vor dem kleinen Fenster, starrte über die Heide, oder spähte, ob der kleine Windweiser, welchen er auf einem Stock vor der Thür aufgepflanzt hatte, die Richtung nicht verändere. Aber nein, der Wind blies immer gleich heftig aus Norden.

Huibe Jokke rauchte vom Morgen bis zum Abend und kroch so dicht an das Feuer, daß er genöthigt war, Knieschienen von Birkenrinde umzubinden, um sich nicht buchstäblich die Schienbeine zu verbrennen. Roosje Jokke knüpfte den Schanzläufer dichter als je über der Brust fest und zog den atlasnen Hut so tief wie möglich in das Gesicht.

„Warum sitzt Ihr den ganzen Tag da faulenzen?“ sagte sie einst zu dem kleinen Jeurie, der noch immer den Windweiser auf dem Stock im Auge hielt, „warum holt Ihr nicht lieber Euer Schreibgeräth hervor? Uebt Euch von Zeit zu Zeit — man vergißt dergleichen Dinge.“

Jeurie stand auf, brachte aus einem Versteck Papier, Tinte und Federn hervor, und setzte sich an den Tisch, um zu schreiben. Jokke und Roosje kamen beide sich über die

Schulter ihres Sohnes legen, um zu sehen, ob er seine Schreibekunst noch nicht vergessen habe.

„Es geht schon noch!“ sagte Jokke zufrieden.

„Wenn er die Buchstaben noch etwas kleiner machte —“ bemerkte die Mutter.

„Die Feder taugt Nichts mehr, und die Tinte ist zu dick,“ sagte Jeurie.

Huibe schnitt die Feder mit einem Federmesser, das er aus seiner Tasche holte, und Roosje goß einige Tropfen Wassers in das thönerne Tintenfaß, dann zog Jeurie mit dem Lineal Bleistiftlinien auf das Papier und schrieb noch ein Mal so gut und so schnell.

„Seht, so geht's,“ sagte Huibe Jokke, „fahrt nur so fort; wozu Ihr's zu wissen braucht, dazu versteht Ihr schon genug davon. Euer Vater und Eure Mutter verstehen um kein Haar mehr davon, und doch sind sie durchgekommen.“

Während der alte Scheerenschleifer das sagte, stand seine rothe Ehehälfte am Fenster und blickte auf die unabsehbare Schneedecke, welche Alles einhüllte außer den magern Birken auf dem Damm, der über die Heide lief. Plötzlich sah Roosje von der Seite des Waldes her Jemand auf die Hütte zukommen. Obgleich sie stets behauptete, nicht einen Fuß vor den andern setzen zu können, so flog sie doch jetzt hurtig wie eine Katze an den Tisch, wo Jeurie schrieb, riß ihm Lineal und Feder aus den Händen und warf Beides in's Feuer. Das Tintenfaß und den Bleistift steckte sie in eine ihrer Taschen.

Huibe und sein Sohn schienen über Roosje's Verfahren keineswegs verwundert. Sie steckten die Hände in die Hosen-

taschen und gingen an's Fenster, während Roosje, harmlos wie ein Kind, Kartoffeln weiterschälte.

Der Mann, vor welchem die Frau des Scheerenschleifers so auf der Hut zu sein schien, ging an der Hütte vorbei.

„Ich hab' ihn nie gesehen," sagte der kleine Jeurie.

„Bekannt oder nicht," sagte leise die Mutter, indem sie ihre Kartoffeln bei Seite setzte, „seid immer auf Eurer Hut." — „Junge, Junge, nie darf ein Sterblicher dahinter kommen, daß Ihr lesen und eine Feder in der Hand halten könnt," setzte Jokke hinzu. Der Bube nickte mit dem Kopfe und in seinen kleinen tiefliegenden Augen las man, daß er die Richtigkeit der väterlichen und mütterlichen Ermahnungen sehr wohl begriff.

Die Kälte hatte nun schon zwei Monate gedauert, und die Noth trat ein. Der Getreidevorrath des Scheerenschleifers ging zu Ende, und Roosje klagte bitter, daß die beiden Ziegen fast gar keine Milch mehr gäben, dazu war das Brod ungewöhnlich theuer und die Sparbüchse ganz leer geworden, Huibe Jokke mußte also daran denken, diesen Zustand, der täglich schlimmer wurde, abzuhelfen. Der Scheerenschleifer hatte in seinem Leben zu oft in der Klemme gesessen, um nicht augenblicklich Rath zu schaffen. Wir wollen ihm einige Zeit lassen, um seine Pläne wohl zu erwägen und unterdessen mit dem Haushalt des Schulzen Bekanntschaft machen.

Krooner war, wie wir schon gesehen haben, ein wohlhabender Mann; außer den schönen Weiden am Flusse gehörte ihm ein ansehnlicher Theil der Holzungen, und er bewohnte am Ende des Dorfes ein großes Haus mit einem ansehnlichen Gehöfte.

Es war mitten am langen Winterabend. Der große kupferne Kessel mit Futter für die Kühe hing an seinem eisernen Haken, während unter ihm lustig das Torffeuer loderte. Frau Krooner saß und spann, wie die Hausmütter der damaligen Zeit es gewohnt waren, die beiden Töchter stopften Strümpfe und Socken, und ihr einziger Bruder, ein netter schwarzlockiger Bursch von sechszehn Jahren, war beschäftigt, ein Fischnetz zu stricken.

In dem großen Winkel des Heerdes saßen Krooner und der Pastor, welcher oft des Abends kam, ihre Pfeifen rauchend und aus der voreltlerlichen zinnernen Kanne, die neben ihnen auf dem Tische stand, ein Glas Bier trinkend. Etwas höher hinauf am Heerde saßen die Knechte Hanf aushülsen, und die Mägde Grünzeug für den folgenden Tag zurecht machen. So ging es in der guten alten Zeit bei den braven, einfachen Dorfleuten zu.

Krooner und der Pastor sprachen über die vergangenen Zeiten und behaupteten Beide, in ihrer Jugend wäre es anders gewesen — jetzt ginge Alles rückwärts. Der Schulz klagte, daß man ihm das Holz zuschanden machte und stöhle, was zu seines Vaters Zeit nie vorgefallen sei, daß die Ländereien im Preise fielen, während alles Andere im Preise stiege, daß die Ernte mißrathen und kein Geld mehr zu verdienen sei, und mehr dergleichen Dinge, die auch heute noch an der Tagesordnung sind. Der Pastor jammerte über die Unwissenheit des Volkes, welches lieber auf die Kirmeß liefe, als in die Kirche käme, und sich zehn Mal mehr um das Zeitliche, als um das Ewige bemühte. Er behauptete, das Volk sei seit zwanzig Jahren um ein Jahrhundert in Sittenverderbniß

vorwärts gegangen, und Alles zeige an, daß die allgemeine Ansteckung noch nicht ihre größte Höhe erreicht habe. Als Hauptursachen davon bezeichnete er die Nachtgelage in den Herbergen, den Tanz, die Spinnstuben, welchem Allen die Polizei mit ihrer ganzen Macht entgegenwirken sollte. Hierbei sah der Pastor von der Seite nach dem Schulzen, welchen diese Bemerkungen angingen. Krooner wollte sich eben entschuldigen, als sich plötzlich ein kaum hörbares Geräusch vernehmen ließ und ein Brief unter der Thür durchgeschoben wurde.

Die Bestürzung, welche das Erscheinen dieses Stück Papiers hervorbrachte, war unbeschreiblich. Dem Pastor zerbrach die Pfeife, Krooner ließ sein Glas fallen, Alles ließ die Arbeit sein und sprang auf. Jeder wollte sprechen, und Keiner sprach, obwohl Allen die Worte: „ein Brandbrief!“ auf den Lippen bebte.

Krooner hatte den Brief aufgerafft und besah genau die Aufschrift, welche von einer geübten, aber ihm ganz fremden Hand mit Blut geschrieben war. Dann las der Schulz, während der Hausstand einen Kreis um ihn schloß, den Inhalt des schrecklichen Briefes vor.

Er bestand in einem Befehl an den Schulzen, binnen einer Stunde einen Beutel mit hundert Kronen an den Fuß des Wegweisers niederzulegen, welcher auf dem Kreuzwege unfern der Kirche stand. Es wurde ausdrücklich gesagt, daß in der Zwischenzeit Niemand außer dem Schulzen das Haus verlassen dürfe, und dann wurde hinzugefügt: sein Vortheil wäre es, den Wegweiser nicht bewachen zu lassen, denn geschähe das, so würde das Geld nicht abgeholt werden. Von der

pünktlichen Befolgung aller dieser Bestimmungen hinge es ab, ob der Schulz sein Haus behalten, oder es, früher oder später, über seinem Kopfe abbrennen sehen sollte.

Es war, als ob ein Todesurtheil vorgelesen würde, so schauerlich still war es in Krooners Haus. Nachdem man aus der ersten Verwirrung wieder ein wenig zu sich selbst gekommen war, rathschlagte man miteinander, was zu thun sei, und bald war Jeder damit einverstanden, daß dem drohenden Verlangen nachgekommen und zugleich die Sache streng geheim gehalten werden sollte. Der Schulz holte die hundert Kronen aus dem Pulte, band sie in ein Beutelchen, und ging das Geld an den Wegweiser niederzulegen. Wie man beschlossen hatte, ließ man Niemand im ganzen Dorfe das Mindeste von dem Vorgang dieses Abends erfahren.

Ein Jahr später war der Winter wieder ebenso streng und die Noth wieder ebenso groß, der Brandbriefschreiber vom vorigen Jahre hatte sich bei seinem Versuche zu wohl befunden, als daß er ihn nicht hätte erneuern sollen. Aber dieses Mal geschah es mit einem weniger günstigen Ausgang.

Eines Abends, wo es gehörig dunkel war, kam Jemand um die Ecke von Krooners Wohnung zum Vorschein, schlüpfte dicht längs der Mauer hin, schob einen Brief, gleich dem vorigen mit Blut geschrieben, unter die Thür und verschwand wie ein Schatten. Doch in demselben Augenblick fiel aus der Scheune ein Schuß; es war des Schulzen Sohn, der da Wacht hielt und dem flüchtenden Thäter eine Ladung Schroot nachschickte. Fast zugleich flogen die Scheunthüren auf, und der junge Selm Krooner setzte dem Brandbriefschreiber hinterdrein. Unglücklicher Weise glitt er auf dem

gefrornen Schnee aus und that einen gewaltigen Fall, wobei er sich die Kniescheibe verletzte. Bevor der Schulz, der mit den Knechten auf den Schuß herausgestürzt kam, vernehmen konnte, welche Richtung der Brandstifter eingeschlagen habe, war dieser bereits weit weg. Wohl suchte man in allen Ecken und nach allen Seiten, spähte mit Laternen die Fußpfade entlang, ob man keine Blutflecken fände, welche die Spur des Thäters andeuten könnten, spähte auf den Feldern, ob man keine frischen Fußtapfen entdeckte — umsonst. Bald kam man zu der Ueberzeugung, daß der Schuß den Brandbriefschreiber nicht getroffen und dieser in der Verwirrung auf der hartgefrornen Straße entkommen sei.

Alle Hoffnung, den unverschämten Thäter zu entdecken, schien somit verloren, und mit Aerger dachte Krooner an alle die Mühe, welche er, sein Sohn und seine Knechte sich den ganzen Winter durch mit Nachtwachen gegeben hatten, als man an der Thür etwas fand, was vielleicht auf die Spur des gefürchteten Brandstifters bringen konnte — einen Kreisel mit einer Schnur. Es mußte also ein Kind gewesen sein, welches den Streich ausgeübt hatte. Diese Annahme wurde um so wahrscheinlicher, als Selm Krooner bezeugte, daß Derjenige, welchen er in der Dunkelheit gewahr geworden sei, ihm klein von Gestalt geschienen hatte. Man ging nun die Kinder im Dorfe durch und blieb endlich bei dem Sohn des Scheerenschleifers stehen, welchen allein man einer solchen Bosheit für fähig erachtete. Kaum brach der Tag an, so war auch schon das Gericht in der Hütte, um eine genaue Untersuchung über das Vorgefallene zu veranstalten.

Es schien, als hätte Huibe Jokke seinem alten Handwerk

nicht auf immer Lebewohl gesagt, denn am Heerde stand ein neuer Karren, schön roth und grün angestrichen und versehen mit einer Menge Schleifsteine von jeder Größe, welche in Form von einer Pyramide auf einem eisernen Stift steckten. Dicht daneben lag ein rother Fleischerhund von bösem Ansehen.

Die Bewohner der Hütte saßen um das Feuer her. Roosje war noch immer in der Ausstaffirung, worin sie im Lauf dieser Erzählung vorgekommen ist, nur hatte sie den bekannten Schanzläufer an ihren Mann abgetreten, welcher, dicht in das alte Kleidungsstück eingewickelt, in der Ecke am Feuer saß. Eine dicke Schlafmütze saß ihm so tief im Gesicht, daß man fast Nichts von seinen Zügen erkennen konnte.

Ihm gegenüber saß Jeurie, fast ganz in eine alte wollene Decke eingehüllt und den Kopf mit allen Tüchern umwunden, welche in der Hütte vorhanden waren.

Als der Schulz mit den Polizeibeamten eintrat, und Vater und Sohn beide in solchem schlimmen Zustand fand, ging ein Ausdruck von Zufriedenheit über sein Antlitz. „Sicher," dacht' er, „ist die Ladung Schrot dem Einen oder dem Andern zu Gute gekommen." Mit einem Ton, in welchem der Triumph klang, frug er barsch: „Wo seid Ihr seit gestern gewesen?"

„Wer, Herr Schulz?" frug Huibe Jokke so freundlich und leise, als spräche er mit der sanftesten Frauenstimme.

„Wer? Nun Ihr, Euer Sohn, Eure Frau —"

„Wo sollten wir denn anders gewesen sein, bester Herr, als hier in unserer armen Hütte?"

„Seht Ihr nicht, Herr Krooner," sagte Roosje, „daß

mein armer Jokke krank ist? Und Jeurie, das gute Schaf, welches nun schon vierzehn Tage da im Winkel sitzt!"

Der Ton der Frau war so wehmüthig, daß er den Umstehenden fast weh that, und ihre Augen waren so voll Wasser, daß es ein Jammer war.

„Und was fehlt dem Kleinen?" frug der Schulz.

„Ach, Herr Krooner," antwortete Roosje so leise, daß ihr Sohn sie nicht hörte, „ich für mein Theil glaube, daß der Junge die Abzehrung hat. Er hustet Tag und Nacht, daß mir das Herz bricht. Die Brust ist weg, rein weg. Und Blut spuckt er, Töpfe voll. Seht selber — arm Kind!"

Roosje wies auf eine Topfscherbe, welche in der That ihre Aussage bestätigte.

„Das Kind wird nicht alt — nein, nein. Ich hab' es immer gesagt, und der Doktor sagt es auch."

Die Mutter weinte so bitterlich, daß der Schulz ein wenig wartete, bevor er sein Verhör fortsetzte.

„Welcher Doktor sagt das?" frug er.

„Der Doktor, lieber Herr, der seit vierzehn Tagen zu ihm kommt, ihm allerlei Tränke giebt, und doch — aber ich werf' es dem guten Mann nicht vor, er thut sein Bestes und versucht Alles, aber ich sage es ihm alle Tage, daß es zu Nichts helfen wird." Und Roosje weinte, wie eine Mutter weint, die ihr Kind in den Sarg legt.

„Kommt der Doktor alle Tage?" frug Krooner, etwas unsicher geworden.

„Alle Tage, Herr Schulz," antwortete Huibe Jokke unter seiner dicken Schlafmütze hervor. „Um des Jungen willen," setzte er hinzu, den Kopf schüttelnd und die Augen zukneifend.

„Es ist hier ein unglücklicher Hausstand, Herr Krooner — ich bin auch seit acht Tagen auf dem Hunde, und dazu die unbarmherzige Kälte und denken, daß es Nichts zu verdienen giebt —"

Huibe brach in ein so langes und heftiges Husten aus, daß der Schulz abermals während einiger Minuten schweigen mußte. Dann frug er wieder: „wo wart Ihr gestern Abend?"

„Hier, bester Herr, in meinem Bette."

„Und Euer Sohn?"

„Auch in seinem Bette. Liebe Zeit, wo sollte er anders gewesen sein?" Und Jokke sah den Schulzen so verwundert, ja, verblüfft an, daß Krooner zu sich selbst sagte: „wie man sich doch irren kann!"

Dennoch wollte er sein Verhör noch einige Augenblicke fortsetzen und frug: „kennt Ihr diesen Kreisel und diese Schnur?"

Jeurie sah das Spielzeug mit kindischer Neugier an und schüttelte verneinend den Kopf.

„Könnt Ihr kreiseln?"

Der Junge versuchte zu lächeln und antwortete mit einer heisern, kaum hörbaren Stimme, „ja wohl, Herr Schulz, aber ich hab' keinen Kreisel, Vater will's nicht."

„Wenn man gesund ist, muß man arbeiten und nicht spielen," unterbrach ihn Roosje. „Jeurie muß Vaters Handwerk fortsetzen. Scheerenschleifen bringt zwar nicht viel ein, aber man verdient sich doch sein Brod damit, wenn man nur ehrlich ist — was sagt Ihr Herr Schulz? — hab' ich nicht Recht? Also, wenn er nur erst wieder gesund ist, muß er gleich wieder an den Wagen — Vater wird doch auch alt,

und ich — ach, beste Leute, ich kann keinen Fuß vor den andern setzen wegen des rasenden Gichtschmerzes, wovor der Doktor auch keinen Rath weiß. Das ist doch ein Kreuz; immer so zu Haus sitzen zu müssen. Wo ist die Zeit, wo ich so gerade wie ein Licht war und so flink auf den Beinen wie ein Vogel? Wenn ich daran denk', so werd' ich gewahr, daß wir so sachtchen alt werden — Ihr müßt das auch anfangen zu merken, bester Herr Schulz — wir sind so von gleichen Jahren. Als ich funfzehn Jahr war, da hab' ich Euch gekannt, Herr Krooner, wie ich meinen Huibe kenne, da wart Ihr so ein flinker Junge, mit so einem allerliebsten schwarzen Krauskopf! — Seitdem bin ich denn von hier fortgekommen, und später da hab' ich denn unsern guten Huibe Jokke getroffen und war auf ein Mal verheirathet — wenn ich an das Alles so denke, was überlebt man doch nicht Alles in der Welt! Aber Gott sei Dank, wir haben noch immer unser Stückel Brod verdient. Wenn der Mensch sich nur Mühe giebt und ehrlich ist in seinem Handel und Wandel, da kommt er schon noch durch. Das sag' ich auch immer und präg' es auch meinem Jeurie gehörig ein. Was sagt Ihr, Herr Schulz — hab' ich nicht Recht?"

Krooner hatte zehn Mal versucht, die Frau zu unterbrechen, aber es war ihm nicht geglückt — Roosje war zu zungenfertig für ihn.

„Wer hat Euch schreiben lehren?" frug er plötzlich, indem er vor den kleinen Jeurie hintrat und der Mutter mit der Hand zu antworten wehrte.

Krooner hatte viel von dieser so ganz überraschenden Frage erwartet, aber der Sohn von Huibe Jokke riß seine

kleinen Augen weit auf und starrte den Schulzen mit der täuschendsten Verwunderung an. Dieser wiederholte: „wer Euch hat schreiben lehren?“

„Schreiben?“ antwortete Jeurie mit matter Stimme, während er heftig hustete, „ich weiß nicht, was Meinherr sagen will.“

Huibe Jokke und seine Frau riefen beide in einem Athem: „liebe Zeit, schreiben! Wo sollte der arme Junge das gelernt haben? Schreiben? die Einfalt kennt keinen Buchstaben.“

Huibe schien, während er mit seiner Ehehälfte Schritt zu halten suchte, ganz blau vor Anstrengung zu werden und fing an gewaltig zu husten. Roosje fuhr allein fort: „meint Ihr, Herr Krooner, daß wir armen Leute so viel erübrigen können, um alle drei Monat einen Schilling Schulgeld zu bezahlen? Na, na, das Schulgeld das bricht einem den Hals. Für gemeine Leute wie wir, läuft's zusammen. Denkt 'Mal d'ran: vier Mal sieben Stüber macht achtundzwanzig des Jahrs. Ich sage nicht, daß ich das Kind nicht gerne sollte was lernen lassen, wenn es nur ginge, aber in einem Hause mit zwei Kranken da will schon was sein. Mein Herr Schulz, der auch einen Hausstand hat, der wird's wohl wissen was d'rauf geht — und dabei geht's mit unsern Ziegen gar nicht so wie sonst — neun Monate vom Jahre melken sie nicht — ich weiß nicht, sonst war das doch nicht so — was sagt Ihr davon, Herr Schulz?

„Ja, das sag' ich auch,“ fügte der Scheerenschleifer bei, dessen Husten gerade jetzt nachließ.

Selm Krooner, der mitgekommen war, sagte leise, man möchte doch nachsehen, ob nicht entweder Jokke oder sein Sohn

durch den gestrigen Schuß gezeichnet wären. Vater und Sohn wurden vom Kopf bis zu den Füßen untersucht, aber man fand Nichts von dem, was man so gern gefunden hätte.

In diesem Augenblick kam der Arzt des naheliegenden Dorfes herein, um seiner Gewohnheit nach, seine Kranken zu besuchen. Er versicherte dem Schulz, daß weder der Sohn noch der Vater seit mehreren Tagen das Haus hätten verlassen können, indem der erstere nicht zwanzig Schritte hätte thun können, ohne vor Mattigkeit hinzufallen, und der zweite an einem sehr bedenklichen Blutspucken litte. Dem Allen zu Folge glaubte der Schulz mit der Gewißheit, man habe die armen Leute falsch beurtheilt, ruhig nach Hause gehen zu können. Er fürchtete, daß nun der Schuldige unentdeckt bleiben würde.

Kaum hatten Polizei und Doktor die Hütte verlassen, so änderte sich dort Alles; die beiden Kranken empfingen aus Roosje's Hand jeder ein Butterbrod von einer ansehnlichen Größe und eine große Schale mit warmer Milch, und beide aßen mit einer Gierde, welche wenig mit Mattigkeit, Husten und Blutspucken in Einklang stand. Der Scheerenschleifer schob seine Schlafmütze höher und Jeurie kroch aus seiner wollenen Decke heraus.

Dann brachte der Vater das sorgfältig verborgene Federmesser an den Tag und begann unter dem kurzen Kraushaar den Kopf seines Sohnes zu untersuchen. Hier war es, daß der Kleine heftige Schmerzen fühlen mußte, denn er wehklagte und schrie bei jeder Berührung. Mit bewunderungswürdiger Behendigkeit brachte der Vater vermittelst seines spitzigen Messers kleine runde Gegenstände zum Vorschein, welche er

unmittelbar in's Feuer warf — es waren die Schrotkörner, mit denen der wohlgezielte Schuß Selm Krooners unter die Haut gefahren war.

Einen ganzen Monat lang versuchte Krooner Alles, um den Thäter zu ermitteln, aber Alles vergebens, die Scheerenschleiferfamilie hatte ihre Rolle gar zu gut gespielt. Huibe war blau geworden, indem er den Athem anhielt. Jeurie hatte sich in die Zunge gebissen, um Blut spucken zu können, der Doktor war vermuthlich Niemand anders, als der Dorfbarbier. Jeder war der Ansicht, man hätte den armen Teufeln mit dem Verdachte gegen sie Unrecht gethan.

Im Hause des Schulzen lebte man unterdessen in einer fortwährenden Unruhe. „Früher oder später,“ dachte Krooner, „wird man die Drohung ausführen, es bleibt mir also Nichts übrig, als jede Nacht zu wachen,“ und das that er. Wenn es Abend wurde, zogen regelmäßig zwei von den Knechten oder Arbeitern, oft auch der junge Selm oder Krooner selbst mit geladenem Gewehr auf die Wacht. Einer setzte sich hinter das Scheunthor, von wo aus Selm geschossen hatte, der Andere verbarg sich im Wagenschuppen. Auf diese Weise war das Haus vollständig bewacht; keine lebende Seele konnte sich ihm nähern, ohne von einem der Wachhabenden gesehen zu werden. Das strengste Geheimniß hatte der Schulz anbefohlen; außer der Familie sollte Niemand als der Pastor darum wissen. Der alte Krooner täuschte sich; es gab noch Jemand, der mit allen seinen Vorsichtsmaßregeln bekannt war — der kleine Jeurie Jokke, der Typus der Schelme, der überall herumschnüffelte, ohne daß man ihn sah, und der Alles wußte, ohne daß es ihm erzählt wurde.

So waren zwei Jahr vorbeigegangen, zwei Jahr, während welcher Krooner, der Schulz, auch nicht ein Mal die lästige Nachtwache eingestellt hatte. Jeurie war nun dreizehn Jahre, trieb aber noch immer Nichts als Kinderstreiche. Aeußerlich schien er auch noch ein Kind; er war und blieb noch immer so klein, wie wir ihn zu Anfang dieser Erzählung geschildert haben. Aber wenn er von Ansehen ein Kind war, von Herzen war er ein Mann. Es fehlte ihm, unternahm er etwas, weder an Muth, noch an sicherer Berechnung. Was er ein Mal beschlossen hatte, brachte er zur Ausführung, und mochten sich ihm noch so viele Hindernisse in den Weg stellen, Jeurie wich vor Nichts zurück und kam, ebenso geduldig wie hartnäckig, früher oder später doch an sein Ziel.

Inzwischen trieb er es, wie wir schon gesagt haben, auf die gewohnte Art weiter, mochte auch die Mutter sagen, er müsse nun durchaus vor den Wagen, mochte auch der Vater über die Faulheit seines Sohnes murren, der nie dahin kommen würde, die Feinheiten des Gewerbes zu erlernen, Jeurie ließ sich nicht stören und ging seinen Gang fort. Im Frühjahr verdarb er mit seinen Klimmsporen die Bäume, im Herbst schnitt er den Pferden die Schwänze ab. Die wilde Natur, die Freiheit, die Einsamkeit, das waren die drei Dinge, welche mit seiner wüsten Gemüthsart übereinstimmten.

Es war Kirmeß im Dorf und die Sankt Georgsgilde feierte ihren Schutzheiligen. Am Morgen hatten die Gildebrüder das Fest mit einem prächtigen Zug nach der Kirche begonnen; am Nachmittage versammelten sie sich zum zweiten Male, um nach dem Vogel zu schießen. Sie zogen in zwei langen Reihen, alle sonntäglich angethan, alle mit zufriedenen

und vergnügten Mienen, alle das Gewehr auf der Schulter. An ihrer Spitze marschirten ein Geiger und ein Trommelschläger, die miteinander im Ausführen von Triumphmärschen abwechselten, öfter auch einander halfen. Hinter ihnen kam Krooner der Schulz, als Hauptmann der Gilde einen langen dünnen Spieß, das Zeichen seiner Würde, in der Hand tragend. An der linken Seite seines Hutes prangte eine schöne weiße Feder, um seine Hüften eine purpurne seidene Schärpe mit goldenen Franzen. Ihm folgten die Aeltesten, ebenfalls in Federhüten und Schärpen, der Fähndrich mit seiner großen seidenen Fahne und der König mit seinen schönen silbernen Schaustücken um den Hals.

Das ganze Dorf lief zusammen, um den schönen Aufzug zu sehen, und die Kinder, welche in Schwärmen davor herzogen, verhinderten fast die Gildebrüder mit den Wirbeln des Tambours Schritt zu halten. Niemand jedoch hatte mehr Bewunderer als der Bannerträger; mit seiner feuerrothen Fahne, auf welche Sankt Georg gemalt war, saß er auf dem schönsten Zugpferd des Schulzen, ritt im Galopp voraus und kam wie der Wind zurück.

Alle Welt bezeugte, daß die alte Gilde noch nie so schön, so nett erschienen sei wie an diesem Tage; auch war alle Welt vergnügt, sogar der Pastor, welcher dem Zug folgte, um dem Vogelschießen beizuwohnen. Bald erzitterte der Hügel, auf welchem die Stange stand, vom Knallen des Pulvers. Schuß folgte auf Schuß, manche Kugel sauste an der Spitze der Stange vorüber, aber der Vogel rührte sich nicht.

Jetzt war es an dem jungen Selm Krooner, der, erst

seit wenigen Tagen aufgenommen, zum ersten Male mitschoß. Obwohl noch sehr jung, handhabte Selm das Gewehr doch mit vollkommener Gewandheit. Sein Schuß ging los und entzweigespalten flog der Vogel durch die Luft. Die Trommel wirbelte, die Gildebrüder steckten jauchzend die Hüte auf die Gewehre, die Frauen stimmten das bekannte Siegeslied an, und die Kinder stritten sich wie toll darum, wer zuerst die Stücken des Vogels nach der Wohnung des neuen Königs bringen sollte. Und als man dem entthronten König die Schaustücke abnahm, um sie dem neuen umzuhängen, da gab es abermals ein Gejubel und Hurrahrufen ohne Ende.

Der junge Krooner war schön anzusehen. Selm war ein prächtiger Bursche, ein allerliebster schwarzer Lockenkopf mit schön gezeichneter Stirn und Augen voll Feuer und Leben, eine mittelgroße, kräftige Gestalt, wie man zehn Stunden im Umkreis keine zweite gefunden hätte. Und dazu hatte man ihm nun einen schönen Federbusch auf den Hut gesteckt und eine ganz neue purpurne Schärpe um den Leib gebunden, über der die silbernen Königsplatten noch ein Mal so schön funkelten.

Unter den Straßenjungen, welche zusahen, war auch Jeurie Jokke. Bei der Krönung des neuen Königs hatte es dem Burschen plötzlich kalt überlaufen, und sein Gesicht nahm denselben furchtbaren Ausdruck an wie damals, als der Schulz ihm seine Dohnen weggenommen hatte. Gegen eine Birke lehnend, zählte Jeurie Alles zusammen, was er gegen Krooner, den Schulz, hatte. Seine Dohnen, der Schuß des jungen Selm, die entehrende Untersuchung in seines Vaters Haus, das Alles saß ihm in der Kehle und mußte heute heraus.

Er hatte seit einiger Zeit wenig oder gar nicht mehr daran gedacht, das Glück des jungen Krooner brachte den rachsüchtigen Knaben wieder Alles in's Gedächtniß zurück.

Langsam folgte er der abziehenden Gilde. Im Dorfe tanzten bekränzte Mädchen um den König her, welchem sie eine mit Blumen geschmückte Pfeife anboten. Dann that man Nichts mehr als essen und reichlich gezuckertes Bier trinken, und als es Abend wurde, steckte man die Lichter an, um zu tanzen. Das ganze Dorf drängte sich vor der Thür und den Fenstern der Gildestube, wo der junge König mit der schönen Tochter des reichen Bierbrauers den Tanz eröffnete. Alle Gildebrüder sahen stolz auf ihren jungen König — er tanzte so gut, er hielt sich so gerade, und er hatte vor Allem so schöne Kleider an. Von ihm fielen die Blicke auf das reizende Mädchen, mit welchem er tanzte, und man flüsterte einander in's Ohr: „Das giebt ein schönes Paar."

Der Kleine des Scheerenschleifers sah das Tanzen mit an und erhorchte die Lobsprüche der Gildebrüder. Er zog sein Negergesicht zusammen, als wollte er lachen, aber er brachte Nichts heraus als das Grinsen eines bösartigen Affen. Eine Viertelstunde später war er zu Hause.

Was dort verhandelt wurde, wollen wir nicht wiederholen; es genüge zu wissen, daß Roosje so flink, als wäre sie erst funfzehn Jahr, von ihrem Stuhl aufsprang und ihrem Sohne eine blecherne Schwammdose mit Stahl und Feuerstein einhändigte, worauf Jeurie wieder von dannen ging.

Als er in das Dorf zurückkam, war noch Alles in voller Bewegung, und Niemand sprach schon vom Nachhausegehen. Der Pastor, welcher nach der guten alten Sitte bei einem

Theile des Festes gegenwärtig gewesen war, hatte sich allerdings bereits entfernt und auch seinen Freund, den Hauptmann, ersucht, er möchte das Volk doch nicht gar zu spät bleiben und lieber morgen wieder anfangen lassen. Der Schulz sah wohl, daß der gute Mann es nicht so ernstlich meinte, und so dachte er denn, ein halb Stündchen mehr könnte man schon noch zugeben. Auch in den übrigen Wirthshäusern unterhielt man sich herrlich. Jeurie sah, wie die Knechte und Arbeiter Krooners rauchten und auf die Gesundheit ihres jungen Herrn, der den Vogel getroffen hatte, gezuckert Bier tranken. Der kleine Schelm lief hinter den Häusern herum, versteckte sich in eine dichte Hecke, kroch durch den Graben, schlug in seiner Schwammdose Feuer, blies es an und machte den Deckel halb zu. So schlüpfte er, leise wie eine Katze, längs der Scheune des Schulzen hin, sah noch ein Mal hastig nach, ob der Schwamm auch nicht ausgegangen sei, und steckte dann die Dose unter das niedrige Strohdach. Während er das that, war er so ruhig, als säße er im Walde auf einer Tanne Vogeleier ausnehmen, sein Athem ging nicht schneller, sein Herz schlug nicht stärker als wie gewöhnlich. Ohne sich umzusehen, entfernte er sich und setzte sich vierhundert Schritt weiter auf einem einsamen Fleckchen an einen Strauch nieder.

Fünf Minuten später sah er, daß an dem Dach der Scheuer ein kleiner Schein zu glimmen begann, welcher sich allmählich vergrößerte. Zugleich hörte Jeurie mit Genugthuung, daß im Dorfe noch immer die Geige ging und der Tambour der Gilde den Takt dazu schlug; es bewies, daß der Brand noch nicht entdeckt war.

Plötzlich schien das Dach der Scheune auseinander zu bersten, und eine Feuersäule, so stark wie ein Thurm, stieg durch die Oeffnung in die dunkle Luft empor. Die Flamme verbreitete sich reißend schnell, und bald war die ganze Scheuer, in welcher die Ernte schon war, ein Berg von lauter Feuer. Der gottlose Sohn des Scheerenschleifers lachte wie ein kleiner Teufel, und rieb sich mit Vergnügen die Hände. „Das hatt' ich dem Schulzen aufgehoben," sagte er, „warum hat er mir meine Dohnen entzweigeschnitten, und meine Vögel weggenommen? Und dem Racker von Sohn werde ich seine Ladung Schrot auch schon noch einmal bezahlen."

Damit steckte er die Hände in die Hosentaschen und ging gemächlich nach Haus. Von ferne vernahm er das schreckliche Geschrei: Feuer! das Hülferufen der Frauen, das Stürmen der Dorfglocke, und der boshafte Bube spottete über das Unglück des Schulzen und des ganzen Dorfes und ging vergnügt seinen Eltern erzählen, wie Alles abgelaufen war.

Das Feuer griff mit unbeschreiblicher Schnelligkeit um sich, denn der Wind war ihm günstig. In weniger als einer halben Stunde standen auch die Ställe und die Wohnung in lichten Flammen. Dabei konnte man an keine Rettung denken. Die Ernte ging so gut verloren wie der ganze Viehstand. Einiges weniges Hausgeräth, etwas Wäsche und Kleider, das war Alles, was man aus dem brennenden Hause noch herausbringen konnte. Und das Unglück hatte damit erst angefangen, der Wind trug das Feuer fort, und bald wüthete der Brand an zehn Stellen zugleich, so daß, da es mitten im September, und daher Mangel an Wasser war, an Löschen nicht gedacht werden konnte, um so mehr, da Spritzen noch

nicht bekannt waren. Vor Mitternacht lagen zehn Wohnungen in Asche und hätte, wie durch ein Wunder des Himmels, der Wind sich nicht gedreht, das ganze Dorf wäre in Flammen aufgegangen.

Aber auch so war das Unglück unermeßlich; mehr als hundert Männer, Frauen und Kinder waren ohne Dach und Fach und hatten Alles verloren, was sie besessen hatten. Am Morgen, als man mit dem werdenden Licht den Schaden erst so recht überschauen konnte, stand das ganze Dorf um die Trümmerhaufen her, unter denen der saure Erwerb so manchen armen Arbeiters und die Wohlfahrt so Vieler begraben lag. Es war ein herzzerreißender Anblick, welcher jedem Auge die stumme Thräne des Mitleides entpreßte.

Zwei Tage später machte der Pastor einen Spaziergang durch den Wald. Der Mann fühlte, daß es ihm Noth thue, sich ein wenig in der freien Natur zu zerstreuen, welche um diese Zeit im Walde so schön ist. Sein Herz war diese zwei Tage hindurch gar zu beklommen gewesen. Um noch etwas länger draußen bleiben zu können, trat er bei Huibe Jokke ein, wo er sich ein wenig ausruhen konnte.

Trotz des linden Septemberabends hing der Schanzläufer, wieder um ein Paar Jahr älter geworden, auf Roosje's Rücken. Huibe Jokke war beschäftigt, die Messer des Schuhmachers zu schleifen, und Jeurie machte Dohnen.

Als der Pastor eintrat, ließen Vater und Sohn ihre Arbeit sein, um ihm mit unendlicher Beflissenheit einen Stuhl anzubieten, Roosje, welche ihn mit dem freundschaftlichsten Lächeln von der Welt empfing, band sich, um besser hören

zu können, die Bänder ihres Sammethutes auf, der noch immer Hut war.

Wir dürfen nicht vergessen zu sagen, daß seit einiger Zeit der Pastor wiederum dann und wann die Hütte besuchte, und jedes Mal, bald einen Thaler, bald einen Gulden, bisweilen, wenn seine Menschenliebe ihm gar zu theuer zu stehen gekommen war, auch nur einen oder zwei Schillinge zurückließ. Auch zeigten Huibe und sein Sohn sich dankbar, denn sie kamen öfter Sonntags in die Kirche. Roosje, die immer dabei beharrte, daß sie keinen Fuß vor den andern setzen könne, blieb zu Hause bei dem rothen Hunde. Der Pastor vergab ihr von Herzen ihre Abwesenheit, und besuchte, in der Hoffnung, der Gichtschmerz werde doch endlich ein Mal besser werden, sein gebrechliches Pfarrkind so oft er konnte. Der gute Mann hegte mehr und mehr die Hoffnung, die Familie von Huibe Jokke ihre Aufführung verändern zu sehen und die Scheerenschleiferstreiche ganz aus der Hütte hinauszubringen.

Der Pastor hatte sich gesetzt und fing an, über das Unglück zu sprechen, welches sein Dorf betroffen hätte. Huibe Jokke hörte auf, sein Rad zu drehen und kam sich neben den Pastor setzen.

„Ich bin noch ganz starr vor Schreck,“ sagte Roosje. „Die armen Menschen! Was muß das doch traurig anzusehen sein, alle die Frauen und die Kinder ohne Dach und Fach!“

„Wir werden ihnen beistehen,“ seufzte der Geistliche, „und Gott, hoff' ich, wird uns wohl aus der Noth helfen.“

„O ja, das läßt sich annehmen,“ sagte der Scheerenschleifer.

„Man hofft's doch,“ fügte Roosje hinzu, „es giebt ja so viele gute Seelen im Dorfe, die so gern helfen. Und das muß doch auch geschehen, denn, liebe Zeit, wenn die Menschen einander nicht beiständen, was sollte da aus der Welt werden? Wenn man mir bei meiner Gicht nun nicht forthülfe? Ich hielt es keinen Tag aus, keinen Tag, nein, das sag' ich. Aber man muß doch auch viel ausstehen und aushalten! — wenn ich denke, daß die armen Menschen, die Alles, Alles verloren haben, daß sie so unglücklich sind — wenn ich nur fort könnte, ich ginge in's Dorf, um zu sehen, ob ich mit Hand anlegen könnte, aber, Himmel, ich kann ja keinen Fuß bewegen. Das ist doch ein Kreuz!“

Roosje seufzte so tief sie konnte.

„Und wie das Feuer nur herausgekommen ist?“ fragte sie dann und fügte zugleich hinzu: „Jeurie, Kind, langt mir doch 'mal meinen Rosenkranz vom Kasten her, denn ich kann nicht von der Stelle.“

„Wie kommt immer Feuer aus?“ war die fragende Antwort des Scheerenschleifers. „Durch die Unvorsichtigkeit von Magd oder Knecht.“

Der Pastor schüttelte den Kopf und sagte: „dies Mal ist es durch Bosheit.“

„Sollte des Schulzen Haus wirklich angesteckt worden sein?“ frug Jokke.

„Kein Zweifel.“

„Es giebt hier eine Race Menschen, Herr Pastor,“ sagte der Scheerenschleifer, „eine Race Menschen — glaubt mir's —“

„Die weder an Gott noch an's Gebet denken,“ fuhr Roosje fort; „aber wie können die Menschen doch so böse

sein, so ein ganzes Dorf unglücklich zu machen! Und den armen Schulzen und die gute Haut von Selm, der so ganz nach dem Vater schlägt! — Nu, ich hab' auch rechtes Mitleiden mit ihnen — der Schulz ist doch ein so braver Mann —"

„Das ist er, und sein Sohn auch," sagte der Pastor.

„Und die ganze Familie," fügte Huibe hinzu.

„Das will ich meinen," sagte Roosje ihrerseits, „und von Alters her sind's brave Leute gewesen. Was da nur drunter stecken mag? Ach, lieber Herr Pastor, seit ich jung war, sind die Menschen ganz anders geworden, Ihr werdet's wohl auch schon gemerkt haben. Es ist keine Art, keine Treu mehr unter dem Volk — Jeurie, laß den Stock vom Herrn Pastor liegen — bleib von dem schönen silbernen Knopf weg. Ja, ich sag' es oft: man kann die Menschen gar nicht mehr wiedererkennen. Und unter uns gesagt, Herr Pastor, das Volk will immer oben hinaus — es will gern schön gehen und steckt doch voller Schulden — ich weiß nicht wie das noch enden soll — das war zu unserer Zeit nicht. Da hörte man niemals von schlechtem Gesindel, das sich herumtrieb und auch nicht von Mord, Diebstahl und Sengen und Brennen — hab' ich nicht Recht? Und ich sag's nochmals, ich hab' Mitleiden mit dem armen Schulz und ich hoffe, man wird die Schelme beim Kragen kriegen."

„Früh oder spät kommen solche Schlechtigkeiten an den Tag," sagte der Pastor.

„Das bleibt nicht aus," sagte Huibe Jokke.

„Für solche Taugenichtse ist der Galgen noch zu gut," setzte Roosje hinzu.

„Und überdies," sprach der Pastor, „giebt es nach diesem Leben ein anderes, wo solche Uebelthäter auf ewig gestraft werden sollen."

„Die Hölle ist auch noch zu wenig für sie!" rief Roosje, und dann fuhr sie fort: „Jeurie, Junge, Ihr werdet den Stock des Herrn Pastors sicherlich noch in Stücke brechen."

Jeurie hockte auf den Knieen vor dem Feuer und rieb den kupfernen Beschlag von des Pastors Spazierstock mit Asche glänzend. Während man von Galgen und Hölle sprach, lächelte er und wischte mit dem Zipfel seines Wammses die Asche wieder ab.

Der Pastor war aufgestanden, um fortzugehen.

„Heute kann ich Euch Nichts geben, mein guter Jokke; im Dorfe fehlt's an so Vielem —"

„Nein, nein, durchaus nicht, bester Herr!" antwortete der Scheerenschleifer, „es wäre eine Schande etwas anzunehmen, während wir nach gerade keinen Mangel leiden und im Dorfe so viele Unglückliche sind, die Nichts auf der Welt mehr besitzen."

„Wahrhaftig, nein!" sagte Roosje. „Pfui! das würde ja gen Himmel Rache schrei'n. Man muß nicht habgierig sein — andere Menschen müssen auch leben. Wenn ich an alle die Unglücklichen denke, dann bricht mir das Herz vor Mitleiden;" Roosje blieb die Stimme in der Kehle stecken, und bald weinte sie wie ein Kind.

„Huibe," sagte sie, während sie sich die Augen trocknete, „wenn Ihr selber was geben könntet für die armen Menschen im Dorfe — ja, lieber Huibe, thut das — such 'mal im

Wagen — wir haben noch zwei Schillinge — gebt die Hälfte, lieber Mann, Gott wird's Euch lohnen!"

„Nein, nein, gute Mutter, behaltet Euern Schilling," sagte der Pastor; „Ihr seid auch arm, aber Ihr seid brav und tugendhaft, und solche Menschen werden einst reich sein, wenn der Himmel ihre Tugend belohnt —"

„Ach, was ist der beste Herr Pastor für ein braver Mann!" schluchzte Roosje hinter ihrem Schnupftuch; „gebt den Schilling, Huibe — gebt ihn doch, Junge — thut auch 'mal ein gutes Werk."

Der Pastor mußte den Schilling annehmen.

„Es sei denn so," sprach er, „und obwohl Ihr nur ein kleines Stückchen Geld gebt, so wird es doch als eine unendliche Summe angerechnet werden. Es sind die zwei Pfennige der Wittwe aus der heiligen Schrift," sprach er zu sich selbst, indem er den Schilling einsteckte.

Roosje kam langsam hinter ihrem bethränten Schnupftuch zum Vorschein und sagte mit dem frömmsten Gesicht von der Welt: „Jedes von uns wird ein Stückchen Brod weniger dafür essen, guter Herr; — ich sag's immer: die Menschen müssen einander helfen wo sie können — Jeurie, leg' 'mal meinen Rosenkranz auf den Kasten — daß ich auch keinen Fuß rühren kann, das ist doch ein Kreuz."

Der Pastor sprach noch einige Augenblicke von gleichgültigen Dingen und ging dann. Der Mann war so froh über seinen Schilling, als hätte man ihm einen ganzen Beutel mit Geld geschenkt. War es nicht auch schön, daß ein blutarmer Scheerenschleifer sechs Stüber für seine nothleidenden Brüder hergab? So dachte der Pastor, der seit geraumer

Zeit alle Ursache hatte, mit seinen Pfarrkindern in der Hütte zufrieden zu sein.

Der Leser wird gewiß denken, daß der Pfarrer nicht halb so pfiffig war, wie die Familie von Huibe Jokke? Und dem war auch so, denn hört:

Dieselbe Nacht verließen Huibe und Jeurie die Hütte; Roosje, die vielleicht so flink auf den Füßen war, wie Vater und Sohn zusammen, folgte ihnen. Eine halbe Stunde später brachen sie in die Kirche ein, und nahmen Alles mit, was ihnen anstand. Die Zierrathen des lieben Frauenbildes, worauf der kleine Jeurie seit Jahren schon das Auge gehabt hatte, alle goldenen und silbernen Gegenstände, welche ihnen unter die Hand kamen, und das ganze Geld im Almosenstock, das Alles verschwand in dieser Nacht aus der Kirche.

Als der Pastor den folgenden Morgen mit Thränen in den Augen einen Ueberschlag von Allem machte, was die Heiligthumpfänder geraubt, fand er an der Thür der Sakristei ein Stück Papier, auf welchem von einer geübten Hand folgende Worte standen:

„Im Vortheil von Pastor und Kirche rathe ich Euch, alle Schlösser, sowohl von der Thurmthür wie vom Opferstock und den innern Thüren neu machen zu lassen; sonst könnten später einige Schelme gerade wie wir jetzt gethan haben, Gebrauch davon machen.“

Bei dem Lesen dieser Spötterei zitterte der Pastor wie ein Rohr; er hatte in der Schrift dieselbe Hand erkannt, welche die beiden Brandbriefe an Krooner den Schulzen geschrieben hatte.

Zwei Monate später kam Huibe Jokke mit seinem Wa-

gen durch das Dorf gekarrt; Roosje, die noch immer keinen Schritt gehen konnte, saß, in ihren alten Schanzläufer gewickelt, auf dem Fuhrzeug, welches der kleine Jeurie an einem Stricke zog.

Jokke hatte die Hütte verlassen mit dem Willen, in den ersten acht Tagen nicht zurückzukommen. Die Ziegen, welche wie Roosje sagte, doch immer keine Milch gaben, hatte man so sachtchen Hungers sterben lassen — was kam es denn auf ein Paar Ziegen an? — und der rothe Hund war von der Wasserscheu befallen worden und seinen Gefährtinnen nachgefolgt. Jeurie hatte ihm das Fell abgezogen, und Roosje brauchte es als Fußdecke, die Scheerenschleiferhütte blieb also leer stehen, und Niemand härmte sich darüber.

Sieben Jahre waren verflossen, die abgebrannten Häuser standen schon längst wieder und das furchtbare Unglück, welches das Dorf getroffen hatte, war vergessen. Auch in der Kirche war Alles wieder hergestellt, und man dachte nicht länger an den Diebstahl und die Schändung des Heiligthumes, genug, man lebte in dem Dorfe wieder so zufrieden wie nur je, als plötzlich abermals eine Begebenheit vorfiel, welche das Unterste zu Oberst kehrte.

Es wurde ein Verlöbniß gefeiert. Mechteld, die schöne und sittige Tochter des Bierbrauers, war die Braut, ihr Verlobter war, wie der Leser sich wohl denken kann, Niemand anders als der Sohn von Krooner dem Schulzen.

Nachmittags, als das junge Paar vom Pfarrhause zurückkam, war das ganze Dorf auf den Beinen, die Gildebrüder schossen, daß der Boden zitterte, während Jedermann in die Hände schlug, die Bauerfrauen hatten den Weg, wel-

chen Selm mit seiner jungen Braut gehen mußte, mit Blumen und Laub bestreut, und vor der Thür des Schulzen war aus Spanisch-Grün oder Ligustrum, worein man Hunderte von großen Sonnenblumen gewunden hatte, eine schöne Ehrenpforte gemacht. Niemals noch hatte es im Dorfe eine solche Festlichkeit gegeben, und Jeder sagte, man würde stundenweit zusammenlaufen, um das Hochzeitsfest zu sehen, welches vierzehn Tage später Statt finden sollte.

Die Frauen hatten geschmückt, die Männer hatten geschossen, folglich mußte traktirt werden, und das geschah denn auch auf eine prächtige Art. Beim Brauer wurden die Frauen mit Kaffee, Butterschnitten von Rosinenbrod und Zwieback mit Aniszucker bewirthet, das Mannsvolk hielt sein Fest in dem nahe gelegenen Wirthshaus. Ein Jeder bekam eine lange Pfeife, welche aus einem kleinen Korb auf dem Tisch immer wieder gestopft wurde, und in einem Winkel der Stube lagen so viel halbe Tonnen, daß gewiß keiner der Eingeladenen befürchten durfte, Durst zu leiden. Der Zucker stand in einer Reistonne daneben, und Jeder nahm davon so viel es ihm beliebte — so machte man es in der guten alten Zeit, wenn ein Fest auf dem Lande war.

Es wurde bereits dunkel, als zwei Reiter im Gasthause ankamen und Nachtquartier begehrten. Es waren zwei ansehnliche junge Leute, die man für vornehme reisende Kaufleute halten konnte. Der Eine war groß, der Andere von untersetzter Gestalt und schwarz. Sie sprachen mit Selm Krooner über Pferde und Jagd, in welchen beiden Liebhabereien sie sehr erfahren schienen. Der junge Krooner, welcher sowohl Pferde wie Jagd liebte, fand großes Behagen an

der Unterhaltung mit den Reisenden, und da er so gut wie gar kein Bier getrunken hatte, ließ er eine Flasche Wein bringen und blieb, nachdem seine übrigen Gäste fort waren, mit den Fremden sitzen, um vergnüglich ein Gläschen zu leeren.

Der gute Selm bemerkte nicht, daß so oft er sich zu einem der Fremden wandte, der Andere aus einem kleinen Fläschchen, welches er im Aermel verborgen hielt, ihm etwas in seinen Wein goß. Dies hatte zur Folge, daß der Wein dem jungen Krooner mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit und Kraft in den Kopf stieg und ihn völlig trunken machte. Wir wollen nicht Alles berichten, was zwischen dem benebelten Bräutigam und den beiden Fremden vorfiel, die völlig nüchtern blieben, wir begnügen uns zu sagen, daß sie Selm Krooner ein Papier vorlegten, und daß man aus einander ging, nachdem er es unterzeichnet hatte.

Zwei Tage später erschienen die Fremden Abends im Hause des Schulzen und zeigten Selm das Papier vor. Obwohl Selm es in der Betrunkenheit unterzeichnet hatte, erkannte er es doch für die Schrift, welche er von dem Kleinsten der Fremden hatte aufsetzen sehen und wurde todtenbleich, als er den Inhalt des Papieres las. Mechteld, die junge Braut, welche gekommen war, um den Abend mit der Familie des Schulzen zuzubringen, fiel zu Boden und gab kein Zeichen von Leben mehr, während die übrigen Frauen das Haus mit dem angstvollen Geschrei erfüllten: „O Gott, hab' Erbarmen mit uns — die Seelenverkäufer, die Seelenverkäufer!“

Das war der Name, welchen man damals den Werbern gab, und welchen ich, als ich noch jung war, hundert Mal

mit Abscheu habe aussprechen hören. Selm erkannte seine Unterschrift, und stand wie zu Stein geworden neben seiner geliebten Braut, welche wie vom Blitz darnieder geschmettert auf der Erde lag. Der jüngste Tag hätte nicht mehr Verwirrung und Todesangst hervorbringen können, als das Erscheinen der Werber in dem Hause des Schulzen. Man bat, man flehte, man bot Geld, man drohte — Nichts konnte die Abscheulichen bewegen.

Plötzlich sprang der alte Schulz wie ein gereizter Löwe hervor, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief mit einer durch Schmerz und Wuth erstickten Stimme: „Schurken, das soll nicht geschehen. Mein Sohn bleibt — wo nicht, macht Euch bereit!“ Und er sprang nach dem Uhrkasten und holte sein Gewehr hervor.

Die Werber zuckten mitleidig die Achseln, und sagten dem Schulzen freundlich, er möchte doch ein Mal an die Hausthür sehen gehen, Krooner ging und kam sprachlos und mit gesenktem Haupte zurück. — Aller Widerstand war nutzlos, vor der Thür' standen acht starke Kerle bis an die Zähne bewaffnet. Wenige Minuten später war Selm fort, ohne daß man ihm erlaubt hätte, noch ein Mal nach seiner Braut zu sehen. Wenn man die Leiche des braven Jungen aus dem elterlichen Hause getragen hätte, würde kaum so bitterlich geweint worden sein, wie jetzt.

Die Seelenverkäufer waren mit ihrem Gefangenen schon ein großes Stück vom Dorf und wollten eben über die Brücke der Wassermühle, als das Pferd des Einen durch das Geräusch des Mühlrades scheu wurde und zu steigen begann. Der Reiter hielt sich im Sattel, konnte aber nicht verhin=

dern, daß sein Pferd den Kopf zwischen die Beine nahm und spornstreichs nach dem Dorfe zurückrannte. Sein Gefährte suchte ihn die ganze Nacht durch, aber umsonst ritt er in der Finsterniß herum. Gegen Morgen endlich setzte er in der Ueberzeugung, daß sein Gefährte ihm voraus sei, seinen Weg auf der bestimmten Straße fort.

Er täuschte sich; am Abend des folgenden Tages fanden die Dorfleute in den Höhen gegen die Heidegrenze zu ein lediges Pferd und in einer tiefen Sandgrube einen Menschen, der mehr todt als lebendig war. Es war der kleinste der beiden Seelenverkäufer. Er hatte aus dem Munde eine große Menge Blut verloren, athmete fast nicht mehr, und lag ohne Bewußtsein, genug, Alles ließ annehmen, daß sein Ende nahe sei.

Der Barbier des Dorfes, derselbe, welcher Huibe und Jeurie Jokke in ihrer schrecklichen Krankheit behandelt hatte, war herbeigeeilt und hatte den Verunglückten entkleidet. In demselben Augenblick kamen auch der Schulz und der Pastor an.

Das Erste, was Krooner that, war sich einer Brieftasche zu bemächtigen, welche aus der Tasche des Seelenverkäufers fiel und glücklicher Weise die Verschreibung enthielt, welche Selm unterzeichnet hatte. Der Pastor las sie, und fing an zu zittern. Er sah eine bekannte Hand, es war dieselbe, wie auf dem Zettel, welchen damals die Diebe in der Kirche zurückgelassen hatten.

„Kennt Ihr diesen Menschen nicht?“ rief er voll Erschütterung aus. „Es ist doch der Kleinste, der dies geschrieben hat — kennt Ihr ihn nicht?“

Der Barbier wusch eben das Haupt des Seelenverkäu=

fers, dessen kohlschwarze Haare unter seinen Händen plötzlich blutroth wurden.

„Jeurie Jokke!" riefen plötzlich zwanzig Stimmen zugleich.

„Der Brandstifter, der Kirchendieb, der Heiligthumschänder!" sagte der Pastor, feierlich die Hand nach ihm ausstreckend.

Ja, es war Jeurie. Ein Schrei des Abscheu's stieg aus der Menge empor, und man drängte sich drohend um den bösen Sohn von Huibe Jokke. Ohne die Gegenwart des Schulzen und des Pfarrers wäre der Seelenverkäufer nicht lebend aus der Sandgrube gekommen.

Der Barbier hatte ihm am Arme zu Ader gelassen. Jeurie Jokke schlug die Augen auf, holte leichter Athem und kam endlich wieder zur Besinnung. Unter Geschrei und Drohungen wurde er auf einen Karren gesetzt, nach dem Dorfe geführt und gut bewacht in den Thurm gesperrt. Nach zwei Tagen war er fast gänzlich hergestellt und konnte seine Lage überschauen. Er kam bald zu der Ueberzeugung, daß seine Sache sehr schlecht stände, und daß er ohne einen besonders glücklichen Zufall, den er nicht erwarten konnte, rettungslos verloren sei. Und dabei sollte er sich nicht ein Mal an Selm Krooner gerächt haben! Bei diesem Gedanken biß der Sohn des Scheerenschleifers sich in die Lippen, und sein Negergesicht nahm den schauerlichsten Ausdruck an.

Seit acht Tagen hatte Krooner kein Auge zugethan. Tag und Nacht war er darauf aus, den alten Scheerenschleifer und dessen Frau zu fassen. Obschon sie seit so langen Jahren nicht mehr in der Gegend gesehen worden waren, glückte es ihm doch, auf ihre Spur zu gelangen. Kaum waren

vierzehn Tage verflossen, so kamen Vater und Mutter dem Sohn Gesellschaft leisten.

Das Gericht ging in der damaligen Zeit mit weniger Umständen zu Werke; nach zwei Tagen schon war die ganze Untersuchung zu Ende.

Auch war sie einfach und leicht gewesen. In der Stadt, wo Jeurie Jokke seit einigen Jahren seinen abscheulichen Beruf ausübte, war er, wenn gleich unter einem andern Namen, von Jedermann gekannt, und da sein Gewerbe ihn täglich zum Schreiben nöthigte, kannten viele Hunderte auch seine Handschrift: diese wurde durch Sachverständige mit der Schrift in den zwei Brandbriefen, so wie mit der auf dem Zettel verglichen, welchen der unbedachtsame Junge in der Kirche zurückgelassen hatte. Die vollkommene Uebereinstimmung wurde um so leichter bestätigt, da Jeuries Hand eine ganz eigenthümliche war, und sich seit den sieben Jahren durchaus nicht verändert hatte. Dennoch würde man, so wenig Beweise man damals auch nöthig hatte, auf diesen einzigen hin, die Gefangenen nicht haben verurtheilen können, aber Roosje, die seit der Zeit, wo wir sie nicht mehr gesehen haben, sieben Jahr älter geworden, und schon sehr faselig war, wußte oft nicht mehr was sie sagte. Bereits im ersten Verhör hatte sie sich hineingeredet, im zweiten verrieth sie Alles.

Den nächsten Tag wurden Vater, Mutter und Sohn zum Strang verurtheilt. Den Tag vor der Hinrichtung besuchte der alte brave Dorfspastor die Gefangenen im Spinnhause. Der Mann kam mit einem schweren Herzen heim und sagte leise zu sich selbst: „wie ist es doch möglich, daß solche Menschen zu sterben wagen, wie sie gelebt haben?“

Tags darauf lief die ganze Meierei von Herzogenbusch nach der Stadt, um die berüchtigte Scheerenschleiferfamilie hinrichten zu sehen. Als das Glockenspiel acht Uhr zu schlagen anfing, betraten die Verurtheilten das Schaffot und das Stückchen war eben kaum aus, als auch bereits alle drei am Galgen hingen.

Aber schon zwei Tage nach der Gefangennehmung des Seelenverkäufers war der junge Selm Krooner wieder zurück in seinem Dorfe und umhalste seine Eltern, seine Freunde, den Pastor und seine liebe Braut, die aus Bekümmerniß um ihn beinah des Todes gewesen war. Kurz darauf wurde die Hochzeit vollzogen, und noch niemals war ein solches Fest gefeiert worden, wie an dem Tage, wo der junge Krooner getraut aus der Kirche kam.

Seit dieser Zeit wird im Dorfe an Stehlen und Brandstiften nicht mehr gedacht, sondern man lebt zufrieden und glücklich, weil man weder Haß noch Neid kennt. Nur einen Schlag Menschen giebt es, die man nicht gern sieht, und Niemand würde in ihre Niederlassung im Dorfe stimmen: Das sind die Scheerenschleifer.

Romantische Verhaelen. 1850. Nur in wenigen Exemplaren gedruckt.
Het kind met den helm. Antwerpen 1852.
De hut van Wartje Nulph, episode uit de krygstogten van Maurits van Nassau. Antwerpen 1853.
Dorpsverhalen. Antwerpen 1854.
Het Eerekruis, blyspel met zang in twee bedryven. Waeregem 1854.
De meesterknecht, verhael uit het dorpsleben. Antwerpen 1854.
Amanda. Uit het leven der zinnelozen. Antwerpen 1856.
Doctor Marcus. Turnhout 1858.

Staes (Jan), geboren zu Antwerpen 1828, war das sechste Kind von armen, aber sehr wackern Eltern. Sein Vater, jetzt 75 Jahr alt, war gleich dem ebenfalls noch lebenden Großvater, ein Dachdecker. Die Mutter, die vor fünf Jahren starb, machte Spitzen. Als der Knabe acht Jahr alt war, sandte man ihn in eine Freischule, wo er bis zu seinem elften Jahre blieb und lesen, schreiben und etwas rechnen lernte. Dann mußte er, um sich seinen Unterhalt zu erwerben, in eine Tabacksfabrik, wo er ungefähr 16 Jahr arbeitete. Von klein auf äußerst wißbegierig, sparte er sich seine Sonntagsoordjens*), um Bücher zu kaufen. Was er nicht kaufen konnte, borgte er sich, und so blieb für ihn im Blämischen bald Nichts mehr zu lesen. Mit achtzehn Jahren fing er an, in einer Abendschule Französisch zu studiren, Deutsch lehrte ihm ein Freund. Seit einem Jahr ungefähr ist Staes zweiter Redacteur am Handelsblatt. Seine Gedichte sind zerstreut in Zeitschriften; das, welches ich mittheilen werde, ist aus dem „Niederdeutschen Jahrbüchlein" für 1858. Von Zeit zu Zeit übersetzt er aus dem Deutschen und Französischen für das Feuilleton des Handelsblattes. Das einzige selbstständige Werkchen, welches er herausgab: *Ein goldenes Jubelfest in der Kempen*, hat einen frischen ländlichen Hauch.

Die Blümchen meiner Mutter.

Was lasset Ihr die Zweige hängen,
Ihr Blümchen, die so theuer mir?
Erzählt mir's, woran leidet Ihr?
Kam Euch der Sturmwind hart bedrängen?
Verdorrt sind Eure kleinen Blätter —
That es die Sonne, that's das Wetter?

---

*) Oordje, frühere kleine Münze, jetzt von Kindern für Centen und Sous gebraucht.

Klagt, Blümchen, Euer Leiden mir,
Denn ich bin traurig so wie Ihr.

Ihr siecht, und noch vor wenig Tagen
Sah' ich Euch frische Knospen tragen,
Im Sonnenlicht Euch freudig wiegen,
Und um Euch her die Falter fliegen.
Ihr fülltet jeden Tag das Zimmer
Mit Euern süßen Düften an,
Und wurdet täglich schöner immer,
Und wer vorbei ging, sah Euch an.
Ja, Mancher blieb selbst vor Euch stehn
Und sprach: „was sind die Blümchen schön!"

O ja, das waren frohe Zeiten,
Als Ihr noch durftet Duft verbreiten;
Was standet lieb und fröhlich Ihr!
Und ich war glücklich so wie Ihr.

Was blüht Ihr denn wie ehmals nicht?
Der Lenz schickt doch sein Sonnenlicht
So warm wie ehmals auf Euch nieder,
Was kehrt Ihr nicht in's Leben wieder?

Fern ist die Zeit, wo jeden Morgen,
Als Ihr geblüht in Eurer Pracht,
Ein Engelswesen aufgewacht,
Um Euch mit Liebe zu versorgen.
Ließ Euch das Sonnenlicht ermatten,
Sie trug Euch zärtlich in den Schatten,
Sie tränkte Euch mit kühler Flut,
Und wenn das Wasser Euch belebte,
Sah ich ein Lächeln froh und gut,
Das hold um ihre Lippen schwebte.

Was standet lieb und fröhlich Ihr
Zur schönen Zeit des Lenzes prangen,
Als voll von Knospen Ihr gehangen —
Und ich war glücklich so wie Ihr.

Und wenn sie Euch so liebreich hegte,
Um wie viel mehr noch war sie mir!
Ich war ihr lieber noch als Ihr,
Es war die Mutter, die mich pflegte!
Nun ist die Theure uns genommen —
Was helfen Thrän' und Klagewort?
Sie ging dahin an jenen Ort,
Von wo noch Niemand wieder kommen.
Uns aber ließ sie hier allein,
Und Ihr — laßt Euern Schmerz nur sehen —
Kaum ging zum Heil die Theure ein,
So bliebt Ihr auch vergessen stehen.
Es sah sich Niemand nach Euch um,
Es gab Euch Niemand Licht und Schatten,
Und Blüt' auf Blüte mußt' ermatten,
Und, Blatt für Blatt, vergingt Ihr stumm. —

Ach käm' die Zeit doch wiederum!
Wie todt jetzt in den Lenzestagen!
Ihr könnt nicht länger Blüten tragen —
All' unser Glück entschwand mit ihr,
Und ich bin traurig, so wie Ihr.

Vielleicht daß Euch ein beßres Leben
In ihre Sorg' zurückgegeben:
Man sagt, daß was wir hier geliebt,
Der Himmel dort uns wiedergiebt?
Ist's wahr, daß Ihr auf's Neu erblühtet,
Im ew'gen Frühlingssonnenschein,
Und daß sie wiederum Euch hütet,
Sagt, denkt sie da nicht manchmal mein?

Spricht sie nicht von dem bittern Leiden,
Das mich ergriff bei ihrem Scheiden,
Mich, der ich ohne Mutterkuß
Noch leben und noch ringen muß?
Ach, Blümchen, wüßt' ich Euch bei ihr,
Da möcht' ich sterben so wie Ihr!

Een gouden Jubelfeest in de Kempen. Antwerpen 1854.

Stallaert (Karl Frans), geboren den 23. Sept. 1820 zu Merchtem in Brabant. Bis zu seinem zehnten Jahre hatte er in der Dorfschule Unterricht in der Muttersprache, dann setzte er auf dem Collegium zu Turnhout das Lateinische fort, welches er ein Jahr lang bei dem Vicar der Gemeinde getrieben hatte. Nachdem er dieses Studium auf dem Collegium zu Mecheln vollendet hatte, bezog er 1837 in Brüssel, wo seine Eltern sich niedergelassen hatten, die Universität, sah sich jedoch bald genöthigt, sie wieder zu verlassen. Sein Vater war gestorben, und ihm, als dem ältesten Sohne, fiel die Sorge für die Familie anheim. Seinen Neigungen entsagend, war er vier Jahr lang im Handel, vier Jahr im Finanz-Ministerium, und zwei Jahr bei der Westvlandrischen Eisenbahn zu Brügge, dann verschaffte sein Gönner und Freund, der Präsident Delecourt, ihm das Amt eines Archivars bei der Verwaltung der Bürgerhospitäler zu Brüssel, und endlich 1853 eine ihm zusagende Stelle in der Professur der niederländischen Sprache am königlichen Athenäum ebendaselbst. Seit dem 27. Juli 1849 ist er verheirathet mit Mechthilda Mast aus Brüssel.*)

Das Vorbild seins Großvaters, Jan Frans Stallaert, der ein glücklicher Dichter war, muthigte Karl Stallaert an,

---

*) Starb im Frühling 1859.

sich ebenfalls in seiner Muttersprache zu versuchen. Er hat noch nicht viel gearbeitet, aber nur Gutes, und noch mehr ist von ihm zu erwarten. Die Uebersetzung von „Hermann und Dorothea", welche in einzelnen Gesängen im „Lesemuseum" und später mit Illustrationen von seinem Bruder erscheinen soll, ist ihm vortrefflich gelungen, ebenso die von Gutzkows „dreizehnten November." In diesem Augenblicke legt er die letzte Hand an „Johann I. von Braband" und für die nächste Zukunft hat er gemeinschaftlich mit seinem Schüler und Freunde Alphons Willems den Plan einer vlämischen Geschichte und Chrestomathie in französischer Sprache. Stallaert war auch mein Lehrer im Vlämischen und zugleich der erste Vlaming, bei dem ich die Entdeckung machte, daß der vlämische Charakter weder kalt noch prosaisch, vielmehr durch Phantasie und Leidenschaftlichkeit ein ächt nordisch-germanischer sei. Mit Van Driessche, Delcroix, Blockhuis und Jakobs gründete Stallaert den „Klauwaerts," ein Blatt, das seinem Namen nicht umsonst führte. Außer Van Rucklingen ist vielleicht kein Vlaming so ganz und so starr vaterländisch wie Stallaert. Diese Gesinnung drückt sich selbst in der folgenden kleinen Skizze aus.

Die erste deutsche Charte in Braband.

An einem hellen Maimorgen des Jahres 1289 zog ein Reiter durch die „Verlorene Kostpforte," heute die „Vlämische Pforte" genannt, in die Stadt Brüssel ein, welche seit der von den Löwenern dem Herzog Johann und seiner Mutter Alide zugefügten Schmach die Hauptstadt von Braband geworden war. Sein Reitthier war ein behender Esel, das auserwählte Lastthier der Schreiber und der Gelehrten. Er war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren und von mittlerer Größe, seine zusammengedrungenen und nach vorn ge-

neigten Schultern genügten, um in ihm eher einen Schreiber, als einen Krieger erkennen zu lassen. Seine hohe und breite Stirn übrigens verrieth so gut wie seine funkelnden braunen Augen, über denen dicke borstige Brauen sich nach der schönen Adlernase hinzogen, einen Mann, dessen Lebenskraft sich im Haupte zusammengedrängt hatte. Er war glatt geschoren, aber sein braunes volles Haar wallte unter einer Pelzmütze bis auf die Schultern herab und diente dem edlen Angesicht als Rahmen. Das karmoisinrothe Gewand mit Pelzkragen, welches ihn ganz umhüllte, ließ Nichts entdecken, als am Halse einen Hemdumschlag von schneeweißer Leinwand, und an den Füßen graue Sandalen. Das Thier, worauf unser Reisender saß, schien, seinem stattlichen und gelassenen Schritt nach, etwas von der Würde seines Meisters in sich zu fühlen, und hielt den Kopf hoch, als sei es stolz auf seine Last. Mann und Thier blickten mit großen Augen nach den neuen Dingen links und rechts, obgleich es nicht zum ersten Male war, daß sie nach Brüssel kamen. Die Hauptstadt war seit zwanzig Jahren so verändert und verschönert worden, daß unser Reisender sich höchst angenehm überrascht fühlte. Mit Vergnügen sah er die alte schwarze Burg der Grafen von Löwen wieder, um deren Fuß die schnellfließende Senne ihre gelben Wasser schlängelte, und ebenso die nah gelegene, nicht minder alte St. Gorixkapelle; beide Gebäude führten ihn im Geist in die Zeit zurück, wo das Christenthum und die weltliche Macht der Karolinger in Braband Fuß faßten. Etwas weiterhin wurde seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch einen Wechsler- oder Goldschmiedladen, durch die bunte und prächtige Ausstellung eines Tuchkaufmanns, durch den

Glanz von feilgebotenen Helmen oder Kirchenzierrathen. Noch höher hinauf bewunderte er die schöne St. Nikolaskirche mit ihrem prächtigen Belfroy, deren Glocke erst seit einigen Jahren das Eigenthum der in Blüthe zunehmenden Gemeinde geworden war. Dann sah er das Gemeinde-Fleischhaus und den Fischmarkt, und auch die hohen schwarzen Häuser beschäftigten ihn. Sie hingen auf die mannichfaltigste und wunderlichste Weise über die krumme Straße her, indem sie die Bewohner, welche sie am Boden körperlich von einander trennten, in dem Maße wie sie selbst sich erhoben, gleichsam geistig näher zusammenführten und so ein treffendes Bild von dem Gemeinsinn lieferten, welcher die Bürgerschaft damals zu einem mächtigen Körper vereinigte.

Unser Reisender stieg endlich in der Bergstraße vor dem Gasthof „Im großen Spiegel" ab, empfahl sein treues Thier der Sorge eines herbeigeeilten Dienstboten und ließ sich selbst eine einfache Suppe auftragen. Dann setzte er, nachdem er sich etwas vom Staube gesäubert hatte, zu Fuß seinen Weg fort und trat bald in die Pforte des herzoglichen Hofes. Ein dienstfertiger Läufer brachte ihn in einen weiten gewölbten Vorsaal, der rings von eichenen Sitzen umgeben war. An den hohen Wänden hatte eine kunstgeübte Hand ritterliche Abenteuer und die lustigsten Auftritte aus Reinart dem Fuchs gemalt, so daß ein Besucher, dem es geschah, etwas verziehen zu müssen, sich hier sehr gut eine halbe Stunde lang unterhalten konnte. Es währte nicht lange, so kam aus einem anstoßenden Saal ein riesenhafter Kriegsmann zum Vorschein, der ohne Umstände auftrat und das trotzige Haupt hoch aufgerichtet trug. Mit dem ersten flüchtigen Blick erkannte er

in dem angemeldeten, Besucher einen Schreiber, und der Ausdruck seines Gesichtes wurde noch finsterer, ja, der nicht minder rasche und scharfe Blick des Fremdlings konnte in den Zügen des Hofmannes sogar einen Schatten von Geringschätzung entdecken. Der Höfling that drei Schritte auf den Besucher zu und ließ sich dann, um seiner Pflicht Genüge zu thun, zu der kurzen Frage herab: was er verlange?

„Ich begehre die Ehre zu haben, dem gnädigen und durchlauchtigen Herzog von Braband meine Huldigung darzubringen," war die gemessene Antwort. Der Ton, mit welchem dieser Wunsch ausgesprochen wurde, so wie die ruhige Haltung des Fremden bewiesen dem Kriegsmann hinlänglich, daß er keinen gewöhnlichen Mann vor sich hatte. Es war, als habe der Blick der Weisheit den Blick der Gewalt überwunden, denn der Hofmann verneigte sich, kam noch zwei Schritte näher und sprach: „unser gnädiger Herzog ist eben im Gespräch begriffen, doch möge die Herrschaft mir ihren Namen und ihren Stand nennen, und ich werde die Ehre haben, sie augenblicklich zu melden." Statt der Antwort zog der Besucher einen prächtigen goldenen Ring mit einem kostbaren Stein vom Finger und ersuchte den Höfling, ihn dem Herzog zu überreichen. Der Leibwächter nahm den Ring mit einem mühsam bezwungenen Aerger zwischen Daumen und Zeigefinger und entfernte sich mit den gemurmelten Worten: „schon wieder ein gefeierter Bürger, ein bevorrechteter Schreiber! die haben hier seit einiger Zeit weiße Füße, man sieht Niemand anders mehr als von dem Weißbrodvolk. O weh! o weh!" Er heftete sein Auge auf den Ring und fuhr fort: „eine Eule, eine Eule! ein wunderliches Wappen, welches

sicher noch je weder im offenen Felde, noch am hellen Tage gesehen worden ist," und noch ein Mal geringschätzig wiederholend: „eine Eule!" verschwand er.

In seinem gewöhnlichen Audienz- und Arbeitssaal saß Herzog Johann I., umgeben von einer Anzahl vornehmer Bürger, mit welchen er eine ziemlich lange Unterredung gehabt hatte. Sie ging eben zu Ende, als der Höfling eintrat, dem Herzog einige Worte in's Ohr flüsterte und ihm den räthselhaften Ring überreichte. Bei dem Erblicken dieses Juwels, welchen er dem Besitzer einst als eine Huldigung der Wissenschaft und des Talentes verehrt hatte, sprang der Herzog mit einem unverhehlten Ausdruck der Freude im Gesicht auf. „Wohlan, Herren," sprach er, „es bleibt dabei, wie wir es besprochen haben: auf übermorgen," und sich zu seinem Geheimschreiber wendend, setzte er hinzu: „Ihr, Heinrich, sollt unsere Vergünstigung und Uebereinkunft sogleich aufsetzen und zur rechten Zeit in Bereitschaft halten."

Hierauf verließ die Gesellschaft den Saal, und auf einen Wink des Herzogs wurde unser Fremdling eingelassen. „Jakob!" rief, als er sich zeigte, der Herzog. „Mein gnädiger Fürst!" antwortete der Mann, welcher dem trotzigen Schildknecht frei entgegen getreten war, aber nicht ohne Befangenheit dem Kriegsmann gegenüberstand, auf dessen Antlitz sich nicht nur die materielle Kraft, sondern auch der herrliche Glanz des Geistes offenbarte. „Mein gnädiger Herr, ich werde alt, ich fühle meine Lebenskräfte allmählich abnehmen, und so habe ich, bevor es dem guten Gott gefalle, mich aus diesem Thal der Widerwärtigkeiten abzurufen, Euch einen letzten Besuch abstatten wollen, habe den durchlauchtigen Fürsten

und Ritter der Niederlande, welcher am Hofe von Vlandern dem armen Dichter so edle Beweise seiner Geneigtheit gab, den jugendlichen und lebenslustigen Minnesänger, den Helden von Woeringen zu sehen begehrt, um ihm vielleicht ein ewiges Lebewohl zu sagen." — „Das ist brav, Jakob, das ist brav von Euch, dem kräftigsten, dem freimüthigsten Denker, ja, und auch Sprecher der Niederlanden. Euer Besuch gereicht mir ebenso zur Ehre wie zur Freude, denn Eure Feder ist meines Degens werth. Und was Euer Leben betrifft, das wird wohl noch nicht so bald zu Ende gehen wie Ihr Euch vorstellt; über Männer, wie wir, Jakob, bekommt der Tod nicht so leicht Gewalt; wir beschäftigen, Jeder auf seine Art, die Zeit so dringend und unaufhörlich, daß sie es vergißt, über uns ihre Sense zu schwingen. Kommt, schlagt Euch die Gedanken aus dem Kopfe und kämpft, gleich mir, weiter für Recht und Vernunft. Für mich, seht Ihr wohl, bester Maerlant, für mich beginnt jetzt, nun ich das Ziel meiner persönlichen Wünsche erreicht habe, ein neues Leben: meine Herrschaft ist sowohl inner= wie außerhalb Brabands befestigt. Fortan braucht hier der Ritter Schwert und Lanze, außer zum Vergnügen seiner Schönen, nicht mehr zu handhaben; meinetwegen kann er ausruhen. Eine andere Macht, gemäßigter in ihrer Ausübung, anhänglicher an Fürst und Pflicht, hat schon längst mit der des Adels gewetteifert, und bald wird sie durch ihren Gewerbfleiß, ihre Bescheidenheit und ihre Gemeinsamkeit das Uebergewicht erwerben; die Bürgerschaft, welcher meine Vorfahren, seit dem großen Heinrich, schon so viel Zuneigung bewiesen, die mir auf dem Schlachtfeld von Woeringen gezeigt hat, daß sie mir zur Noth allein als

Brustwehr dienen kann, die Bürgerschaft soll fortan meiner besondern Vorliebe genießen, ich will sie in ihrem eigenen und in Jedermanns Augen erhöhen. Sie hat es um mich verdient. Bereits hab' ich Hand an's Werk gelegt. Eben jetzt hatte ich hier eine ansehnliche Zahl der Brüsseler Bürger versammelt, namentlich von der Fischerinnung, und als Zeichen meiner Gunst hab' ich ihnen meinen Fischmarkt erblich übergeben und ihnen eine eigene Ordnung verliehen, welche wir übermorgen feierlich einführen wollen. Ihr sollt diesem Bürgerfeste beiwohnen, Jakob, und einige Tage, hoff' ich, in unserer Mitte zubringen. Ich habe noch Das und Jenes mit Euch zu besprechen und möchte gern meine Reformpläne durch den Aristoteles der Niederlande beurtheilt hören, durch den unermüdlichen Vorkämpfer und Erleuchter der Bürgerschaft."

Nachdem sie noch einige Zeit länger im Gespräch zusammengeblieben waren, drückte der Herzog die Hände des weisen Mannes, ermahnte ihn, sich von der Reise auszuruhen, und übergab ihn seinem Geheimschreiber, damit er im Palast die vollste Gastfreundschaft finden möge.

Der Tag, an welchem die Einrichtung des bürgerlichen Fischmarktes stattfinden sollte, war angebrochen. Die Sonne stieg hell an einem reinen Himmel empor und verbreitete Licht und Leben über die Hauptstadt. Sie fand dieselbe bereits in einer ungewöhnlichen Bewegung, in einer allgemeinen freudidigen Stimmung. Dieses Mal beschien sie gewiß keine lebendige Seele, selbst die allerträgste nicht, im Bette; während die Kranken und Alten mit lebendiger Theilnahme die Köpfe aus den Schiebefenstern steckten, war die sämmtliche gesunde

Bürgerschaft auf den Beinen und wimmelte jauchzend und summend, lachend und scherzend die Straßen entlang, wie ein Bienenschwarm, der sich auf einem blühenden Kleefelde zerstreut.

Die meiste Geschäftigkeit herrschte auf dem Steinwege vom Hofe bis an den Fischmarkt, nicht weit von dem heutigen Fleischhause. Zwischen diesen beiden Endpunkten sah man seine Freude an den schwarzen malerischen Häusern, welche von oben bis unten mit Laub und Blumen verziert waren. Von Haus zu Haus schlangen sich der Länge nach bunte und duftige Gewinde, und von Giebel zu Giebel gespannt, ließen sie über die Straße die schönsten Kronen niederhängen, welche Mädchenhände hatten flechten können. Auch die Straße war mit Grün und Blüthen bestreut, und gleich festlich geschmückt waren die Menschen; Frauen und Mädchen, Männer und Knaben, Alle drängten sich im besten Staat durcheinander und aus aller Augen leuchtete Fröhlichkeit.

Die Vorbereitungen zu der Feierlichkeit waren beendigt, und man wartete nur noch auf den Herzog. Bereits verschiedene Male hatte ein falscher Lärm, durch das unverbesserliche Völkchen der Straßenjungen veranlaßt, die Menge in Bewegung gebracht und hier Gelächter und dort Murren erregt, bis endlich das Geschmetter der Trompeten die Ankunft des Herzogs wirklich ankündigte. Sich drängend und stockend ordnete die Menge sich zu beiden Seiten längs der Häuser und als, umgeben von seinem prächtigen Hofstaat, der Fürst auf einem muthigen Schimmel erschien, jauchzte es aus Aller Mund und aus Aller Herzen: „Lange lebe der Herzog! Es lebe Johan von Woeringen!"

Die Masse, welche gleich einer ungestümen Flut sich vor

dem Helden getheilt hatte, strömte hinter ihm wieder zusammen. Bald hielt der Zug vor der Halle des Fischmarktes. Hier wurde der Herzog durch den Amman und den Magistrat der Stadt, sowie durch die Dekane der Fischer und der übrigen Nahrungen und Gewerbe empfangen. Nach den gewöhnlichen Ehrfurchtsbezeigungen bildete sich ein Kreis um den Herzog, der nun seinen Geheimschreiber vortreten und das Priviligium vorlesen ließ, welches er der Innung der Fischer geschenkt hatte. Der Schreiber nahm vor dem Herzog Platz, entrollte sein Pergament, und bei der größten Stille begann er mit lauter Stimme die Lesung der Urkunde in der gebräuchlichen Form: „**Nos, Johannes, Dei gratia Dux Lotharingiae, Brabantiae et Limburgiae** —“ als plötzlich ein Gedränge in dem Kreise entstand, und ein Mann, welcher bisher mit den Dekanen im Gespräch gewesen war, ehrerbietig vortrat und den Herzog ersuchte, ihm, bevor der Leser fortführe, einige Worte gestatten zu wollen. Das wurde ihm huldreich zugestanden, und sobald sich das Geräusch, welches er veranlaßt, wieder gelegt hatte, sprach der Mann: „gnädiger Herzog, Ihr habt zu allen Zeiten für Jakob Van Maerlant, den niedrigen Gerichtsschreiber von Damme, eine große Gewogenheit gehegt, und ihm dieselbe mehr als ein Mal durch Eure Handlungen bewiesen, obwohl er sich solcher hoher Gunst ein für alle Mal unwerth erachtet. Gestern noch drängtet Ihr ihn, Euch Gelegenheit zu neuen Gunstbezeigungen zu geben, gestattet denn, daß ich heute Eure hohe Freundschaft anrufen dürfe.“ — „Sprecht frei, Jakob,“ antwortete der Herzog, „Euer Verlangen ist Euch im Voraus bewilligt, denn Ihr werdet Nichts heischen was unbillig, oder nicht unserer Beider würdig

wäre." — „Ruhmreicher Herzog, der Fürst, der sein Volk als ein ihm von Gott anvertrautes Gut betrachtet und als solches schätzt und liebt, schätzt und liebt es auch in dem, was dem Unterthan am eigensten und darum auch auf Erden am theuersten ist. Nun, das wichtigste Wahrzeichen und das heiligste Unterpfand eines Volkes zu allen Zeiten und in allen Ländern, war stets die Sprache. Die Sprache ist das Heiligthum und die Kraft des Volkes. Auch haben alle Ueberwinder, um ein unterjochtes Volk zu schwächen, diesen Magnet der Vereinigung stets mit Füßen getreten. Die lateinische Sprache drückt noch jetzt auf die Völker den Stempel der römischen Gewaltherrschaft. Der Gebrauch dieser fremden Sprache ist zur Gewohnheit geworden und selbst nach der Befreiung der Germanen als solche geblieben, so daß heutiges Tages noch die Fürsten mit ihren Unterthanen in einer Sprache reden, welche diese nicht verstehn. Aber schon hat Frankreich, das lebendige und wackere Frankreich, welches zu unserer Beschämung uns mit allen Verbesserungen vorangeht, Europa das Beispiel gegeben, und Frankreichs König spricht zu seinem Volk in seines Volkes Sprache. Und auch Ihr, o Fürst, der Ihr Euer Volk liebt, und von ihm als ein Vater geliebt werdet, Ihr der Ihr unsere Muttersprache lieb habt und sie durch Eure Lieder verherrlicht, folgt nicht länger einem unsinnigen Gebrauche, welcher die Entwicklung des Volkes verhindert und dadurch dasselbe erniedrigt. Möge dieses Privilegium zu Gunsten der Fischer, mit welchem Ihr, um so zu sagen, Eure hausväterliche Regierung beginnt, möge es zugleich die erste vlämische Urkunde in Braband sein, das, o Fürst, ist die letzte Gunst, welche der vlämische Dichter von Euch erbittet."

Der Herzog war getroffen durch die unwiderlegbare Richtigkeit von Maerlants Worten. Wohl empfand er einen geheimen Aerger über die allzubeziehungsreiche Lobpreisung Frankreichs, aber er konnte sie doch auch wieder nicht mißbilligen, er beschloß lieber Nutzen daraus zu ziehen und sprach nach einem Augenblick Bedenkens: „Jakob, es sei so; auch unser gnädiger Kaiser, Rudolph von Habsburg, ist uns mit gutem Beispiel vorausgegangen, und," fügte er lächelnd hinzu, „indem ich Euerm Wunsche gemäß thue, erfüll' ich nur meine Pflicht und bleibe Euch meinen Gunstbeweis noch schuldig." Hierauf holte der Dichter seinerseits eine Rolle hervor und fing an zu lesen: „Wir, Johann, durch die Gnade unsres Herrn, Herzog von Lothringen, von Brabant und von Limburg, machen kund allen Denjenigen, welche diesen Brief sehen und hören —" aber er konnte nicht weiter lesen, die Menge unterbrach ihn durch lautes Zujauchzen und durch die schallenden Rufe: „Es lebe Herzog Johann!" und: „Es lebe Jakob Van Maerlant!" welche wie Klang und Widerklang einander durchtönten. Inzwischen wechselte Maerlant einige Worte mit des Herzogs Geheimschreiber, gegen welchen er sich wegen seines Diebstahls um der guten Sache willen entschuldigte, und dieser bot ihm eine freundliche Hand, deren Druck von Freude und Erkenntlichkeit zeugte. Als es wieder still geworden war, setzte Maerlant seine Lesung fort und, während die Menge den Schluß durch neues Zujauchzen begrüßte, drückte der Herzog sein Siegel auf die ihm vom Leser überreichte Urkunde.

Die Feierlichkeit war aus, der Herzog nahm Abschied von dem Magistrat und der Bürgerschaft und kehrte mit

seiner Begleitung nach dem Hofe zurück, überall auf seinem Wege begrüßt durch die Freudenrufe des Volkes.

Unterdessen hatten die Dekane der Gilden und andere Leute die Köpfe zusammengesteckt und nach einigen Worten trat der Dekan der Fischer zu Maerlant, dankte ihm im Namen der brüsselschen und brabantschen Bürgerschaft für die schöne vaterländische That, die er so eben verrichtet, und ersuchte ihn, den Vorsitz bei dem Festmahl zu führen, welches sie alle auf dem Fischmarkt selbst erwartete. Dem alten so vielfach geprüften Dichter ging das Herz vor Freude auf, seine erwarmte Seele strahlte auf seinem Antlitz und er empfand eine Seligkeit, wie sie ihm seit lange fremd geworden war. Er sah sich durch die herzliche Freundschaft dieses Mittelstandes, dem er seine besten Jahre, sein Herz und seinen Geist geweiht hatte, für die Wirksamkeit seines ganzen Lebens vollständig belohnt, und Thränen des Glückes flossen über seine Wangen.

Er wollte seinen Dank durch einige rührende Worte aussprechen, aber man ließ ihm nicht die Zeit fortzufahren, in einem Nu fühlte er sich auf den Armen einiger starker Männer in die Höhe gehoben und, mit Blumen bekränzt, unter fröhlichem Gesange rund um den rauchenden Tisch getragen.

Leesoefeningen voor de jeugd. Gent 1854.

Verhandeling over den staet der kunsten en wetenschappen in België onder de bestiering van Philips den Goede, hertog van Burgundië. Bekrönt von der Gesellschaft Yver en Broedermin zu Brügge. Brügge 1850.

De dertiende November. Aus dem Deutschen von Karl Gutzkow Brussel 1852.

Lyst van nederduitsche merkwoorden, die oudtyds met den genitief verbonden werden. Taelverbond 1855.
Keurdichten uit de XVI. eeuw. No. I. Jonker Jan van der Noot, met een berigt over zyn leven en zyne werken, alsmede een glossarium. Gent 1857.
Maria van Braband, hertogin van België, 1254—1256. Volksalmanak voor nederlandsche Katholiken 1855.

Stroobant (Eugen Eduard), geboren zu Turnhout den 30. Januar 1819. Die Namen seiner Eltern, Lieven Stroobant und Rosa Bille, hat er in der Widmung seiner Gedichte genannt, deren patriotischer Inhalt es wohl verdiente, daß König Leopold in einer kostbaren Diamantennadel dem Dichter ein Zeichen der Anerkennung gab. Stroobant ist auch einer der ältesten Streiter für die vlämische Bewegung. Seine ersten schriftstellerischen Versuche befinden sich in den „Heideblumen,“ einem Band Poesie und Prosa, welcher 1840 von der Rederyckkammer „Bruderliebe und Treue“ zu Turnhout herausgegeben wurde. Diese Gesellschaft war 1838 unter Stroobants Mitwirkung gestiftet worden, hat jedoch nicht lange bestanden.

Seit 1820 ließ Stroobant sich zu Brüssel nieder, wo er 1842 die „Niederdeutsche sprachliche und literarische Genossenschaft“ gründen half. Seit 1847 nimmt er den Präsidentenstuhl in der dramatischen Gesellschaft „der Weingarten“ ein. 1855 wurde er zum Notar in Sint Peeters Leeuw bei Brüssel ernannt, wo er noch jetzt wohnt. In demselben Jahr erschienen seine Gedichte, deren hauptsächlichen Inhalt ich bereits angedeutet. Sehr frisch ist sein „Winterabend in der Kempen,“ welcher in leichten natürlichen Plauderversen drei heimathliche Sagen erzählt. 1853 empfing er für sein Gedicht auf die Volljährigkeit des Kronprinzen von diesem eine goldene Feder. Bekrönt wurden von seinen Arbeiten: 1842

zu Eecloo „Peter de Coninck,“ Dichtung. 1847 zu Somerghem „Agneesens im Kerker,“ dramatisches Bild. 1848 durch die „Fonteinisten“ zu Gent, „die Theaterliebhaber,“ Lustspiel in einem Akt. 1849 durch die Gesellschaft „Sprache und Kunst“ zu Iseghem „der Erzbischof Märtyrer,“ Dichtung. 1850, den 20. Mai, durch die Gesellschaft der Rhetorika „Wildblühend“ zu Thielt „Leo d'Hulstar,“ Gedicht. 1850 den 21. Juli durch die Gesellschaft der Rhetorika „Wachsend, blühend in den Dünen“ zu Knocke, „das Einstürzen der hängenden Brücke zu Angers,“ Gedicht. 1850 zu Knocke „Fluch und Vergebung,“ dramatischer Monolog. 1850 zu Somerghem „Alfried van Schoonhoven,“ dramatisches Bild. 1850 den 20. September durch die Gesellschaft für Drama und Literatur „Eifer und Bruderliebe,“ zu Brügge, „der Landbau,“ Gedicht. Auch 1850 und auch zu Brügge „Armuth,“ Monolog. 1851 zu Nieuport „Wer wagt, gewinnt,“ Scherzlied. 1851 zu Poperinghe: „Jan Bygeloof,“ Monolog. 1851 den 18. August durch die Gesellschaft „Für Sprache und Vaterland“ zu Aeltre „das Waisenhaus,“ Dichtung. 1852 zu Meenen „General van der Meersch,“ Dichtung. 1852 den 5. September durch die Gesellschaft der Rhetorika „Eicheln werden Bäume“ zu Eecloo „Belgien 1848,“ Dichtung.

Es ist jedoch hauptsächlich als Dramatiker, daß Eugen Stroobant bekannt ist, und so habe denn auch ich zum Uebersetzen ein allerliebstes Stück gewählt:

Rath und That.

Lustspiel in einem Aufzug.

Personen.

Herr Archief, Notar.
Friedrich, sein Schreiber.
Lina, seine Tochter.
Herr Kevelaers, ein reicher Grundbesitzer.

Vincent, Diener } bei Herrn Archief.
Clara, Dienstmädchen }
Peter Langenakker } Bauern.
Dries Van Gallebart }

Das Stück spielt in einer kleinen Stadt im Hause des Notars.

Ein Bureau. Rechts im Vordergrunde ein Pult, hinter demselben ein Kleiderschrank mit einem Vorhange. Im Hintergrunde eine Thür, daneben ein Fenster. Thüren rechts und links. Einige Stühle.

Erster Auftritt.

Vincent (allein).

(Er lehnt, den Besen im Arm, am Pult und liest im Gesetzbuche.)

Man muß es mir zugeben, daß es weiter nicht schwer ist, Advokat oder Notar zu sein. Alles, was man zu wissen braucht, steht in diesem Büchel. Weiß man das auswendig, so weiß man Alles, und mit ein bischen Anlage ist das doch bald gelernt. Ich, z. B., wenn ich noch einige Jahre fortfahre, das Bureau aufzuräumen und so manchmal ein wenig in den Protokollen herum zu schnüffeln und am Schlüsselloch zu horchen, ich will wetten, daß ich ein Mal ganz gut werde Rath geben können, wie man Kontrakte oder dergleichen aufsetzen muß. Aufgeräumt ist, es ist noch nicht Neune, ich will die Zeit, die ich noch übrig habe, wieder dazu anwenden, um ein oder das andere Paragraphelchen im Gesetzbuch zu studiren, ja, ja, studiren. Dies Studium schmeckt mir, ja, es schmeckt mir. Ich denke oft, anstatt Diener bei einem Ad-

vokaten, könnte ich selber Advokat sein. (Er macht das Pult auf.) Ei, was liegt denn da noch für ein Büchelchen? das kenn' ich ja noch nicht. (Er macht es auf und liest:) „Stanzen an Lina.“ So, so, es sind Verse. Mein Herr Friedrich macht Verse und noch dazu an Lina, an Fräulein Lina, an des Herren einzige Tochter. He, mein Junge, aufgepaßt, denn wenn Herr Archief das erführe, so flögt Ihr mit sammt Euren Stanzen und Versen zur Thür hinaus. Der Notar hält nicht viel auf Poesie, klingende Münze ist ihm lieber. (Nachsinnend.) Aber wißt Ihr wohl, daß der Herr Friedrich gar nicht so dumm ist? Wenn er Fräulein Lina heirathet, wird er später auch an Vater Archiefs Stelle rücken, das hieße wirklich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Aber etwas vorsichtiger sollt' er sein, denn wer Herrn Archief hinter's Licht führen will, der muß es geschickt anfangen. Na, wir wollen das Büchelchen sachtchen wieder hinlegen, wo wir's genommen haben — wir müssen bescheiden sein, Bescheidenheit ist die erste Tugend für den Diener eines Notars. (Er legt das kleine Buch wieder in das Pult, nimmt das Gesetzbuch und blättert darinnen.) Paragraph 213. „Der Mann ist seiner Frau Schutz, die Frau ihrem Manne Gehorsam schuldig.“ Das ist sehr richtig. (Langsam wiederholend ohne zu lesen.) „Der Mann ist seiner Frau Gehorsam, die Frau ihrem Manne Schutz schuldig.“ Das ist wieder ein Paragraph, den ich im Kopfe habe. (Wiederholend). Der Mann — nein, die Frau — nein, es ist doch der Mann — ja, ja, der Mann ist Gehorsam schuldig. (Weiter blätternd.) „Die Eheleute sollen einander indirekt Nichts geben können.“

Was mag das heißen? Aber mir dünkt, ich höre den

Herrn Friedrich — sollt' es schon so spät sein? Wie schnell doch die Zeit vergeht, wenn man sich ernstlich beschäftigt! (Er wirft noch einen flüchtigen Blick in das Buch, bevor er es wieder in das Pult legt.) Wir sagen also, daß Paragraph 1099 — Ha, da ist er!

Zweiter Auftritt.

Friedrich, Vincent.

Vincent.

Guten Tag, Meinherr Friedrich. Wohl geschlafen?

Friedrich.

Ich danke. Ihr seid heute später fertig geworden, als gewöhnlich.

Vincent.

Verzeiht, Meinherr, ich glaube, Ihr seid früher gekommen.

Friedrich.

Das ist auch möglich.

Vincent.

Meinherr Friedrich, könntet Ihr mir wohl einige Aufklärung über Paragraph 1099 des Gesetzbuches geben?

Friedrich.

Um was Ihr Euch doch bekümmert, Vincent! Macht Eure Arbeit und laßt das Gesetzbuch in Ruhe.

Vincent.

Und warum soll ich meiner angeborenen Neigung nicht folgen? Wenn Ihr, Meinherr Friedrich, lieber Verse macht, als Akten schreibt, so ist das kein Grund, daß ich lieber Staub abwischen als die Gesetze studiren soll.

Friedrich (unruhig)

Wenn ich lieber Verse mache — was soll das heißen? (bei Seite.) Sollte er die Verse entdeckt haben? Welche Unvorsichtigkeit, sie im Pult liegen zu lassen!

Vincent (bei Seite).

Verteufelt, ich hab' mich verrathen! (Laut). Ich habe zu positiv gesprochen, Meinherr; ich wollte sagen: im Fall Ihr z. B. lieber Verse machtet, als Akten —

Friedrich (scherzend)

Ach so! Nun, Vincent, so laßt mich an meine Arbeit gehen und thut Ihr die Eure. Und künftighin schwatzt nicht mehr von Gesetzen und Paragraphen, die gehen Euch Nichts an.

Vincent (entrüstet).

Nichts an — Nichts an! das wäre! Sagt nicht das Gesetz selbst, Meinherr, daß jeder Bürger es kennen soll? Sollte ich z. B. —

Friedrich (ihm ungeduldig in die Rede fallend)

Keine Beispiele, Vincent. Erinnert Euch von nun an des Sprüchworts: Schuster, bleib' bei deinem Leisten.

Vincent (ärgerlich)

Ja, an das Sprüchwort sollte Jeder denken. (Bei Seite.) Da hast du's, Herr Poet.

Friedrich (beunruhigt.)

Seid Ihr bald fertig?

Vincent.

Schon lange, Meinherr Friedrich, schon lange.

Friedrich.

Nun, dann packt Euch, und sagt dem Notar, daß ich hier bin und auf seine Befehle warte.

Vincent (im Gehen für sich.)

Der verdammte Paragraph 1099. Ich muß mir die Zahl gut behalten, um ihn später gründlich studiren zu können.

Dritter Auftritt.

Friedrich, später der Notar.

Friedrich (zieht seinen Rock aus, hängt ihn in den Schrank und zieht seinen Schreiberrock an.)

Da, nehmen wir wieder das Joch um den Hals, denn dieser Rock ist für mich das Sinnbild der Sklaverei. (Er geht an sein Pult.) So langweilig wie der Mensch, der Vincent, mit seinen Paragraphen und seinem Gesetzbuch auch sein mag, Recht hat er, wenn er sagt: warum darf man seiner angeborenen Neigung nicht folgen? Warum muß ich, mit meiner Liebe zur Poesie hier, fern von Allem, was Poesie ist, verschmachten? Aber ich darf nicht daran denken — arbeiten wir. Nur will ich zuerst noch ein Mal meine Verse durchlesen — vielleicht find' ich heute Zeit, um sie abzuschreiben, (öffnet das Pult) und Gelegenheit, sie ihr zuzustellen.

(Der Notar kommt eilig aus der Seitenthür links. Er hat ein Papier in der Hand. Friedrich macht, als er ihn gewahr wird, hastig das Pult zu.)

Der Notar.

Meinherr Friedrich, hier hab' ich das Testament des Herrn von Poirtere, es ist heute seine Beerdigung, und die Erben versammeln sich im Sterbehause, um das Testament zu hören — nehmt eine Abschrift davon und dann tragt das Original auf das Bureau der Registratur. Ihr seht, die

Sache ist eilig. Ich will mich unterdessen ankleiden. Kommt Jemand, so laßt ihn warten.

Friedrich.

Gut, Meinherr.

(Der Notar ab.)

Vierter Auftritt.

Friedrich (allein.)

Da hatt' ich meine Rechnung ohne den Herrn Notar gemacht. Hat man ein Mal Nichts zu thun, so findet er sicherlich Etwas. Dieser Herr von Poirtere brauchte auch nicht gerade jetzt zu sterben, und wenn er sterben wollte, wenigstens nicht sein Testament gerade bei meinem Patron zu machen. Nun, es ist ein Mal so. Wir wollen die Paar Zeilen geschwind hinschmieren, nachher ist vielleicht der ganze Tag frei.

Fünfter Auftritt.

Friedrich, Lina (eilig aus der Seitenthür links.)

Friedrich (aufspringend)

Lina! Welche Unvorsichtigkeit! Euer Vater kann jeden Augenblick zurückkommen.

Lina.

Nein, Friedrich, der Vater macht seine große Toilette, und Ihr wißt, das geht nicht so schnell, darum dacht' ich, daß ich zu Euch kommen könnte.

Friedrich.

Ihr kommt, den armen Gefangenen in seinem Kerker trösten.

Lina.

Immer Dichter!

Friedrich.

Ihr spottet, Lina, aber seht hinaus und sagt mir, ob ich Unrecht habe, dieses Bureau mein Gefängniß zu nennen?

Lina.

Ihr habt nicht Unrecht, Friedrich, aber es ist jetzt nicht der Augenblick, darüber zu sprechen.

Friedrich.

Vergebt mir, es ist wahr — ich darf den Engel, der mich trösten kommt, nicht mit der Vorstellung meiner Sklaverei betrüben, ich darf Euch nur für Eure Güte danken und sie Euch durch Liebe lohnen, und das thu' ich auch, Lina.

Lina.

Ich zweifle keineswegs daran, aber jetzt sagt mir, Friedrich, wie sollen wir es anstellen, daß der Vater in unsere Heirath einstimme? Fürchtet Ihr nicht, er könnte Nein sagen?

Friedrich.

Ich fürcht' es so sehr, daß ich, aus Furcht, Euch zu betrüben, noch nie mit Euch darüber zu sprechen wagte.

Lina.

Ach, hätt' ich doch früher daran gedacht! vielleicht hätten wir einander da noch vergessen, während es jetzt —

Friedrich.

Unmöglich ist, nicht wahr? Lina, sagt, daß es unmöglich ist.

Lina.

Fragt Euch selbst.

Friedrich.

Bestes Kind!

Lina.

Aber, so schafft doch Rath, Friedrich, was müssen wir thun, um Vater herumzukriegen, um seine Einwilligung zu erhalten? — sprecht!

Friedrich.

Je mehr ich nachdenke, je weniger seh' ich einen Ausweg.

Lina.

Aber da Ihr ein Mal Notar werden wollt, müßt Ihr ja doch Rath für Alles wissen — es kann Euch ja doch Alles vorkommen?

Friedrich.

Das ist wahr, aber ich habe noch so wenig an die Obliegenheiten meines künftigen Standes gedacht, daß ich mir in dieser Sache durchaus keinen Rath weiß.

Lina.

Ihr hättet Euch darauf legen sollen, Friedrich, seht, ich bin gewiß, daß Vater nie verlegen um guten Rath ist.

Friedrich.

Euer Vater — Lina, diese Worte sind ein Lichtstrahl für mich — ich werde Euern Vater um Rath fragen!

Lina.

Was fällt Euch ein?

Friedrich.

Und warum nicht? Seid ruhig, er soll es nicht vermuthen, daß es Euch betrifft. Und dann folgen wir seinem Rath, nicht wahr?

Lina.

O gewiß!

Friedrich.

Ja, wir befolgen seinen weisen Rath und Ihr werdet meine Frau. (Er küßt ihr die Hand.)

Lina.

Friedrich! (Plötzlich erschrocken.) Himmel! der Vater! (Sie läuft in den Kleiderschrank, während Friedrich sich in seinen Stuhl wirft und hastig schreibt.)

Sechster Auftritt.

Der Notar, Friedrich, Lina (verborgen.)

Der Notar (eintretend)

Nun, Meinherr Friedrich, ist die Abschrift fertig? (Besieht Friedrichs Arbeit.) Was, Ihr habt ja noch kaum drei Zeilen geschrieben?

Friedrich (stotternd.)

Verzeihung, Meinherr, ich bin heute so zerstreut, daß ich gar Nichts Ordentliches zu Stande bringe. Ich war beinah ganz fertig, da sah ich, daß ich ganz falsch geschrieben hatte, und so zerriß ich die Abschrift, und begann eben eine neue —

Der Notar.

Warum paßt Ihr auch nicht besser auf? die Abschrift eines Testaments ist sehr wichtig und muß mit möglichster Genauigkeit gemacht werden.

Friedrich.

Sie soll augenblicklich fertig sein.

Der Notar.

Nicht mehr nöthig, die Zeit ist zu kurz, in einer Viertelstunde muß ich hin. Ich werde das Original vorlesen, und Ihr könnt die Abschrift dann später machen.

Friedrich.

Wie Ihr wollt, Meinherr. (Er hält ihm das Testament hin.)

Der Notar (bei Seite)

Die jungen Schreiber sind nicht mehr wie sie zu meiner Zeit waren. (Laut, das Testament nehmend.) Gebt her. (Friedrich ansehend.) Aber was fehlt Euch? Ihr seht so wunderlich aus? — Ihr zittert, Ihr seid bleich — seid Ihr krank, Meinherr Friedrich?

Friedrich.

Ich bin schlimmer als krank, und Euch, die Ihr mein Patron seid, und mir so wohlwollt, Euch darf ich's wohl sagen — (Er steht auf und kommt zu Herrn Archief.)

Lina (bei Seite.)

Himmel, was wird er sagen?

Der Notar.

Nur heraus mit der Sprache, Junge, Ihr wißt, ich bin stumm wie das Grab, wenn es sich um ein mir anvertrautes Geheimniß handelt.

Friedrich.

Wißt also, daß ich von einem Mädchen aus einer der besten Familien der Stadt geliebt werde, daß aber ihre Eltern gegen eine Heirath mit mir sind, weil ich, wie Euch wohl bekannt ist, wenig oder gar kein Vermögen besitze, und auch noch keine bürgerliche Stellung habe.

Der Notar.

Ich verstehe.

Friedrich.

Ihr begreift, Meinherr, wie vortheilhaft eine reiche Heirath für mich wäre, und Ihr habt zu viel Wohlwollen für mich, um mir nicht mit Rath und That zu helfen, daß sie zu Stande komme.

Der Notar.

Gewiß, Friedrich, Euer seliger Vater war mein bester Freund, und deshalb hab' ich Euch auch zu mir genommen, um einst einen guten Notar aus Euch zu machen.

Friedrich.

Ihr versprachet mir sogar, Meinherr, daß Ihr, im Fall Euer Fräulein Tochter keinen Notar heirathete, mir einst Eure Stelle verkaufen wolltet —

Der Notar.

Ueberlassen, Meinherr Friedrich.

Friedrich.

Nun ja, überlassen. Folglich begreift Ihr, daß eine reiche Heirath —

Der Notar.

Das beste Mittel wäre, um mich beim Wort zu nehmen. Ja, ich begreife Euern Zustand sehr wohl.

Friedrich.

Und wißt Ihr mich durch keinen Rath aus diesem quälenden Zustand zu befreien?

Der Notar (bei Seite.)

Armer Junge — wenn ich es wagte — (Laut). Die

Sache ist zu kitzlich, um Euch, ohne reifliche Ueberlegung, rathen zu können. Wir werden später darauf zurückkommen, diesen Nachmittag, oder morgen —

Friedrich.

Warum wollt Ihr mir nicht gleich helfen? Ach, Ihr habt nie so empfunden wie ich, Ihr kennt mein Leiden nicht!

Der Notar (bewegt.)

Doch, Friedrich, doch, und zwar aus Erfahrung.

Lina (bei Seite.)

Aus Erfahrung?

Friedrich (neugierig.)

Aus Erfahrung sagt Ihr, Meinherr?

Der Notar (nachdem er sich umgesehen.)

Hört mich an, Friedrich. Ihr habt mir Euer Geheimniß bekannt, ich will Euch auch das meinige offenbaren, aber — es bleibt unter uns.

Friedrich.

Zweifelt Ihr daran, Meinherr?

Lina.

Ein Geheimniß — was werd' ich hören?

Der Notar (vertraulich.)

Wißt denn, daß ich mich einst in demselben Fall befand wie Ihr. Wie Eure Eltern Euch, hatten auch die meinigen mir nur wenig hinterlassen, gleich Euch war ich Schreiber und wohnte im Hause meines Patrons, Meister Verpennen. Er hatte eine einzige Tochter, die er einem seiner Klienten, einem schon bejahrten, aber sehr reichen Manne bestimmte. Das Mädchen dachte anders als ihr Vater, sie liebte mich,

Friedrich, und da sie kein Mittel sah, um ihren Vater zur Einwilligung zu bewegen, so verließ sie eines Abends mit mir das Haus —

Lina (bei Seite.)

Wie, meine Mutter?

Der Notar.

Ich brachte sie zu einem Freund, der Niemand anders war, als Euer Vater, Friedrich, und am folgenden Tage willigte der Vater in unsere Heirath, um die Ehre seiner Tochter vor der Nachrede zu retten. Ich ward sein Schwiegersohn und später sein Nachfolger —

Friedrich (etwas verlegen.)

Und Ihr rathet mir, es ebenso zu machen?

Der Notar (nachsinnend.)

Mir ist dies Mittel geglückt — warum sollte es Euch nicht auch glücken?

Lina (bei Seite.)

Ich soll mich entführen lassen? Nun und nimmermehr.

Friedrich.

Aber, Meinherr, um das Mittel anwenden zu können, muß man Geld haben.

Der Notar.

Habt Ihr nicht meine Kasse unter Euch? Wenn es nur daran liegt, so entnehmt einige hundert Franken gegen eine Quittung, ich gebe Euch die vollkommene Freiheit.

Friedrich.

Gut, doch wohin sie bringen? Ich habe keine Freunde, keine Bekannte, denen ich mein Geheimniß anvertrauen könnte?

Der Notar.

Jetzt, wo die Eisenbahn ist, braucht Ihr das ja gar nicht. Ihr fahrt mit dem Mädchen bis zur nächsten Station, dort nehmt Ihr den ersten Zug, und fort seid Ihr.

Lina (bei Seite.)

Ist das mein Vater, den ich höre?

Der Notar (fortfahrend)

Nur müßt Ihr Euch dagegen sichern, daß die Eltern des Mädchens Euch nicht als Entführer festnehmen lassen können.

Friedrich.

So? das Gesetz hat also diesen Fall angenommen?

Der Notar.

Gewiß. Seht, wie ich es machte. Zwei meiner Freunde befanden sich in der Nähe, und meine selige Frau erklärte ihnen, daß sie mir aus freiem Willen folge, ohne irgendwie gezwungen zu werden.

Friedrich.

Eine neue Verlegenheit für mich — wo soll ich die Freunde herkriegen?

Der Notar.

Der erste beste Vorübergehende kann Euch diesen Dienst leisten Ihr seht, die Sache ist nicht so schwer, wie Ihr sie Euch vorstellt. (Neugierig.) Aber ist es mir nun auch vergönnt, nach dem Namen Eurer Geliebten zu fragen?

Lina (bei Seite)

Was wird er antworten?

Friedrich (verlegen).

Ich hoffe, Meinherr, Ihr werdet mir verzeihen, wenn ich den noch verschweige, bis ich ihre Zustimmung in die Entführung erhalten habe.

Lina (bei Seite)

Diese Zustimmung erhaltet Ihr niemals.

Der Notar.

Ich verstehe. Auch fragte ich nur, Friedrich, um sicher zu sein, daß Eure Geliebte auch wirklich reich ist. Ihr wißt es, der Schein trügt, besonders heutzutage, und wo es sich um Vermögen handelt — es ist nicht Alles Gold, was blinkt.

Friedrich.

Ich weiß es, Meinherr.

Der Notar.

Und die Jugend läßt sich leicht betrügen, denn die Liebe macht blind. Schon Mancher hat geglaubt, eine reiche Frau zu bekommen, und wenn er sie dann hatte, dann war sie arm wie eine Kirchenmaus.

Friedrich.

Ich kann Euch versichern, dergleichen ist hier nicht zu fürchten.

Der Notar.

Nun, dann Nichts mehr darüber. Lebt wohl und überlegt Euch die Sache. Meine Zeit ist da — ich muß in's Sterbehaus. (Er bereitet sich zum Gehen.)

Lina (bei Seite.)

Wenn er nur schon fort wäre — ich erstické.

Friedrich.

Meinherr, ich danke Euch für Euern Rath, und möge mein Plan nun glücken oder nicht, ich werde Euch eine ewige Erkenntlichkeit bewahren.

Der Notar.

Glücken? O, er glückt sicher. Wo sind die Eltern, die sich weigern sollten? Aber es ist Zeit, daß ich gehe. Lebt wohl, in einer Stunde bin ich wieder hier. (Geht, dann zurückkehrend, vertraulich) Und hört Ihr, kein Wort über das, was ich Euch anvertraut, und auch nicht über den Rath, den ich Euch gegeben.

Friedrich.

Seid ohne Sorge, ich bin stumm wie das Grab.

Siebenter Auftritt.

Friedrich, Lina.

Friedrich (zu Lina, die aus ihrem Versteck hervorkommt.)

O Lina, was sind wir glücklich! Nun haben wir das Mittel, das wir suchten.

Lina (ernst)

Ein Mittel, Friedrich, dessen ich mich nie bedienen werde.

Friedrich.

Nie?

Lina.

Nie!

Friedrich.

Aber, Lina, es ist wahrscheinlich das einzige?

Lina.

Und wäre es das einzige, ich will Nichts davon wissen.

Friedrich.

Aber warum nicht? Euer Vater selbst räth es uns an, Eure Mutter —

Lina (erschreckend)

Himmel!

(Sie versteckt sich wieder hinter den Vorhang, während Friedrich, auch erschrocken, sich an sein Pult setzt.)

Achter Auftritt.

Friedrich, der Notar, Herr Kevelaers, Lina, (verborgen.)

Kevelaers.

Ich bitt' Euch um Verzeihung, Meinherr Archief, daß ich Euch wieder zurückzugehen nöthige.

Der Notar.

Es thut durchaus Nichts, Meinherr Kevelaers.

Kevelaers (fortfahrend)

Doch die Sache, wegen welcher ich mit Euch zu sprechen wünschte, schien mir zu wichtig —

Friedrich (bei Seite)

Sie will nicht!

Kevelaers (fortfahrend)

Und ich verspreche, Euch nicht lange aufzuhalten.

Der Notar.

Meinherr Kevelaers hat wahrscheinlich wieder einen Pachthof, ein Stück Land angekauft?

Kevelaers.

Doch nicht.

Der Notar.

Oder ein Haus?

Kevelaers.

Auch nicht. Die Sache, über welche ich mit Euch zu sprechen wünsche, ist von größerem Belang, sowohl für Euch, wie für mich.
(Er deutet ihm durch Zeichen an, Friedrich zu entfernen).

Der Notar.

In der That? (Zu Friedrich) Meinherr Friedrich, habt doch die Güte, ein Mal bis in's Sterbehaus zu gehen und die versammelten Erben zu benachrichtigen, daß ich augenblicklich kommen werde.

Friedrich.

Gut, Meinherr! (Aufstehend, bei Seite) Himmel, wie komm' ich zu meinem Rocke? Zieh ich den Vorhang auf, so sieht er Lina, und in dem Falle sind wir verloren.

Der Notar (hat unterdessen Stühle für sich und Herrn Kevelaers herbeigeschoben.)

Nun, Meinherr Friedrich?

Friedrich (geht wie er ist).

Ich gehe schon, Meinherr.

Der Notar.

Was, wollt Ihr in dem Rocke gehen?

Friedrich (umdrehend).

Ja, es ist wahr — aber es lohnt sich nicht erst der Mühe, es ist ja keine hundert Schritte von hier.

Lina (bei Seite. Er geht).

Gut, nun geht Friedrich weg, und ich bleibe allein hier.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen ohne Friedrich.

Der Notar (Friedrich nachsehend).

Die jungen Leute! Wenn sie die Liebe im Kopfe haben, sind sie wie Hühner ohne Kopf.

Kevelaers.

Die Liebe?

Der Notar.

Nun ja.

Kevelaers.

Ihr habt Recht, Notar! Ich selbst, wie Ihr mich hier seht, der ich doch nicht mehr jung bin, nun, ich habe Nichts mehr im Kopf als Heirathen.

Der Notar.

Wie, Meinherr Kevelaers sollte sich verheirathen wollen?

Kevelaers.

Ihr habt es gerathen, und eben in dieser Angelegenheit war es, daß ich mit Euch zu sprechen wünschte.

(Sie setzen sich).

Lina (bei Seite).

Nun, wenigstens wird das Gespräch sich ruhig anhören lassen.

Der Notar.

Ich bin durch Euer Vertrauen auf das Höchste geschmeichelt, Meinherr Kevelaers.

Kevelaers.

Uebrigens betrifft die Sache so gut Euch wie mich, und da man anderswo auf Euch wartet, werde ich mich kurz fassen. Ihr habt eine Tochter, Meinherr.

Der Notar (bei Seite).

Wo will er hinaus?

Lina (bei Seite).

Was hör' ich?

Kevelaers (fortfahrend).

Ein liebes Mädchen. Nun — ich bin verliebt in sie, und komm' Euch fragen, ob Ihr mir ihre Hand schenken wollt?

Lina (bei Seite).

O der alte Narr! Horchen wir.

Der Notar (überlegend).

Diese Frage, Meinherr Kevelaers, ist sehr schmeichelhaft, setzt mich aber zugleich in Verwunderung. Ich kenne Eure Abneigung gegen das Heirathen —

Kevelaers.

Eine Abneigung, die ich nicht länger fühle, seit ich Eure Tochter genau kennen gelernt habe. Aber Ihr habt mir nicht geantwortet?

Der Notar.

Ich kann es unmöglich so augenblicklich.

Kevelaers.

Ist das ein abschläglicher Bescheid?

Der Notar.

Keinesweges. Was mich betrifft, so nehm' ich Euern Antrag sehr gern an, glaubt mir, wenn ich in der ganzen Stadt für meine Tochter wählen sollte, würde meine Wahl auf euch allein fallen. Aber Ihr begreift, daß ich doch erst mit meiner Tochter sprechen muß . .

Lina (bei Seite).

Ich sage nein, drei Mal, tausend Mal Nein.

Kevelaers.

Geht doch, Notar, ein Mann wie Ihr kann eine Tochter zu Allem überreden. Ihr könnt Ihr tausend Gründe vorhalten: mein Vermögen, meine gute Stellung, unsere Beziehungen —

Der Notar.

Ganz recht, Meinherr Kevelaers. (Bei Seite) Ein so reicher Mann — wer hätte das je gedacht!

Kevelaers.

Sie wird vielleicht einige Einwendungen machen — über die Verschiedenheit des Alters —

Der Notar.

O, das laßt Euch nicht bekümmern, Meinherr, das ist Geschwätz, welches ich bald zum Schweigen bringen werde —

Lina (bei Seite).

Vater!

Kevelaers.

Also darf ich hoffen und mich auf Euern Beistand verlassen?

Der Notar.

Fest. Was mich betrifft, habt Ihr mein Wort, und möge nun meine Tochter geneigt sein oder nicht, so gebe ich Euch die Versicherung, daß ich sie, wenn nicht gleich, doch bald dahin bringen werde, in meine Wünsche einzustimmen.

Lina (bei Seite).

Nichts da. Lieber laß' ich mich noch entführen.

Kevelaers (aufstehend und Herrn Archief die Hand reichend).

Diese Versicherung genügt mir. Wann werdet Ihr mit Eurer Tochter gesprochen haben? Ich wünsche sobald wie möglich ihrer Einwilligung gewiß zu sein.

Lina (bei Seite).

Da könnt Ihr warten.

Der Notar.

Sobald ich aus dem Hause des Herrn von Poirtere zurückkomme, werde ich mit ihr sprechen. In zwei Stunden werde ich Euch ihre Antwort überbringen.

Kevelaers.

Nicht nöthig. Ich würde die Geduld nicht haben, Euch zu erwarten, ich werde selbst kommen, um mir die Antwort zu holen.

Friedrich (eintretend, bei Seite).

Sie sind noch nicht fort. (Laut). Alle Erben sind versammelt, Meinherr, und lassen Euch sagen, daß sie voll Ungeduld auf Euch warten.

Der Notar.

Das läßt sich denken. Meinherr Kevelaers, verzeiht —

Kevelaers.

Ich halt' Euch nicht mehr auf, Notar. Kommet, unser Weg ist derselbe.

(Herr Kevelaers und der Notar ab).

Zehnter Auftritt.

Lina (in der äußersten Bewegung vorkommend, zu sich selbst).

O, aber das ist nicht möglich! Mein Vater wird doch seine Tochter nicht für eine Handvoll Geld aufopfern.

Friedrich (der ängstlich horcht).

Was hör' ich?

Lina.

Friedrich, was hab' ich meinem Vater gethan, daß er so mit mir verfährt?

Friedrich.

Erklärt mir doch, Lina — ich versteh' Euch nicht.

Lina.

Ja, es ist wahr, Ihr wart nicht da, Ihr seid nicht Zeuge gewesen von der unerhörten Verhandlung —

Friedrich.

Eine Verhandlung?

Lina.

Ja, als Ihr fort wart —

Friedrich.

Als ich fort war? Um des Himmels willen, beruhigt Euch, Lina, und sagt mir, was vorgefallen ist?

Lina.

Ich bin versprochen, Friedrich; ein Anderer als Ihr soll mein Gatte werden.

Friedrich.

Ihr scherzt, Lina.

Lina (böse).

Dazu wäre der Augenblick schlecht gewählt, Meinherr; was ich sage, ist Wahrheit, und kein Scherz.

Friedrich.

Werdet nicht böse, Lina, es kommt mir nur so seltsam vor, weil Ihr doch seit ich fort war —

Lina (ihm in die Rede fallend).

Ihr habt den Herrn Kevelaers hier gelassen, nicht wahr? Nun wohl, er kam um mich anhalten, und mein Vater hat ihm meine Hand versprochen.

Friedrich.

Dem alten Geizhals? Ist es möglich? (Bei Seite.) Benutzen wir den Umstand.

Lina.

Es soll nicht geschehen, Friedrich, Euch oder Niemand.

Friedrich.

Das ist recht gut, Lina, aber wenn Ihr nun das Mittel nicht wollt, wodurch allein es möglich wird —

Lina.

Ich versteh' Euch, aber, Friedrich, das zu thun ist mir ja doch unmöglich!

Friedrich.

Euer Vater selbst räth es Euch an.

Lina.

Wenn mein Vater einen unbesonnenen Rath ertheilt, so ist es an mir, ihm nicht zu folgen.

Friedrich.

Aber Eure Mutter that dasselbe?

Lina.

Meine Mutter? Das ist wahr, aber dennoch —

Friedrich.

Euer Vater wird Euch zwingen, diesen Mann zu heirathen.

Lina.

Ich lasse mich nicht zwingen, Friedrich.

Friedrich.

Das sagt Ihr jetzt, Lina, und nachher werdet Ihr doch unterliegen. O, stimmt ein, flüchten wir, oder Ihr seid für mich verloren.

Lina (bei Seite).

O mein Gott, ich fühle mein Herz schwanken. (Laut). Wohl, Friedrich, wir wollen sehen — später, wenn mein Vater mit mir gesprochen haben wird.

Friedrich.

Nein, Lina, dann ist es zu spät, denn er wird Euch das Jawort abpressen.

Lina.

So schnell wird das doch nicht gehen.

Friedrich.

Lina, Ihr liebt mich nicht!

Lina (stammelnd).

Aber, Friedrich, was Ihr mir anrathet, ist ein Fehltritt — das ist nicht recht von Euch.

Friedrich.

Ein Fehltritt, Lina! Und wär' es selbst einer, so entschuldigt ihn das Verfahren Eures Vaters.

Lina (schamhaft).

Wohlan, Friedrich, ich will Euch meine Ehre anvertrauen und Euch folgen.

Friedrich.

O was mich dies Wort glücklich macht! Und wann, Lina, wollen wir unsern Plan ausführen?

Lina.

Sogleich, denn später könnte ich mich eines Andern besinnen.

Friedrich.

Sogleich, sagt Ihr?

Lina.

Ja, die Zeit drängt. In einer Stunde wäre es zu spät.

Friedrich.

Doch wie alles Nöthige besorgen? Wo finden wir einen Wagen?

Lina (bei Seite).

Dem Himmel sei Dank, ich bin gerettet! (Laut.) Ich gehe Vincent befehlen, unsern Wagen anzuspannen und in der kleinen Straße hinter dem Hause auf uns zu warten.

Friedrich.

Eures Vaters Wagen — was fällt Euch ein, Lina?

Lina.

Laßt mich nur machen. Ihr sorgt für das Geld und haltet Euch in Bereitschaft, ich komme augenblicklich zurück.

Elfter Auftritt.

Friedrich (allein).

Ihres Vaters Wagen — doch ja, Eile thut Noth. Wohlan, befolgen wir Wort für Wort die Anweisungen meines Patrons. Zuerst nehmen wir Geld — Geld ist in diesem, wie in so manchem andern Falle die Hauptsache. Schreiben wir den Empfangschein. (Setzt sich an das Pult und schreibt.) Jetzt nehmen wir die Summe und legen wir dafür die Quittung hin. (Während er aus einem Schubfach des Pultes Geld nimmt.) So ernsthaft die Angelegenheit ist, so kann ich mich doch nicht erwehren, zu lachen. Es ist nicht übel, die Tochter nach dem Rath des Vaters zu entführen und noch dazu mit seinem eigenen Gelde und seinem eigenen Wagen. Nun, was das letzte betrifft, das wäre mir nicht eingefallen, das ist Lina's Erfindung. Schreiben wir nun an meinen künftigen Schwiegervater — ich muß doch mein Versprechen halten und ihm den Namen meiner Geliebten melden. (Er schreibt.) „Meinherr, ich kann nicht abreisen, ohne Euch nochmals für Euern guten Rath zu danken. Nach einigem Widerstand hat meine Geliebte meinen Vorschlag angenommen. Da die Gelegenheit günstig war, so haben wir nicht gezögert, unser Vorhaben sogleich auszuführen. Ich habe aus dem Schubfach meines Pultes einige Banknoten genommen und dafür einen Empfangschein hineingelegt. Ich darf nicht vergessen, Euch zu sagen, daß es Fräulein Lina Archief ist, die ich entführe. Euer künftiger Schwiegersohn." (Er unterzeichnet.) Nun den Brief zugemacht, an den Papa Notar adressirt, und auf das Pult gelegt. (Er thut es). Und jetzt endlich

meinen alten Rock aus und meinen guten angezogen, und fertig bin ich. O du wechselvolle Welt! Wer mir diesen Morgen, als ich hierher kam, das Alles vorausgesagt hätte, ich hätte ihn einen Träumer, einen Lügner gescholten! Aber wo bleibt Lina? Sollte sie schon andern Sinnes geworden sein? Nein, das wäre —

Zwölfter Auftritt.

Lina, Friedrich.

Lina.

Hier bin ich. Seid Ihr fertig?

Friedrich.

Schon lange.

Lina.

Ihr habt Nichts vergessen?

Friedrich (wie zu Boden geschlagen).

Ja, das Nothwendigste, das Unumgänglichste, die beiden Zeugen, vor denen Ihr erklären müßt, daß Ihr mir freiwillig folgt.

Lina.

Kommt nur, die haben wir nicht nöthig.

Friedrich.

Allerdings haben wir sie nöthig, denn sonst kann Euer Vater mich als Entführer festnehmen und gefangen setzen lassen.

Lina (ihn am Arm nach der Thür rechts ziehend).

Aber wenn ich Euch sage, daß wir sie nicht brauchen! Kommt, verlieren wir keine Zeit. Vorhin wollte ich nicht, und jetzt seid Ihr es, der nicht will.

Friedrich.

Ich will nicht in's Gefängniß, wo ich Euch so und so lange nicht sehen könnte.

Lina.

Ich sag' es Euch: kommt!

Friedrich.

Nun, wenn Ihr weder auf mich, noch auf die Vernunft hören wollt — Ihr habt's gewollt — sei's denn.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Peter und Dries.

Peter.

Ist Meinherr der Notar Archief zu sprechen?

Lina (leise zu Friedrich).

Seht Ihr wohl, nun ist Alles verloren.

Friedrich (ebenso zu Lina).

Sagt lieber, daß es der Himmel ist, der diese beiden hersendet. (Laut zu den Bauern). Meinherr Archief ist eben ausgegangen, aber er wird sogleich wiederkommen, setzt Euch einstweilen.

(Zeigt ihnen die Stühle, die links stehen).

Peter.

Meinherr ist wahrscheinlich sein Schreiber?

Friedrich.

So ist es.

Peter.

Dann könnten wir unsere Sachen wohl auch mit Euch abmachen?

Friedrich.

Verzeiht mir, ich muß ausgehen — man wartet auf mich — ich muß das Fräulein begleiten.

Lina.

In der That, Meinherr kann nicht verziehen. Ich kam ihn wegen einer höchst wichtigen Sache holen und bitte ihn nochmals, mir augenblicklich zu folgen.

Friedrich (bei Seite).

Gut, jetzt ist sie es, die mich entführt.

Peter.

Sehr wohl, Jungfrau. Geht nur, Meinherr Schreiber, wir warten, bis Meinherr Archief kommt — nicht wahr, Dries?

Dries.

Mir ist's gleich.

Lina.

Kommt denn, Meinherr.

(Indem sie im Begriff sind, durch die Seitenthür rechts abzugehen, hört man einen Wagen fortfahren).

Friedrich (leise zu Lina).

Was, der Wagen fährt fort?

Lina (leise zu Friedrich).

Das kann nicht unserer sein. Geht voraus. (Während Friedrich hinausgeht, bei Seite): Wenigstens soll meine Ehre vor aller Nachrede sicher sein.

Vierzehnter Auftritt.

Peter (sich niedersetzend).

Ich glaube, er hat gesagt, wir sollen uns was setzen.

Dries (sich ebenfalls niedersetzend).

Und hätt' er's auch nicht gesagt, wir werden für's Sitzen nicht mehr bezahlen als für's Stehen. Nun, Ihr müßt's eingestehen, Peter, daß die Menschen in der Stadt gut gelogiert sind. Was für ein Unterschied zwischen den Häusern hier und bei uns!

Peter.

Ja, das glaub' ich. Hier fühlt man kein Lüftchen und bei uns — da fliegt eine Thür zu, wenn die andere aufgeht, daß es schrecklich ist.

Dries.

Und die Stühle! Was die bequem sind!

Peter.

Und die Dielen! Das ist was anders als unsere rothen Ziegeln.

Dries.

Ja, Peter, ich möchte wohl auch ein Herr sein und in der Stadt wohnen. Ich hab' schon öfter mit unserer Anne Mie d'rüber gesprochen, aber die will Nichts davon wissen, die spricht, sie bleibt lieber Bäuerin.

Peter.

Und ich glaub', daß sie recht hat, das Weib, denn wenn die Städter auch besser gelogiert sind, glücklicher als wir sind sie darum doch nicht.

Dries.

Meint Ihr? Sie gewinnen doch ein schönes Geld, Junge. Seht, hier gleich der Notar, ich wette doch, daß der Mann nicht mit den besten Bauern in unserm Kirchspiel tauschen möchte.

Peter.

Da sprecht Ihr ein wahres Wort, Dries, aber wir wissen auch nicht, ob der Pachter mit dem Notar würde tauschen wollen.

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Notar.

Der Notar (an der Thür, bei Seite).

Nun, das geht ja; die machen es sich bequem.

Dries.

Ihr sagt das, Peter, aber Notar sein, das ist nicht übel.

Der Notar (vorkommend).

Guten Tag, Freunde!

(die Bauern stehen verlegen auf).

Peter.

Sieh da, Meinherr Notar, wir hatten Euch nicht kommen hören; man hatte uns gesagt, wir sollten etwas warten, und da saßen wir denn hier ein wenig schwatzen.

Der Notar.

Ihr thatet wohl, Freunde.

Dries.

Meinherr Notar das ist 'ne gute Seele, immer liebreich. Ihr kennt mich doch, nicht wahr, Meinherr?

Der Notar.

Wie sollt' ich Euch nicht kennen, Van Gallebaert? Ihr kommt sicher die Papiere über das Stückchen Land holen, das Ihr unlängst angekauft habt?

Dries.

Recht gerathen, Meinherr.

Peter.

Und ich auch.

Der Notar.

Peter Langenakker, wenn mir recht ist?

Peter.

Derselbe; Meinherr hat eine gute Memorie.

Der Notar.

Nun, Freunde, Eure Papiere liegen bereit, und wäre mein Schreiber hier gewesen, so hätte er Euch dieselben geben können.

Peter.

Euer Schreiber war hier, Meinherr, aber er mußte eilig ausgehen, und so hieß er uns auf Euch warten.

Der Notar.

So, so? Dann wartet, und ich will sehen, ob ich sie finde. (Er geht an Friedrichs Pult und sieht den Brief. Für sich). Was ist denn das? Friedrichs Schrift. Sollte der Kerl schon auf und davon sein? Da muß sie sich haben schnell überreden lassen. (Er öffnet den Brief). Richtig, es ist so — aber, was seh' ich? Meine Tochter? (Er steht niedergeschlagen).

Peter (Dries anstoßend).

Was hat er denn?

Der Notar (bei Seite).

O das soll er mir bezahlen! (Laut.) Freunde, ist mein Schreiber allein ausgegangen?

Peter.

Das nicht, Meinherr. Er ging mit einer Jungfrau, die ihn, wie sie sagte, wegen einer wichtigen Sache holen gekommen war —

Der Notar.

Wie, sie hat Euch gesagt, daß —

Peter.

Wir wollten mit Eurem Herrn Schreiber sprechen, aber sie hat uns gesagt, daß er keine Zeit hätte, um uns anzuhören, daß sie ihn zu einer wichtigen Sache brauchte, und, daß sie ihn ersuchte, ihr auf der Stelle zu folgen.

Der Notar (bei Seite).

Die Ehrlose! Und ich muß mich noch zusammennehmen, mir Nichts merken lassen — (Laut.) Freunde, ich kann Eure Papiere jetzt nicht finden, kommt nächsten Markttag wieder, da sollen sie bereit liegen.

Dries.

Gut, Meinherr, gut.

Peter (im Gehen, bei Seite).

Er ist derselbe Mann nicht mehr. Wie kann Jemand sich nur so auf ein Mal verändern!

Dries und Peter (an der Thür).

Guten Tag, Meinherr Notar!

Sechzehnter Auftritt.

Der Notar allein.

O dieser Taugenichts! Diese Schlange, die ich in meiner Brust erwärmte, damit sie mich steche! Aber das soll

ihm nicht so hingehen. Und Ihr, mein Fräulein Lina, ich werde mich wahrhaftig nicht mit der Herstellung Eurer Ehre bemühen, die Ihr verläugnet habt. Ja, nicht gezögert! Angespannt und ihnen nach — sie sollen nicht davonkommen. (Er klingelt heftig). Niemand! (Klinget wieder). Wird denn in des Teufels Namen Niemand kommen? (Er klingelt zum dritten Male, läuft dann an die Thür links, und schreit aus allen Kräften) Vincent! Vincent!

Siebzehnter Auftritt.

Der Notar. Herr Kevelaers.

Kevelaers (durch die Mittelthür kommend, bei Seite).

Was für ein Lärm?

Der Notar (der ihn nicht bemerkt hat, stürzt der Mittelthür zu).

Vincent! Vincent!

(Er glaubt Vincent vor sich zu haben, faßt Herrn Kevelaers beim Kragen und zerrt ihn vorn auf die Bühne).

Kevelaers (schreiend).

Holla, Notar, holla!

Der Notar (seinen Irrthum bemerkend).

Vergebt mir, Meinherr, ich glaubte, meinen Diener zu halten.

Kevelaers.

Und wenn es auch Euer Diener gewesen wäre — (bei Seite). Er hat mich beinah erwürgt.

Der Notar.

O wenn Ihr wüßtet, wie der Schelm mich manchmal ärgerlich machen kann!

Kevelaers.

Ich bin es gewahr worden.

Der Notar.

Ich schreie mich manchmal halb todt nach ihm.

Kevelaers.

Ich hab' es gehört, aber — um auf etwas Anderes zu kommen —

Der Notar.

Allerdings (bei Seite). Ich will sehen, daß ich ihn so geschwind wie möglich fortbringen kann. (Laut). Meinherr Kevelaers, es thut mir leid, daß Ihr Euch die Mühe gegeben habt, hierher zu kommen.

Kevelaers.

Hab' ich Euch nicht gesagt, Notar, daß ich Eure Antwort —

Der Notar (ihn unterbrechend).

Eben weil ich Euch keine günstige Antwort zu geben habe, hätte ich gewünscht, daß —

Kevelaers.

Keine günstige Antwort — Fräulein Archief schlägt also meine Hand aus?

Der Notar.

Nicht geradezu, Meinherr, aber um Bedenkzeit hat sie gebeten. (bei Seite). Ich steh' auf Kohlen.

Kevelaers.

So daß ich also wenig zu hoffen habe?

Der Notar.

Sehr wenig, Meinherr. Es thut mir leid, Euch das

sagen zu müssen — (bei Seite). Wäre er doch in Gottes Namen nur erst weg!

Kevelaers (bei Seite).

Angeführt! Verdammt! (Laut). Meinherr Notar, ich eracht' es für unnöthig, mit Eurer Tochter noch weiter über mich zu sprechen, indem sie mich doch ausschlagen würde —

Der Notar.

Das denk' ich auch, indessen, wenn Ihr es verlangt —

Kevelaers.

Nein, ich verlang' es nicht, ich will Euch nur sagen, daß, wer zu hoch hinaus will, meistens die Rechnung ohne den Wirth macht.

Der Notar (bei Seite).

Wem sagt er das? (Laut). Es ist wahrhaftig nicht aus Hochmuth, glaubt mir —

Kevelaers (beleidigt).

Ich glaube, was mir gefällig ist, Meinherr. Uebrigens giebt es Mädchen, die reicher sind als Fräulein Archief und mich nicht abweisen werden.

Der Notar (bei Seite).

Gut, da verlier' ich noch einen Klienten. Und wenn ich dadurch nur meine Tochter zurückbekäme!

Kevelaers.

Versteht Ihr mich, Meinherr Archief?

Der Notar.

Ja, Meinherr, ich bin in Verzweiflung —

Kevelaers.

Und ich, Meinherr, ich grüße Euch.

Achtzehnter Auftritt.

Der Notar. Dann Clara.

Der Notar.

Ich kriege noch den Schlag. (Schreiend) Vincent! Vincent! Der verdammte Kerl — wart', ich will dich suchen.

(Läuft nach der Thür links, eben als Clara sie öffnet).

Clara.

Meinherr Notar ruft?

Der Notar.

Zum Teufel, seit einer Stunde schrei' ich nach Vincent.

Clara.

Ja, Vincent kann Euch nicht hören, Meinherr, er ist weg.

Der Notar.

Wohin?

Clara.

Das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß er weg ist.

Der Notar (mit den Füßen stampfend).

So sprecht doch ordentlich, alte Plapperschachtel!

Clara.

Nun gut, Meinherr, ich hab' gehört, daß Fräulein Lina ihm befahl, anzuspannen und an der Hinterthür im Gässel zu warten.

Der Notar (für sich).

Das fehlte noch — in meinem eigenen Wagen!

(Er sinkt in einen Sessel.)

Clara (läuft herbei).

Ach, lieber Herr! der Schlag rührt ihn! Nur den Doktor.

Der Notar.

Wollt Ihr schweigen, alte Hexe!

Clara.

Alte Hexe? So hat er mich noch nie genannt. Und was sieht er wild aus! (Schreit). Hülfe! Hülfe!

Der Notar (aufspringend).

Schweig', sag' ich, und macht, daß Ihr wegkommt.

Clara (weglaufend).

Der Notar wird verrückt! (Ab in die Küche).

Neunzehnter Auftritt.

Der Notar, Lina und Friedrich im Zimmer rechts, später Vincent.

Der Notar (allein, wieder in den Sessel fallend).

Alle Hoffnung, sie noch einzuholen, ist verloren. Ich bin recht unglücklich! Unseliger Rath, den ich gab — ich muß ihn theuer büßen! Bis jetzt hielt man mich für ein Muster von strengen Sitten, und morgen weist man vielleicht schon mit Fingern auf mich.

(Er verbirgt sein Gesicht in den Händen und weint).

(Die Thür rechts wird leise geöffnet).

Lina (leise zu Friedrich).

Ich glaube, daß der Augenblick günstig ist.

Friedrich (leise).

Noch nicht.

Lina (leise).

Armer Mann, wie er leidet!

Der Notar (richtet den Kopf auf, Friedrich zieht leise die Thür wieder zu).

Ja, ja, morgen weiß die ganze Stadt den Vorfall mit den kleinsten Umständen. (Aufstehend). Aber ich verliere eine kostbare Zeit. Ich muß sie einholen, sie müssen mit mir zurück, ich vergebe ihnen, meine Einwilligung in ihre Heirath soll meine Rache sein. Nicht länger gezögert. (Man hört einen Wagen). Was ist das — mein Wagen? (Am Fenster). Ja! (Rufend) Vincent! Vincent!

Vincent (Von draußen).

Ich komme, Meinherr.

Der Notar (das Fenster schließend).

Nun werd' ich wenigstens hören, wo sie sind. (Zu Vincent, der eintritt.) Von wo kommt Ihr?

Vincent.

Von wo ich komme? Meinherr, das weiß ich beinah selbst nicht.

Der Notar.

Ich frage, wo Ihr gewesen seid — wo Ihr meine Tochter hingebracht habt, Schurke?

Vincent (bei Seite).

Schurke, ich? (Laut). Fräulein Lina, Meinherr, ich weiß nicht, was Ihr wollt —

Der Notar.

Aber ich weiß, was Ihr wollt —

Vincent.

Und mich hole der Kuckuck, wenn ich aus Euch klug werde.

Der Notar (bei Seite).

Vielleicht weiß er Nichts, in dem Falle verrathen wir uns nicht. (Laut, sanfter) Wollt Ihr mir sagen, wo Ihr gewesen seid?

Vincent.

Herzlich gerne, draußen bei Eurem Pachter, wohin Fräulein Lina mich mit einem Briefe an ein fremdes Fräulein schickte, welches dort sein sollte, aber nicht da war —

Der Notar (bei Seite).

Ich verstehe — Sie hat ihn unter einem Vorwand entfernt.

Vincent.

Ihr frugt mich, wo Fräulein Lina wäre? Ich möcht' es selber gern wissen, um mich bei ihr zu bedanken, daß sie mich so schön in den April geschickt hat.

Der Notar (bei Seite).

Wenn ich ihm sagen könnte, wo sie ist!

Vincent.

Ohne in Anschlag zu bringen, daß ich einen versiegelten Brief bei mir hatte und mich in Contravention mit dem Postgesetz befand.

Der Notar.

Vincent, spannt nicht aus — wir fahren sogleich nach der Eisenbahn.

Vincent (bei Seite).

Was hier vorgegangen sein muß, begreif' ich nicht. Der Herr ist in einem Zustand, wie ich ihn noch nie sah — die Tochter —

Der Notar.

Nun, Vincent, habt Ihr gehört?

Vincent.

Ja wohl, Meinherr. Ich erwarte Euch.

(Eilig ab).

Der Notar.

O Gott, habt doch die Gnade, mich meine Tochter bald wiederfinden zu lassen!

(Er geht der Thür zu, während plötzlich Lina und Friedrich erscheinen).

Zwanzigster Auftritt.

Der Notar, Lina und Friedrich, später Vincent.

Lina (sich in ihres Vaters Arme werfend).

Der Wunsch ist Euch erfüllt, Vater.

Der Notar (sie freudig umarmend).

Meine Tochter! Ihr kommt also wieder zu mir! Gott sei gedankt! Und Ihr auch, Friedrich! (Reicht ihm die Hand.)

Friedrich.

Wir haben Euch nicht verlassen. Wir gingen nicht weiter, als bis in das Zimmer dort.

Der Notar.

Und seid Zeugen gewesen von Allem, was hier vorging?

(Vincent kommt unbemerkt herein).

Lina (ihren Vater liebkosend).

Vor Allem, Vater. Wir wissen, daß Ihr in unsere Heirath willigt.

Vincent (bei Seite).

Unsere Heirath! Es wird hier also geheirathet? Gut, dann kommen sie unter den Paragraphen 213.

Der Notar (seine Tochter nochmals umarmend, und Friedrich die Hand drückend).

Ja, ich willige ein.

Vincent (bei Seite).

Das wird zu rührend. (Laut) Meinherr Notar, wenn Ihr befehlt —

Der Notar.

Ich habe mich anders besonnen, Vincent, ich fahre nicht, spannt aus, und sagt Clara, daß Meinherr Friedrich zu Mittag bleibt.

Vincent (sich verbeugend und gehend, bei Seite).

Der verdammte Poet! (Ab.)

Der Notar.

Und Ihr, meine Kinder, seid glücklich.

Lina.

O das werden wir sein, nicht wahr, Friedrich?

Der Notar (Friedrich bei Seite nehmend).

Nur nehmt Euch in Acht, wenn man Euch um Rath fragen kommt, Friedrich, und später, wenn Ihr auch Töchter habt, denkt stets an das Sprüchwort:

Lina (die ihn unbemerkt behorcht hat).

Wie die Mutter, so die Tochter.

Myne eerste vlerken. Turnhout 1842.
Een Winteravond in de Kempen, drie volkslegenden. Antwerpen 1844.
Victor Hugo's balladen. Antwerpen 1845.
De Bloedolek, drama in 3 bedryven, (vervlaemscht) Brussel 1847.
De Huisraed van Lisa, Kluchtspel in 1 bedryf (vervlaemscht). Brussel 1849.
Anna of de Molenaer van Oud-Turnhout, tooneelsp. in 1 bedryf (vervlaemscht). Brussel 1849.
De tooneelliefhebbers, blyspel in 1 bedryf. Brussel 1849.
De Wiskunstenaers, blyspel in 1 bedryf (vervlaemscht). Brussel 1850.
De Barrikadenmakers, blyspel in 1 bedryf (vervlaemscht). Brussel 1850.
Arme Jack, drama in 1 bedryf (vervlaemscht) Brussel 1851.
De Belgen in 1848 volksdrama in 1 bedryf (met F. Roelants). Brussel 1851.
De Jaloerscken, blyspel in 1 bedryf (vervlaemscht). Brussel 1852.
Raed en Daed, blyspel in 1 bedryf. Brussel 1852.
Rue des Pierres no. 60, blyspel in 1 bedryf. Brussel 1852.
De Veldwachter, blyspel in 1 bedryf. Brussel 1853.
Willem Beukels, zangspel in 1 bedryf (met S. Willems). Brussel 1853.
Gedichten. Gent 1855.

Digitized by Google

Von der Schelde bis zur Maas.

Das geistige Leben
der
Vlamingen
seit dem Wiederaufblühen der Literatur.

Biographien, Bibliographien und Proben
von
Ida von Düringsfeld.

Dritter Band.

Leipzig.
Ad. Lehmann.

Brüssel.
Fr. Claaßen.

1861.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Van Ackere (Frau, geborene Maria Doolanghe)	1
Mutterliebe. Gedicht	6
Das Waischen. Gedicht	7
Van Beers (Jan)	8
Livarda. Dichtung	11
Van Biesbrouck (Edward)	24
Wie man Mitglied einer gelehrten Gesellschaft wird. Humoreske	24
Van Delen (Peter)	34
Vergebung. Novelle	34
Van den Bemden (Jaeck)	45
Eine unglückliche Familie. Skizze	45
Van den Nest (Karl Joseph)	50
An eine Dorfkirche. Gedicht	51
An Italien. Gedicht	52
Van de Velde (Jaeck Frans)	53
Die schwarze Margriet. Märchen	54
Van Driessche (Emmanuel)	60
Eine ungerechte Schätzung. Erzählung	62
Van Duyse (Prudens)	77
Christoferus. Gedicht	80
Kinderwunsch. Gedicht	86

	Seite
Van Hasselt (André Constant)	88
Ein schön Kinderliedchen von Unserer lieben Frau	90
Der alte Soldat. Gedicht	91
Van Kerckhowen (Petrus Frans)	91
Das Vaterland. Lied	93
Schön und schöner. Lied	94
Die drei Kinder. Skizze	95
Van Ostayen (Anton)	102
Der Socialist und der Heidebauer. Burleske . . .	103
Van Peene (Hyppolit Johan)	107
Kaiser Karl und der Berchen'sche Bauer. Lustspiel .	111
Van Rotterdam (Johan Baptista)	157
Eine unerschrockene Frau. Erzählung	160
Van Rucklingen (Lodewyck Mathot)	172
Der erste Strohhut. Sage	174
Van Ryswyck (Jan Baptiste)	193
Meine Biographie. Humoreske	194
Du sollst den Feiertag heiligen. Fragment	197
Van Ryswyck (Johan Theodor)	199
Der arme Leiermann. Lied	205
Van Ryswyck (Lambert Hyacinth)	209
Ein französischer Feldmarschall und ein vlämischer Schmidt. Humoreske	211
Verhulst (Petrus Cornelius)	214
Schlaf wohl. Elegie	214
Verspreeuwen (Jean François Corneille) . . .	216
Die Rose und das Tausendschönchen. Gedicht . .	216
Vleeschouwer (Louis)	219
Ein Vortrag über Phrenologie. Humoristische Vorlesung	228
Vuylsteke (Julius)	242
Albert und Isabella. Fragment aus „Fragmenten." . .	242
Willems (Seraphinus)	245
Der Kirmeßvogel. Dramatische Burleske	246

Seite
Zetternam (Eugen Judocus Joseph Dircksens) . . 256
Fragmente aus der „Abhandlung über die niederländische Malerschule." 259
Eine Skizze aus dem Arbeiterleben 267

Anhang.

Avontroodt (Guillaume Julien) 287
Behangel (Pierre) 290
Bellens (P. J.) 291
Billiet (Lodewyk) 292
Bogaerts (Felix Guillaume Marie) 292
Bormans (Johannes Henricus) 293
Broeckart (Karl) 293
Bruylants (Johan) 295
Cannart (Josef Bernard) 295
Cappron (G. Jos.) 296
Ceulemans (Pieter Jakob) 296
Comneyne (Petrus Constantinus) 296
Coninckx (Simon Michiel) 297
Courtmans (Jan Baptist) 298
Crace (D.) 299
David (Johannes Baptista) 300
De Bast (Amand Fidelis) 301
De Burbure (Leo) 302
De Clercq (J. L.) 302
Degerickx (L.) 302
De Jonghe (J.) 303
D'Hulster (Leo) 306
D'Huygelaere (A.) 306
D'Huygelaere (Maria) 306
De Meyer (Franciscus Georgius Carolus) 307
De Potter (Frans) 307

	Seite
De Simpel (David)	307
De Smet (Joseph Jan)	308
Destanberg (Napoleon)	308
Driessans (Victor)	309
Dufranne (Adolph)	309
Du Moulin (Vincent Joseph)	310
Franquinet (G. D.)	310
Gaillard (Jean Jaques)	311
Goddefroy (Jan)	312
Goethals (Jakob)	312
Gryx (Lieven	313
Heuckel (Franciscus)	313
Hens (Frans Johan)	314
Heremans (Jacob Frans Johan)	—
Heuvelmans (Petrus Joannes)	317
Hofman (J. B. J.)	318
Karsman (Jakob)	319
Kats (L.)	—
Lambin (Jean Jaques)	320
Lansens (P.)	322
Lausend (Prudence)	323
Lausens (Theophil)	—
Lebrocquy (P. J.)	324
Matthysens (Irans Jan)	—
Mertens (P. H.)	325
Mussely-Boudewyn (N. J. B. C.)	326
Nys (Karl Alexander Hendrik	327
Onderent (Karel)	328
Pieters (Harry)	329
Rousse (J.)	330
Rysheuvels (Lodewyk)	—
Schayes (Antoine Guillaume Bernard)	331
Serrure (Constant Philippe)	—
Snyers (Jan Adriaen)	332

	Seite
Spyers (Frederik Antoon)	333
Stecher (Lieven Everwyn)	334
Steyatt (J. J.)	334
Stips (Andreas J.)	335
Ter Bruggen (Edward Gerard Antoon)	—
Torfs (Karl Louis)	336
Van Boekel (C. H.)	—
Van Caunart D'Hameln (Frans Matthys)	337
Van den Bossche (F. J.)	—
Van den Broucke (Jan)	338
Van den Broucke (Karl)	—
Van den Hove (Victor Humbert Joseph Delacourt)	339
Van den Walle (Lodewyk)	340
Van der Voort (Michiel Joseph Theodor)	341
Van de Velde (Hyppolit Frans)	342
Van Deosselaere (Isidor Sebastian)	343
Van Even (Gerard Edward)	344
Van Geert (F.)	346
Van Hogeveen Streck (L.)	347
Van Melckebeke (Guillaume Jan Bosse)	348
Van Migem (Eugenius)	349
Van Loo (Thomas)	—
Van Roo (Lodewijck Frans Emmanuel)	350
Van Tergow (Ferdinand Lambert Joseph De Mets	—
Van Walrawe (Hendrik Sermon)	351
Varas (Frederik Mattheus Edward Van Oevelen)	—
Vervier (C. A.)	—
Visschers (P.)	353
Willems (Alphons)	356
Willems (Jan Frans)	357
Wouters (Johan Valentyn)	363
Woutersz	364

Digitized by Google

Van Ackere, (Frau, geborene Maria Doolaeghe) Mitglied vieler literarischer Gesellschaften, und Tochter eines Töpfers aus Dixmude. Ihr Geburtsjahr kann ich nicht angeben, wie überhaupt keine bestimmten Daten aus ihrem Leben, denn Frau Van Ackere ließ meinen Brief an sie unbeantwortet, und verwies auch Stallaert, der ebenfalls in meinem Interesse an sie geschrieben hatte, gänzlich an „ihren Freund, Van Duyse", während dieser wiederum mich einzig und allein auf seine Vorrede zur „Abendlampe" verwies, der zweiten Gedichtsammlung, welche von Frau Van Ackere erschienen ist. So kommt es denn, daß ich gerade von der ersten und berühmtesten vlämischen Dichterin nur eine mangelhafte Biographie geben kann.

„Wild und lebhaft von Art" — es ist Van Duyse, welcher spricht — „zog sie als Kind die Knabenspiele vor. Niemand vermuthete in Mietje-Cisca, so wurde sie von den Eltern genannt, die künftige große Dichterin. Nachdem sie zu Ypern bei den Ronsbrugge-Damen Französisch und Vlämisch studirt hatte, sollte sie zu Hause im Rechnen Unterricht erhalten. Ein Schulmeister, ein Rhetoreiker, Petrus Johannes Gheysen, war so glücklich ihr Lehrer zu werden. Eines Tages bemerkte die Schülerin, daß der Lehrer zerstreut war, er hatte ein Gelegenheitsgedicht zu machen, und es wollte nicht werden. „Aber das kann doch nicht so schwer sein, Meister," war Mietje's Bemerkung. — „Ach, Jungfrau Mietje, wenn Ihr wüßtet!" Den nächsten Tag wurde er

mit dem ersten dichterischen Versuche seiner Schülerin überrascht. Er stand entzückt und erstarrt.

Dem ersten Versuche folgten andere, und bald konnte Gheysen den Stolz auf seine Schülerin nicht mehr für sich allein behalten, er zeigte einige ihrer Dichtungen dem Notar Lodewyk Van Roo, welcher, ebenso ergriffen von einem so ursprünglichen Talent, in die Hände der künftigen Dichterin die Werke von Helmers und Tollens legte. Dieser letztere blieb stets ein Liebling der Dichterin und schrieb ihr seinerseits später einen höchst schmeichelhaften Brief über die Abendlampe, während Frau Van Ackere wiederum im Genter Jahrbüchlein für 1856 die innigsten Verse an den Sänger von Nova-Zemlja richtete.

Auf das Andringen des Herrn Van Roo wagte sie es 1826 zum ersten Mal „nach Lorbeern zu ringen." Sie wurden ihr in Ypern zu Theil, doch wäre beinah der Spruch: les absents ont tort, an der jungen Dichterin in Erfüllung gegangen, denn da sie aus mädchenhafter Bescheidenheit dem Preiskampf nicht beiwohnte, würde die Medaille, welche ihr als der ersten Laureatin zukam, auf der Brust des zweiten Laureaten geprangt haben, wenn dieser, der Herr De Simpel, sich nicht ritterlicher gezeigt hätte als die Richter.

Maria Doolaeghe blieb nicht lange ohne Beziehungen mit den Dichtern ihres Vaterlandes. In der ersten Lieferung der „Niederdeutschen Literaturübungen", Oktober 1833, finden wir eine Ode „An die belgischen Dichter," welche uns Deutsche an die Zeit erinnert, wo man sich bei uns: „mein Gleim, mein Kleist" u. s. w. anredete, wie ich denn Frau Van Ackere überhaupt nicht besser zu vergleichen wüßte, als mit der Karschin. Diese Ode wurde in der zweiten Lieferung der „Niederdeutschen Literaturübungen," kurz, aber nicht weniger schwungreich durch Blommaert beantwortet, welcher die vlämische Dichterin Lady Montague und Madame Deshoulières so viel überstrahlen sah, „wie der Diamant das Glas" überstrahlt. Das Freundschaftsbündniß der Dich-

terin mit Van Duyse muß bereits im Jahre Fünfundzwanzig geschlossen worden sein, indem er im Jahre Fünfzig in der Einleitung zur Abendlampe von einer fünfundzwanzigjährigen Dauer spricht. Wie viele Gedichte Van Duyse seiner Freundin geweiht haben mag, weiß ich nicht, ich kenne ihrer drei. In dem ersten, „An die Dichterin der Maßlieben" feiert Van Duyse die Erscheinung seiner Freundin als die des Morgensternes am Himmel der künftigen vlämischen Dichterinnen. „Keine vaterländische Frau sang noch in Belgien," aber: „Maria kam"! „An die Dichterin-Mutter" ist die Ueberschrift der zweiten poetischen Huldigung, in welcher der Dichterin ein Schweigen vorgeworfen wird, welches sie seitdem zum Glück ihres Landes vielfach unterbrochen hat. In dem dritten Gedicht preist Van Duyse seine Freundin, die „erhabene Bettlerin" wegen ihrer Dichtung „Zum Gedächtniß für Eugen Zetternam," welche nicht weniger als tausend Franken zum Vortheile der Hinterlassenen Zetternams eingetragen hat. Diese letzte Huldigung ist die, mit welcher man am aufrichtigsten sympathisiren kann.

Die Männerfreundschaften scheinen jedoch das Herz der jungen Dichterin nicht befriedigt zu haben, denn 1832 schreibt sie an Petronella Moens, die holländische Dichterin:

Kunstschwestern kann ich hier nicht finden,
Ich schweif' um den Parnaß in trauriger Einsamkeit.

Die Dichterin von der „Geschichte der Menschheit" empfing mit Freuden das Anerbieten der Dichterin der „Maßlieben," denn unter dem Namen dieser zarten Mädchenblumen gab Frau Van Ackere ihre ersten Gedichte heraus und zwar, wenn ich Van Duyse recht lese, erst nach ihrer Verheirathung.

Diese wird durch Van Duyse höchst dichterisch geschildert. In Kortryk war von einer Rhetoreikammer eine Elegie zum Gedächtniß Hofmans, des „Hans Sachs von Vlandern" ausgeschrieben worden. Maria Doolaeghe, die dem Greise innig angehangen hatte, gewann den Preis. Ein junger Mann

aus Kortryk, ein Geburtshelfer, fand die Elegie bei dem öffentlichen Vortrage so bewunderungswürdig, daß er die Dichterin derselben persönlich kennen zu lernen wünschte. „Die Bewunderung erzeugte in ihm ein süßeres Gefühl — die erste Dichtung, welche hierauf aus Maria's Feder floß, war „Ehestandsheil" überschrieben und „Frau Van Ackere" unterzeichnet."

Frau Van Ackere fand in einer glücklichen Ehe die Belohnung für treu erfüllte Tochter- und Schwesterpflichten. Sie hatte als Mädchen eine bejahrte Mutter und einen seit Jahren kranken Bruder zu pflegen gehabt, und zugleich mit einer jüngern Schwester, Sophie, einem Speccreigeschäft vorstehen müssen. Sie hatte Alles gethan, und doch noch Zeit zu Versen gefunden. Die ersten Jahre dagegen nach ihrer Verheirathung scheint sie geschwiegen zu haben, denn nicht nur Van Duyse, auch Conscience im Nordstern für 1842 beklagte es, daß ihre häuslichen Pflichten sie gänzlich in Anspruch nähmen. Im zweiten Jahrgange des „Sprachverbandes" finde ich zuerst ihr großes Gedicht auf Palfyn, den Erfinder der Forceps, angekündigt. Es erschien bald nachher in einer Prachtausgabe und dann in der Abendlampe. Ich glaube schwerlich, daß gewisse Umstände, welche bei dem Erscheinen eines kleinen Menschen in der Welt vorkommen können, je vorher so lebhaft geschildert worden sind, besonders in poetischer Form. Gleich die ersten Worte: K' ben moeder! deuten den Vorwurf der Dichtung und die Lage an, in welcher die Dichterin sich befunden hat. Ein zweites großes Gedicht heißt „Vlandern's Landbau," und wurde bei Gelegenheit eines Bankets verfertigt, womit die landwirthschaftliche Gesellschaft zu Dixmude eine Ausstellung von Gegenständen des Land- und Gartenbau's schloß. In Folge dieses Gedichtes sandte das Ministerium des Innern der Dichterin von Dixmude mehrere Bücher, welche derselben durch den Bürgermeister in einer feierlichen Versammlung des Stadtrathes überreicht wurden. Bei dem Gastmahl, welches dieser

Feierlichkeit folgte, wurde die Herausgabe ihrer neuesten Schöpfungen von der Dichterin erbeten, und da die meisten derselben Sonntags bei der abendlichen Lampe geschrieben worden, der Titel „die Abendlampe" gewählt. Van Duyse mußte zugleich versprechen, die Herausgabe zu übernehmen. Während er damit beschäftigt war, sandte ihm Frau Van Ackere acht „Volkslieder" zu, welche sie „auf Ersuchen der Regierung" gedichtet hatte. Es befindet sich unter ihnen auch eins für den Töpfer. „Ich habe den Töpfer mit Vorliebe besungen," schrieb Frau Van Ackere ihrem „Kunstfreund," „dieses nützliche Handwerk hat mich mit Ehren groß gezogen." 1857 hat Frau Van Ackere in einem von der königlichen Gesellschaft für schöne Künste und Wissenschaften zu Gent ausgeschriebenen Preiskampf mit der Kantate „die schönen Künste in Belgien", abgedruckt im Niederdeutschen Jahrbüchlein 1858, wiederum den Sieg davongetragen, sowie 1858 zur Eröffnung der Eisenbahn nach Dixmude eine sehr bewunderte Ode geschrieben.

Wenn Frau Van Ackere im Englischen an Caroline de Crespigny und Herrn Midicin Dolmetscher gefunden hat, so hat Louise von Plönnies mir auch für Deutschland bereits die Pflicht abgenommen, die vlämische „Hauptdichterin" bekannt zu machen. Ich gebe daher nur zwei kurze Stücke; das eine ist aus den „Maßlieben," das zweite, welches ich frei bearbeitete, steht im Genter Jahrbüchlein für 1855. Beide machen einen, allerdings nur sehr geringen Theil der „Mutterpoesie" von Frau Van Ackere aus.

Mutterliebe.

Engel ohne Schuld, gegeben
Vom geliebten Gatten mir,
Dich auf meinem Schooße, fühl' ich
Eine Gottheit nahe mir.

Dank dem Vater, der dort oben,
Daß er dir das Leben gab,

Raubst du gleich die Ruh' mir, trät' ich
Doch für keine Welt dich ab.

Können Sorgen etwas wiegen,
Wo die Mutter pflegen kann?
Lächelt nicht der reichste Segen
Mich von deinen Lippen an?

Zartes Sprößchen, kaum erschlossen
Auf der großen Lebensbahn,
Möge nicht die Knospe welken,
Eh' ihr Kelch sich aufgethan.

Ach, müßt' ich dich seh'n erbleichen,
Fielen deine Blätter ab,
Ich verginge dann vor Trauer,
Sänke bald dir nach in's Grab.

Will dich tränken, will dich füttern,
Unermüdet Tag und Nacht;
Könnt' ich vor dem Schmerz dich hüten,
Der dich, Kind, schon weinen macht!

Schaukle deine Wieg' und stille
Dein Geschrei, mein lieber Sproß,
Bleibe rastlos bei dir wachen,
Bis der Schlaf dein' Aeuglein schloß.

Das Waischen.

In dem Grabe lag die Mutter
Und zurück das Kindlein blieb,
Lieblich war's und voller Anmuth
Und die Mutter hatt' es lieb,
Und es suchte ohne Ende,
Ob es nirgends Mutter fände.

Morgens ging es früh zum Vater
Segen holen — seine Hand
Zog es nieder, seine Lippen
Küßten dieses Liebespfand.
Doch es suchte ohne Ende,
Ob es nirgends Mutter fände.

Spielgefährten kamen spielen,
Puppen, Spielzeug fehlten nicht,
Alle streichelten der Kleinen
Liebevoll das Angesicht,
Doch sie suchte ohne Ende,
Ob sie nirgends Mutter fände.

Abends bei der Sonne Sinken
Setzte man sich um den Heerd,
Und erzählte die Geschichten
Wie das Kind sie sonst begehrt.
Doch es suchte ohne Ende,
Ob es nirgends Mutter fände.

Selbst im Traume war es traurig,
Und da kam doch Mutter noch,
Kam und wiegt' es, kam und küßt' es,
Aber ach, es weinte doch,
Hat gesucht zu allen Stunden,
Bis es Mutter wiederfunden.

Dichtstuk by de inhulding van den nieuwen steenweg van Dixmude op Pervysen, den 24. juni 1840, opgedragen aen het stedelyk bestuer van Dixmude. Dixmude 1840.
Madelieven. Dixmude 1840.
Palfyn, vaderlandsch gedicht. Gent 1849.
De avondlamp, dichtbundel. Gent 1850.
Den wel edelen heere de Breyne-Peellaert herkozen als burgemeester der stad Dixmude, 1855. Dixmude 1855.
Zetternam, 1857.

Van Beers (Jan), geboren den 22. Februar 1821 zu Antwerpen. Sein Vater war Distillateur und starb bald nach der Geburt des Sohnes, welcher das letzte von fünf Kindern und zugleich der einzige Knabe war. Jan wurde also von seiner Mutter und seinen vier Schwestern erzogen. Diese Erziehung läßt sich in der Weichheit und Reinheit seiner Dichtungsweise nicht verkennen.

Nachdem er in Antwerpen den gewöhnlichen Schulunterricht genossen, kam er auf das kleine Seminar von Mecheln. Da hier der ganze Unterricht auf Französisch ertheilt wird, behielt Van Beers vom Vlämischen nur grade so viel, wie nöthig war, um während der Ferien mit seiner Familie reden zu können. Vlämische Verse zu machen, fiel ihm nicht im mindesten ein — er machte französische. Aber ein Mal, als er wieder daheim ist, sieht er an einem Buchladen den „Löwen von Vlandern" von Conscience, der Name fällt ihm auf, er kauft das Buch, er verschlingt es und er ist Vlaming. Dieses Mal kehrte er mit einer ganzen Ladung von holländischen und vlämischen Büchern auf das Seminar zurück. Ein geheimes Fach in seinem Pult nahm die neuen Schätze auf, welche Van Beers heimlich und eifrig benutzte, nachdem er als erstes Opfer für sein erwachtes Vaterlandsgefühl seine sämmtlichen französischen Verse verbrannt hatte. Ein Augenleiden nöthigte ihn, auf einige Zeit sowohl seine geheimen, wie seine öffentlichen Studien zu unterbrechen. Gelangweilt in dem dunklen Winkel sitzend, wo seine Augen sich erholen sollten, reimte er sein erstes vlämisches Gedicht: „Kirmeß in der Hölle." Zu schreiben war ihm verboten — er diktirte seine „Kirmeß" einer seiner Schwestern. Genesen und nach Mecheln zurück gekehrt, las er seinen Erstlingsversuch seinem Professor vor. Der fand ein vlämisches Gedicht, welches noch obenein die Kirmeß in der Hölle beschrieb, dermaßen neu, daß er Van Beers dringend zuredete, es in einer der literarischen Sitzungen vorzutragen, welche bisweilen von den Schülern des Seminars veranstaltet werden. Van

Beers besaß schon damals die Gabe des Vortrages, welche ihn seither ebenso bekannt als Deklamator wie als Dichter gemacht hat. Entweder durch seinen Vortrag oder durch sein Gedicht ergriff er das ganze Seminar dermaßen, daß von nun an sowohl Professoren wie Schüler vlämische Verse machten. Van Beers selbst fuhr fort, sich für sich allein mit vaterländischer Literatur zu beschäftigen, während er zugleich seine Studien fortsetzte und nach acht Jahren beendigte. Eine Stelle als Professor beim Collegium von Pitzenburg in Mecheln konnte er seiner Augen wegen nicht länger als zwei Jahr bekleiden. Nachdem er sich in seiner Familie wieder erholt, wurde er in Antwerpen als zweiter Bibliothekar bei der Stadtbibliothek angestellt. Hier lernte er seine Frau, Henriette Mertens, kennen und lieben. Zugleich ließ er im „Kunst- und Literaturblatt," welches damals in Antwerpen herauskam, das Gedicht „der Rosenstock auf meinem Fenster" erscheinen. Conscience und De Laet suchten augenblicklich den jungen Dichter auf. In einer literarischen Sitzung des „Oelzweiges" las er seine Dichtung „der kranke Jüngling" vor. Sie gründete in Antwerpen seinen dichterischen Ruf.

Gegen das Ende von 1849 wurde Van Beers Professor an der Normalschule in Lier, 1850 im April verheirathete er sich. Sechs Jahr lang hatte er Henriette Mertens gekannt, fast ebenso lange geliebt, während ihrer Verlobung hatten sie sich in vlämischen Versen geschrieben. Jetzt ist er bereits Vater von fünf Kindern nnd so glücklich wie ein Dichter in einer Ehe mit einer verstehenden und liebenden Frau nur werden kann.

Bis dahin hatte Van Beers sich begnügt, seine Dichtungen einzeln in Zeitschriften zu veröffentlichen, 1853 gab er sie endlich gesammelt unter dem Titel „Jünglingsträume" zu Antwerpen heraus. Gewidmet hatte er sie seiner Henriette, „der Liebe seiner Jugend," der Liebe seines Lebens. Kaum waren sie erschienen, so unternahm man in Holland einen Nachdruck. Van Kesteren in Amsterdam schlug dem Dichter

eine berechtigte holländische Ausgabe vor. Van Beers willigte ein, und Van Kesteren war rascher als der Nachdrucker. Seitdem läßt Van Beers in Holland drucken, wo er ebenso als volksthümlicher Dichter betrachtet wird, wie in Belgien. Ja, er ist dort sogar das Haupt einer jungen Schule geworden, welche aus dem Hergebrachten und Verjährten nach der Einfachheit und der Natur zurückstrebt. Am letzten December 1854 las er in der „Gesellschaft der Künste und Wissenschaften" zu Rotterdam das Neujahrsgedicht, „Blick durch ein Fenster" vor, und 1855 zu Utrecht auf dem Niederländischen sprachlichen und literarischen Congreß den „Blinden." Dieses Gedicht wurde von August Clavareau aus Gent in's Französische übersetzt. Auch ich würde es zum Uebersetzen gewählt haben, hätte ich mir nicht von Anfang an schon auf Hörensagen hin, „Livarda" ausgesucht, die Dichtung, welche, nach einer alten Sage geschaffen, die „Jünglingsträume" eröffnet. Frau Van Beers legte mir zwei andere „An der Kirchenthür" und „Eine Blume aus dem Volke" dringend an das Herz, und ich kann nicht anders als anerkennen, daß sie mehr den Meister verrathen. Aber ich liebe die Jugend, und die ganze Jugend des Dichters ist in:

Livarda.

I.

„Vorbei ist Deiner Buße Zeit,
Ein Schwesternkranz erharrt Dein Nahen,
Und Jesus kommt Dich zu empfahen
Als Bräutigam voll Zärtlichkeit.
Livarda, Blume der Magdlichkeit,
Vorbei ist Deiner Buße Zeit —
Komm, Mädchen, zur himmlischen Herrlichkeit!"

So eine Stimme ob dem Schlagen
Der Flammen, ob den Jammerklagen
Der Seelen durch das Fegefeuer klang.

Und weit sein helles Flügelpaar entfaltend
Ein Engel auf in den Azur sich schwang,
Livarda in den Armen haltend.

II.

Sie stiegen, schneller als Gedankenflug,
Sie stiegen weiter, höher immer,
Und wenn der Engel mit den Schwingen schlug,
Strömt' eine Flut von Sterngeflimmer
Und floß als tausendfarb'ger Regenbogen
Die Himmelsbahn entlang mit leisem Wogen,
Auf der empor die Maïd der Engel trug.
Sie stiegen, stiegen; ihnen nach da wallten
Die Funkelstraße hin in breiten Falten
Des Engels morgenrothes Purpurkleid,
Das mondenweiße Lichtgewand der Maid.
Sie stiegen, und die blaue Tiefe brauste
Bei ihrem Flug in mächt'ger Harmonie,
Als wollte ihre Freude zeigen sie
Dem Paare, welches ihren Raum durchsauste.
Sie stiegen, und sie waren bald so hoch,
Daß ihnen kaum das Fegefeuer ferne
Am tiefsten Himmelsrande noch
Erschien gleich einem Lichtpunkt, einem Sterne,
Der dort in blut'gem Kreise zog.

III.

Der Engel, mit der Hand der Stirne schmeichelnd,
Die rücklings still auf seiner Schulter lag,
Zurück des Mädchens blonde Locken streichelnd,
Wie weichen goldnen Wellenschlag,
Sah liebevoll das Mädchen an
Und frug: „Nicht wahr, das ist ein schöner Tag,
Livarda, wenn man aus den Folterpeinen
Des Fegefeuers aufwärts steigen kann,

Dahin, wo ew'ge Freudensonnen scheinen?"
Das Mädchen sprach: „Ja, Engel, ich will's meinen!"
Und als sie dieses sagt', erhob sie sachte
Die blauen Aeuglein auf zu ihm und lachte
Wehmüthig still, und schlug dann wieder
Die Augen nieder
Und schwieg.
Sie schwieg nicht lang,
Als sanfter noch des Engels Stimme klang.
„Wie hast denn Du dem Bösen Dich ergeben,
Mein armes Kind, Du, noch so jung, so zart?
Ich werde mäßigen mein Schweben,
Und Du erzähle mir Dein Erdenleben
Und sprich, wie es der Hölle möglich ward,
Dich zum Begehen einer Schuld zu treiben,
Die ungestraft nicht konnte bleiben?"

IV.

„Ich hatt' auf Erden, Engel," sprach die Maid,
„Kein langes Leben, aber vieles Leid.
Die Mutter starb, indem sie mich gebar,
Der Vater folgte ihr so bald zu Grabe,
Daß ich sein Antlitz ganz vergessen habe.
Nur weiß ich, daß sein Lächeln traurig war,
Wenn er des Morgens zu mir kam
Und mich aus meiner kleinen Wiege nahm.
Die Schwester meiner Mutter nahm mich an,
Als Vater war gestorben, und noch jetzt,
Du siehst es, muß ich weinen, denk' ich d'ran,
Wie sie so viel für mich gethan,
Wie ihre Liebe mir beinah' ersetzt,
Was ich so früh verlor, ich armes Waischen.

Wir wohnten vor der Stadt in einem Häuschen,
Des Winters lernte lesen ich

Und Alles, was mir nützlich konnte sein,
Sobald erst groß geworden ich.
Des Sommers spielt' ich in Gott's Sonnenschein
Und war vergnügt gleich meinen Spielgenossen,
Den Vögeln, die da sangen im Gebüsch,
Und schuldlos wuchs ich auf und frisch,
Gleich meinen lieben Blumen, welche sich
Vor Thau und Sonnenglanz erschlossen;
Doch wußten sie's nicht weniger, denn ich,
Daß wir des Lebens schönste Zeit genossen.

V.

„Und ein Mal war ich eben sechszehn Jahr,
Als wiederum der Lenz gekommen war,
Und schön und herrlich war er. Jeden Abend,
Bevor die Dämm'rung blau und labend
Herabfiel auf die Felder, kam ein Wogen
Von Menschen, welche froh die Stadt verließen,
Um draußen Ruh' und Kühle zu genießen
An unserm Haus vorbeigezogen.
Dann saß am Fenster ich oft Stunden lang,
Denn es war schön, beim Sonnenuntergang
Durch goldnen Staub mit fröhlichem Gedränge
Vorüber zieh'n zu sehen diese Menge.
Und einst — nein, diesen Tag vergess' ich nicht! —
Da hatte beim Vorübergehen
Ein Jüngling mich aus Zufall angesehen,
Doch mit so freundlichem Gesicht,
Daß seltsam mir's die Brust durchwühlte,
Daß ich erglühte und bewegt mich fühlte.

„Dann kam er alle Abende vorüber
Und blickte manchmal wohl nach mir hinüber,
Doch oft auch nicht, und niemals wieder sah
Das erste Lächeln ich auf seinem Munde,
Und dennoch saß ich um die Abendstunde

Und selbst schon früher, seiner wartend, da.
Und wenn er endlich kam, da ward es mir
Als bräche mir das Herz entzwei,
Und ging er sorglos dann vorbei,
Oft ohne einen halben Blick nach mir,
Da starrt' ich ihm mit feuchten Augen nach,
Saß, in der Seele noch sein Bildniß, träumen,
Bis still die Nacht sank aus den Himmelsräumen.

„Und immer ärger ward das nach und nach,
Ich dachte nur an ihn den ganzen Tag,
Und auch die Nacht, und Alles ließ ich sein
Was lieb mir war, saß Stunden lang allein
Im kleinen Garten weinen, Stunden lang
In meinem Bette beten, und ward krank,
Ward bleich und schwand gleich einer Blume hin,
Und so bracht' ich den ganzen Sommer hin,
Den Winter auch. Dann kam zurück der Mai,
Und wieder zog hinaus der Städter Schaar,
Und wieder kam, wie im vergang'nen Jahr,
Auch er an unserm Haus vorbei.

VI.

„Doch ich sah nicht zum Fenster mehr hinaus.
Der Doktor sprach, ich möcht', um zu gesunden,
Spazierengehen in den Abendstunden,
Und so mußt' ich denn Abends aus
Mit meiner Muhme.
Nah von unserm Haus
Da war ein großer, schöner Park, so dicht
Belaubt, daß hier und dort das Sonnenlicht
Hineinschien kaum, und dahin ging mit mir
Die Muhme stets.
Und einst, als beide wir
Auf eine Bank gesetzt uns hatten, kam

Er — Gott, er selber — angegangen, nahm
An uns'rer Seite Platz und sprach uns an;
Ich war so wirr, daß ich nicht sagen kann
Wovon er sprach, was er gesagt — jedoch
Die schöne Stimme hör' ich immer noch,
Denn jedes Wort klang mir im Herzen wieder,
Als tönt' es aus dem Himmel nieder.
Und wieder trafen wir am Tage d'rauf
Ihn auf der Bank und auch noch oft nachher,
Und er gefiel der Muhme gar so sehr,
Sie fordert' ihn uns zu besuchen auf:
Er solle ihre Blumen sehn. Er war
Der Freund des Hauses bald, und ihm ward klar,
Was für ein heimlich Leiden mich betrübte,
In meine Seele sah er tief hinein,
Und nicht mehr war ich nun allein,
Er liebte mich wie ich ihn liebte.

VII.

„Geliebt zu sein und lieben — Engel, oh!
Verstehst Du wohl, was das bedeutet? So
Mit einem Mal statt grenzenloser Schmerzen
Den Himmel fühlen, wie er strahlt im Herzen,
Den Tag in Allem eine Stimme hören,
Die süß von ihm und seiner Liebe singt,
Des Nachts ein Rauschen wie von Harfenchören,
Worin durch euern Traum sein Name klingt,
Und wenn euch leis' die ersten Strahlen wecken,
In jedem Funkeln, welches ihr erblickt,
Auch wieder seine Lieb' entdecken,
Die euch den Gruß des Morgens schickt —
Und Abends dann im Sommer Hand in Hand
Dahingehn, wenn der Mond vorübergeht,
Und seine Strahlen wie ein Nachtgewand
Aus auf die dunklen Blätter breitet,

Digitized by Google

Und sie durchspäht mit freundlichem Gesicht,
Und dann am Ende jeder Schattenwand
Euch trifft mit seinem vollen Licht —
Sprich, Engel, wenn Du durch das Mondgeflimmer
Herunterschwebst zu uns'rer Erde Staub,
Und niederblickst durch das bewegte Laub
Auf solch ein Paar, beneidest Du es nimmer?

VIII.

„Er liebte mich und feurig, aber ach,
Es war zu spät! Ich war vom Schmerz zu schwach
Geworden, schon gebrochen war mein Leben,
Geknickt auf immerdar. Das Sonnenlicht
Von seiner Liebe selbst vermochte nicht
Erquickung noch und Stärke mir zu geben —
Ich zehrte langsam ab.
Bald kam der Tag,
Wo ich die Erd' auf immer lassen sollte,
Wo sterbend ich auf meinem Bette lag.
Still betend saß die Muhme neben mir,
Und er, er lag auf Knieen neben ihr,
Und weinte heiß, denn Thrän' auf Thräne rollte
Auf meine abgezehrten Finger, und
Ein ganzer Traum von Engeln schwebte rund
Um meine Lagerstätte schon und wies
Nach oben mich, allein ich sah es nicht,
Ich sah nur einzig ihn, den ich verließ,
Und dachte: Gott, was lässest Du mich sterben?
Warum muß seiner Lieb' entsagen ich?
Nein, Herr, solch ein Geschick verdien' ich nicht.
Ich dacht's und starb.
Und das war mein Verderben.
Daß ich im Sterben noch so dachte,
Engel, verstehst Du wohl, das war's was mich
In's Fegefeuer brachte."

IX.

„Und nun, Livarda, ist die Bußzeit aus,“
So klang des Engels Wort, „und schon bereiten
Die Jungfrau'nschaaren sich von allen Seiten,
Die neue Braut in's himmlische Haus
Mit Kränzen und mit Liedern zu geleiten.
Jetzt wirst Du in der Liebe Schooß,
Die war und ist und bleibt auf immerdar,
Dein Glück, das eitler Schimmer blos,
Dein Leid, das Dir so bitter war,
Versinken seh'n. Livarda, freue Dich!
Gott selber wacht von nun an über Dich,
Und jeder Flügelschlag bringt seinen Himmeln
Uns näher. Fühl', o fühle, welche Glut
Schon um uns herwallt, welche Lebensflut!
Sieh in dem Unergründlichen welch' ein Wimmeln
Von Sonnen und von Sternen rings umher!
Sieh, wie sie brennen in dem blauen Meer,
Die Rosenroth und jene Diamant!
Und höre, so entzündet und entbrannt,
Melodisch singend um sich selbst sie schwingen.
Und höre all' die Stimmen weit und breit,
Die Tiefen der Unendlichkeit durchdringen,
Und dann, vereint zur Hymne, aufwärts klingen
Zu ihm, dem Schöpfer der Unendlichkeit.

Und uns zur Seite aus dem Sphärenkreis
Kannst Du ein zauberhaft Geflüster hören,
Das uns entgegenhallt, nicht wahr, so leis'
Wie ein Gesumm' von Bienenchören?
Die Geister, die dort wohnen, lockten gerne
Uns mit Gesang nach ihrem Sterne —
Doch sucht, o Geister, nicht uns zu bethören,
Wir streben auf nach einer schönern Ferne.“

X.

Und also unter sich das Mädchen haltend
Von Himmelskreis zu Himmelskreis er drang,
Mit unermüdetem Flug den Lichtraum spaltend;
Doch was auch süß von seinen Lippen klang,
Und wie er auch erklärte oder frug:
„Ist das nicht schön?“ statt aller Antwort schlug
Die blauen traurigen Augen auf die Maid
Zu ihm und zu der Himmel Herrlichkeit
Und nickte lächelnd; doch dann senkte wieder
Das Köpfchen langsam auf die Brust sie nieder.
Und schweigend war er so schon viele Bogen
Des Himmels aus- und eingeflogen,
Vorbei an vielen Sternen waren sie
Gerauscht, wovon der Engel auch geschwiegen,
Obgleich verlockend süße Harmonie
Oft ihnen nachklang, während sie aufwärts stiegen,
Doch endlich flüsterte die Maid beklommen
Dem Engel zu: „Ob wir auf unſ'rer Fahrt
Vorbei wohl an der Menschen Erde kommen?“

„Vorüber an der Erde, liebes Kind?
O nein, die liegt hier, wo wir sind,
So tief, tief unter uns, die ist so ferne
Von diesem Kreis, durch welchen ich Dich trage,
Daß selbst mein Engelsblick sie nicht gewahrt.
Doch, Liebste, warum thust Du mir die Frage?“
Und stammelnd sprach die Maid: „Ich möchte gerne
Die Erde nochmals sehn — sie war so schön!“
„So schön? Mein Kind, sieh doch die Himmelshöh'n!
Kann es auf Erden solchen Glanz wohl geben?
Vergissest Du, nach welchem Ziel wir schweben?
Was Du begehrest, Mädchen, ist fürwahr
Befremdlich — aber komm! empor! empor!“
Und lauter schlug sein breites Flügelpaar,

Und noch gewalt'ger eilte, denn zuvor
Er durch den Raum.
Livarda aber barg
An seiner Brust ihr glühend Angesicht
Und schluchzte plötzlich: „Ach, vielleicht ist's arg,
Doch lass' mich einmal noch den Liebsten sehen!"
Der Engel hielt im Flug an; zornig nicht,
Doch streng klang seine Stimme: „Wie, mein Kind,
Ihn, den Du liebtest, willst Du wiedersehen?
Nun Du gen Himmel steigst, zur Erde nieder?
Mit Staub die Augen Dir beflecken wieder,
Die Gott zu schau'n berufen sind?
Ihn wiederseh'n!"
Sie flehte bang:
„Nur einen Augenblick!" Er aber schaute lang
Die Flehende mit stummen Mitleid an.
„Willst Du mein Kind," so frug er dann,
„Für eine Zeit von hundert Jahren
Auf's Neu in's Fegefeuer fahren?"

Nach einem Schweigen sprach Livarda: „Oh
Laß mich ihn seh'n, und dann — dann sei es so!"

XI.

Und lieblich war der Abend. Zwischen Gold
Und Purpur stieg die Sonne leis' hinab,
Indessen mit den letzten Strahlen hold
Der Erde sie den Gruß des Abschieds gab.
Und so geliebkost von dem Glanz der Sonne,
Verrieth die Erde solche tiefe Wonne,
Als wär's ihr nur zu wohl bewußt,
Sie sei geschaffen, um zu leiden,
Und wollte an dem Augenblick der Lust,
So selten ihr vergönnt, sich doppelt weiden.

Und mit Livarda in den Armen schwang
Der Engel sich herab. Unsichtbar schwebte
Das niedrig schlichte Häuschen er entlang,
Wo einst die Maid mit ihrer Muhme lebte.
Dann glitt er wie der Schimmer eines Traumes
Durch's laub'ge Dickicht eines Gartenraumes
Und blieb dort schweben. Und Livarda bebte,
Und Thränen klangen in der Stimme ihr,
Als leis' sie sagte: „ja, hier muß ich, hier
Ihn wiederseh'n. Da stehet noch die Bank,
Wo ich zum ersten Mal den süßen Klang
Vernahm von seinen Worten! Und da saßen
Zusammen wir, so selig und so lang,
Daß wir der Zeit, daß wir des All's vergaßen.
Daß mich die Muhme holte, voller Zorn,
Weil ich so lange draußen blieb im Dunkeln —
Da steht die Bank noch, und der Hagedorn
Läßt noch die weißen Blüthen drüber funkeln,
Wie damals — Himmel, und da stehet, auch
Wie damals noch, mein lieber Rosenstrauch.
Ja, Alles ist noch wie's gewesen hier —
So spielte sonst die Sonne in den Zweigen,
So klang's im Laube — doch wann wirst du mir
Nun endlich den Geliebten zeigen?"

„Livarda, siehst du nicht? hierher
Kommt er aus jenem Gang."

„Gott, ist das er?
Er? Ja, er ist's!

Er ist doch schön, nicht wahr?
Und sieh — er nahet — sieh! er läßt sich nieder
Auf diesen Platz, der einst der uns're war!
O sichkoer mmt er öfters wieder,

Um auf der Bank und unter diesen Bäumen,
Die Zeugen waren unsres Glücks, zu träumen
Vom armen Mädchen, welches ihm geraubt.
O sieh, er denkt an mich! Wie hängt das Haupt
Ihm so voll Trauer auf die Brust herab!
   Jetzt fährt aus seinem Traum er auf!
Ach, sieh nicht so den Lindengang hinab,
   Mein Freund, wo ich im frohen Lauf
   Gewohnt, entgegen dir zu fliegen!
   Hier bin ich — deine Braut ist hier,
Doch sie ist todt, die Braut, und darf sich dir
   Nicht länger an den Busen schmiegen.
Er richtet sich empor. Was fängt er an?
   Gott! Rosen, Rosen will er pflücken!
   Das that er ehmals auch, um dann
Mit allen schönsten bräutlich mich zu schmücken.
Ach, soll er denn in diesen Schatten nicht
Ein einzig Mal mich sehn?
                                        Wer kommt denn da?
Und er — mit welchem freudigen Gesicht
Eilt er zu ihr? Ha!"

                                        Und Livarda sah
Erstarrt ihn nach der Bank die Maid geleiten,
Sah ihn sich niederlassen ihr zur Seiten,
Sah ihn an ihre Brust die schönen Rosen
Befestigen, sah ihn schmeicheln, sah ihn kosen,
Und hörte — hört' ihn brennend lispeln: „sprich
Noch ein Mal — hundert Mal: ich liebe dich!
Denn niemals liebte eine And're ich!"
Und: „Gott! o kann ich denn nicht sterben mehr?"
Sie rief's, sank in des Engels Armen nieder,
Und alle Bäume rauschten hin und her,
Von einem wunderbaren Hauch durchzogen —
Der Engel war's, der nach den Himmeln wieder
Mit der vergehenden Maid emporgeflogen.

XII.

Und offen stand der Himmel. Wie das Wogen
Von einer Fluth, die ihre Schleußen bricht,
So fuhr heraus das unerschaffne Licht,
Und herrlich kam der Jungfrau'nchor gezogen
Herab gleich einem hellen Schwanenzug.
Und Engel schwangen ihren Jubelflug
Ringsum, und im Gesang der Seraphim
  Erklang's: „Gott in der Höh sei Ehr!"
  Es steiget eine Seele nach oben,
Es wird ihn eine neue Stimme loben,
Es blühet eine neue Lilie ihm,
  Der Jungfrau'nchor zählt eine Schwester mehr —
Hosiannah! Gott in der Höh' sei Ehr!"

Und mit Livarda kam der Engel her,
  Schnellschwebend durch das Aethermeer.
Und als das Lied der Maid entgegenklang
Und all' der Glanz ihr in das Antlitz drang,
Erwachte sie und frug: „welch ein Gewimmel
Ist dies, o Engel?" — „„Kind, es ist der Himmel,
Der uns erschlossen wird — Komm her, komm her!"" —
  „Doch hast du mir denn nicht verkündigt:
Ich müßte für die Zeit von hundert Jahren
  Auf's Neu' in's Fegefeuer fahren?" —
„„In einer Stunde hast du drunten mehr
  Gelitten als in hundert Jahren
Voll Fegefeuerqual — du bist entsündigt —
Komm vorwärts, komm gen Himmel!""
                                        Und sie waren
Beim Jungfrau'nchor und bei den Engelsschaaren,
Das Mädchen ward auf Licht dahingeführt,
Die gold'nen Saiten wurden laut gerührt:
„Im Schooß der ew'gen Liebe sei willkommen!"
Und Alle hat der Himmel aufgenommen.

Ich müsste mich sehr täuschen, wenn man nicht in Deutschland mit mir über die Schönheit dieser Dichtung einverstanden sein sollte. Sie ist im besten, höchsten Sinne eine Jugenddichtung, blühend, farbig, schwungvoll, naiv und lieblich traurig wie die Jugend selbst. Die Eröffnung durch den herabschwebenden Engel ist prächtig, Livarda selbst sicherlich die zarteste „maegdelike blom," die je ein Engel nach dem Garten des Himmels getragen hat. Diesen Schwung hat Van Beers in keiner seiner spätern Dichtungen wiedergefunden, sie sind alle ernster, gedämpfter, überlegter, nur „der Rosenstock auf meinem Fenster" ist in der Frische mit „Livarda" verwandt und zugleich von einer im Vlämischen nur allzuseltenen hinfließenden Melodie des Versbaus. „Der Blinde" hat eine erschütternde Feierlichkeit des Schmerzes. Von einer gleichsam zusammengebissenen Kraft ist „der arme alte Großvater" nach Grimm, in der „Vlämischen Schule." Van Beers dichtet selten; er nennt sich träge, ich nenne ihn ehrfurchtsvoll gegen die Poesie. Er will ihr nur in geweihten Stunden opfern. Allerdings könnten die öfter schlagen, würden es wohl auch, wenn die Uhr im Hause des Dichters nicht mit ihnen zugleich die Lehrstunden des Professors an der Normalschule anzeigte. Aber da Van Beers nun ein Mal Professor an einer Normalschule ist, und noch dazu an der Normalschule in Lier, so ist es gut, daß er selten dichtet, — er bleibt dadurch „der Jüngling, welcher träumt." Auch in seiner Erscheinung ist er das. Man hält ihn wenigstens für sechs Jahre jünger als er ist. Trüge er keine Brille, so hätte er gar Nichts vom Professor. Ich sagte gleich zuerst: seine Erziehung ließe sich in seiner Dichtungsart erkennen — sie hat ebenso seine Art des Sein's bedingt. Frauenhände glätten gleichsam die Stirn des Knaben; der Mann, der unter weiblichen Einflüssen aufwächst, genießt einer längern Jugendlichkeit. Im Urtheil dagegen ist Van Beers ganz Mann; ein überschauender, klarblickender Kopf, mit Ueberzeugungen, aber ohne blinden Enthusiasmus und folglich auch

ohne Vorurtheile. Seine weiche und biegsame Stimme verräth den ausgebildeten Deklamator.

Graef Jan van Chimay; eene geschiedeniss uit de XV eeuw. Taelverbond 1846.
Frans de Hakkelaer. Taelverbond. 5de jaergang. 6de deel.
Noord- en Zuid-Nederland by het graf van Hare Maj. Ludovica Maria, Konigin der Belgen. Antwerpen 1851. (Zusammen mit A. Bogaers.)
Jongelingsdroomen. Antwerpen 1853. Amsterdam 1854, 1855, 1858.
De Blinde. Utrecht 1855. — 5de uitgave.
Blik door eene venster. Een niewjaersgedicht voor den Arme. Amsterdam 1856.
Zetternams Zwanenzang. Antwerpen 1856.
Lykkrans voor Tollens. Amsterdam 1857.
Nederduitsche Spraekleer. Antwerpen 1852, 1854, 1857.

Van Biesbrouck (Edward).

Ein Amselnest,
oder:
Wie man Mitglied einer gelehrten Gesellschaft wird.

Jakob Spießen war Gemeindesekretär in einem Dorfe und war zufrieden mit seinem Stand und seiner einfachen Häuslichkeit. Aber der Teufel des Hochmuths setzte es ihm auf ein Mal in den Kopf, seinen Namen verewigen zu wollen, und Jakob, der wohl viel Erfahrung in seinen Geschäftssachen besaß, doch herzlich wenig von Sprache und

Geschichte verstand, ließ ein historisches Werk, die Frucht der Arbeit eines ganzen Jahres, erscheinen.

Die Mitbewohner seines Dorfes verschlangen das Buch und gafften ihren gelehrten Sekretär voll Verwunderung an. „Er hat mehr Verstand in seinem kleinen Finger, als unser Pastor und unser Bürgermeister in ihrem ganzen Leib,“ sagte der Eine. „Was sagt ihr?“ rief ein Anderer aus, „vielleicht ist Niemand in der ganzen Provinz so hochgelehrt, wie er.“

Durch dergleichen Redensarten, die dem Sekretär keineswegs verborgen blieben, da Jeder ihm zu seiner herrlichen Arbeit Glück wünschen wollte, wurde sein krankes Gehirn auf eine gefährliche Weise vom Hochmuth verwirrt. In wenigen Tagen war der Sekretär so verändert, daß man ihn beinah nicht mehr wiedererkannte. Sein Blick war stolz und triumphirend, er streckte den Bauch mehr vor und warf den Kopf mehr zurück, sein Mund blieb dicht geschlossen und seine Unterlippe hing wie eine gothische Krone auf sein breites Kinn herab. Seine Haltung, sein langsamer und abgemessener Gang verriethen, was den Aermsten quälte. Es kam fast kein Wort mehr aus seinem Munde, außer über Alterthumskunde und Geschichte. Es geschah sogar bisweilen, daß wenn er einen Geburtsakt aufnehmen sollte, er anstatt der Namen des Kindes die von Odin, Thor, Kaiser Karl oder Hapkyn Boudewyn schrieb. Ja, selbst in seinem Anzug fand man die Spuren seines Hochmuths. Er kleidete sich stets in Schwarz und trug eine goldene Uhr. Wollte er nachsehen, wie spät es wäre, so klappte er zuerst langsam seine Weste etwas um, zog dann mit Vorsicht die kostbare Uhr aus der

Tasche und hielt sie feierlich einen Meter weit von sich ab, ehe er glaubte, sie mit Anstand besehen zu dürfen. Auch mit seiner silbernen Schnupftabaksdose wußte er sehr comme il faut umzugehen.

Soweit war Alles gut, und Jakob glücklich. Doch wie so viele Andere verstand er es nicht, sich an diesem Glück genügen zu lassen. Er schrieb ein zweites Werk, welches ein Jahr nach dem ersten erschien. Auf seinem Dorfe fand es denselben Beifall, aber seine Wünsche gingen nun schon weiter. Er hätte es gern gesehen, daß man auch in der literarischen und gelehrten Welt von ihm gesprochen hätte. Ruhe und Glück schwanden allmählig dahin. Mit klopfender Brust durchschnüffelte er alle möglichen Zeitschriften und Tagesblätter, um zu sehen, ob nicht irgendwo von seinen verdienstvollen Arbeiten die Rede wäre. Aber nein! Kein Wort. Man ließ die Schätze, die er ausgegraben, in der Vergessenheit. O bittere Enttäuschung! Und Spiessen, der da glaubte, daß sein Name durch ganz Europa wiederhallen würde, daß Gelehrte und selbst gekrönte Häupter den großen Geist in seinem einfachen Dorfe aufsuchen würden! Er war entmuthigt und niedergeschlagen. Er schwor, die Feder nicht wieder in die Hand nehmen zu wollen. „O du unglückliche und undankbare Menschheit," rief er aus, indem er sich auf die Stirn klopfte, „da liegen noch so viel Schätze verborgen, aber du bist ihrer nicht werth!"

Eines Morgens jedoch stand er getröstet und wohlgemuth auf. Ein Lächeln glitt über sein fast immer ernstes Antlitz: er hatte die Ursache seiner enttäuschten Erwartung entdeckt. — „Die Welt will geblendet werden," sprach er,

„ergo man muß ihr Sand in die Augen werfen. Auf dem Titelblatt meiner Werke steht nur: von Jakob Spiessen, Gemeindesekretär, das ist natürlich nicht sehr empfehlend, nicht Respekt einflößend genug. Da meiner scharfen Beobachtung Nichts entgeht, habe ich recht wohl gesehen, daß die Bücher den größten Beifall finden, deren Autoren die meisten Ehrentitel unter ihren Namen setzen können. Glücklich sind deßhalb die, welche deren recht viele besitzen! Ich habe schon welche gesehen, die zwölf bis dreizehn hatten, ohne die u. s. w. u. s. w. Es ist Alles vorüber, die Welt ist besessen auf Rauschgold und prunkende Worte, man muß heutiges Tags Charlatan sein, oder es ist Nichts mehr zu machen. Das wahre Talent wird durchgehends verkannt. Die größten Schreier hört man am weitesten.“

Diese Betrachtung, die nicht so ganz unwahr ist, beruhigte den Mann einigermaßen und gab ihm neuen Muth. Er fing nun an, danach zu trachten, sich irgendwo zum Mitglied einer gelehrten Gesellschaft ernennen zu lassen. Er erinnerte sich, in seiner Jugend mit einem gewissen Herrn Vanstein zusammen auf der Schule gewesen zu sein, der jetzt Mitglied einer historischen Gesellschaft war. Ohne Zeit zu verlieren, begab er sich sofort in die Stadt X....., den Sitz jener Gesellschaft, um den Freund seiner Jugend aufzusuchen.

Im Hause des Herrn Vanstein wurde er vortrefflich aufgenommen. — Möglich, daß er es Etwas seinem feinen Anzug, der schönen goldenen Uhrkette, die auf seiner Weste glänzte, und seinen neuen schwarzen Glacéhandschuhen zu danken hatte. Ohne zu sagen, wer er wäre, zog er zwei Exemplare von seinen Werken, die er hatte prächtig einbin=

den lassen, aus der Rocktasche und überreichte sie dem Herrn Vanstein. Dieser starrte mit einiger Verwunderung das Titelblatt der Bücher an und sagte dann zu dem Sekretär, welcher von seinem Freund einige schmeichelhafte Worte und einen herzlichen Händedruck erwartete:

„Was beliebt, Meinherr?"

„Nun, Meinherr Vanstein," rief der Regierungsbeamte verwundert aus, „kennt Ihr Euern alten Schulkameraden Jakob Spiessen nicht mehr? Der so gut studirte und doch bei den Preisaustheilungen nicht immer der Glücklichste war, weil Jeder hinlänglich weiß, wie es dabei zugeht."

„Mir dünkt . . . ja . . .," sagte Meinherr Vanstein, indem er den Zeigefinger an die Stirne drückte, „ich erinnere mich, Euch gekannt zu haben. Nun, womit kann ich Euch dienen, Meinherr Spiessen?"

Diese Kälte machte den Autor etwas befangen, doch faßte er sich und antwortete möglichst verbindlich:

„Mit der Annahme der beiden Exemplare meiner Werke, welche ich Euch aus alter Freundschaft zum Geschenk anbiete, da Ihr sie ja doch wohl noch nicht angekauft habt."

„Ich habe noch nie davon sprechen hören und sie auch noch nirgends gesehen. Doch läßt sich erwarten, daß sie nicht ohne Werth sind und uns mit einem neuen Talent bekannt machen werden," erwiederte Meinherr Vanstein.

Der hochmüthige Dorfgelehrte, der sich jetzt mit einem Mann von wirklichem Verdienst in Berührung sah, glühte vor Vergnügen und Stolz und sagte mit einigem Nachdruck:

„Ja, Meinherr, sie sind die Früchte zweijähriger Arbeit und mindestens zehnjährigen gründlichen Studiums und

unermüdlicher Nachforschungen. Dank meinem Eifer habe ich ein höchst interessantes Ganzes zusammengestellt. Indessen, Ihr werdet Euch selbst davon überzeugen können, wenn Ihr Euch die Mühe geben wollt, die Werke ein Mal durchzulesen."

„Das wünsche ich lebhaft," antwortete Meinherr Vanstein, der bereits fühlte, wen er vor sich hatte, „und ich bin Euch sehr dankbar für das Geschenk. Wo ich Euch wieder dienen kann . . . . ."

Darauf wartete der Sekretär.

„Meinherr," sagte er, „ich habe noch viel im Kopfe und werde noch viel schaffen, falls mir Aufmunterung zu Theil wird. Es wäre eine schöne Sache für eine gelehrte Gesellschaft, mich unter der Zahl ihrer Mitglieder zu besitzen. Von Zeit zu Zeit würde ich dann interessante Vorlesungen halten, und dadurch viel zur Förderung der Geschichte und Alterthumskunde beitragen können. Auch muß ich offen bekennen, daß es mich wirklich sehr schmeicheln würde, als Mitglied in eine solche gelehrte Gesellschaft aufgenommen zu werden."

Der Herr Vanstein, der zwar ein äußerst gelehrter Mann, aber dabei doch ein durchtriebener Schalk war, merkte, worauf der eitle und eingebildete Sekretär aus wäre und wollte sich einen Spaß mit ihm machen. Ohne weitere Umwege frug er daher mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt:

„Meinherr Spiessen, in der Umgegend Eures Dorfes nisten noch immer viel Amseln, nicht wahr?"

Der Sekretär war wie mit kaltem Wasser begossen bei dieser sonderbaren Frage. Er riß die Augen weit auf und

starrte halb unwillig, halb verwundert seinen Frager an. Er glaubte, er scherzte oder wäre nicht ganz bei Sinnen, doch als er sah, daß dieser ernsthaft blieb und eine Antwort zu erwarten schien, sagte er langsam und mißtrauisch: „Ja, Meinherr."

„Nun gut," antwortete Meinherr Vanstein: „wenn Ihr mir ein Nest mit jungen Amseln verschaffen könnt, würde ich Euch zum Mitglied unserer Gesellschaft vorschlagen, denn ich bin ein großer Liebhaber von diesen Vögeln."

Spiessen's Herz fing bei diesen Worten hörbar an zu schlagen. Es war, als hätte sich der Himmel vor seinen Augen aufgethan. Er drückte seinem Freunde kräftig die Hand und sagte tief bewegt:

„Das will ich Euch unfehlbar in den nächsten Tagen besorgen. Aber, guter Freund, ich rechne dann auf Euer Versprechen."

Damit ging er fort und reiste, stolz und freudig über seine bevorstehende Erhebung nach Haus. Unterwegs faßte er bereits den Plan zu einem neuen Werke, das als Titel führen sollte: „Schatz der Alterthumskenner von Flandern, von Jakob Spiessen, Mitglied der historischen Gesellschaft von X . . . . 2c. 2c.

Meinherr Vanstein lachte herzlich, als Spiessen fort war und erzählte allen seinen Freunden von dem sonderlichen Besuch. Er durchblätterte Spiessens Werke und fand sie voller Unrichtigkeiten und Sprachfehler. Jakob dagegen war kaum zu Hause angekommen, so stellte er wohl mehr als zehn Leute an, um Amselnester suchen zu lassen, und bald war sein ganzes Haus voll von jungen Amseln. Die sechs schön-

sten und größten wurden ausgesucht und dem Herrn Vanstein zugeschickt.

Da dieser sah, daß der gute Tropf es wirklich für Ernst genommen hatte, glaubte auch er, sein Versprechen halten zu müssen, und Dank dem Amselneste wurde Jakob Spiessen der gelehrten Gesellschaft vorgeschlagen und als wirkliches Mitglied aufgenommen.

Die Freude des Sekretärs war grenzenlos, als er seine Aufnahme erfuhr. In fünf Minuten wußte das ganze Dorf, welche ausnehmende Ehre dem hochgelehrten Geheimschreiber zu Theil geworden war und die Glückwünschenden strömten von allen Seiten herbei. Er war der Erde wie entrückt und schwebte selig in höheren Regionen. Die ganzen ersten Tage lief er wie ein Wahnsinniger herum und murmelte fortwährend: „Jakob Spiessen, Mitglied der historischen Gesellschaft von X . . . . ꝛc. ꝛc." Seine brave Frau und seine Kinder erschracken ordentlich vor ihm und glaubten ernsthaft, Vater Jakob wäre übergeschnappt. Er war auch nahe daran, denn Anmaßung und Hochmuth führen am leichtesten dazu. Indessen allmählig nahm der erste Rausch ab, und Spiessen kam wieder zu Verstand. Er wurde ruhiger, gewöhnte sich an sein großes Glück und ging unverzüglich und mit verdoppeltem Muth an die Arbeit.

War bis dahin Alles Zucker und Honig gewesen, so mußte nun der unglückliche Geschichtsforscher erfahren, daß man sich nicht straflos mit Gelehrten einlassen kann. Gleich in der ersten Sitzung wurde Jakob so höllisch mitgenommen wegen seiner Schriften, daß ihm der Angstschweiß in großen Tropfen vom Gesichte rann. Da merkte der Mann erst,

daß er sich zu hoch verstiegen und etwas zu viel auf seine Kräfte gebaut hatte. Vergebens kratzte er sich hinter den Ohren und rieb sich auf der Stirne, es fiel ihm nicht das Geringste ein, womit er die Bemerkungen über seine Werke hätte widerlegen können. Traurig und entmuthigt verließ der arme Teufel die Sitzung und fuhr nach Hause. Dort erwartete ihn eine neue Plage, die natürliche Folge des Hochmuths und der Eigenliebe: er dachte, daß die Opposition, auf die er in der gelehrten Gesellschaft gestoßen, Nichts als Eifersucht wäre. Er fand zwar einen Trost darin, warf aber einen heftigen Haß auf die übrigen Mitglieder der Gesellschaft. Gleichwohl wohnte er noch einigen Sitzungen bei, hielt es jedoch nicht mehr der Mühe werth, davon zu sprechen, und als er sah, daß er fortwährend der Gegenstand unbarmherziger und seinem Glauben nach unverdienter Angriffe war, reichte er ohne Weiteres seine Entlassung ein und hatte beim Austritt aus der Gesellschaft fast eben solche Freude, wie beim Eintritt in dieselbe. Fühlte er sich doch nun wieder frei und konnte schreiben, was er wollte, ohne fürchten zu müssen, bekrittelt zu werden. Und dem war wirklich so. Denn von dem Augenblicke an sprach auch Niemand mehr ein Wort von seinen Werken.

Obschon er so hart auf die Probe gestellt worden war, arbeitete Jakob doch mit unermüdlichem Eifer fort. Er wollte Allen zum Trotz einen europäischen Ruhm erwerben; aber unglücklicher Weise bediente er sich dazu der niedrigsten Mittel der Marktschreierei. Er sandte seine Werke in der ganzen Welt herum an alle hohe Beamte, und sogar an gekrönte Häupter, schrieb Artikel voller Weihrauch für sich selbst und

ließ sie in Zeitungen einrücken. Da jedoch die Redakteure, so zufrieden sie waren, ihre Blätter zu füllen, auch nicht einmal scheinbar die Verantwortlichkeit dieser Artikel auf sich nehmen wollten, sah man unter letzteren jedes Mal das unselige Wort „Mitgetheilt“ zwischen zwei Anführungszeichen prangen.

Noch ist der unglückliche Spiessen zu stark verblendet, um zu sehen, daß er nur einem trügerischen Schimmer nachläuft, und wird zu sehr von seiner Eigenliebe beherrscht, um zu wissen, daß wahrer Ruhm und wahre Ehre einzig und allein dem wirklichen Verdienste, keineswegs aber hochmüthiger Unwissenheit oder leerer Marktschreierei zu Theil werden. Einstweilen, bis ihm die Augen aufgehen und er Bescheidenheit lernt, die stets die Zierde jeden wirklichen Talentes ist, möge er das alte Sprüchwort beherzigen: „Man soll nicht weiter springen, als der Stock reicht.“

Die vorhergehende Skizze, welche so launig das Wesen und Unwesen der „Gesellschaftssucht“ schildert, womit wohl noch andere Leute behaftet sein dürften, als der ehrliche Jakob Spiessen, war früher übersetzt, ehe ich Nachrichten über den Verfasser eingezogen hatte. Ich gebe sie daher, ohne über Van Biesbrouck mehr in Erfahrung gebracht zu haben, als daß er irgendwo Cantonalinspektor der niedern Schulen gewesen ist, sich später verheirathet und zurückgezogen haben soll, und früher mit Ecrevisse und Sleeckx bei der „Vlämischen Stimme“ thätig war.

Elisa, gevolgd van eenige andere verhaeltjes. Thielt, 1846.
De twee zusters. Vlaemsche Stem, 1846.
De boschwachter van Lommerdale. Vlaemsche Stem, 1846.
De gravin van Treurenburg. Nederduitsch letterkundig Jaerboekje, 1847.

Het Meerlennest. Vlaemsche Stem, 1847.
Roosje Kerel en Treetje Bierman. Muzenalbum, 1848.

Van Delen (Petrus Joseph), geboren zu Antwerpen den 19. Oktober 1819. Sein Vater hieß wie er, seine Mutter Maria Carola Waelbroeck. Er wurde in dem Institut von Michiel van der Voort unterrichtet und erwählte später das Uhrmacherhandwerk. Einer der ersten Beförderer der vlämischen Bewegung in Antwerpen, betheiligt an der Stiftung mehrerer Gesellschaften, schrieb er mehrere Novellen, die jedoch noch nicht gesammelt erschienen sind. Die folgende ist aus dem „Nordstern", 1842. 3. Jahrgang.

Vergebung.

I.

Es ist Niemand unbekannt, zu welchem Grad von Reichthum Antwerpen im sechzehnten Jahrhundert durch die freie Schiffahrt gelangt war. Wohl, im September 1529 war all' der Glanz, all' die Pracht, welche die Bewohner zur Schau trugen, so plötzlich verschwunden, daß es schien, als hätte Antwerpen eine ganz andere Bevölkerung bekommen. Man sah die Straßen nicht länger Tag und Nacht mit Menschen gefüllt, man sah nicht länger die reizenden Frauen, welche die Spitzen und die Seide so anmuthig zu tragen wußten, man sah nicht länger die Waarenballen aus- und eingeladen werden. Ja, selbst die Schelde war verlassen von Fahrzeugen, denn eine furchtbare Krankheit herrschte in der Stadt, und der Tod riß täglich Hunderte mit sich fort.

Es war gegen Tagesanbruch. Der Mond, welcher die ganze Nacht hindurch sein Licht auf den Strom geworfen

hatte, begann seinen Glanz zu verlieren, und der ganze Gesichtskreis war in einen zweifelhaften Schimmer gehüllt, als auf der Höhe von Lillo ein Schiff seine weißen Segel zeigte. Es war ein leichtes Fahrzeug, welches zwei Tage früher von Amsterdam ausgelaufen und Tag und Nacht mit möglichster Schnelle gefahren war. Außer der kleinen Mannschaft befanden sich nur zwei Reisende darauf. Der eine war ein junger Mann von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, mit bleichem und eingefallenem Gesicht. Seine Augen waren ebenfalls tief eingesunken und verriethen eine fieberhafte Ungeduld, welche ihn bisweilen mit solcher Stärke ergriff, daß er aufsprang und das Verdeck mit rastlosen Schritten durchmaß. Stand dann der Schweiß ihm auf der Stirn, so suchte er für sein Haupt wieder Ruhe an der Schulter seiner Reisegefährtin, einer jungen Frau von etwa vierundzwanzig Jahren, auf deren Gesicht jene friedliche Trauer zu lesen war, welche eine fromme Unterwürfigkeit in die Schickungen der Vorsehung andeutet. Noch waren die Rosen ihrer Wangen in den Stürmen des Schicksals nicht ganz erblichen, und ein bezauberndes Lächeln begleitete die tröstenden Worte, welche sie liebevoll an ihren leidenden Gefährten richtete.

„Um der Liebe der heiligen Jungfrau willen," sagte sie zu ihm, als er sich abermals stumm neben ihr niederließ, „mein Edward, faßt doch Muth. Seht Ihr dort die vielen Thürme unter der aufgehenden Sonne gleichsam aus dem Wasser aufsteigen? das ist unsere Geburtsstadt — eine Stunde noch, und Ihr seht Eure Eltern wieder."

„Ja, eine Stunde noch — für mich eine Ewigkeit, Bertha, und wir sind auf einem Boden, der verpestet wer

ihn betritt, in einer Luft, die vergiftet wer sie athmet! Noch eine Stunde, und wir sind vor der Thür von Eltern, die mich verläugnen werden, die mir vielleicht wie einem Ehrlosen das Haus weisen werden. Warum folgt Ihr mir dahin, wo Nichts als Gefahr und Schande ist?"

„Soll ich Euch verlassen und hab' Euch doch vor Gott Treue und Beistand gelobt? Nein, so lange auch das Schicksal Euch bedrückt, sollt Ihr mich als getreue Dienerin an Eurer Seite finden."

„Ja, bleibt an meiner Seite, Bertha, als Trost, als Stütze, und seid gesegnet für die Liebe, die Ihr zu mir tragt."

„Und bin denn ich nicht die Ursache Eures Leidens? Habe ich nicht den Zorn Eures Vaters auf Euch herabgerufen? Warum mußtet Ihr mich zu Euch erheben, mich, die ich Entbehrung und Verachtung auf der Stirn trage?" fügte sie weinend hinzu.

„Euer Vater ward fälschlich angeklagt, Euer Vater ward unrechtmäßig gerichtet," rief Edward. Die Zukunft wird seine Unschuld offenbaren, ich habe ein unerschütterliches Gefühl davon. Und mein Vater wird uns vergeben, wenn meine Mutter für uns bitten wird. Er wird nicht sterben, bevor er den Fluch von meinem Haupte genommen hat."

Während er so, seinen eigenen Befürchtungen entgegen, seine Gattin zu trösten versuchte, hatte das Schiff sich der Stadt genähert. Die ersten Häuser glitten an ihnen vorüber, und wenige Augenblicke später befanden sie sich vor der alten Burgkirche. Von ihrem Mann unterstützt, erklomm die Frau den Wall, dann betraten Beide die Stadt und verschwanden hinter dem dunklen Gebäude. Das Schiff verließ augen-

blicklich das Ufer, blieb in der Mitte des Stromes liegen und fuhr gegen Mittag nach Amsterdam zurück.

II.

Es war ein trauriger Anblick, eine so bevölkerte und wohlhabende Stadt einer so schrecklichen Seuche preisgegeben zu sehen.

Die Häuser wurden verschlossen gehalten und das Volk war zu verzagt, um seinen gewöhnlichen Geschäften nachzugehen. Jeder erwartete unthätig, daß die Krankheit, an welcher ihm, wie Allen, schon Freunde und Verwandte gestorben waren, auch ihn ergreife. Nichts hörte man während dieser angstvollen Tage, als das eintönige Läuten aus irgend einer nahen Kirche, welches unaufhörlich das Volk zu Gebet und Buße ermahnte.

In einem Hause auf der Steinhauersveste, welches sich durch seinen besondern Bau auszeichnete, hatte auch einer jener Auftritte statt, welche den Menschen, der noch ganz an die Welt gekettet ist, mit einem Male von ihr losreißen. Auf einem Bette, welches blos mit dem Hauptende an die goldlederne Wand stieß, lag ein Mann, dessen krampfhafte Bewegungen verriethen, daß er furchtbare Schmerzen empfände. Sein Gesicht war durch körperliche Qualen ausgemergelt, in seinen Augen brannte ein düsteres Feuer, und seine Haare hingen naß und verwirrt um seine Wangen, an denen der kalte Schweiß herabströmte.

„Ich muß also sterben, und sterben ohne Hoffnung auf die Seligkeit,“ sagte er mit dumpfer Stimme, indem er die Augen auf eine betende Frau richtete, die neben seinem Bette

kniete. „Kein Priester kommt, um mich mit Gott zu versöhnen."

„Ach," seufzte die Frau, „Alles, was ich versuchte, war fruchtlos. Ihr wißt es, die Seuche ist auch in die Klöster gedrungen, und die wenigen Väter, die noch gesund sind, müssen in der Stadt zerstreut sein, denn unsere Martha ist seit einer Stunde fort und scheint noch keinen Priester gefunden zu haben."

„So bin ich also von Euch verlassen, o mein Gott, so habt Ihr also kein Mitleiden mit einem elenden Sünder? Ach noch einen Tag, Herr, noch einen Tag! Laßt mich noch nicht sterben!"

„Aber Ihr wißt es ja, mein Freund, Gott vergiebt bei wahrer Reue alle Missethaten. Warum denn so verzweifeln? Lange habt Ihr unsern Sohn mit Euerm Zorne verfolgt — vergebt ihm, und Gott wird auch Euch vergeben."

„Edward vergeben!" rief der Mann mit einer unerwarteten Kraft, „aber, Theresa, Ihr wißt nicht was Ihr sagt! — ihm vergeben, der Schuld ist an meinem Fall, an meiner Verdammniß? — nein, Verdammniß auch über ihn! denn seinetwegen hab' ich mich mit dem schändlichsten Bubenstück besudelt, seinetwegen hab' ich meine Seele mit unschuldigem Blute befleckt, das um Rache schreit!" Und wie unsinnig umherstarrend, schien er sich aus dem Bette flüchten zu wollen, aber seine Glieder versagten ihm.

Obgleich die Frau nur einen Fieberausbruch zu hören glaubte, entsetzte sie sich doch vor diesen rasenden Worten. Sie schob dem Kranken das Kissen höher, befeuchtete seine Lippen mit frischem Wasser und bat ihn, er möchte doch ein

wenig zu ruhen versuchen. „Eure Sinne sind verwirrt durch die Schmerzen," sprach sie, „sonst würdet Ihr nicht solche furchtbare Reden führen."

„Ihr werdet das nicht mehr sagen, wenn Ihr erst Alles gehört haben werdet," sprach er, etwas milder. „Und Ihr sollt Alles hören und mir dann sagen, ob ich Unrecht habe zu verzweifeln. Ihr wißt es, was ich Alles gethan habe, um unsern Sohn von der Tochter Van Gosdale's abwendig zu machen — Alles war umsonst. Einst ließ ich den Alten kommen und bot ihm eine große Summe, wenn er seine Tochter in's Kloster bringen wollte, er weigerte sich — sein Liebstes wollte er nicht zwingen, sagte er, aber Edward sein Haus verbieten, das wollte er und that es auch. Aber was half dies, so lange das Mädchen frei blieb? Wir haben es erfahren."

„Ja, Edward hat Euch durch seinen Ungehorsam schwer beleidigt, aber jetzt fleht er so dringend um Gnade! Er ist das einzige Kind, welches Gott uns gegeben hat — auch ich fühle schon die Seuche in meinen Adern — ach, vergebt und wir gehen versöhnt und vereinigt in den Himmel ein."

„Aber, Theresa, hab' ich Euch denn nicht gesagt, daß die Hand des rächenden Gottes mich von sich stößt? Geht Ihr in den Himmel ein, Eure Seele ist rein, aber für mich giebt es keine Hoffnung mehr."

Die Frau wagte nicht, ihren Gatten anzusehen, während sie leise fragte: „Und welche Missethat habt Ihr denn begangen?"

„Erinnert Ihr Euch noch des Leichnams, den man eines Morgens mit einem Messerstich in der Seite am Strande

fand? Und erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr unsern Knecht Joris nie leiden mochtet? Wie ich ihn entschieden gegen Euren Willen behielt. Wohl, ihn schickte ich unter dem Vorwand einer Bestellung in den Laden Van Gosdale's, wo er ein blutbeflecktes Messer zu verbergen wußte. Dann ließ ich gegen den Schultheiß fallen: ich hätte am Tage vor dem Mord einen Streit zwischen dem Ermordeten und dem Schuhmacher Van Gosdale gehört. Van Gosdale wurde eingezogen, man fand das Messer, drei Tage später starb er als Mörder."

Welchen Eindruck mußte ein solches Bekenntniß aus dem Munde des Gatten auf die reine Seele der Frau machen! Theresa blieb wie erstarrt, ein Seufzer, der aus ihrer Brust aufsteigen wollte, erstickte in ihrer Kehle.

Plötzlich hörte man auf der Treppe ein Geräusch, welches näher kam, die Thür wurde langsam geöffnet, und die Eltern sahen ihren Sohn bleich und entstellt vor sich stehen. Mit Entsetzen nahm dieser den Zustand seines Vaters wahr, und fast schien es, als wolle er wieder zurückweichen, aber als er seine Mutter ansah, warf er sich wie wahnsinnig in ihre Arme. Sie preßte ihn stumm an sich; erst in diesem Augenblick empfanden Beide, wie entsetzlich ihnen die Trennung gewesen war.

Plötzlich aber riß die Mutter sich los, sie erinnerte sich, daß sie die Seuche schon in sich zu tragen glaubte, und fürchtete sie durch ihre Berührung dem Sohne mitzutheilen. Zugleich frug sie: „Edward, seid Ihr allein gekommen?"

„Nein, meine gute Mutter," antwortete er, „meine Frau ist mit mir um Verzeihung bitten gekommen."

Theresa verließ sogleich das Zimmer. Edward ging vor dem Bette seines Vaters niederknieen. Dieser frug: „Seid Ihr da, entarteter Sohn? Nur Ihr fehltet noch zu meinem Unglück. Wohlan, werdet denn Zeuge von meiner Schande — vielleicht wird Gott dadurch zur Barmherzigkeit bewogen.“ Er schwieg, und der Sohn brach in Thränen aus; der Haß seines Vaters schien ihm noch so groß zu sein wie nur je.

Unterdessen hatte Theresa die junge Frau hereingeführt. Sprachlos stand sie vor dem Bette des Kranken; auf ihrem Antlitz stritt die Trauer mit der Furcht. Der Vater blickte sie verstört an. „Ist das nicht die Tochter Van Gosdale's?“ rief er. „O Gott, treibe diesen Spuk von mir weg!“

„Vater,“ rief Edward mit bitterm Schmerz, „wollt Ihr denn ewig unversöhnlich bleiben? Wir kommen ja nicht um Euch zu quälen, wir kommen um Eure Verzeihung zu erflehen Wollt Ihr denn unsere Liebe und unsere Unterwerfung nicht annehmen? Vater, Vater, habt doch Mitleiden mit uns!“

In diesem Augenblicke trat ein Kapuziner ein, den Martha, die einzige Magd, welche nicht geflohen war, bis an die Thür geleitete. Die Züge des Kranken, welche sich schon bei Edwards Worten verändert hatten, verloren bei dem Anblicke des Priesters gänzlich jeden Ausdruck von Wildheit. Eine vollkommene Umwandlung schien in seinem Innern vor sich zu gehen.

Der Priester trat an das Bett und winkte den Umstehenden sich zu entfernen.

„O nein,“ sprach der Kranke, „laßt sie bleiben. Gott heischt von mir ein lautes Bekenntniß meiner Missethaten, diese Demüthigung wird mir vielleicht bei meiner Strafe an=

gerechnet werden. Gott wird vielleicht mit Erbarmen auf mich herabsehen."

„Es sei so," sprach der Priester, „je größer die Buße, je schneller die Vergebung."

„Seht Ihr dort, ehrwürdiger Vater, seht Ihr dort das Mädchen? Es ist die Tochter eines Mannes, der als ein Uebelthäter gerichtet ward und dessen Leichnam noch am Galgen hängt. Und dennoch war dieser Mann unschuldig, ich allein habe ihn eines Verbrechens angeklagt, ich habe fälschlich vor Gericht wider ihn gezeugt —" er verbarg das Gesicht in den Händen und murmelte nur noch dumpf: „Gnade!"

Theresa hatte sich in eine Ecke des Zimmers niedergesetzt — sie konnte endlich weinen. Edward war auch in einen Sessel gefallen, aber er weinte nicht, seine Augen starrten auf den Boden, als wollten sie dort einen Zufluchtsort gegen die Schande des Vaters suchen. Der unglückliche Jüngling fürchtete, daß selbst die Gattin ihn verachten würde.

Bertha konnte in diesem Augenblicke nicht das Glück empfinden, ihren Vater nun wirklich unschuldig zu wissen, sie hatte nur Gefühl für die Qualen, die er ausgehalten, für die Verachtung, die ihn ungerechter Weise getroffen hatte. Und von Allem, was ihn getroffen, glaubte sie sich die Schuld. Auch hatte sie keine Kraft, um den geliebten Gatten in seiner Verzweiflung zu trösten. Und er, der alles das Leid über sie gebracht hatte, lag da vor ihr.

Der Priester, der inzwischen leise mit dem Kranken geredet hatte, erhob sich jetzt plötzlich von seinem Sessel, kam zu Bertha, faßte sie bei der Hand und führte sie vor das Bett des Kranken.

„Kind,“ sprach er, „Ihr sehet hier einen Mann, der Euch tödtlich gekränkt hat. Er hat Euch des Theuersten, das Ihr besaßet, Eures Vaters beraubt. Seine Missethat ist groß, und er weiß, daß er Euern Abscheu verdient, aber — wir sollen vergeben, mein Kind — vergebt ihm denn um seiner Reue und um der Liebe Gottes willen.“

Bertha wandte die Augen ab und antwortete nicht.

„Vergebt ihm,“ rief auch Theresa. „Laßt meinen unglücklichen Gatten nicht auf ewig verloren gehen. Laßt ihn in seiner letzten Stunde nicht der Verzweiflung anheimfallen — seid barmherzig!“

Und jetzt warf Edward sich vor ihr nieder und rief: „Bertha, vergebt! Ich weiß, Ihr könnt mich nicht mehr lieben, aber Ihr habt mich doch geliebt, ich trug nicht immer dieses Brandmal auf der Stirn — um unserer früheren Liebe willen vergebt meinem elenden Vater.“

„Edward, Ihr zerreißt mir das Herz,“ schluchzte Bertha. „Ihr seid mir nicht minder lieb als je — kann ich Euch etwas verweigern? Habt Ihr mir nicht auch Alles aufgeopfert? O, ehrwürdiger Vater, verzeiht meiner Schwäche!“

„Ihr betrügt Euch, mein Kind,“ sprach der Priester, „wahrlich, Ihr betrügt Euch. Es ist Eures Vaters Wille, daß Ihr vergebt, es ist Gottes Stimme, die Euch zuruft, es zu thun. Er, der am Kreuze starb, bat für seine Feinde.“

Bertha faßte die Hand des Sterbenden und küßte ihn auf die Stirn.

„Ach, ich danke Euch,“ sagte dieser mit schwacher Stimme. „Gott wird Euch segnen, Kind! Seht mich nicht so an — Eure zärtlichen Blicke durchbohren mir das Herz. Was fühl'

ich?" stammelte er, und seine Hände sanken schwer herab. „Wo seid Ihr, Theresa — meine Kinder, fahrt wohl — ich sterbe — Gnade, Herr, Gnade!"

Das waren seine letzten Worte.

Zwei Monate später hatte Antwerpen seinen alten Glanz wieder gewonnen. Die furchtbare Schweißseuche wüthete nicht mehr.

Theresa war trotz ihrer bangen Vorgefühle der Ansteckung entgangen und lebte friedlich zwischen ihren Kindern, deren Glück ganz vollkommen war, denn der wirkliche Thäter des Mordes, dessen man Van Gosdale angeschuldigt hatte, war nun entdeckt. Wegen neuer Missethaten angehalten, hatte er auch jene frühere bekannt, und die Leiche des unschuldig Gerichteten war vom Galgen genommen und in geweihte Erde gebracht worden. Und so war der Fluch, welcher auf den Kindern von Uebelthätern lastet, auch wenn sie selbst unschuldig sind, von Bertha's Haupt genommen.

Thomas Morus. Noordstar, 1ste jaerg. 1840.
Eene Veroovering. Noordstar, 2de jaergang 1841.
Vergiffenis. Noordstar, 3de jaerg. 1842.
De Stervende. Muzen-Album. 1ste jaerg. 1843.
Verdelging. Muzen-Album. 2de jaerg. 1844.
Umea, eene zedenschets aen gene zyde des poolkrings. Taelverbond 1846.
De Vondeling. Taelverbond 1847.
De Binderbende uit St. Bruno. Taelverbond 1848.
Ridder van Ruysbroeck. Taelverbond 1850.

Van den Bemden (Jack), geboren zu Antwerpen den 21. Februar 1828, und am 5. Mai 1856 verheirathet mit Josephine Cossiers. Zur Zeit, wo die „Ringelblume" neu zu blühen versuchte, war er der Präsident derselben. Ein höchst prosaischer Handel mit geräucherten Fischen hindert ihn keinesweges, leidenschaftlich die Blumen zu lieben, sich seine Stuben selbst al Fresco zu malen und sich mit der Literatur zu beschäftigen. Die kleine nachfolgende Skizze ist aus dem „Almanach des Volkes für 1855," welcher von der „Vlämischen Gesellschaft von Antwerpen" herausgegeben wird.

Eine unglückliche Familie.

Es giebt einen Theil von Antwerpen, der größtentheils aus kleinen Häuschen, aus armen Wohnungen besteht, welche, mit ihren niedrigen, ungleichen Dächern nebeneinanderliegend, sich gegenseitig zu stützen scheinen und dabei mit ihren unregelmäßigen Reihen einige nicht unmalerische Gäßchen bilden. Man nennt diesen Stadttheil St. Andries-Viertel. Die Armen von Antwerpen, welche zwischen ihren reichen Mitbürgern nicht gern gesehen werden würden, haben sich in diesem Viertel zusammengedrängt und wohnen dort gewissermaßen behaglich, weil in dem allgemeinen Elend kein Einzelner sich seines eigenen zu schämen braucht.

In einem der Gäßchen von St. Andries-Viertel nun stand an einem finsteren Oktobermorgen eine Frau auf der Schwelle ihrer Wohnung. Sie war etwa dreißig Jahr und sah bleich und abgezehrt aus; sie hatte, das verriethen ihre Züge, lange schon mit der bittersten Noth gekämpft.

Eine Nachbarin bemerkte ihre Niedergeschlagenheit, und

redete sie mit den Worten an: „nun, Leen, was giebt's, daß Ihr so da steht und auf den Boden blickt?"

Die Angeredete erhob das Haupt und sah die Fragerin mit erstorbenem Blicke an. „Ach, Bien, was giebt's! Seht, es ist oft gewesen, daß ich Abends meine Kinder essen sah und vor meinen eignen Mund ein Kreuz schlug, und so schlafen ging, und da war ich noch zufrieden, Bien, aber jetzt ist es soweit gekommen, wie es kommen kann — mein Mann, Ihr wißt's, liegt im Hospital, und ich sitze da allein mit meinen Kindern, und wenn Ihr ein Mutterherz habt, so könnt Ihr's doch nicht aushalten, daß die armen Lämmer hungern und frieren. Seit gestern Morgen haben sie Nichts mehr gehabt, heute konnt' ich's nicht mehr mit ansehen und —"

„Aber, Mensch lieb," fiel die Nachbarin ihr in die Rede, „warum habt Ihr das nicht schon lange gesagt! Ich bin auch nur arm, Leen, aber ich kann Euch doch etwas helfen, und dann die gegenüber. Jef und seine Tochter — es sind hier ihrer genug, die Euch helfen werden —"

Während sie so sprach, umfaßte sie voll Mitleid die arme Mutter und ging mit ihr in das Häuschen hinein. Dort lagen in einer halbdunklen Stube, die selbst von den nothwendigsten Geräthschaften entblößt war, zwei kleine Kinder auf etwas Stroh, und stöhnten dann und wann Klagetöne aus. Das älteste konnte noch nicht vier Jahr alt sein. Als sie die Nachbarin sahen, kamen die armen kleinen Geschöpfe zur Mutter gelaufen, zogen sie am Rock und frugen mit einem Ton, der in das Herz schnitt: „Mutter, hat Bien kein Brod?"

Die Mutter sank auf die Knie und drückte die Köpfchen

ihrer hungrigen Kinder an die Brust, als wollte sie die Scham ihrer Armuth verbergen.

Die Nachbarin hörte und sah das Alles, ihr blutete das Herz, sie hatte nicht den Muth, allein diesen Jammer mit anzusehen und eilte nach der Thür mit den Worten: „wartet etwas, Leen, ich will unsern Freund gegenüber holen, ich bin gleich wieder da."

Auch kam sie in der That rasch wieder und zwar mit einem Arbeiter und einem jungen Mädchen, das seine Tochter war. Bien trug einen Stuhl. Die braven Leute brachten was sie hatten, um es mit der unglücklichen Familie zu theilen. Griet, das junge Mädchen, nöthigte die arme Leen, sich auf den Stuhl zu setzen. „Wir wollen ihn Euch hier lassen," sagte sie, „es ist für Euern Zustand nicht gut auf dem Stroh zu sitzen, welches auf dem kalten Boden liegt."

Die Gestalt der armen Frau ließ erwarten, daß in dieser elenden Wohnung bald noch ein unglückliches Wesen mehr athmen würde, der Arbeiter redete ihr zu so gut er konnte, dann frug er: „Leen, ist denn mit Herumtragen nichts mehr zu verdienen?"

„Nein, Jef," antwortete die Frau, „ich hab's versucht, und ich muß dafür sitzen."

Die arme Leen hatte, seit ihr Mann nicht mehr für sie arbeiten konnte, sich wöchentlich mit einem Körbchen mit Fischen auf einen Eckstein niedergesetzt, um so einen Bissen Brod für ihre Kinder zu verdienen. Was hatte sie mit ihrer Mutterliebe erreicht? Daß sie sitzen sollte.

„Wißt Ihr noch, Leen, als Ihr noch ein junges Mädchen wart — es gab keines, das stärker gewesen wäre —

Ihr zogt die schwersten Karren wie Nichts — damals war noch was zu verdienen — Ihr wart gegen Jedermann freundlich, und alle Welt wollte bei Euch kaufen — mir dünkt, ich seh' Euch noch. Auch jetzt wird es wieder werden, nur müßt Ihr guten Muthes bleiben."

Die Worte waren gut gemeint, aber sie schnitten mit der Erinnerung an glücklichere Zeiten der Frau wie ein Messer durch's Herz. Ihr Leiden war jetzt bis zum Uebermaaß gesteigert, und mit einem bittern Lächeln antwortete sie:

„Guthes Muthes bleiben, und mein Mann liegt im Hospital, und meine Kinder leiden Mangel, und ich soll sitzen gehen, gerade als hätt' ich gestohlen?"

„Leen," sagte Griet, „mit dem Festsitzen ist's nicht so schlimm. Ich dachte auch, ich sollte umkommen, als ich in's Gefängniß mußte, aber nun mach' ich mir Nichts mehr daraus — am Ende, man muß doch leben."

„So ist's," stimmte Bien bei, „geht nur geruhig hin, Leen, denn kommen sie Euch holen, sieht's ein Jeder."

„Und meine Kinder!" schluchzte die arme Mutter.

„Eure armen Lämmer — für die werd' ich schon sorgen, Leen."

Kaum hatte Bien diese Worte ausgesprochen, so entstand ein Geräusch auf der Straße. Alle horchten auf; man hörte, wie das Volk herbeilief. Der Arbeiter seufzte. „Arme Leen, da sind sie; nun läßt sich nichts mehr thun."

Die Polizeibeamten kamen in der That herein, und forderten Leen auf, ihnen zu folgen. Sie gehorchte und ging zwischen ihnen dahin, indem sie einen Zipfel der Schürze vor ihr Gesicht hielt, und bitterlich weinte. Griet und Bien

führten Jede eines der Kinder fort, die sich vergebens an die Mutter festgeklammert hatten. Es wurde todtenstill in dem dunklen Gemache.

Wenige Tage später schritt am frühen Morgen ein Herr durch ein Gäßchen des St. Andrisviertels, und sah einen Sarg aus vier ungehobelten Brettern zusammengeschlagen aus einem Hause bringen und auf den Todtenwagen werfen. Vor dem Hause standen drei Menschen, ein Mann und zwei Frauen. Der Herr mußte den Mann kennen, denn er näherte sich ihm und fragte: „Jef, wen begräbt man hier?"

„Ach, Meinherr, wenn Ihr das wüsstet, Euch würden die Thränen in die Augen kommen. Nicht wahr, Bien?"

Bien antwortete mit rothgeweinten Augen: „es ist unsere Leen, Meinherr, ein unglückliches Geschöpf."

„Es ist eine Schande, wie sie mit ihr verfahren sind," setzte Griet hinzu. Und sie erzählte, wie und warum Leen in das Gefängniß gebracht worden und dort vor Scham und Angst gestorben sei.

„Warum ging sie nicht zum Comité?" frug der Herr.

„Meinherr", fuhr Bien dazwischen, „Leen war nicht" dazu erzogen, um zum Comitè zu gehen. Aber freilich, jetzt kann man sein Brod nicht mehr ehrlich verdienen, man muß betteln oder stehlen."

Der Herr lächelte, er sah in der rauhen Schale das edle Gefühl, und als Bien bekümmert hinzusetzte: „was soll nun aus den Kindern werden — die müssen doch zu den „Armen," da sprach er freundlich: „hört, Frauchen, paßt

Digitized by Google

Ihr nur auf die Kleinen auf, für das Uebrige werde ich sorgen."

Der Karren rasselte dahin, Jef ging hinter her, und der Herr schloß sich ihm an.

Van den Nest, (Karl Joseph,) geboren den 10. Februar 1808, Sohn von Corneille und Maria Josephe De Lincé, begann seine Studien zu Turnhout im Institut des Herrn De Nef und vollendete sie auf dem Collegium zu Löwen. 1828 trat er in das Seminarium von Arras in Frankreich, welches er jedoch, nach Mecheln zurückberufen, schon 1829 wieder verließ. Am 16. Juni 1832 zum Priester geweiht, war er zuerst Vicar von St. Antonius in Antwerpen, dann von St. Gertruda in Löwen. Einer seiner Oheime von mütterlicher Seite, ebenfalls Geistlicher, hatte eine Reise nach Italien gemacht, welche zu einer Art Familientradition geworden war. Der Neffe wollte es dem Onkel gleich thun und reiste im Jahr 1845 nach Rom. Der Eindruck, welchen Italien auf ihn machte, war so nachhaltig, daß man noch jetzt in Antwerpen Van den Nest nie nennt, ohne hinzuzufügen: „er liebt außerordentlich Italien." Seit seiner Rückkehr, d. h. seit dem Juli 1846, ist er an der Kathedrale von Antwerpen angestellt. Van den Nest ist Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, des Isabellenordens, und empfing von König Leopold und vom Pabste die große goldene Medaille. Er ist weiter Rath bei der archäologischen Akademie von Belgien, und Mitglied der Akademie zu Brüssel, der Akademie der Arkadier zu Rom, der Gesellschaft der Wissenschaften zu Brügge, nicht gerechnet eine Menge anderer Gesellschaften zu Gent, Turnhout, u. s. w. Endlich ist er das Ideal eines heitern und herzlichen katholischen Geistlichen.

Van den Nest hat zwei Gegenstände, über die er schreibt: die Religion und Italien. Ich theile daher ein Lied aus seinen „Gottesfürchtigen Gesängen“ und einige Strophen an Italien aus dem zweiten Jahrgang der „Blämischen Schule“ mit.

An eine Dorfkirche.

In dem frischen Grün verborgen
Stehst du einsam, Gotteshaus,
Zwischen den bewegten Schatten
Blickt dein niedrer Thurm heraus.

Feste Burgen sahst du fallen
Und Jahrhunderte vergeh'n,
Doch beschützt von Gottes Händen
Bliebst auf deinem Grund du steh'n.

Ohne Pracht und doppelt schöner,
Weil du einfach, stehst du hier,
Keine Marmorsäul' erblickt man
Und kein prunkend Grab in dir.

Doch dem Jäger im Gebirge,
Und den Schnittern auf dem Feld
Zeigst mit deinem niedern Thurme
Du den Weg zum Heil der Welt.

Kommt denn, fromme Christenschaaren,
Die Ihr traurig seid und bang,
Kniet vor Gott mit euren Schmerzen,
Hört, es ruft euch Glockenklang.

Kommt, ihr Bettler und ihr Fürsten,
Brüder all' in Gottes Reich,
Sünder vor dem Herren alle,
Alle arm und alle gleich.

Kommt, der Herr ist gegenwärtig,
Wo die Seinen er entbot,
Speisen wird er unsre Seelen
Mit des ew'gen Lebens Brod.

An Italien.

Die Stunde schlägt! Die weißen Segel schwellen,
Die Mannschaft dränget sich und löst das Tau vom Strand,
Es harrt der Steuermann, es klingen auf die Wellen
Hinaus die Rufe des Befehls, die hellen,
Und unter dem Gejauchz der Boot- und Fahrtgesellen
Stößt nun das Fahrzeug ab vom Strand.
Italien, fahr' wohl! Wir fahren durch die Wellen
Nach dem geliebten Vaterland.

Fahr wohl! Als ich, vom schwanken Schiff getragen,
Dein letztes Land verschwinden sah im Licht,
Da netzten Thränen mir das Angesicht,
Als Opfer fließend meinen schönsten Tagen,
Und nicht enthalten konnnt' ich mich zu klagen:
Mein Vaterland ist doch Italien nicht.

Wer, dessen Herz das Schöne weiß zu fühlen,
Wer, dem die Kunst die besten Freuden giebt,
Hat dich, Italien, gekannt und nicht geliebt?
Wer durfte sich die heiße Seele kühlen
Im Schatten, den dein ew'ger Lorbeer giebt,
Wer lernte je, wie deine Sonne scheint,
Wie deine Blumen, deine Kronen schmücken,
Und hätt', um seinen Dank dir auszudrücken,
Dir Lebewohl gesagt und nicht geweint?

Fahr wohl, geliebtes Land! Von deinen Küsten eilen
Wir nach dem vaterländ'schen Strand,

Wo auch die Tugenden und auch die Künste weilen,
So herrlich und so reich, wie ich in dir sie fand.
Doch deine Schönheit kann ich dort nicht finden
Und nie den hohen Tempel Rom's dort seh'n,
Und darum, gastfrei Land, an das mich Wünsche binden,
Ruf' ich mit tiefem, glühenden Empfinden
Dir scheidend zu: „auf Wiederseh'n!"

Godsdienstige Gedichten. Antwerpen 1843.
Gedichte. Antwerpen 1844.
Italia. Antwerpen 1851.
Het antwerpsch maegdenhuis, zyn oorsprong. Antwerpen 1852.
300 jarig jubelfeest der instelling van het Antwerpsch maegdenhuis. Antwerpen 1852.
Beschryving van het plegtig feest der afkondiging van het geloofspunt der Onbevleckte Ontvangenis gevierd te Antwerpen den 4den meert 1855. Antwerpen 1855.
Handboek voor de Zieken. Antwerpen 1856.
Over den Invloed uitgeoefend door de Pauzen in Italië op de ontwikkeling der Kunsten en wetenschappen sederd dezer heropkomst tot op onze dagen. Antwerpen 1857.
Merkweerdigheiden van Italië. Antwerpen 1857.
Merkweerdigheiden van Florentië. (Unter der Presse.)

Van de Velde, (Jacf Frans), geboren zu Hamme bei Dendermonde den 20. Mai 1817. In der Gemeindeschule, der einzigen, welche er je besucht hat, galt er für einen Knaben ohne alle Fähigkeiten, und schon hatte der Lehrer das Urtheil ausgesprochen, der Junge würde nie etwas lernen, als man durch Zufall entdeckte, daß er, dem man nicht einmal die Kenntniß der Buchstaben zugetraut, ganz geläufig lesen könne, ohne daß man zu begreifen vermochte, wie er dazu gekommen sei.

Nachdem er bei seinem Vater, der Notar in Dendermonde war, als Schreiber gearbeitet hatte, ging er nach Brüssel, wo er mit De Laet und Sleeckx das Journal „Vlämisch Belgien" heraus gab. Mit Sleeckx verband er sich außerdem zur Ausarbeitung eines vlämisch=französischen Wörterbuches. Zugleich wurde er Uebersetzer der Gesetzsammlung, gab aber, anderer Zwecke wegen, vor einiger Zeit diese Stellung auf, indem er nicht nur Brüssel, sondern selbst Belgien verließ.

Van de Velde trat zuerst im „Kunst= und Literaturblatt" mit Sagen und Sittenschilderungen auf und war auch nebst seinem Bruder Adolph eifriger Mitarbeiter an Wolf's Werken. So ist es denn am angemessensten, daß ich von ihm ein Märchen mittheile. Ich nahm es aus einem Manuscript, dessen Mittheilung ich Sleeckx verdanke; wurde es bereits gedruckt, so ist mir Nichts davon bekannt. Es heißt:

Die schwarze Margriet.

Es gab ein Mal eine Schwester und einen Bruder, die zusammen wohnten und einander sehr gern hatten. Die Schwester hatte eine Magd und ein Hundchen, die Magd hieß die schwarze Margriet, weil sie so gar schwarz und häßlich war, das Hundchen hieß Gillegillegaken und konnte sprechen. Die Schwester hatte das Hundchen dermaßen lieb, daß sie es um Alles, was in der Welt ist, nicht hätte hin=geben wollen.

Da sagte eines Tages der Bruder zu seiner Schwester, daß er eine Reise thun müsse, und daß er gern etwas von ihr zum Angedenken mitnehmen möchte, um sie niemals zu vergessen. Als die Schwester das hörte, war sie sehr betrübt darüber, daß sie nun mit der Magd allein leben sollte, und sie gab ihm ihr Bild mit, worauf das Hundchen neben ihr gemalt war.

Als nun der Bruder sehr weit gereist war, kam er an ein Schloß, wo der König wohnte, der König ließ ihn hereinkommen und nahm ihn sehr wohl auf, der Bruder blieb dort eine geraume Zeit, und als der König sah, daß es ein Mensch war, der viel, viel Verstand und zu Allem Geschick hatte, machte er ihn zu seinem Minister. Das dauerte lange Jahre, ja, aber der Bruder, obgleich er es viel besser hatte als daheim und auf dem Schlosse äußerst gern gesehen wurde, konnte doch seine Schwester niemals vergessen und ging mehrmals des Tages hinauf in seine Schlafkammer, wo er das Bild seiner Schwester aus seiner Truhe nahm und jedes Mal küßte. Da hatte denn Jemand bemerkt, daß er so oft am Tage hinauf lief und wer weiß wie lange in seiner Stube blieb, und der Jemand ging es dem Könige sagen. Der König wußte nicht was er davon denken sollte und sprach bei sich selbst: „Mann, da will ich doch ein Mal nachsehen,“ und am andern Tage versteckte sich der König hinter irgend etwas, wo Niemand ihn sehen konnte, und der Minister kam wieder die Treppen hinaufgelaufen und geradeweges in seine Stube. Da dachte der König: was mag das nur sein? und ging ihm auf den Zehen nach bis an die Thür, von der ein Ritzchen offen geblieben war, so daß der König Alles, was drinnen geschah, gut sehen konnte, da sah er seinen Minister etwas, das in ein Papierchen gewickelt war, aus der Truhe holen. Der König dachte: „das ist wunderlich,“ und blieb noch ein Bischen stehen. Der Minister betrachtete dieses Ding ganz traurig und küßte es wohl tausend Mal in einer Viertelstunde. Zuletzt legte er das Ding wieder in die Truhe und wollte diese zumachen. „He!“ sagte der König und

sprang herein. „Was ist das?“ sagte er. Darauf erzählte ihm der Minister weinend, daß er eine Schwester hätte, die sehr, sehr weit wohnte, und daß er ihr Bild küssen käme, weil er sie so gern hätte, daß er es gar nicht sagen könnte, und daß er so traurig wäre, weil er sie so lange nicht gesehen hätte. Der König verlangte das Bild ein Mal zu sehen, und der Minister ließ es ihn sehen, aber kaum hatte er die Augen darauf geworfen, so war er gar kein Mensch mehr, denn er fand sie dermaßen schön, dermaßen schön, und ach, so wohl gestaltet, daß er wüthend verliebt in sie wurde und die Jungfrau heirathen wollte. „Und was für ein Hundchen ist das?“ fragte der König, als er das Thierchen daneben sah. „Das“ antwortete der Andere, „das ist Gillegillegaken, und das kann sprechen.“ — „Nun wohl,“ sagte der König, „so geht Eure Schwester holen und Gillegillegaken auch, damit sie alle Beide hierherkommen.“

Das war nun gut, der Minister der ging nach Hause und erzählte Alles der Schwester. Ihr könnt Euch denken, wie vergnügt sie war. Sogleich wurde Alles für die Reise eingepackt, ihre Kleider und ihre besten Sachen; es kam Alles in den Koffer. Gillegillegaken ging mit und die schwarze Margriet auch. Ja, aber ich hab' es Euch noch nicht gesagt, daß sie über die See fahren mußten. Nachdem sie lange gereist waren, kamen sie an die See, und da lag auch schon ein Schiff, in das mußten sie Alle hinein kriechen. Ich weiß nicht, wie lange sie fahren mußten, um hinüber zu kommen, aber als sie nur noch so ein oder zwei Stunden von dem andern Ufer waren, da fragte die Schwester die schwarze Margriet, ob sie das Schloß noch nicht sehen könnte? —

„Wartet," sagte die schwarze Margriet, „ich will ein Mal sehen," und sie steckte ihren Kopf aus dem Fensterchen, das vorn am Schiff ist, und drehte ihn ein Mal so rund herum — Ihr wißt's wohl? — „Nun, könnt Ihr was sehen?" frug die Andere. „Ja," sagte sie, „aber Ihr müßt Euern Hals sehr weit vorstrecken." Die Schwester kam und streckte ihren Hals sehr weit vor. „Aber ich sehe trotzdem Nichts," sagte die Schwester. „Ja, Ihr müßt Euern Hals noch viel weiter vorstrecken, Jungfrau, seht so, daß Ihr mit dem Leibe überhängt." Die Schwester that das, und als sie es gethan hatte, stieß die schwarze Margriet sie mit solcher Kraft in den Rücken, daß dieses unglückliche Schaaf in's Wasser fiel und ertrank — denkt ein Mal, was das für ein Nickel war! Der Bruder hörte was platschen und kam sogleich angelaufen, und frug was es gäbe, aber die schwarze Margriet, die eine durchtriebene Spitzbübin war, that als ob sie weinte und rieb sich immerfort die Augen. „Was giebt's? was giebt's?" frug der Minister. „Ach Jemine, Jemine, ach Alle Heiligen, unsere Jungfrau ist ertrunken!" sagte die Andere; „sie hat das Schloß sehen wollen und ist dabei aus Unvorsichtigkeit in's Wasser gefallen."

Ihr könnt denken wie verstört der Mensch war, als er das hörte. Er war wie durch die Hand Gottes geschlagen. Es war aber auch schlimm —: die Schwester weg und nicht wissen was dem Könige sagen. Das Geringste, was ihm bevorstand, war der Tod. Er wußte nicht, wie er sich heraushelfen sollte, und that Nichts als weinen, da sagte die schwarze Margriet, die ein Herz hatte wie ein Kieselstein: „ach Gott, tröstet Euch; Ihr müßt nicht betrübt sein und auch nicht ver-

legen darüber, was Ihr dem König sagen sollt. Ich werde die schönen Kleider anziehen, die Ihr für Eure Schwester mitgebracht habt, und der König wird denken, daß sie es ist."

So gesagt, so gethan. Die schwarze Margriet zog die Kleider an und war so hoffärtig wie eine Katze, weil sie dachte, sie würde nun Königin werden. Als das Schiff nun ankam, meinte der König nicht anders, als die schwarze Margriet wäre die Schwester seines Ministers und wurde sehr böse, weil sie nicht dem Bilde glich — denn es war ein häßliches Gespenst — und er ließ den Minister bei Wasser und Brod in ein dunkles Loch einsperren. Aber weil er sein Wort gegeben hatte, heirathete er das Mädchen, und so wurde dieses schändliche Weibsbild Königin.

Das dauerte eine hübsche Zeit — doch wartet nur! Gillegillegaken war mitgekommen, aber er hatte noch nicht ein Mal gesprochen, und der König sagte, er fände das sehr sonderbar. „Es ist nur, daß es das Thierchen noch nicht gewohnt ist," sagte die schwarze Margriet, „darum ist es so verschämt." Aber das waren lauter Lügen, das Thierchen wollte nicht mehr sprechen, weil es seine Herrin verloren hatte und darum so betrübt und so bange war.

Seit der König verheirathet war, ging er alle Tage mit seiner Frau spazieren, und ein Mal wollte er auch an dem Ufer von der See hingehen, wo die schwarze Margriet ihre Herrin ertränkt hatte. Das war ihr nicht ganz recht, und sie wollte lieber nach einer andern Seite spazieren gehen. Der König sagte: „es ist gut," und sie gingen nach einer andern Seite spazieren. Des andern Tages gingen sie wieder aus, und als sie nicht mehr weit von der See waren, da wollte

die schwarze Margriet umkehren und nach Hause gehen. „Warum?" frug der König. „Weil ich solchen Kopfschmerz habe," antwortete sie. — „Es kann sein, daß es wahr ist," dachte der König, „aber es ist sonderbar." Den nächsten Tag kamen sie wieder dort in die Nähe, und die schwarze Margriet drehte wieder um und wollte nach Hause. „Nichts da," sagte der König; „das sind Schliche, die Ihr ausheckt; jetzt gehen wir gerade dorthin."

Und sie gingen, Mann, ja, aber sie waren noch kaum am Strande, als auf ein Mal eine Stimme aus dem Wasser kam, die rief:

Gillegillegaken?

„Was ist das? was ist das?" frug der König. — „Es ist gar Nichts," antwortete die schwarze Margriet; „es sind die Blätter, die wehen." Ja, aber die Stimme kam noch ein Mal herauf:

Gillegillegaken?

Der Hund fing an mit dem Schwanze zu wedeln, Mann. „Was ist das, was ist das?" frug der König. — „Es ist das Geräusch der Wellen," antwortete die schwarze Margriet. Ja, aber die Stimme kam nochmals herauf:

Gillegillegaken?

Und das Hundchen that sein Mäulchen auf und rief zurück:

Was beliebt Euch, mein schönes Fra'ken?*) „Seht das Hundchen spricht", sagte der König; „laßt uns ein Mal zuhören." — „Ach nein," antwortete die schwarze Margriet mit einem beklommenen Herzen, „laßt uns lieber etwas weiter gehen." Und die Stimme rief nochmals:

*) Frauchen.

„Wo ist die schwarze Margriet,
Die mich in's Wasser stieß?"
Sie liegt in des Königs Armen, sagte Gillegillegaken.
Erbarmen!
Antwortete die Stimme und schwieg.

„Ich muß wissen was das ist," sprach der König voll Zorn, und er ließ augenblicklich einen großen Deich in die See bauen, um das ganze Wasser dort abzudämmen.

Als nun das Wasser dort ganz fort war, kam die Schwester vom Minister hervor. Sie hatte da d'runter gelebt, denkt ein Mal.

Der König erkannte sie gleich nach dem Bilde, das er von ihr gesehen hatte, und die ganze Schelmerei der schwarzen Margriet kam an den Tag. Da durfte denn der Minister auch wieder aus dem Loche heraus, und da erzählte er, wie Alles gekommen war, und der König heirathete die Schwester, aber die schwarze Margriet die wurde auf dem Markte lebendig verbrannt.

Nieuw nederduitsch-fransch zackwoordenboek. Brussel, 1850.
Nieuw vlaemsch-fransch woordenboek, ten gebruike der Kollegien en opvoedingsgestichten. Brussel, 1852.

Van Driessche (Emmanuel), geboren 1825 zu Zele in Ostvlandern. Er war zuerst Schüler auf der Normalschule zu Gent, dann in der niedern und mittlern Schule zu Brüssel. Jetzt ist er Professor der niederdeutschen Sprache am königlichen Athenäum der Hauptstadt.

Van Driessche versuchte sich zuerst in französischen Ver=

sen. Als er diese Versuche Courtmans zeigte, sagte ihm dieser: „Ein Vlaming, der nicht als Vlaming lebt, ist ein Feind seines Vaterlandes; schreibt Verse in Eurer Muttersprache." Und Van Driessche begann im Jahre Achtundvierzig Novellen von Zschokke zu übersetzen und Gedichte in Zeitschriften zu geben. Diese letzteren erschienen 1852 unter dem Titel: „Vaterländische Gesänge".

Ueber seine weitere literarische Thätigkeit spricht Van Driessche sich in seiner Vorrede zu „Mutter Lisbeth" aus. Er will nur für das Vlämische Volk schreiben und zwar in dem Zustand, wie es sich eben befindet. So frägt er sich denn: was ist ein Volksbuch oder vielmehr ein Buch für das Volk? Und er beantwortet diese Frage dreifach.

„Ein Buch für das Volk muß:

„Erstens von Sachen handeln, die dem Volke nützlich sein können, und so klar vorgetragen werden, daß die Tendenz leicht zu fassen und zu behalten ist;

„Zweitens an einem Winterabend oder Sonntagnachmittag ausgelesen werden können;

„Drittens, nicht zu viel kosten."

Nach Allem, was ich von ihm gelesen, hat Van Driessche die in dem ersten Satz ausgedrückte Absicht vollständig erreicht. Er schreibt ohne großen Schmuck, einfach, rasch, verständlich, und läßt die Leute reden, wie sie reden. Daß sein Buch „der Verurtheilte" vom Justizministerium gewählt wurde, um in den Gefangenhäusern gelesen zu werden, beweist, daß der Verfasser Anerkennung gefunden. Mich sprechen besonders seine Novellen an. Es sind ächte Dorfgeschichten mit allerliebsten Liebesscenen. Diese Klippen, an denen hauptsächlich ländliche Erzählungen oft stranden, weiß Van Driessche äußerst gewandt und anmuthig zu umschiffen. Als Beispiel diene die kleine, frische Novelle aus dem Genter Jahrbüchlein für 1856:

Eine ungerechte Schätzung.

I.

Pachter Louwen war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Den größten Theil dieser schönen Lebenszeit hatte er mit schwerer Arbeit auf dem Felde hingebracht, und Dank seinem unermüdlichen Schaffen und seinem musterhaften Fleiß konnte er unbekümmert dem Alter entgegensehen.

Der Mann war wirklich beinah reich; er hatte sein Gehöft verlassen und sich beim Dorf in der Nähe der Kirche niedergelassen. Des Morgens ging er in die Messe, nach der Messe einen Schluck trinken; nach dem Essen macht' er ein Schläfchen, nach dem Schläfchen ging er ein wenig in's Feld; nach dem Spaziergang endlich begab er sich in's Wirthshaus, um, ohne des Guten zu viel zu thun, mit Gemächlichkeit sein Bier zu trinken und dabei mit dem Einen und dem Andern über Das oder Jenes zu schwatzen, und damit war Pachter Louwens Tagewerk vollbracht.

Die einzige Pflicht, welche ihm auf Erden noch oblag, war, die Zukunft seiner einzigen Tochter sicher zu stellen, das will sagen, dafür zu sorgen, daß Coletjen sich gut verheirathe.

Dazu glaubte denn Pachter Louwens sich auch vollkommen befähigt. Er dachte über Alles nach, sah Alles hübsch klar ein, und war vollkommen überzeugt, daß in den „Scheiben"*) die beste „Assekuranzie" gegen alles mögliche Ungemach läge.

Coletjen war ein liebes, anmuthiges Mädchen von zwan-

*) Ausdruck für Geld.

zig Jahren. Mit zwanzig Jahren ist ein vlandrisches Dorfmädchen auch kein Kind mehr. Wenn es auch keine Romane gelesen hat, es fühlt doch etwas im Herzen sich regen und sieht sich um. Coletjen hatte denn auch, ohne sich weiter Rechenschaft über ihre Empfindungen zu geben, fast alle jungen Leute des Dorfes nach einander verstohlen in Augenschein genommen. Viele waren schmuck und flink, und besonders sahen Viele pfiffig aus. Das mochte sie nun gern, aber sie wurde so gewiß innerlich verlegen vor ihnen.

Der Sohn aus dem goldenen Löwen, dem vornehmsten Ausspann des Dorfes, war wohl schon an hundert Mal vor dem Fenster hin und her gegangen, während Coletjen davor saß und Vaters Socken stopfte. Das war auch ein Pfiffikus, und, wie wir es bereits sagten, Coletjen sah das gern — er hielt sich so zierlich und trug sich nicht wenig stolz — auch war es ihr ganz recht, daß der junge Mensch um ihretwillen — denn daran war kein Zweifel — am Fenster vorbei ging — aber, es war doch ein Aber dabei, ein Aber, welches Coletjen selbst nicht hätte deutlich erklären können.

Joost, eben der Sohn aus dem goldenen Löwen, trug die Mütze schief und das Haar glatt und in Spitzen auf die Stirn herab fallend, dazu hatte er ein volles blühendes Gesicht und setzte, obgleich er nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre alt war, doch bereits einen Bierbauch an. Man konnte nicht sagen, daß dies Alles dem jungen Menschen schlecht gestanden hätte, aber es gefiel Coletjen nicht so recht.

Um die Zeit, daß Pachter Louwen Rentier wurde, kam ein junger Mann, der drei oder vier Jahre weg gewesen war, zurück in das Dorf, wo dergleichen immer eine „Rari-

tät" ist. Es war Karl, der Sohn des Schullehrers, der seine Studien beendigt und schöne Diploma's bekommen hatte.

Der junge Mann hatte sich von seinem siebenzehnten bis zu seinem zwanzigsten Jahre dermaßen zu seinem Vortheile verändert, daß es wirklich der Mühe werth war, ihm ein Mal guten Tag zu bieten und ihn geschwind in der Nähe zu besehen. Auch unterließ in der Nachbarschaft Niemand, Karl anzureden und zu bewillkommnen.

Es bedurfte seiner Diplome nicht, um zu sehen, daß er ein gescheidter junger Mann war. Das sieht man einem Menschen fast immer am Gesicht an; der Blick ist klarer und freier, die Züge bleiben gelassener bei Gemüthsbewegungen, die Geberden sind ruhiger, gemäßigter, das Vertrauen auf die innere Kraft giebt eine gewisse Freundlichkeit, welche als Zeichen der Erziehung gelten kann. Und überdies war Karl gefällig gewachsen und hatte nicht nöthig, seine Haare platt und in Hörnern nach vorne zu kämmen, denn sie ringelten sich in natürlichen Locken um seinen weißen Hals und seine derben Wangen. Ebenso wenig trug er den Hut schief, sondern mit bescheidener Zierlichkeit gerade auf dem Kopfe.

Coletjen hatte Karl früher nicht gekannt, aber sie hatte jetzt von ihm sprechen hören, und ihn sogar ein Mal gesehen, als er aus der Siebenuhrmesse kam. Daraus schloß sie denn, daß Karl sicher alle Tage in die Siebenuhrmesse ginge.

Und den andern Tag — es traf sich nun gerade so — trat Karl eben aus der Kirche, als auch Coletjen aus dem Portal kam. Und das Mädchen beantwortete den höflichen Gruß des jungen Mannes mit einem bescheidenen: „guten

Tag, Karl," während ihre runden Wangen sich purpurroth färbten.

II.

Pachter Louwen ging regelmäßig jeden Abend nach dem Goldenen Löwen, um sein Pintchen zu trinken und mit dem Wirth zu plaudern.

Er hatte dieses Wirthshaus unter den fünfundzwanzig andern des Dorfes erkoren, weil, wie er sagte, der Wirth von seinem Volke war, das wollte heißen, daß der Wirth auch wohlhabend und es durch eigenen Fleiß geworden war.

Sie stimmten daher sehr gut überein, so gut, daß sie nach einiger Zeit die besten und treuesten Freunde geworden waren.

Karl hatte unterdessen die Schule von seinem Vater übernommen und fand seine Freude in der schweren, aber ehrenvollen Arbeit. Sein Vater, ein steinalter Mann, der sein ganzes Leben dem Unterricht der Jugend gewidmet hatte, konnte nun ausruhen und den Abend seines Lebens ohne Kummer in der liebevollen Fürsorge des Sohnes beschließen. Es war dies für Vater und Sohn ein reines, ungetrübtes Glück.

Außer dem Genügen, welches ihm die Erfüllung dieser heiligen Pflicht gewährte, genoß Karl noch der Achtung aller wohldenkenden Eltern. Karl war ein guter, eifriger und tüchtiger Lehrer, wie jede Gemeinde ihn sich für einen Schatz rechnen konnte. Sowohl die Obrigkeit, wie die Bürger ließen ihn ihre Zufriedenheit sehen, und Karl sparte keine Mühe, um sich dieses Wohlwollens würdig zu beweisen.

Joost, mit seiner Mütze auf der Seite, war darauf eingeübt, sobald Pachter Louwen in den Goldenen Löwen kam, eine Pinte Bier zu zapfen und sie dem Pachter mit einem „Wohl bekomm' es Euch!" anzubieten, wie überhaupt sich so freundlich wie möglich zu zeigen. Dadurch war es so weit gekommen, daß Joost in Louwens Haus ging, um die jungen Kaninchen zu sehen, oder den Hund auf den Hinterbeinen gehen zu lehren, und dabei, wie zufällig, mit Coletjen zu plaudern. Aber wie der Junge äußerlich war, so war er auch innerlich, nämlich grob und eckig. Er fiel immer mit der Thür ins Haus und dachte, ein Mädchen müsse eingenommen werden wie eine Festung.

Wenn man mit den Menschen genauer bekannt wird, so hat das zweierlei Erfolg: Die gewinnen und jene verlieren bei näherer Bekanntschaft.

Joost gehörte zu denen, welche verlieren, und wenn er sich bei Coletjen niedlich machen wollte, so konnte er nicht unpassend mit dem Esel verglichen werden, welcher seinem Herrn das Pfötchen gab, um eben so artig zu sein, wie das Schooßhündchen. So ungeschickt hatte er es angefangen, daß Coletjen, wo sie nur konnte, ihm aus dem Wege ging.

III.

Karl ging nach wie vor in die Siebenuhrmesse und Coletjen auch. Sie grüßten einander und versäumten nie, sich gegenseitig höflich guten Tag zu sagen.

Es konnte nun nicht länger als Zufall gelten; die jungen Leute selbst hätten bekennen müssen, daß sie mit Wissen

und Willen alle Tage just zu derselben Zeit aus der Kirche kamen.

Die Nachbarfrauen, die sich gewöhnlich um Alles mehr bekümmern, als um ihre eigenen Sachen, hatten es auch sehr wohl bemerkt, und sie gingen noch etwas weiter, denn sie sagten geradezu, was unsere jungen Leute bis jetzt noch nicht gewagt hatten, nämlich, daß Karl und Coletjen bald ein Paar werden würden. Es war dies noch nicht gerade, was man ein Straßengeschwätz nennt, aber am Kaffeetisch wurde es als gewiß besprochen.

So gingen die Sachen bis zum Mai. Dann kamen sich die jungen Leutchen — wieder durch Zufall — um einen Schritt weiter. Die Gottesfurcht der vlämischen Landleute ist bekannt. Den Monat Mai lassen sie nicht vorübergehen, ohne der Mutter Gottes ihre Ehrfurcht zu beweisen.

Bei Gelegenheit des Marienmonats, wie man den Mai jetzt nennt, muß die Kirche prächtig mit Blumen verziert werden. Dazu war natürlich die Hülfe der Dorfjugend nöthig. Karl durfte als Gemeindelehrer bei dieser Arbeit nicht zurückbleiben, Coletjen hatte viele liebe Blumenstöcke, die sie zu Maria's Ehren der Dorfkirche schenken mußte.

Folglich war man am Maiabend, kurz nach Mittag, außerordentlich beschäftigt, Alles zur Ausschmückung in Bereitschaft zu setzen. Karl hatte bereits aus verschiedenen der vornehmsten Häuser die dazu bestimmten Blumenstöcke geholt, aber zu Pachter Louwen war er nicht gegangen.

War es aus Verlegenheit? Oder hoffte er, daß Coletjen selbst ihre Blumen bringen und dann etwas beim Auf-

putzen helfen würde? Es ist möglich, und in dem Falle durfte es abermals kein Zufall heißen.

Coletjen kam, während Karl nach Verzierungen zum Herrn Bürgermeister gegangen war, mit einer ganzen Fracht schöner Blumentöpfe an, Karl kehrte noch gerade zu rechter Zeit zurück, um die Blumen in Empfang zu nehmen und Coletjen für ihre Güte zu danken. Bei jedem Blumenstock, den er aus ihrer Hand nahm, empfand er einen elektrischen Schlag, und auch sie war, sei es durch Scheu, sei es durch etwas Anderes bewegt, denn sie ließ einen schönen Cactus dermaßen auf die Erde fallen, daß er buchstäblich in Stücken brach.

Es wurde herzlich darüber gelacht, und über die spaßhafte Bemerkung Joosts, welcher witzig zu sein glaubte, als er sagte: es wäre doch nur eine stichliche Blume, vergaß man den Unfall.

Nun mußte fleißig Hand an's Werk gelegt werden, um den Thron, welcher in der Mitte der Kirche bereits aus Brettern aufgeschlagen war, mit weißen und blauen Stoffen schön zu behängen und rund herum die Blumentöpfe an den gehörigen Platz zu stellen. Aber Karl, welchem die Leitung der Arbeit anvertraut war, zeigte sich diesen Tag so unbehülflich, daß er selbst mit der Hülfe Joosts, der Coletjen unaufhörlich in den Weg kam, und noch einer ganzen Anzahl junger Nachbarleute nicht dazu gelangte, noch bei Tage fertig zu werden. Es war beinah gänzlich dunkel, als Alles in Ordnung war.

Joost war schon früher nach Hause gegangen, er konnte es in der Kirche vor Durst nicht mehr aushalten. Die andern Burschen und Mädchen, die bis zum Ende geblieben

waren, machten sich nun auch so schnell wie möglich davon, und — möge es noch ein Mal Zufall heißen — Karl und Coletjen waren die letzten, welche aus der Kirche kamen. Als sie sich nun zum Nachhauseeilen anschickten, frug Karl Coletjen, ob sie sich nicht fürchte, allein und so spät noch zwei Straßen zu gehen?

„Ich nicht, Karl,“ antwortete das Mädchen erröthend.

„Es ist für mich nur ein Paar Schritte um,“ fuhr Karl fort, „ich werde mit Euch gehen.“

„Wenn Ihr so gut sein wollt,“ bat das bewegte Coletjen.

Nebeneinander gehend schlugen nun die jungen Leute die Richtung nach Pachter Louwens Wohnung ein.

„Was soll ich nun sagen, wie anfangen!“ dachten Beide zugleich. Ihnen war, als müßten sie in diesem ersten Augenblicke der Freiheit mit einem Male ihre von Liebe überschwellenden Herzen ausschütten, als müßten sie nun auf ein Mal sagen, was sie schon so oft geträumt hatten, und dennoch kamen sie bis dicht vor Louwens Thür, ohne auch nur ein Wort herausgebracht zu haben.

Wie viel Glück lag in dieser liebevollen Verlegenheit! Aber wie schnell waren auch diese Sekunden des Heils verflogen! Die Grenze ihres Glückes war bereits da — sie mußten scheiden, denn — die Nachbarn konnten sie sehen.

Nun, sie blieben vor der Thür stehen. Wer wird das Schweigen zuerst brechen? Coletjen schien mehr Muth zu haben.

„Karl,“ sagte sie mit etwas bebender Stimme, „Ihr seid recht gut, daß Ihr mich nach Hause begleitet habt — ich dank' Euch.“

„Werdet Ihr den Mai hindurch Abends in's Lob gehen?" frug Karl.

„Ja wohl, sicher," antwortete Coletjen, „wenn Ihr auch hingeht," und sie legte einen Nachdruck auf die letzten Worte.

„Gut, da werd' ich gewiß alle Abend gehen," sprach Karl mit Befriedigung.

„Ja," sagte das hoffnungsvolle Mädchen, „und da werden wir sehen, daß wir wieder zu gleicher Zeit aus der Kirche kommen."

„Und dann gehen wir wieder zusammen nach Hause," flüsterte Karl.

„Ja, das thun wir," jauchzte nun Coletjen, und ihre Augen glänzten vor Glück.

Während die Liebenden sich also verabredeten, waren ihre Hände ineinander gerathen, wie, wissen wir eigentlich nicht recht, aber sie drückten sie sich mit feuriger Gluth. Dann sprang Coletjen in's Haus, und Karl lief, als ob er die Zeit verpaßt hätte, geschwind um die Ecke der Straße.

IV.

„Pachter Louwen," sprach der Wirth aus dem goldenen Löwen, während die beiden Trinkbrüder bei ihrem gewohnten Pintchen Alten saßen, „ich bin der Meinung, daß die Männer von altem Schrot und Korn wichtige Sachen noch immer am besten einzurichten wissen. Darum will ich heute mit Euch über etwas reden, das, es ist wohl wahr, mehr unsere Kinder als uns angeht, aber das doch lediglich von unserm Beschlusse abhängen wird. Seit einigen Tagen sah ich, daß mein Joost den Kopf hängen ließ; ich wußte nicht, was dem

Jungen war, und als ich ihn nun gestern frage, wo es hinaus soll, da antwortet er mir rund heraus, daß er heirathen will."

„Heirathen!" wiederholte Pachter Louwen mit Spannung.

„Ja, heirathen," fuhr der Wirth fort, „und wißt Ihr wen?" frug er feierlich.

„Wen denn?" frug Louwen.

„Eure Tochter," sprach der Wirth wohlgefällig.

„Ich dachte mir's!" rief Louwen aus; „die Vorwände, die jungen Kaninchen zu sehen und den Hund tanzen zu lehren, da steckte was dahinter — ich dachte mir's!" wiederholte er, als ob er sonst Nichts zu sagen wüßte.

„Nun," nahm jetzt der Wirth wieder das Wort, „wir sind auch jung gewesen, und ich für mein Theil seh' nicht gerade so viel Arges d'rin."

„Ho, ich auch nicht, ich auch nicht," sagte Louwen; „meine Tochter ist zwanzig Jahr, wir sind gute Freunde und von demselben Volke — es ist nicht so übel, es ist nicht so übel."

„Und überdies werd' ich jeden Tag älter," fuhr der Wirth fort, „und so will ich's denn machen wie Ihr, mich zur Ruhe setzen und meinem Sohne das Wirthshaus übergeben. Die Kinder können sich von nun an abmühen, während wir es uns wohl sein lassen."

„Nicht schlecht ausgedacht," sagte Louwen schmunzelnd. „Und dann gehen wir alle Tage zusammen unser Pintchen trinken, während die Kinder gute „Affairen" machen."

„Dieses Haus," fing der Wirth wieder an, „bringt alle zwanzig Jahr ein Vermögen, und überdies ist es die

vornehmste Herberge im ganzen Dorf, das giebt ein Ansehen. Hätt' ich gewollt, ich wäre bei den letzten Wahlen zum Gemeinderath gewählt worden." Und der Schenkwirth warf sich stolz in die Brust.

„Es bleibt dabei," sprach Louwen und drückte freundschaftlich die Hand des Wirthes aus dem Goldenen Löwen.

Die beiden Freunde tranken diesen Abend eine Pinte mehr, weil sie — das war der eigentliche Grund — das Glück ihrer Kinder gesichert hatten.

V.

Die Liebenden thaten, wie sie verabredet hatten. Nach dem Lob trafen sie sich an der Kirchthür, und Karl ging zwei Straßen um, damit Coletjen sich nicht fürchten möge. Ihr Gespräch war nun freier geworden; es wurde dies und jenes unterwegs verhandelt, ihre Zufriedenheit kannte keine Grenzen.

O Glück, ist es denn wahr, daß du nur ein Schattenbild bist?

Der Mai war kaum zur Hälfte vorüber, und ihr Heil war bereits ganz aus den Fugen gewichen.

Das Dorf war, um so zu sagen, in Aufruhr.

Einige behaupteten, daß Coletjen Joost aus dem Goldenen Löwen heirathen werde. Es war kein Zweifel daran; der Wirth und Joost selbst hatten es erzählt.

Andere beharrten darauf, daß Coletjen sich mit Karl verheirathen würde, daß sie einander zärtlich liebten und alle Tage nach dem Lob zärtlich mit einander nach Hause gingen.

Obgleich dies Alles eigentlich nur die Liebenden anging,

so war doch das ganze Dorf davon voll und ein Jeder bekümmerte sich darum.

„Karl,“ flüsterte geheimnißvoll Coletjen, als sie aus der Kirche traten, „wißt Ihr, was heute Morgen geschehen ist? Joost aus dem Goldenen Löwen ist zu uns gekommen.“

„Nun ja, was ist damit?“ unterbrach Karl sie. „Man sagt öffentlich, daß Ihr ihn heirathen werdet.“

„Er hat um mich angehalten; Vater hatte schon vorher zugestimmt.“

„Wie, Coletjen?“ fragte Karl, geängstigt durch solche schlimme Neuigkeiten.

„Aber ich habe ihm geradezu Nein gesagt.“

„Und was hat Euer Vater gesagt?“

„Er ist böse geworden; er hat gesagt: ich will es! Joost hat eine schöne Nahrung; er kriegt den Goldnen Löwen, und Ihr sollt ihn heirathen.“

„Und was sollen wir nun anfangen, Coletjen?“ frug Karl durch und durch in Aufregung.

„Was wir nun anfangen sollen, Karl? Unsern ganzen Muth zusammen nehmen und Vater ansprechen.“

„Ihr errathet meinen Vorsatz, Coletjen,“ entgegnete Karl, „mag daraus werden, was da will. Ein Mann ist ein Mann, ich habe Nichts zu fürchten.“ Und der junge Mann schien seine gewöhnliche Ruhe wiedergewonnen zu haben.

Coletjen aber sprach, als hätte sie diesen Ausgang schon vorausgesehen: „Vater ist noch zu Haus, kommt herein mit mir, ich will es ihm sagen, daß ich lieber Euch heirathen will, als Joost.“

Es ist sonderbar, daß in solchen Fällen das Mädchen immer rascher und unternehmender ist, als der Bursche. Karl wußte sich zu benehmen, er war nicht blöde und konnte sein Wort dazu geben, wenn geredet wurde, aber doch fühlte er ein furchtsames Widerstreben, so ohne Weiteres mit Coletjen zu ihrem Vater hineinzugehen.

Das Mädchen indessen ließ nicht ab, sprach dem jungen Mann Muth ein, und der Schritt wurde gewagt.

Karl machte seinen Antrag in passenden und wohlgesetzten Worten, aber Pachter Louwen faßte die Sache nicht mit Handschuhen an, sondern antwortete kurzweg: er habe seine Tochter mit Joost aus dem Goldenen Löwen verlobt, und er werde sein Wort halten.

Karl erlaubte sich dem Vater vorzuhalten, daß Coletjen den jungen Menschen nicht liebe, und daher unglücklich mit ihm werden müsse.

Das kümmerte Pachter Louwen nicht, er sagte: „Ich will es." Und Coletjen weinte, daß ihr die Thränen von den Wangen rollten.

Karl ließ nicht nach und that sein Bestes, um den Pachter begreiflich zu machen, daß Coletjen mit ihm glücklich sein werde, daß seine Stelle nicht so schlecht sei, und so weiter.

Aber hier hatte er die falsche Saite angeschlagen.

„Was," fuhr Vater Louwen heraus, „Eure Stelle nicht so schlecht? Wollt Ihr sie mit der Nahrung im Goldenen Löwen vergleichen, wo das Jahr hindurch zweihundert Tonnen Bier verkauft werden? Ein Schulmeister," fuhr er mit geringschätzigem Tone fort, „ein Schulmeister genießt kein Ansehn und verdient sich mit Mühe sein täglich Brod, da-

gegen ein Schenkwirth, der ist ein angesehenes und nützliches Glied der Gesellschaft."

Nun konnte der junge Mann es nicht länger aushalten. Alles, was Pachter Louwen ihm zuerst gesagt, war ihm wenig zu Herzen gegangen; er sah die Vorwände des Vaters als die Folgen eines Eigensinnes an, welcher in jedem Falle entschuldigt werden konnte. Aber ihn in seinem Amt als Lehrer geringschätzen, erniedrigen und beschimpfen, das schnitt ihm durch das Herz. Er war zu sehr durchdrungen von der Heiligkeit seines Berufes, um nicht durch Louwens Worte auf das Empfindlichste verletzt zu werden. Die Thränen fielen ihm aus den Augen, er verbarg diese Zeugen seiner Gemüthsbewegung in seinem Schnupftuch, drückte Coletjen die Hand, und verließ das Haus.

VI.

Mit Joost wollte Coletjen sich nicht verheirathen, und mit Karl sollte sie sich nicht verheirathen, das Heirathen wurde also für's Erste aufgeschoben.

Indessen konnten die Sachen nicht gut so bleiben. Vater Louwen wurde durch die anhaltende Betrübniß seiner Tochter beunruhigt, Joost betrank sich aus Aerger alle Tage, der Wirth aus dem Goldenen Löwen hetzte Louwen auf, und Karl seufzte und wußte sich keinen Rath.

Endlich hatte er dem Herrn Pastor die Angelegenheit vorgetragen und ihn um seine Vermittlung gebeten, und da wagte auch Coletjen mit dem Muth eines Mädchens, das in Liebesnöthen sitzt, einen großen Schritt.

Der Herr Bürgermeister war ihr Oheim von mütterlicher Seite, und Vater Louwen hegte vor ihm, hauptsächlich weil er reich war, sehr große Achtung. Das benutzte Coletjen, um sich an den Herrn Bürgermeister zu wenden, der, sobald er begriffen hatte, das Glück seiner lieben Nichte stehe auf dem Spiel, augenblicklich den Herrn Pastor ersuchte, mit ihm zum Pachter Louwen zu gehen.

Dem Vater wurde von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit zugleich in's Gewissen geredet, und nach langen und breitem Sprechen und Ueberzeugen gelangte man endlich zu dem Schluß: „Daß ein Lehrer, welcher das heranwachsende Geschlecht bilde und veredele, in der bürgerlichen Gesellschaft mindestens ebenso hoch geschätzt zu werden verdiene, als ein Schenkwirth, der mit dem Verkauf von Getränken den Menschen Gelegenheit zur Ausschweifung biete und sie dadurch erniedrige." Und Pachter Louwen willigte demzufolge ein, Karl die Hand seiner Tochter zu schenken, so daß wenige Wochen später Coletjen die Frau des schmucken und gescheidten Lehrers Karl war.

Vaterlandsche zangen. Brussel, 1852.
Een wenk aen de vlaemsche tooneelspelers. Brussel, 1852.
De vlaemsche boer, volksdrama in 3 bedryven. Gent, 1852.
Drie vlaendersche Novellen. Gent, 1853.
Soort by soort, blyspel in een bedryf. Antwerpen, 1853.
Damon en Pythias, treurspel in een bedryf. Antwerpen, 1853.
Het herderrinetje, veldtafereel. Reis- en Huizbibliothek 1853. Antwerpen, 1853.
Klaes de Veehoeder, zedenroman. Gent, 1854. Bekrönt.
Het verloren schaep, bekroond blyspel in 3 bedryven. Waereghem, 1854.

Willem de Patriot, drama. Het Herderrinetje, tafereel. Gent, in de Reisbibliothek.
Baudewyn met den yzeren arm, gedicht in IV zangen. 1854 zu Havelbeke mit der goldenen Medaille bekrönt und dem Grafen von Vlandern gewidmet. Antwerpen, 1855.
Belgenland, gedicht op Belgie's onafhankelykheid. Brussel, 1855.
De Kermisvogel, blyspel in een bedryf. Antwerpen, 1855.
T'is zoo 'ne goeije jongen! Vlaemsche School. L. J.
Herman Arckel. De vlaemsche Rederyker, 1855.
De verordeelde, romantische charakterbeschouwing. Gent, 1856.
De twee geburen, vlaendersche novelle. Nederduitsch letterkundig jaerboekje, 1856.
Wat een meisje vermag, zedenroman. Gent, 1856.
Moeder Lisbeth, zedenroman. Gent, 1856.
Het prisma, een bundel schetsen en novellen. Antwerpen, 1856.
De vrouw met hare hondjes en het spel der verbeelding Nederduitsch letterkundig jaerboekje, 1857.

Dramatische Werke, welche aufgeführt, aber nicht gedruckt wurden:

Oswald, drama in een bedryf.
De vlaemsche wever, groot burgerdrama in 8 tafereelen.
Jan de eerste, historisch zangstuck.
De zoon des beuls, groot historisch drama, in zes deelen. Kürzlich aufgeführt von der dramatischen Gesellschaft „de Morgenstar", deren Präsident Van Driessche ist.
De oude vryster, bekroond blyspel in 2 bedryven.

Van Duyse (Prudens)*) geboren den 18. September

*) Starb den 13. November 1859 zu Gent. Seiner letzten Gedichtsammlung, De Nazomer, „der Nachsommer," wurde 1860 der fünfjährige Preis für vlämische Literatur von 5000 Franken zuerkannt, ebenso die goldene Medaille, welche von der königlichen Akademie für „die Lobrede auf Vater Cats," die Preisaufgabe in vlämischer Prosa, ausgesetzt worden war, und nicht minder der Preis für die gleichfalls von der Akademie aufgegebene Abhandlung: Wel-

1804 zu Dendermonde, welches er in einem von Nolet de Brauwere als „glühend" bezeichneten Liede „Mein' kleine Stadt, mein' reine Stadt" anredet. Dort war er nach dem **Dictionnaire des Hommes de lettres, des Savants et des Artistes** im Jahre 1837 Archivist, außerdem Mitglied und Sekretär der Akademie für Zeichnen- und Baukunst, Mitglied der Commission für die Erhaltung der Monumente, correspondirendes Mitglied der Gesellschaften für Wissenschaft und Kunst zu Antwerpen und zu Mons, Ehrenmitglied der Rhetoreikkammern zu Alost, zu Lokeren, zu Kortryk und zu Dixmude. Im Jahre 1857 sah ich ihn zu Gent, wo er aggregirter Professor an der Universität und am Athenäum Professor der vaterländischen Geschichte war, außerdem wieder Archivist der Stadt, Mitglied der königlichen Akademie für bildende Künste und Ritter des Leopoldordens. In Löwen hatte er studirt, und seit funfzehn Jahren war er verheirathet. Das ist Alles, was er mir auf einem handgroßen Zettelchen mit kaum zu entziffernder Schrift aufschrieb. Seine eigentliche Biographie, sagte er, solle erst nach seinem Tode herauskommen.

Als Schriftsteller ist er einer von denen, welche nur durch ihre eigenen Landsleute beurtheilt werden können, weil sie gleichsam eins mit ihrer Nationalität sind. Van Duyse wird besonders von den Dichtern der ältern Schule sehr hoch gestellt. Nolet de Brauwere scheint, so oft er über Van Duyse schreibt, eine andere Feder zu nehmen. Duvillers redet ihn in seiner Fransquillionade „Van Duyse, Phöbus Sohn!" an. Blieck ruft ihm 1838 bei Gelegenheit seiner zwiefachen Bekrönung zu Gent und zu Zotteghem begeistert zu:

Steigt, Adler, steigt empor! Lebt in den Sonnenstrahlen!

---

chen Einfluß in literarischer, sittlicher und politischer Hinsicht haben die Rhetoreikkammern in den Provinzen der Niederlande und im Lande Lüttich ausgeübt?" An dem Van Duyse in Gent zu errichtenden Denkmal hat der „Schwäbische Sängerbund" in Stuttgart sich freiwillig durch eine Geldsendung betheiligt.

Eetma sagt:

Die Dichtglut durchströmt Euch
Wie Andere das Blut.

Und weiter:

Stets wart Ihr der Priester
Des Nützlichen — Schönen.

Und auch Dautzenberg, der das Moderne liebt, weil er selbst darin lebt, äußert bei Gelegenheit einer Beurtheilung der Kindergedichte: „Van Duyse hält sich ununterbrochen an der Spitze der vlämischen Dichter. Das nascuntur poetae scheint er in der That zu bewahrheiten, und welchen edlen Gebrauch macht er von der ihm verliehenen Gabe! Er spornt die Trägen, weckt die Schlummernden und muntert die Mißmuthigen an, indem er den entarteten Zeitgenossen stets wieder die herrlichen Thaten des Vorgeschlechtes vor die Augen führt.“

In der That hat Van Duyse drei ganzer Bände „Vaterländischer Poesie“ gedichtet, was, wie er selbst in seiner Vorrede sagt, vor ihm noch kein anderer niederdeutscher Dichter gethan. Die beiden ersten enthalten vaterländische Sagen, Legenden und geschichtliche Thatsachen, im dritten werden niederländischen Dichtern und Künstlern warme Lobgesänge geweiht.

Außer dem Vaterlande und den Brüdern in Dichtung und Kunst singt Van Duyse mit der größten Vorliebe das Familienglück. Man kann durch seine Lieder die Namen und das Alter aller seiner Kinder erfahren. Sein „Klaverblad“ trägt das Motto: „Gott, Vaterland, Familie“. Es dürfte unnöthig sein, zu bemerken, daß er in der Tendenz immer streng sittlich ist, wenn er gleich im Ausdruck die volle Freiheit der niederdeutschen Naivetät benutzt.

Was ich von diesem fruchtbarsten aller vlämischen Schriftsteller gebe, ist so gut wie Nichts, doch hätte ich statt zwei Stücke zwanzig, ja selbst zweihundert gegeben, so wäre es

immer noch Nichts im Verhältniß zu der Masse seines Hervorgebrachten. Als ich ihn fragte, was er etwa übersetzt wünsche, stellte er es zuerst mir gänzlich anheim, dann sagte er: „wenn ich etwas vorziehen sollte, so würde es diese Kleinigkeit sein.“ Er meinte „Natalia“, ein Gedicht in vier Elegieen, dem Andenken seiner Schwester gewidmet. Es war fünfundzwanzig enggedruckte Seiten lang; ich entschuldigte mich mit der Unmöglichkeit, dazu Zeit zu finden. Van Duyse sah mich sehr geringschätzig an: was konnte an einer Person sein, die sich vor vier Elegieen in Alexandrinern fürchtete? Und von seinem Standpunkt aus hatte er vollkommen Recht, denn wie gesagt: er ist von einer unermüdlichen metrischen Thätigkeit. Nicht genug, daß er in der Bibliographie von allen Schriftstellern am meisten Seiten einnimmt, ich habe auch keine Zeitschrift, kein Jahrbuch in die Hand genommen, ohne Van Duyse so und so oft zu finden. Von den beiden Proben, die ich mittheile, ist die Legende aus dem Genter Jahrbuch oder dem Antwerpner Musenalbum, das Lied aus dem „Sprachverband“. Seine dramatischen und prosaischen Schriften kenn' ich nur aus der Bibliographie.

Christoferus.

I

Offerus war ein Heide,
Ein Riese muthig und stark,
Das bebende Erdreich dröhnte
Vor seinem Fuß voll Mark.

Er diente einem König
Im reichen Kanaan,
Da hört' er einst die Reden
Von einem Edlen an.

Der sprach von einem König,
Dem Herren aller Herrn —
Offerus war verschwunden
Vom Hofe seines Herrn.

Er wollte dem Größten dienen,
Er diente, willig und gern,
Mit unermüdetem Arme
Dem großen Christenherrn.

II.

Einst klang bei einem Festmahl
Zur Harfe ein Gesang,
In welchem unversehens
Der Name des Teufels klang.

Es schlug ein Kreuz der König,
Durch plötzliche Furcht entstellt —
„Ihr machtet eben ein Zeichen.“
Sprach der erstaunte Held.

„Was für ein Zeichen, Herr König?“
Der König zauderte lang —
„Und wollt' Ihr's mir nicht sagen,
So geh' ich meinen Gang.“

Der Fürst sprach leis: „Dies Zeichen
Entwaffnet des Teufels Macht“ —
„So ist denn größer als Eure,
Herr König, des Teufels Macht?“

III.

Offerus war verschwunden,
Und ritt gemächlich fort,
Es fiel herab der Abend,
Und einsam war der Ort.

Beim Licht des Mond's, der traurig
Gleich einer Grablamp' schien,
Sieht einen schwarzen Zug er
Verschwindend von ferne zieh'n.

Er giebt dem Roß die Sporen,
Der Zug steht auf sein Halt;
Entsetzlich war der Hauptmann,
Von borstiger Gestalt.

„Wer seid Ihr, Herr?" — „Der Teufel"
— „Den eben suche ich —
Ich will Euch treulich dienen —"
— „Schließ' an den Andern dich."

„Nicht dorthin!" kreischt der Hauptmann,
Der einem Kreuzweg nah,
Wo er mit rollenden Augen
Ein hölzern Kreuz ersah.

„Warum denn nicht, Herr Teufel?"
Der Teufel zauderte lang.
„Und wollt Ihr's mir nicht sagen,
So geh' ich meinen Gang."

Er seufzte: „Das Kreuz Christi
Bezwinget meine Macht."
— „So? größer als die Eure,
Herr Teufel, ist Christi Macht?"

IV.

Offerus war verschwunden,
In einem tiefen Wald,
Da brach er durch das Zweigwerk
Mit ruhiger Gewalt.

Er kam an eine Klause,
Allwo ein Eremit
Zu Gott dem Herren dankend
Erhob sein Morgenlied.

„Ehrwürd'ger Vater, könnt Ihr
Mir sagen, wo Christus ist?“ —
— „Im Himmel, wo er thronet,
„Auf Erden, wo du bist.“

„Verzeiht, ehrwürd'ger Vater,
Das kann ich nicht versteh'n.“
— „Du dienst ihm nicht, du Armer —
Ich hab' es wohl geseh'n.“

— „Und wie denn kann ich ihm dienen?“
— „Durch Fasten, Wachen und Fleh'n —“
— „Kann ich nicht anders ihm dienen,
Da fürcht' ich, wird es nicht geh'n.“

„Wohl — siehst du jenen Mühlstrom,
Der brausend und brüllend rollt?
Schon Manchen verschlungen hat er,
Der dort hinübergewollt.

„Bau' dort dir eine Klause,
Und will nach jenem Strand
Ein Reisender hinüber,
So leih' ihm die Bruderhand.

„So wirst du Christus dienen,
Ihm dienen als ein Christ,
Dem seiner heil'gen Gebote
Höchstes die Liebe ist.“

V.

Er baute sich eine Klause,
Brach einen Baum im Wald,
Als Stab, darauf zu stützen
Sich in des Wassers Gewalt.

Und trug er hindurch die Wand'rer,
So ging's ihm bis an die Knie,
Dann sagten sie: „Ehre sei Christus!"
Und mehr verlangt' er nie.

Und einst bei brüllendem Sturme
Schlief friedlich der Held im Herrn,
Da klagte draußen ein Kindlein:
Hinüber möcht' es gern.

Auf springt er vom Blätterlager,
Ergreift das Kindelein
Und trägt, am Baum sich haltend,
Es in die Flut hinein.

Und wilder ward das Wasser,
Und schwerer das Kind — der Held
Der schwankt' und sprach: „es ist mir,
Als trüg' ich eine Welt."

„Nicht trägst du die Welt, doch trägst du
Ihn, welcher Alles schuf,
Der aus dem Nichts die Welten
Gerufen mit Schöpferruf.

„Du bist mir treu gewesen,
So komme denn taufen dich
Im Namen des Vaters, des Sohnes
Und des heiligen Geistes ich."

„Du bist nicht mehr Offerus,
Du bist kein Heide mehr,
Christoferus sollst du heißen,
Und dein Vater ist der Herr.

„Und daß ich wahrlich Christus,
Das sollst du daraus seh'n —
Pflanz' deinen Stab — am Morgen
Wird er in Blättern steh'n."

Die Wellen waren gesunken,
Der Sturm ward leiser Wind,
Christoferus — er fühlte
Und sah nicht mehr das Kind.

Mit frommen Händen pflanzt' er
Den Stab in den Ufersand,
Und als der Morgen anbrach,
Der Stab voll Blätter stand.

Und weiter stieg er und trug er
Trotz Wetter und trotz Wind,
Und dient' in seinen Brüdern
Dem süßen Christuskind.

Und war er müde, dann kam er
Ausruh'n am Stromesrand,
Im Schatten des Stabes, der immer
Voll grüner Blätter stand.

Und endlich kam die Stunde,
In welcher der Herr ihn rief,
In welcher der Christusträger
Auf ewig sanft entschlief.

Kinderwunsch.

„Lieber Knabe, süßer Bruder,
Dessen reine Unschuldsruh
Noch der Sünde Hauch nicht trübte,
Engelchen des Himmes du —

„Wie ein Vater liebt der Herr dich,
Der beständig dich umschwebt,
Oder nein, gleich einer Mutter,
Die in ihrem Liebling lebt.

In dem Antlitz deiner Eltern
Drückte sich sein Bildniß ab;
Ehren sollst du sie und lieben
Von der Wiege bis zum Grab.

Doch du weißt noch nichts vom Grabe —
Blumen nur von hellerm Schein
Siehst aus seinem Schooß du sprießen,
Und du sammelst froh sie ein.

„Brich die Blumen ab zum Kranze
Deiner frohen Kinderzeit,
Niemals darf ein Kirchhof stören
Deine reine Heiterkeit.

„Denn wenn einstmals du dich hinlegst,
Liebes Kind, zur letzten Ruh',
Werd' ich dich gen Himmel führen,
Und da siehst den Bruder du."

Und das Kind es sah den Engel
An mit lächelndem Gesicht:
„Führe mich zu meinem Bruder,
Sah ihn schon so lange nicht.

„Und es kann die kleine Schwester
Pflücken einen schönen Kranz
Sich auf meinem Rasenbettchen,
Wenn es wieder Maienglanz."

Willem Tell, treurspel in vyf bedryven. Antwerpen 1836.

De Stoomwagen, dichtbespiegeling by het openen des yzeren wegs van Dendermonde op Mechelen (2 january 1837) met eene engelsche navolging. Gent.

Verwelkomsgroet aen den kunstschilder J. van den Abeele, by zyne terugkomst uit Rome binnen zyne vaterstad. Gent 1837.

Tobias Morgenlied, bybelbespiegeling, aen den heer Fierens, doctor in de medecynen. Gent 1837.

De invloed der yzeren wegen op de nyverheid en volksbeschaving. Lierzang, opgedragen aen de stad Gent, ter gelegenheid van de opening des yzeren wegs van Dendermonde op Gent, den 28 september 1837. Nach seinem französischen Preisgedichte.

Tooneelbundeltjen. Gent 1838.

Gerem Goethals, ballade uit den riddertyd. Gent 1839.

De gentsche vaderbeul. Gent 1839. Bekrönt mit der goldnen Medaille durch die Gesellschaft der schönen Künste zu Gent.

Gent, dichtbespiegeling. Gent 1839.

Vaterlandsche poezy. Gent 1839.

Feestkrans voor den weledelen heer Em. Bruno - Quaetfaslem. Gent 1839.

Jubelkrans voor de eerwaerde zuster Scholastica Clays. Gent 1839.

Jubelkrans voor de eerwaerde zuster Theresia van Nese, opgedragen in't Zwarte Zusterhuis te Dendermonde. Gent 1839.

Rubens' menschlievenheid, oorspronkelyk tooneelspel met zang, in drie bedryven en zes tafereelen. Antwerpen 1846.

De Lekkerbek zonder geld, vervlaemscht blyspel met zang in een bedryf (naer Scribe). Antwerpen 1840.

Antoon van Dyck, of de reis naer Italie, blyspel met zang in drie bedryven. Antwerpen 1841.

De zwarte Zuster. Gent 1841.

Natalia, elegien. Gent 1842.

Vader Adam Vlaminc, eene scone sproke. Gent 1842.

De spellingsoorlog, luimig heldendicht in vier zangen, met aentteekeningen. Gent 1842.

Godfried, of de godsdienst op't veld, in vyf zangen. Gent. 1842.

Aen de nieuwe zangmaetschappy Volherding, te Wetteren 1842.

Belegering van Dendermonde door Lodewyck XIV, historisch tafereel. Gent 1842.
Paul en Virginie naer Bernardin St. Pierre. Antwerpen 1843.
Groentje in 4 zangen, met andere luimige Gedichten naer Gresset. Antwerpen 1843.
Aen de Gentsche burgertooneelisten. Gent 1844.
Gedichtjes voor kinderen. Gent 1844.
Philips-de-Goede en de Dronkaerd, vaudeville in drie bedryven. Antwerpen 1845.
Herinneringen aen het feest gevierd te Merckem, den 20 augustus 1844, ter eere van Sidronius Hosschius. Gent 1845.
Simon Stevin, naer Voorduins bekroond werk met eenige dichtstukken. Brussel 1846.
De Zeilwagen van Simon Stevin, naer de latijnsche gedichten van Hugo Grotius. Gent 1846.
De erbermelicke wee-clachte van Simon Stevin van Brugge. Nieupoort 1846.
Het Klaverblad, romancen, legenden, sagen. Brussel 1848.
De zang des germaenschen slaefs, oud makker van Ambiorix, op een festyn binnen Rome. Antwerpen 1849.
Nieuwe kinderdichtjes. Gent 1849.
Dichtbespiegeling naer Thomas à Kempis, gevolgd van Natalia, in vier Zangen. Dendermonde 1850.
Rede voor die koningin, in october 1850. Gent 1850.
Jubelkrans van Jos. Canneel, sinto 50 jaren drukker.
Rede voor de koningin der Belgen. Gent 1850.
Christiana. Legende. Tafereel in dichtten behoeve der te herstellen aloude doopront van O. L. V. te Dendermonde. Dendermonde 1854.
Gent, xxij. april MDCCCLV. Gent.
Het huisgezin des meubelmakers. Naer het fransch. Gent 1854.
By de vyf-en-twintigste verjaring der September-feesten. Gent 1857.
Antwerpen by het vierde eeuwgetyde van Sint-Lucas-gilde, in twee zangen. Antwerpen 1855. Theils in Musik gesetzt von Leo von Burbure.
Olivier de duivel. Brussel.
Merkwaerdige land-en zeereisen. Gent. Mit C. L. de Vrieze.
Jakob van Artevelde. Episch verhael in acht zangen. Gent 1858.

Van Hasselt, (André Constant), geboren zu Maestricht, seit 1850 Inspector der Normalschulen, wirkliches Mitglied der königlichen Akademie von Belgien, des historischen Instituts

von Frankreich u. a., jetzt wohnhaft in Brüssel. Hauptsächlich ausgezeichnet als französischer Dichter, in welcher Eigenschaft Alexander Dümas in einem Artikel über die Poesie in Belgien, Revue de Paris 1855, auf seine gewöhnliche Weise von ihm spricht, nämlich so, daß man nicht recht weiß, wo die Wahrheit aufhört und wo die Dichtung anfängt. Alexander Dümas brauchte nämlich in Brüssel im Zeitraume von drei Tagen einen Uebersetzer aus dem Spanischen, einen aus dem Blämischen, einen aus dem „Germanischen“, einen aus dem „Skandinavischen“ und endlich Jemand, der ihm eine griechische Inschrift machen könnte. Er bekam Alles gemacht, was er brauchte, lud die sämmtlichen fünf hülfreichen Herren zum Thee ein, und sie erschienen sämmtlich in der Person des Herrn van Hasselt, von welchem Dümas an demselben Morgen einen Band vortrefflicher französischer Poesieen in den Händen gehabt hatte. Da ich keine bessere Schilderung von Herrn Van Hasselt machen könnte, und wenn ich auch die allerausführlichste Biographie von ihm hätte, so habe ich mir an dem Artikel von Dümas und an den Notizen genügen lassen, welche ich in der Biographie Génerale des Belges fand. Was die beiden Gedichte betrifft, welche ich übersetzte, so bin ich nicht ganz sicher, daß sie nicht deutsch gewesen sind, bevor sie blämisch wurden. Sie haben einen sehr deutschen Klang und übersetzten sich mit einer ganz wunderbaren Leichtigkeit, und Van Hasselt soll sich öfter den Scherz machen, seine meisterhaften Uebertragungen aus dem Deutschen als eigne Hervorbringungen zu geben. Gewiß ist es, daß ich unter dem Namen Jan Van Limburg, welchen man mir als ein Pseudonym von ihm bezeichnete, mehrere Lieder von Heine fand. Gelesen hab' ich die beiden Lieder im Deutschen nicht, indessen kenne ich auch nicht jedes Lied in der deutschen Sprache. Sind sie originell, so sind sie ebenso gut, wie das Blämische in ihnen weich und melodisch ist.

Ein schön Kinderliedchen von Unserer Lieben Frau.

O Born von süßer Himmelsgnade,
O Königin der Engelnschaar,
Maria, heller Stern der Liebe,
Mach' deine Lieb' uns offenbar.
Laß' sie mit ihrem Streben allen
Auf deine Kinder niederfallen,
Maria, o Maria!

Du reine Blum' im Himmelsgarten,
Du keusche Rose hold und schön,
Du weiße Lilie, die der Herre
Verpflanzt auf seine Glorienhöh'n,
Laß' deinen Duft in's Innre ziehen
Der Kleinen, die hier vor dir knieen,
Maria, o Maria!

Du Rebe von den Hügeln Sions,
Du überird'scher Cedernbaum,
Du Weide, die mit grünen Zweigen
Steht trauern an der Wasser Saum,
Gieb deinen Schatten allen Herzen,
Die zucken unter ird'schen Schmerzen!
Maria, o Maria!

Du Mutter, schwer geprüft auf Erden,
Die unterm Kreuz so bitter litt,
Als mit dem Tod für uns're Sünden
Dein Sohn, der gute Jesus, stritt,
O laß' uns deine Schmerzen theilen,
Um uns vom Sündigen zu heilen,
Maria, o Maria!

Du Mutter Gottes, Freudenreiche,
Die, selig durch den Herrn belohnt,

In seinem ew'gen Königreiche
Bei ihrem Sohn, bei Jesus, thront,
Gieb, daß wenn irdisch wir begraben,
Wir Theil an deinem Himmel haben,
Maria, o Maria!

Der alte Soldat.

Mein Rock ist zerrissen,
Im Haus ist kein Brod,
Und stand doch zu Wagram —
Der Kaiser ist todt.

Die Hand ward zerschmettert
Von öst'reichschem Schrot,
Und trug einst den Adler —
Der Kaiser ist todt!

Mein Herz ist gebrochen
In Kummer und Noth,
Nichts kann ich mehr hoffen —
Der Kaiser ist todt.

Het gouden boeksken. Brussel 1845.
Het dorp der goudmakers, een leerryk en vermakelyk volkesboek, vry omgewerkt naer Heinrich Zschokke. Antwerpen 1845.

Van Kerkhoven (Petrus Frans) geboren zu Antwerpen den 11. November 1818, nach andern Nachrichten den 10. November 1816. Seine Eltern hießen Adriaan Antoon und Maria Elisabeth Peeters und gehörten dem kleinen Handelsstande an. Er besuchte vier Jahr lang das Athenäum von Antwerpen und ging dann im Jahr 1836 nach Bologna, um dort auf dem

Jacobskollegium Medicin zu studiren. Wie ich in einer handschriftlichen Notiz seines Freundes Peter Dumont finde, war die Politik die Ursache, daß er 1840 ohne das Doktordiplom zurückkehrte. Von Andern, die ihn kannten, hörte ich, daß auch in seinen religiösen Ansichten während seines Aufenthaltes in Italien eine völlige Veränderung vor sich gegangen sei. Wo er sonst den Vorwurf zu großer Freisinnigkeit gemacht hatte, da machte er später den zu großer Strenggläubigkeit. Bereits im Jahre 1839 war ein Gedicht von ihm, welches er 1836 geschrieben hatte, im „Genter Jahrbüchlein" erschienen und von Rens mit einigen Worten eingeführt worden, welche auf den „jungen Antwerpner, der selbst in der Ferne der Sprache seiner Väter nicht vergessen," aufmerksam machten. Bald nach seiner Rückkehr griff Van Kerkhoven kräftig in die vlämische Literatur ein, indem er den „Nordstern", ein belletristisches Journal, herausgab, in dessen erster Nummer man die Namen von Conscience und De Laet findet. Van Kerkhoven selbst lieferte sowohl poetische wie prosaische Beiträge, und übernahm zugleich die Kritik. Es ist nicht zu läugnen, daß er sie mit großer Gewandtheit handhabte. Hätte es ihm nicht etwas an der Anerkennung fremden Verdienstes gefehlt, so würde er sich ein wirkliches und großes mehr um die vlämische Literatur erworben haben: er hätte die Kritik ausüben können, wie sie ausgeübt werden soll. Die Begabung dazu hatte er.

Nachdem er zwei Jahre lang dem Lehrgang im bürgerlichen Hospital zu Antwerpen gefolgt, gab er die Medicin ganz auf. Auch der Handel, auf den er sich im Comptoir seines Vaters zu legen gedachte, sagte ihm nicht zu, und so ward er 1849, einige Zeit vor dem Tode seines Vaters, Schreiber bei der Gemeindeverwaltung von Antwerpen. 1856 wurde er zum Oberbeamten ernannt.

Als Literat ist Van Kerkhoven der thätigste von allen Vlamingen gewesen. Er hat sowohl nicht nur Gedichte wie Dramen, sowohl Romane wie Novellen geliefert und Alles

in nicht geringer Anzahl, er hat auch von 1840—42 den „Nordstern,“ von 1845—46 das „Kunst- und Literaturblatt“ und endlich von 1847—1857 den „Vlämischen Rederyker“ redigirt und besonders den letzten fast ganz allein geschrieben. Außer den Sachen, welche er mit seinem Namen unterzeichnet hat, finden sich viele, unter denen nur seine Chiffre steht und eine Menge italiänischer Novellen unter dem allgemeinen Titel: „Aus meinem Tagebuche,“ welche, obwohl ohne Namen, doch nur von ihm herrühren können, indem er außer Du Mont der einzige Vlaming ist, welcher italiänische Stoffe gewählt hat. Ferdinand Van Tergow sagt in seiner Lobrede auf Van Kerkhoven: „Italien war für den gefühlvollen Jüngling die Geburtsstätte seines Talents, der Boden, wo unter dem glänzendsten der Himmel seine ersten Gedanken keimten, groß wurden und blühten.“ Zugleich sagt Van Tergow, daß Van Kerkhoven vielleicht darum minder populair geworden, weil er einem Publikum, welches bis jetzt nur noch der Rührung durch Gefühle fähig sei, bereits das Interesse für Gedankenprobleme zugemuthet habe. Gewiß ist es, daß sein Talent kein vlämisches, sondern mehr das eines französischen Feuilletonisten ist. Seine größten Vorzüge sind Leichtigkeit in der Behandlung und Reichlichkeit in der Erfindung. So viel jedoch von Van Kerkhoven da ist, so wenig werde ich geben; man wählt schwer, wenn man gar zu viel Wahl hat. Und so habe ich mich denn mit zwei Liedern und einer ganz kleinen Skizze begnügt, welche zuerst im Nordstern und dann in dem Bändchen „Für's Volk“ erschien und mich gleich beim ersten Lesen durch eine eigenthümliche Fassung traf.

Das Vaterland.

Kein Land ist schöner als das Land,
Wo sich zum ersten Mal
Gespiegelt hat in unserm Blick
Ein warmer Sonnenstrahl.

Wo wir den ersten Schrei gethan,
 Wo uns der Eltern Hand
Zuerst gewiegt, zuerst geführt —
 Es ist das Vaterland.

Kein Land ist schöner als das Land,
 Wo wir zuerst gelacht,
Und wo die erste Traurigkeit
 Zu Thränen uns gebracht.
Wo uns zuerst der Rose Duft
 Gelockt, und wir die Hand
Zuerst an Dornen uns geritzt —
 Es ist das Vaterland.

Kein Land ist schöner als das Land,
 Wo Freudigkeit und Schmerz
Und süße Lust und bitter Leid
 Beweget unser Herz.
An diesen Boden fesselt uns
 Ein unzerreißbar Band,
Wir leben und wir sterben da —
 Es ist das Vaterland.

Schön und schöner.

Schön, ja, ist es, wenn die Lüftchen
Abends in dem duft'gen Hain
Durch die weichbelaubten Hecken
Spielend tragen ihren Reih'n.
Doch wenn meines Mädchens Locken
Und ihr Antlitz blühendschön
Sanft der Zephyr küßt und streichelt,
O dann ist es doppelt schön!

Schön auch ist das stille Stralen
Von des Mondes Angesicht,

Und im dunkeln Himmelsraume
All' der tausend Sterne Licht,
Aber wenn des Mondes Schimmer
Wiederscheint nach seinen Höh'n
Aus den Augen der Geliebten,
O dann ist es wunderschön.

Schön ist's endlich mit dem Abend,
Müde von des Tages Noth,
Leis' hinab den Strom zu treiben,
Sitzend in dem leichten Boot.
Doch wenn Liebesworte flüstern
In des Wassers lind Getön,
Und mein Lieb mich heimlich küsset,
Dann ist's unvergleichlich schön.

Die drei Kinder.

I.

Es waren drei Mädchen, drei Schwesterchen. Keine hatte noch ihr zehntes Jahr erreicht.

Sie schienen drei Blumen auf einem Stengel, aber die Stürme des Lebens hatten sie bleich und welk gemacht.

Weil sie arm waren und dem niederen Volke angehörten, war die Blüte der Kindheit nicht auf ihren Wangen, und die sanften Züge ihrer lieblichen Gesichter flößten den kalten Herzen keine Theilnahme ein, weil ihre Kleider armselig und unordentlich aussahen. Den Kindern fehlte ihr Lebenslicht — sie hatten keine Mutter mehr.

Und ihr Vater war krank und lang matt zu Bette und

litt zwiefach, denn er konnte nicht das Nothwendige für seine Kinder verdienen.

Und doch lebten sie, denn der Hunger ist eine Krankheit, die lange währt.

II.

Es war Winter und die Kälte war furchtbar.

Die drei kleinen Mädchen verließen des Abends ihre arme Wohnung und gingen dahin, wo Müßiggänger zu Gelagen versammelt waren.

Und da ließ das älteste der drei Schwesterchen mit den kalten erstarrten Fingerchen ein Saitenspiel schwirren, und die beiden andern mischten ihre feinen kraftlosen Stimmchen in das rasende Getöse der Schlemmer.

Und ohne Mitleid hörte man das einfache Lied der unglücklichen Kinder an.

Und wie ein Paar armen Hunden warf man ihnen dann und wann mit unfreundlichem Gesicht ein Stück Geld hin, um — der Last überhoben zu sein. Und Niemand verstand das nagende Herzeleid, das bittere Elend, welches auf dem Antlitz der Kleinen zu lesen stand.

Niemand las in den lichtbraunen Augen der ältesten Schwester, welches Weh schon in ihrem jungen Herzen wohnte; Niemand sah, mit was für zärtlichem Mitleiden sie von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihre jüngeren Schwestern warf.

Und trostlos und erstarrt vor Kälte kehrten die drei Kinder heim und fanden auf dem Heerde kein Fünkchen Feuer, um sich zu wärmen.

Dann drückte der Vater seine drei kleinen Mädchen an seine Brust, und aus seinen Augen quollen heiße Thränen.

Aber auch die Thränen waren machtlos.

Und zitternd vor Frost sprachen die Kinder ihr Abendgebet und streckten dann die matten Gliedmaßen auf das kalte Stroh hin.

Sie klagten ihre Noth der Jungfrau des Himmels und baten Gott um Erleichterung.

Der Schlaf entwich ihrem Lager, und die Kälte allein blieb ihre treue Genossin.

III.

Und die Kälte wurde von Tag zu Tag härter und die Noth der drei Kinder und des unglücklichen Vaters immer grausamer.

Mit genauer Noth bekamen sie genug zu ihrem Unterhalt, und immer noch zeigte kein Sterblicher Erbarmen.

Endlich wurde sogar die arme Wohnung dem unglücklichen Vater aufgesagt und binnen Kurzem sollte die Satzung des menschlichen Rechtes zur Ausführung gebracht werden, und die Unglücklichen sollten sich ohne Zufluchtsort sehen.

Eines Abends, als die drei Kinder wiederum bebend vor Kälte in die Wohnung traten, wurde ihr Antlitz auf ein Mal belebt, denn sie sahen ihren Vater an einem glühenden Feuer sitzen und sich wärmen. Voll Freude hielten sie ihre zarten Hände über die glühenden Kohlen, und frohe Erkenntlichkeit strahlte aus ihren Blicken.

„Kommt, Kinder," sprach der Vater, „und wärmt Euch."

Und mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit küßte er eine jede seiner Töchter. Die Mädchen wärmten sich und waren froh.

Des andern Tages frühmorgens hatte Aller Leid ein Ende genommen.

Diese Skizze zeigt außer ihrer Eigenthümlichkeit auch noch eine der Eigenthümlichkeiten des Verfassers: die, mehrere Familienglieder gern durch ein ganz gleiches Schicksal treffen zu lassen. In „Jan Reim" starben die vier Kinder der Familie eines nach dem andern an der Cholera, in dem „wunderbaren Buche" wird zuerst der Vater, dann der älteste Sohn und endlich auch der jüngste und letzte durch das Lesen der Bibel verrückt.

Der erste Roman, mit welchem Van Kerckhoven auftrat, hieß „Jack, oder eine arme Familie," sein letzter „Zwei Gottlose" war unter dem Pseudonym von Jan de Vry erschienen und wurde in der Revue critique sehr lobend besprochen. „Daniel oder Kampf und Sieg" wurde 1847 zugleich mit „Ferdinand der Seeräuber" in's Deutsche übersetzt, dieser letztere Roman 1849 noch ein Mal.

Van Kerckhoven wurde mehrfach bekrönt. 1845 zu Antwerpen für „Eine kurze Geschichte des Zustandes der Malerei und der Literatur im XIV. Jahrhundert," und für ein Gedicht auf Karl den Kühnen. 1845 zu Gent mit einem Gedicht auf Jakob Van Artevelde. 1845 zu Brügge für eine Lobrede auf Simon Stevin, und für das geschichtliche Drama „Richilde," welches er gemeinschaftlich mit Emmanuel Rosseels geschrieben. 1857 endlich für ein Drama „Zwei Nätherinnen", ein Titel, unter welchem er bereits eine Novelle geschrieben hatte. Dieser letzte Preis war ihm zu Brüssel zuerkannt worden, wo der „Weingarten" bei Gelegenheit seiner zweihundertjährigen Jubelfeier einen Preiskampf für Drama und Lustspiel ausgeschrieben hatte. Zugleich wurde Van Kerckhoven

für sein Lustspiel „Eine Kopfliebe" eine ehrenvolle Meldung zu Theil.

Van Kerckhoven litt bereits seit mehr als fünf Monaten an der Luftröhrenschwindsucht, welche ihn in's Grab gebracht hat; darum mußte er die, welche ihm Glück wünschen kamen, auf dem Krankenbette empfangen. Es war am 22. Juni 1857, um 9 Uhr Abends, daß ihm zu Ehren wieder ein Mal eine ächt vlämische Manifestation stattfand. An zwanzig Gesellschaften, darunter der „Vlämische Bund," die „Vlämische Gesellschaft," der „Oelzweig," der „Kunstverband," die „Van Maerlants Söhne," der „Scheldeklang," das „Morgenroth," die „freie Kunst," die „Eintracht," der „Gretry," versammelten sich an der Börse, und zogen mit der Musik der „Kunstfreunde" und ungefähr 120 Fackeln nach der Louisenstraße, wo Van Kerckhoven wohnte. Nach dem Vortrag eines Musikstückes durch die „Kunstfreunde" und dem Singen eines vaterländischen Chors durch den „Gretry," begaben sich die Abgeordneten der Gesellschaften hinauf, und Ludwig Gerrits, als Präsident der Commission, welche die Manifestation angeordnet und geleitet, richtete eine kurze aber herzliche Ansprache an den Kranken, welche dieser seiner geringen Kraft nach beantwortete.

Am 1. August war Van Kerckhoven nicht mehr. Bei seinem Begräbnisse, welches am 4. August stattfand, sprachen Verspreeuwen, Jan Van Ryswyck, Varas, Destanberg, Van der Voort und Van Duyse. Dieser letztere erzählte von dem Verstorbenen einen Zug, welcher nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Van Kerckhoven hatte in Brügge als Preis für seine Lobrede auf Simon Stevin die Summe von 300 Franken erhalten und wollte mit dieser für ihn nicht unbedeutenden Summe eben wieder die Stadt verlassen, als er einer armen fremden Familie begegnete, welche aus Mangel an Mitteln ihre Reise nicht fortsetzen konnte. Durch ihren Anblick getroffen, hielt er auf seinem Wege zur Eisenbahn

an, befragte die Bedürftigen und Hülflosen, und gab ihnen augenblicklich ein Billet von hundert Franken.

Van Kerckhoven hatte sich am 7. Juni 1841 mit Anna Maria Verbaet verheirathet, und aus dieser sehr glücklichen Ehe mehrere Kinder. Eines derselben, das älteste, ein Knabe von funfzehn Jahren, nahm bei dem Jubelfest des „Weingartens" den Preis für den Vater in Empfang. 1852 war Van Kerckhoven Ritter des Leopoldordens geworden. 1841 wurde er wirkliches Mitglied, sowie erster Sekretair des „Oelzweiges." 1843 stiftete er die Sanggenossenschaft „die Scheldesöhne," welcher er als Präsident vorstand. Ebenso war er wirkliches Mitglied von der Abtheilung für vlämische Literatur in dem Verband von Künsten, Literatur und Wissenschaften zu Antwerpen und correspondirendes Mitglied der archäologischen Gesellschaft zu Antwerpen, der Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk" zu Gent, der Gesellschaft „die Rose" zu Löwen, der literarischen Gesellschaft zu Leiden u. a. Um seine Biographie so vollständig wie möglich zu geben, benutzte ich außer handschriftlichen Notizen von Dumont, Sleeckx und Genard noch Van Tergows am 7. November 1857 in einer Sitzung des Oelzweiges gehaltene Lobrede, den Artikel, welchen Rens im „Niederdeutschen Jahrbüchlein" 1858 über Van Kerckhoven giebt, und endlich den „Weingarten" vom 7. Juni und vom 12. Juli 1857.

Hildane de Gitana. Noordstar 1840.
Marietta en Leonardo. Eene venetianische geschiedenis. Noordstar 1840.
Gozewyn, graef van Stryen. Een dichtkundig verhael uit de middeleeuwen. Antwerpen 1841.
De drie Kinderen. Noordstar 1841.
Fabricius en lange Margriet. Noordstar 1841.
Te Venetien. Noordstar 1841.
Oud Belgie, twee dichtkundige tafereelen uit de oude geschiedenis des vaderlands. Antwerpen 1842.
Jack of een arm huisgezin. Antwerpen 1842.

De graef van Steenburg. Noordstar 1842.
Professor Severius. Noordstar 1842.
De Koopmansklerk, eene Antwerpsche zedenschets. Antwerpen 1843.
Vlaemsch taelverbond, volledige beschryving der algemeene letterkundige vergadering en van het daropvolgende feest, gehouden te Brussel, den elfden february 1844, met eene inleiding. Antwerpen 1844.
Daniel, roman. Antwerpen 1845.
Fernand de zeerover, marineschets. Antwerpen 1845.
Over den toestand der schilder- en letterkunde in de XVI eeuw, gevolgd door eene lofrede op Otto van Veen. Bekroond door de maetschappy ter aenmoediging van Schoone Kunsten te Antwerpen. Antwerpen 1845.
Karel de stoute, gedicht. 1845.
Jakob Van Artevelde, gedicht. 1845.
Gedichten en Balladen. Antwerpen 1846.
Lof en levenschets van Simon Stevin. Bekroond en uitgegeven door de Maetschappy van tooneel- en letterkunde: Yver en broedermin. Brugge 1846.
De vlaemsche beweging. Een word aen het publieck en aen de vlaemsche schryvers. Antwerpen 1847.
Richilde, drama in vyf bedryven. Met Emmanuel Rosseels. Brugge 1847
Een noodlottig geheim. De vlaemsche Rederyker 1847.
Kristiaen, een verhael. De vlaemsche Rederyker. 1847—1848.
Ziel en lichaem, roman. Antwerpen 1848.
Laet God de wraek, een verhael uit den lagen volksstand. De vlaemsche Rederyker. 1848.
Aen wie de schuld? een verhael.
Hoe men mensch wordt, een verhael.
Voor' t Volk. Volksverhalen. Antwerpen 1849.
Avondlezingen. Brussel 1849.
Ons vaderland, gedicht. De vlaemsche Rederyker 1849.
Pieter de Zwyger.
Eene herinnering uit Italiën.
De gestraefte Wraek, drama in 2 bedryven. 1850.
Bernhart, een verhael. De vlaemsche Rederyker 1850.
Jets over de Venetianische republiek. De vlaemsche Rederyker 1850.
Eene opligting. De vlaemsche Rederyker 1850.
Gaetano en zyne bende. De vlaemsche Rederyker 1850.
Willem Middernacht. De vlaemsche Rederyker 1850.
Liefde, een roman in brieven. Antwerpen 1851.
Wit en zwart, verhalen. Antwerpen 1851.
Jaloerschheid, volksdrama in twee bedryven. Antwerpen 1851.

Valentyn, een verhael. De vlaemsche Rederyker 1851.
Mevrouw de la Roche. De vlaemsche Rederyker 1851.
Jan Reim. De vlaemsche Rederyker 1851.
Uit myn dagboek. Fioretta. De vlaemsche Rederyker 1851.
Uit myn dagboek. Teresina. De vlaemsche Rederyker 1851.
Twee naeisters. De vlaemsche Rederyker. 1851—1852.
Uit myn dagboek. Sabina. De vlaemsche Rederyker. 1852.
Uit myn dagboek. Beatrice. De vlaemsche Rederyker 1852.
Verhandeling over het dierlyk magnetismus. De vlaemsche Rederyker 1852.
Boer en Edel, tooneelspel in dry bedryven. Antwerpen 1853.
Jets over de maetschappelyke hervorming. De vlaemsche Rederyker. 1853.
Uit myn dagboek. De occhiata. De vlaemsche Rederyker. 1853.
Uit myn dagboek. Marianna. De vlaemsche Rederyker 1853.
Reisherinneringen uit Italiën. Uit myn dagboek. Valeria. De vlaemsche Rederyker 1853.
Giannina. De vlaemsche Rederyker. 1854.
Muerschildering. De vlaemsche Rederyker 1854.
Reisherinneringen uit Italiën. Uit myn dagboek. De Molinara. De vlaemsche Rederyker 1854.
Twee Redevoeringen voorgedragen in den kunst- en letterkring te Antwerpen, in den loop der winterzittingen van het jaer 1853.
De dronkaerd, drama in dry bedryven. Antwerpen 1854.
De geschiedenis van een huis. De vlaemsche Rederyker. 1855.
Levenschets van Ludewyk Rysheuvels. De vlaemsche Rederyker 1855.
Kristina. De vlaemsche Rederyker 1855.
Marie Van Velten. De vlaemsche Rederyker 1855.
Twee katten voor eene doode musch, blyspel in een bedryf. Antwerpen 1855.
Fanny, tooneelspel in dry bedryven. Gent 1855.
Twee goddeloze, roman, geteekend Jan de Vry. Brussel 1855.

Van Ostayen, (Anton), geboren den 12. Juli 1807 zu Wunstwezel, Provinz Antwerpen an der holländischen Grenze, verlor schon mit zwei Jahren seinen Vater und mußte daher sich selbst herausarbeiten. Noch sehr jung ging er auf Reisen, durchstreifte einen Theil von Frankreich und blieb drei Jahr in Paris. Die Revolution von 1830 veranlaßte ihn zur

Rückkehr, er wurde in einem französischen Pensionat in der Umgegend von Antwerpen als Lehrer angestellt und blieb dort sechs Jahr. Dann richtete er sich in Antwerpen als Erzieher ein und verheirathete sich mit einer Frau, die er als höchst liebenswürdig schildert, die aber, noch jung, vor vier Jahren schon starb. Vater von fünf mutterlosen Kindern, vereinsamt im Herzen, hat Van Ostayen nicht mehr den Muth, launige Erzählungen zu reimen. Es ist das natürlich, aber Schade — er that es mit so viel Naturell. Nur die Länge dieser Dichtungen hält mich ab, eine zu geben, doch ist auch das folgende Gedicht eines von den besten in „Scherz und Ernst", und hat noch überdies das Verdienst, den gesunden Sinn des belgischen Volkes nach dem Leben zu schildern.

Der Socialist und der Heidebauer.

Ein fremder Mann kam einst daher
Entlang dem Heiderand,
Die Felder deckt' ein goldnes Meer,
Der Segen von Gottes Hand.
Die Leute schafften mit Genuß,
Und freuten sich am Ueberfluß,
Man ward auch wohl ein junges Paar
Hier oder dort im Holz gewahr —
O welche Lust!

Und große Wagen führte man,
Von Garben schwer, nach Hause',
Der Fremde sah dies Schauspiel an,
Und zürnend rief er aus:
„O dummes Volk, o Sklavenbrut,
Die ewig ihre Arbeit thut!
Das müht sich ab und keucht vor Fleiß
Und gibt den Reichen seinen Schweiß —
Elendes Volk!"

Der fremde Jeremiaston
An's Ohr der Bauern schlägt,
Da kommt ein alter Pachter schon,
Begrüßt den Mann und frägt —
„Tag, Herrschaft! sagt mir was ihr wollt,
Man sollte glauben, daß Ihr grellt —
Wo geht Ihr hin? woher kommt Ihr?
Kann ich Euch helfen, sagt es mir —
Wer seid Ihr, Mann?“

„Ich bin,“ so sprach er, „Socialist,
Den man in Frankreich kennt,
Auch Demokrat, auch Communist,
S'ist eins, wie man es nennt;
Wir stimmen völlig überein,
Wir wissen nichts von Mein und Dein,
Wir wollen alle Menschen gleich,
Und Einen wie den Andern reich —
Egalité!

„Ich hab' durchwandert dieses Land
Trotz Spott und dummem Hohn —“
Er nahm ein Büchlein in die Hand,
Fuhr fort in hohem Ton:
„Bevor ich geh', gesteht mir's zu,
Daß ich Euch weck' aus stumpfer Ruh' —
Empfanget diesen Lebensbronn,
Die reine Lehre von Proudhon,
Bürger Proudhon.

„Die Menschheit hebt mit dieser Lehr'
Sich herrlich aus dem Schlamm,
Nicht Obrigkeit, nicht Reichthum mehr,
Wir sind von einem Stamm.

Nicht länger quält uns Sklavenschmach,
Wir geben der Gewalt nicht nach,
Ein Diebstahl ist das Eigenthum,
So lehrt zu seinem ew'gen Ruhm
Bürger Proudhon.

„Die uns gezwungen, zwingen wir,
Mit Guillotin' und Dolch;
Sie stürzen, wenn nur wollen wir,
Die Stärke liegt im Volk.
Die Kinder auch, nach uns'rer Lehr',
Erkennen keine Eltern mehr,
Und Geld und Weiber sind gemein,
S'lebt Alles in den Tag hinein —
Vive Proudhon!"

Der Bauer sprach: „ich seh's, mein Herr,
Ihr seid so gut wie toll;
Gibt's denn nicht Narrenhäuser mehr?
Sind sie in Frankreich voll?
Da links könnt Ihr die Straße seh'n,
Wo Ihr g'radaus nach Gheel könnt geh'n —
Und Proudhon ist was Schlimmers noch,
Und käm' er her, er käm in's Loch,
Der Herr Proudhon.

„Glaubt Ihr, daß hier zu Land man hört
Auf solche Rederei?
Laßt uns nur ruhig ungestört
In uns'rer Sklaverei.
Ihr habt ganz Recht: wir sind zu dumm,
Wir scheren uns den Kuckuck d'rum,
Wir wissen nichts von Politik,
Nichts von französischer Republik,
Noch von Proudhon.

„Hab' Neunundneunzig schon erlebt,
Und Dreißig kenn' ich gut,
Und Achtundvierzig — Jeder bebt,
Der strömen sah das Blut.
Denkt Ihr, ich bin ein junger Wicht
Und kenne Eure Lehre nicht?
Noch immer denk' ich an die Zeit
Voll Plünd'rung und voll Grausamkeit —
Weg mit Proudhon!

„Ich hört' und hörte immerfort
Von all' der Liberté.
Wie, Tausend, war das andre Wort?
Ja so: Fraternité.
Man hat es mir gesagt zur Zeit,
Es heiße Brüdereinigkeit,
Man half einander aus der Noth,
Das heißt, man schlug einander todt.
A la Proudhon.

„Ihr sprecht von Frau'n, die allgemein —
Das wär' nun gar charmant!
Sagt doch, wer soll der Vater sein,
Ihr Herren voll Verstand?
Was — Sackerment und Sackerlot!
Ich hab' ein Weib wie Wein und Brod,
Und da soll so der Erste Best'
Mir Eier legen in mein Nest?
Dank Euch, Proudhon!

„Was heilig durch Natur und Brauch,
Vernichten wollt Ihr's gern,
Und die Egalité denn auch,
Die wäre für die Herrn.

Ein rechter Bruder Liederlich
Der hätte dann so viel wie ich —
Macht fort und laßt Euch nicht mehr seh'n,
Sonst könnt' es Euch noch schlimm ergeh'n,
Ihr Schobejack!

„Es glückt Euch hier nicht, Citoyen,
Steckt Euern Unsinn ein;
Auf jener Seite von Quivrain
Wird's sichrer für Euch sein.
Wir haben and're Männer hier,
Und was wir wollen, wissen wir —
Wir wollen weder Sanscülott,
Noch Barrikaden, noch Komplott,
Und keinen Proudhon."

Luim en Ernst, mengeldichten. Antwerpen 1852.

Van Peene, (Hypolit Johan), geboren den 1. Januar 1811 zu Caprycke, einem Dorfe in Ostvlandern, wurde von seinem Vater, der sich zugleich als Arzt und Schriftsteller auszeichnete, zum Studium der Medicin bestimmt, welches gewissermaßen erblich in der Familie war. Schon im frühesten Alter zeigte Hypolit Liebe für das Theater. Zehn Jahr alt ließ er zu Lowendeghem, wohin seine Eltern sich zurückgezogen hatten, auf ihre Kosten ein kleines Marionettentheater einrichten, bei welchem er sowohl Direktor der Truppe, wie Improvisator der Stücke war. In Gent, wo er studirte, nahm seine Neigung noch immer zu, und bald hatte er unter dem Namen der „Guten Freunde" eine Gesellschaft gestiftet, welche auf einem kleinen Theater in einem Hôtel, „de Duitsch", Lust- und Singspiele aufführte. Es gab kein vlämiches Schauspiel in Gent, denn die Gesellschaft der Rhetorika hatte längst mit

ihren Vorstellungen aufgehört, folglich war das Theater bald zu klein, und ein größeres wurde im „Saale der Flora“ errichtet. Die Uebersetzungen aus dem Französischen, welche das Repertoire des neuen Theaters bilden sollten, waren die ersten literarischen Arbeiten Hyppolits. Als man später auch in französischer Sprache spielte, war es der unermüdliche Hyppolit, dem fast immer die Hauptrolle übertragen wurde. Doch bald trat er das Fach der ersten Liebhaberin einem jungen Mädchen ab, welches sogleich beim ersten Auftreten einen ungewöhnlichen dramatischen Beruf bekundete. Es war 1833, daß Fräulein Virginie Miry in drei französischen Stücken debütirte. 1835, am 22. Januar, wurde die erste Originalarbeit Hyppolits, ein Vaudeville, La veillesse de Stanislas“ von der Gesellschaft der „Guten Freunde“ aufgeführt. Dann nahm der Ernst des Studiums den jungen Mann in Anspruch, und nachdem er 1837 Doktor geworden war, gehörte er so lange gänzlich seiner Wissenschaft an, bis er Bekanntschaft mit Van Duyse machte, eben als unter dem Titel „Bruderliebe und Spracheifer“ eine neue dramatische Gesellschaft gegründet worden war. Eines Tages, als Van Peene bei Van Duyse in dessen Cabinet auf dem Stadthause war, fiel das Gespräch auf die bekannte und von Van Duyse bereimte Anekdote von Kaiser Karl V. nnd der Laterne des Berchem'schen Bauers. „Ein vortrefflicher Vorwurf zu einem Vaudeville, diese Anekdote,“ sagte Van Peene. „Rein unmöglich, sie auf die Bühne zu bringen,“ antwortete Van Duyse. Eine Herausforderung erfolgte, versteht sich, eine literarische, das Ergebniß derselben kann man lesen, denn ich habe mich durch den drolligen Berchem'schen Bauer ausnahmsweise zur Uebersetzung von zwei Akten verführen lassen. Acht Tage nur waren vorüber, so erschien Van Peene, seine dramatisirte Anekdote in der Tasche, wieder bei Van Duyse. Was Van Duyse jetzt sagte, weiß ich nicht. Das Comité der neuen Gesellschaft nahm das Stück einstimmig an. Augenblicklich ging man an's Einstudiren, und Alles ließ den glücklichsten Erfolg voraussehen, nur mit der

Darstellerin Lysje's war der Verfasser in den Proben nich zufrieden. Fräulein Virginie Miry war inzwischen Frau Van Peene geworden, im Interesse der vlämischen Schauspielkunst sich über die hergebrachten Rücksichten hinwegsetzend, übergab Van Peene ihr die Rolle, von der so viel abhing. Frau Van Peene rechtfertigte das Vertrauen ihres Mannes. Am 31. Januar 1841 wurde das erste vlämische Vaudeville, welches seit 1830 geschrieben worden war, zum Besten der Armen im Theater der Rhetorika gespielt. Der Erfolg war groß, und noch heute gilt „Kaiser Karl und der Berchem'sche Bauer" als das populairste Stück Van Peene's. Auf allen Theatern beeiferte man sich, es zu bringen, und Frau Van Peene hatte ebensowohl ihren Ruf als vlämische Schauspielerin gegründet, wie ihr Mann den als vlämischer Dramatiker.

Ermuthigt durch den Erfolg ließ Van Peene schon zwei Monate später „Everaerd und Susanna" oder „Das buhlende Landmädchen", ein Drama in fünf Akten aufführen. Diesem folgten: den 19. September 1841 „Jakob Van Artevelde" oder „Sieben Jahr aus der Geschichte von Vlandern," den 6. Oktober 1842 „Röschen ohne Dornen." Den 20. Oktober 1842 „Van der Snieck." Den 29. Januar 1843 „Klaes Kapoen." Den 12. März 1843 „Till Eulenspiegel." Den 22. Oktober 1844 „Siska Van Roosemael." Den 12. Oktober 1845 „Ein Mann zu verheirathen." Den 9. Oktober 1845 „Weiß und Schwarz," Operette, mit Musik von Karl Miry. Den 8. Februar 1846 „Der Narr von Gravenhage." Den 27. Juni 1847 „Brigitta," Oper in drei Akten mit Musik von Karl Miry, gekrönt im Preiskampf zu Brügge und zum ersten Male bei der Einweihung des neuen vlämischen Theaters, (Theater Minard) aufgeführt. Den 19. Oktober 1847 „Wilhelm von Dampierre." Den 22. Oktober 1848 „Ein dummer Junge," Vaudeville, bekrönt von der Königlichen Gesellschaft „Die Fonteinisten." Den 1. März 1849 „Johann der Vierte," geschichtliches Drama, von derselben Gesellschaft bekrönt. Den 10. Februar 1850 „Adam

und Eva." Den 10. Oktober 1850 „Das Portrait." Den 16. Februar 1851 „Katharina." Den 10. März 1851 „Der Prophet", Parodie in fünf Akten. Den 5. Februar 1851 „Der Schlosser von Wyneghem." Den 7. März 1852 „Fortunatus Beutel." Den 10. Oktober 1852 „Die Narbe," und „Der Wehrwolf." Den 10. Februar 1853 „Der wandernde Jude," Parodie. Den 6. Juni 1853 „Der Veilchenstock," Vaudeville, bekrönt von der Gesellschaft „Bruderliebe und Spracheifer." Den 30 August 1853 „Der Dragoner von Latour," zur Vermählungsfeier des Herzogs von Brabant geschrieben. Den 19. März 1854 „Zwei Hähne und eine Henne." Den 1. Oktober 1854 „Der Sohn des Gefangenen" und „Tambour Janssens." Den 6. Mai 1855 „Vater Cats." Den 26. Mai 1855 „Das Belfort." Den 13. Januar 1856 „Baes Kimper." Den 12. Oktober 1856 „Die Frau, die ihren Mann aufbäckt." Den 4. Oktober 1857 „Abends im Mondschein." Den 15. Oktober 1857 „Der Wächter verliert." Ein großes neues Stück ist phantastischen Inhalts und heißt: „Die Welt in tausend Jahen." Es wurde ihm von der königlichen Schauspieldirektion im Haag aufgetragen, welche ihre Zufriedenheit darüber bezeigte, indem sie den beliebten und bekannten Schauspieler Victor Driessens eigens nach Gent sandte, um dem Verfasser „ein prächtiges Geschenk" zu überbringen. Nicht zufrieden mit dieser ungemeinen Thätigkeit im Vlämischen ließ Van Peene noch mehrere französische Opern aufführen, fast alle mit Musik von Karl Miry. Er selbst ist Musiker genug, um seine Vaudevilles setzen zu können. „Der vlämische Löwe," ein vaterländischer Gesang, wozu Karl Miry ebenfalls die Musik schrieb, ist sehr verbreitet, ebenso eine Menge von Gelegenheitsliedern.

Kaiser Karl und der Berchem'sche Bauer.

Lustspiel in zwei Aufzügen.

Personen.

Karl, genannt Kaiser Karl.
Peter Van Eeken, Bauer.
Liesjen, seine Tochter.
Franz, sein Knecht.
Marie, Regentin der Niederlande, des Kaisers Schwester.
Ein Thorhüter.
Zwei Hofleute.

Der erste Aufzug spielt auf dem Gehöft von Peter Van Eeken, der zweite am Hofe zu Brüssel.

Zeit 1540.

Erster Aufzug.

Eine Bauernküche. Thür im Hintergrunde. Rechts eine andere. Tisch und Stühle. An der Mauer eine Laterne. Es beginnt dunkel zu werden.

Erster Auftritt.

Franz, (den Spaten auf dem Rücken, nach draußen).

He! Ihr da, nehmt Euch in Acht, daß Ihr unterwegs nicht in den Graben kullert, und Ihr, Truitje, schlaft wohl und träumt lustig. (Kommt herein.) Wie, Liesjen noch nicht hier? Mir war's doch, als hätt' ich sie eben aus dem Kuhstalle kommen sehen. Na, da ich vom Kuhstalle rede — mir schlägt das Herz noch, wenn ich daran denke. Diesen Morgen, als sie melken saß, während ich meine Rüben stampfte, erzählte sie mir, sie hätte vergangene Nacht geträumt, wir gingen nach der Kirmeß und rührten da unsere Beine — hopsasa! — Schade, sagte sie, und dabei sah sie mich mit ihren losen Augen so an — Brr! — daß mir's kalt über den ganzen Leib lief. Nun, ich will, ihr Traum soll eintreffen. Heute Abend noch erkläre ich dem Baas meine Liebe — zu seiner Tochter. Na=

türlich wird er zuerst etwas knurren, das kann nicht anders ein, und gut noch, wenn's nur beim Knurren bleibt. Nun, Liesjen wird mich dafür um so lieber haben. Wie gesagt, so gethan, ich wag's! da ist sie — nun will ich 'mal hören. —

Zweiter Auftritt.

Liesjen, (mit einer kupfernen Milchkanne, Franz).

Franz.

Guten Abend, Liesjen! wie geht's, Liesjen?

Liesjen.

Da seid Ihr ja.

Franz.

Ich selbst, Liesjen, mit Leib und Seele.

Liesjen.

Und ich, die ich Euch überall suche, damit Ihr den Stall zumachet!

Franz.

Dumm, daß Ihr mich nicht gefunden habt — aber s'ist einerlei — ich werd's thun, wenn ich dem Grauen seine Metze Hafer trage.

Liesjen.

Vergeßt es ja nicht!

Franz.

Das ist, als sagtet Ihr: vergeßt Abend's, wenn Ihr schlafen geht, ja nicht, an Liesjen zu denken.

Liesjen.

Ja, aber es bleibt auch beim Denken. Ich bin sicher, Ihr habt Euch noch nicht getraut, meinem Vater ein Wort davon zu sagen. Ihr werdet's sehen, ich werde bei ihm noch müssen um Euch anhalten.

Franz.

Nein, die Mühe könnt Ihr Euch sparen. Diesen Abend weiß er Alles, so wahr wie am dritten Dezember mein Geburtstag und Sankt Franziskus ist. Aber — wir müssen den günstigen Augenblick zu treffen wissen, und das wird, glaub' ich, beim Abendessen sein. Was einem Freunde nicht glückt, das glückt oft einer Kanne Bier. Ich betrachte die Sache als abgemacht. Ueberdies, was könnt' er denn gegen mich einzuwenden haben? Daß ich arm bin? Durch Arbeit werden wir reich werden. In diesen beiden Armen steckt Geld, und ich versichere es Euch, sie sollen nicht müßig bleiben.

Liesjen.

Mein Vater ist weder geld= noch ehrsüchtig. Alles was er will, ist, sein Leben in Ruhe auf diesem Pachtgütchen beschließen und mich, sein einziges Kind, glücklich sehen.

Franz.

Diese Sorge will ich gern übernehmen.

Liesjen.

Darum ist es eben nothwendig, daß Ihr ohne Verzug mit ihm über unsere Heirath sprecht.

Franz.

Ja, ja, Liesjen, es ist nothwendig, aber, seht Ihr wohl, Euer Vater ist so ein unwirscher Mann, besonders wenn er ein Glas getrunken hat — er wird anfangen zu fluchen, und Ihr wißt wohl, wenn er flucht, da macht er Geberden, die es einem zu verstehen geben, daß man sich packen soll.

Liesjen.

Ich sehe, daß Ihr Furcht habt. Nun hört: ich kann eben=

so wenig furchtsame wie kühle Liebhaber leiden. Diesen Abend sprecht Ihr, oder es ist aus zwischen uns.

Franz.

Aus zwischen uns? O mein Himmelchen, nein, nein! das geht nicht, lieber sprech' ich mit Euerm Vater. (Bei Seite.) Er wird mich mausetodt schlagen, das ist so gewiß wie Gott lebt.

Liesjen, (spottend).

Wohl, so zeigt endlich ein Mal, daß Ihr ein Herz im Leibe habt.

Franz.

Spottet nur, spottet nur — ich wünschte, Ihr stecktet 'mal in meinen Kleidern. Aber s'ist einerlei, ich werde allen meinen Muth zusammennehmen, und um Euch zu bekommen, selbst das Unmögliche versuchen. Seid gut, Liesjen, in kurzer Zeit seid Ihr meine Frau, und Euer Franz wird Euch auf das Zärtlichste lieben und ewig treu sein.

Liesjen.

Ja, so sprechen alle Liebhaber. Mit dem Munde betrügen sie nie.

Franz.

Seid still! Das ist gut für die Springinsfelde aus der Stadt, die den Mädchen blauen Dunst vorzumachen wissen. Was ich sage, das denk' ich, darum heute mit Euerm Vater gesprochen, binnen acht Tagen das Aufgebot, binnen vierzehn Tagen Hochzeit, Ehrenwein, Traktament, Spielmann —

Liesjen.

So, so, das geht ja geschwinde.

Franz.

Und dann, wenn sie alle fort sind, und wir Beide so ganz allein — na, da! — Liesjen, krieg' ich einen Kuß?

Liesjen.

Damit hat's keine Eile.

Franz.

Was voraus auf die Heirath. (Küßt sie.)

Liesjen.

So, so, das ist ja schön, da habt Ihr mir meine ganze Mütze zerknittert.

Franz.

Ich werde sie auf meine Kosten waschen lassen. (Will sie wieder umarmen.)

Liesjen.

Laßt sein, Franz, oder ich werde böse!

Franz.

O, ich bitte ja nur noch um einen — dann ist's gut.

Liesjen (ihm eine Ohrfeige gebend).

Na, da! das gilt für zwei. (Man hört singen.) Paßt auf, da kommt der Vater!

Franz.

Ach, das ist Schade.

Liesjen.

Nicht wahr, es fing so gut an?

Franz (sich die Backe reibend).

Ja, aber es endigte verteufelt schlecht, das sollt Ihr mir bezahlen, Klatschhändchen, das sollt Ihr mir bezahlen! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Peter, mit rother Nase, singend. Liesjen.

Liesjen.

Immer vergnügt, Vater?

Peter.

Immer, mein Kind, das Singen macht munter, und das Trinken macht stark, es sind zwei Recepte, um ewig zu leben, und ich hab' mir vorgenommen, sie zu gebrauchen, so lange noch ein Athemzug und ein Tropfen Bier durch meine Kehle geht. Sackerment, es lebe die Freude und das Kukelbergsche Bier! Und was ich sagen wollte, Liesjen, ist Baas Kneef nach der fetten Kalbe sehen kommen?

Liesjen.

Ja, Vater, aber da es schon dunkel wurde und er morgen früh doch zu Nachbar Jakob muß, so hat er mir gesagt, er würde zugleich mit Euch den Handel abschließen kommen.

Peter.

Schön, Liesjen, schön — aber hat er von nichts Anderem gesprochen?

Liesjen.

Ja wohl; er sagte, daß Ihr sehr glücklich wäret, eine solche Tochter zu haben.

Peter.

So? Weiter?

Liesjen.

Darauf antwortete ich ihm, daß er nur eine Frau zu suchen brauchte, da könnte er auch so glücklich werden.

Peter.

Gut geantwortet.

Liesjen.

Da starrte er mich mit seinen zwei gräulichen Glotzaugen an und verzog, weil er zu lachen versuchte, dermaßen den Mund, daß ich dachte, er kriegte Bauchgrimmen. Aber kei=

nesweges, denn gleich darauf kam er mit einem: Putchen, wenn Ihr mich nur verstehen wolltet, brauchte ich nicht lange zu suchen. Liebe Zeit! ich glaube, das Trampelthier ist verliebt!

Peter.

Na, und wie findet Ihr ihn?

Liesjen.

Als Viehhändler, sehr gut zu seinem Gewerbe, aber als Mensch, häßlich wie ein Teufel; ein rechter Popanz, womit man die Kinder zu Bett jagt.

Peter.

S'ist wahr, Baas Kneef ist nicht schön, aber in der Tasche, Mädchen, da hat er was seine Häßlichkeit vergolden kann.

Liesjen.

Das ist möglich, aber ich bedaure die Frau, die verurtheilt ist, ihr Leben mit dieser Vogelscheuche hinzubringen.

Peter.

Und ich wollt' ihn Euch zum Manne geben!

Liesjen.

Was sagt Ihr, Vater? ich Baas Kneef heirathen! Ist das Euer Ernst?

Peter.

Und warum nicht? Es wäre eine gute Sache für uns Beide: Viehhändler, Fleischer, und, was das beste ist, Gastwirth.

Liesjen.

Geht mir damit, Vater, er ist zu häßlich.

Peter.

Mit der Schönheit fährt man nicht zu Markte, Mädchen, und wenn Ihr es Euch 'was besser überlegen wolltet —

Liesjen.

Ein für alle Mal, Vater, ich mag Baas Kneef nicht heirathen.

Peter.

Es thut mir leid, blos seines Kellers wegen. Indessen wenn er Euch nicht ansteht — Ihr seid noch jung genug — es wird schon noch irgend ein Freier kommen, der Euch recht ist.

Liesjen.

Ach, wenn es blos daran liegt, Vater, da ist er schon gekommen.

Peter.

Wahrhaftig? Dann wundert's mich nicht länger, daß Baas Kneef gar so häßlich ist. (Bei Seite) Das Weibervolk das! (Laut.) Nun, und wer ist denn dieser Freier?

Liesjen (den Vater streichelnd).

Versprecht Ihr mir, lieb Väterchen, nicht böse zu werden?

Peter.

Nicht böse zu werden? Es ist also ein Springinsfeld aus der Stadt? Sackerment, daß er sich in Acht nehme!

Liesjen.

O nein, Vater, es ist kein Herr, sondern ein Bauer wie wir.

Peter.

So? Das macht einen Unterschied.

Liesjen.

Außerdem ein guter Arbeiter, ein fleißiger Mensch, der, das bin ich überzeugt, mich glücklich machen wird.

Peter.

Ja, das bildet Ihr Närrinnen Euch immer ein. So 'ne gute Heirath auszuschlagen! Viehhändler, Fleischer und Gastwirth! Und der Name dieses Liebhabers?

Liesjen.

Wohl — es ist — es ist — Franz, Vater.

Peter.

So, es ist Franz. (Bei Seite.) Ich lass' mich viertheilen, wenn ich das je gerathen hätte.

Liesjen.

Nun, Vater, hab' ich mir was Schlechtes ausgesucht?

Peter.

Was Schlechtes — was Schlechtes! — Nein, Franz ist ein braver Junge, aber Baas Kneef — das war freilich etwas ganz Anderes — in Gottes Namen! — Die Liebe läßt sich nicht befehlen, und da es denn so ist, wohl, so wollen wir dem Viehhändler seinen Abschied geben, und Ihr könnt Franz heirathen.

Liesjen (dem Vater um den Hals fallend.)

Ach, Vater, was seid Ihr brav, wenn Ihr so sprecht!

Peter.

Euer Glück ist's, worauf ich sehe, und wenn ich in die Heirath mit Franz willige, so ist's, weil ich weiß, daß Ihr an ihm einen guten Mann haben werdet. Es ist nun schon drei Jahr, daß er als Knecht zu uns gekommen ist, und, ich muß es sagen, nicht ein Mal hab' ich über ihn zu klagen gehabt.

Liesjen.

Ich will gleich laufen es ihm sagen.

Peter.

Sachtchen, sachtchen, Liesjen! Mir dünkt, wir könnten warten, bis —

Liesjen.

Warten? Nein, warten taugt Nichts; man muß das Eisen schmieden, wenn es heiß ist.

Peter.

Durchaus nicht! ich will Franz erst sprechen, und dann werden wir sehen. Macht nur unterdessen das Abendessen zurecht — wenn's vorbei ist, da können wir weiter über das Alles reden.

Liesjen.

Ich lauf', Vater! Schaut, wenn Ihr so sprecht, da seid Ihr die Perle der Väter. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Peter, später Franz.

Das liebe Mädchen! was ist sie nett! Ja, ja, es bleibt dabei: Baas Kneef kriegt seinen Abschied — er kann mit seiner Liebe und mit seinem Gelde irgend wohin, wo er mehr willkommen ist. Das Wetter soll d'reinschlagen! meines Kindes Glück geht Allem vor! Haha, da ist er.

Franz (bei Seite).

Liesjen ist nicht da — wenn ich's jetzt ein Mal versuchte, mein Sprüchelchen vorzubringen? — Ich will's wagen. (Laut.) Was ist das warm, Baas! So schwül, daß die Krähen einschlafen.

Peter.

Ja, Junge. Hört 'mal, morgen verkauf' ich die Kuh — streut ihr gut, da gilt sie so und so viel mehr.

Franz.

Seid ruhig, Baas, ich will sie schon schmuck machen. Aber zuerst, wenn Ihr es nicht übelnehmt — seht — ich will Euch nicht lästig fallen — aber ich möchte — gerne — mit Euch — ein Wörtchen unter vier Augen sprechen.

Peter.

Ich höre.

Franz.

Baas, was ich Euch sagen, oder lieber, worum ich Euch bitten will, das muß Euch nicht ärgern — darum daß ich — wie Ihr's wohl wißt — immer willig gethan habe, was Ihr nur verlangtet, und —

Peter.

Alle Teufel! wer sagt denn das Gegentheil? — wovon ist die Rede? — Laßt hören.

Franz.

Es ist die Rede, Baas, es ist die Rede davon, daß — daß ich Euch um Nichts zu bitten habe und deswegen der Kuh morgen frisch streuen werde.

Peter.

Was soll das nun heißen? Tausendsapperlot, sprecht von der Leber weg.

Franz.

Wohl, ich will's thun. (Bei Seite.) Unsere liebe Frau von Loretto, steh' mir bei! (Laut.) Baas Van Eeken, ich bin — ich bin — verliebt.

Peter.

Ihr?

Franz.

Ja, ich, Baas, und das dermaßen! — die Liebe steckt mir in allen Gliedern. Ich esse nicht, ich trinke nicht, ich schlafe nicht, ich vergehe wie Schnee vor der Sonne, ich kenne mich selbst nicht wieder. Ehemals pflegt' ich zu singen, wie eine Drossel, jetzt bin ich so traurig geworden, wie eine schmachtende Turteltaube —

Peter.

Und so dumm wie ein geschorenes Schaf.

Franz.

Dumm, das ist das rechte Wort, so dumm, daß ich bisweilen die Rüben dem Pferde und den Hafer der Kuh geben will. Seht, dauert es noch lange so, werd' ich geradezu verrückt, das ist sicher.

Peter.

Steht's so? Da müßt Ihr Euch die Liebe aus dem Kopfe schlagen, oder — das Mädchen heirathen.

Franz.

Das Mädchen heirathen — ja, das läßt sich leicht sagen, aber es giebt ein Hinderniß —

Peter.

Wie, Junge, seid Ihr etwa in des Kaisers Schwester verliebt?

Franz.

Davor bewahre mich der Himmel! Nein, das Mädchen das mir mein Herz gestohlen hat, ist eine Bäuerin, wie ich

— (bei Seite.) Könnt' ich ihm das Uebrige doch sagen ohne zu sprechen!

Peter.

Nun, was ist Euch denn da im Wege?

Franz.

Das Mädchen hat einen Vater, Baas.

Peter.

Und der Vater schlägt sie Euch ab?

Franz.

Im Gegentheil, er schlägt mir Nichts ab — es ist wahr, ich hab' ihn noch nicht um die Tochter gebeten — der gute Mann — er weiß noch Nichts davon.

Peter (schlau).

Ach so, er weiß noch Nichts davon? Und habt Ihr seine Tochter so recht lieb?

Franz.

Ob ich sie lieb hab'? — ob ich sie lieb hab'? — ach, Baas, und müßt' ich, um sie zu kriegen, barfuß und mit bloßem Kopfe nach Hall *) wallfahrten, und müßt' ich mein ganzes Leben lang täglich dreimal den Kreuzweg machen; müßt' ich —

Peter (mit Feuer).

Und Ihr versprecht mir, sie glücklich zu machen?

Franz (eingeschüchtert).

Der Tausend, Baas, Ihr fragt mich das auf eine Weise, die — ich will mein Bestes thun, Baas; ich will arbeiten so viel ich nur kann; ich will —

---

*) Einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Belgiens.

Peter.

s'ist gut, Ihr mögt Liesjen heirathen.

Franz.

Was hör' ich? — Ist's möglich? — wie, Ihr wißt's schon?

Peter.

Ja, Liesjen hat mir Alles bekannt.

Franz.

Ach, Baas, und ich, der ich es Euch nicht zu sagen wagte! Seht, ich glaub', ich muß Euch um den Hals fallen.

Peter.

Fallt zu, Junge — (er umarmt ihn) ich küss' Euch zum ersten Male als Vater. Mein Herz ist voll — Sackerment! — geschwind zu Tische und eins getrunken, denn das Vergnügen, die Rührung — (er ruft:) Liesjen! Liesjen! deckt den Tisch!

Liesjen (drinnen).

Ja, Vater.

Peter.

Sagt noch Nichts davon, hört Ihr — wir wollen uns das bis nach Tisch aufheben.

Franz.

Ja, Baas. (Bei Seite.) Heiliger Franciscus, heiliger Schutzpatron! ich gelobe Euch zwei Wachskerzen, so dick, weil es so gut abgelaufen ist.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Liesjen, mit einer brennenden Lampe in der Hand.

Liesjen (den Tisch deckend).

Vater, in ein Paar Minuten ist's fertig.

Peter.

Je eher, je lieber, mein Kind, denn ich hab' Hunger, daß ich Jemand anbeißen möchte. Und Ihr, Junge? Wenn man den ganzen Tag gegraben hat, da kommt ein gutes Abendessen nicht unrecht — he?

Franz.

Baas, ich weiß von keinem Hunger.

Peter (leise).

Ha, ha, ha — die Liebe nährt Euch, nicht wahr? Aber paßt auf, von solcher Nahrung wird man selten fett.

Liesjen.

S'ist fertig — zu Tische, zu Tische!

Peter.

Present! Present! Zu den Waffen! (Sie setzen sich; Peter in die Mitte, Franz rechts, Liesjen links von ihm. Der Tisch steht mitten auf der Bühne.) Na, auf langes Leben! (Er trinkt.) Schaut! wenn ich so zwischen meinem lieben Liesjen und einer Kanne guten Bieres bei Tische sitze, da bringt mich weder König noch Kaiser von meinem Stuhl. (Man klopft an der Thür im Hintergrund.) Daß der Kuckuck den ungebetenen Gast hole, der uns da stören kommt!

Liesjen.

Vielleicht ist es ein Reisender, der sich verirrt hat —

Franz.

Oder ein armer Teufel, der ein Almosen haben will.

Peter.

Wohl, so gebt ihm was und laßt ihn seine Straße weiter ziehen. (Das Klopfen geht fort.) Liesjen, so geht doch sehen was es giebt. (Man klopft wieder.)

Liesjen.

Einen Augenblick! Man muß doch erst hinkommen können. (An der Thür.) Wer seid Ihr?

Stimmen von außen.

Gut Freund! Macht nur auf.

Liesjen.

Es scheinen ihrer Mehrere. Soll ich aufmachen?

Peter.

Warum denn nicht?

Liesjen (öffnend).

Nun, so kommt herein.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Kaiser Karl, in einen weiten Mantel gewickelt, einen großen Hut auf, zwei Hofleute.

Der Kaiser.

Glücklich d'rinnen. Liebes Kind, ich dachte, Ihr würdet uns bis morgen früh stehen lassen.

Liesjen.

Na, seht Ihr, mein Herr! ich wußte doch nicht —

Kaiser (lächelnd).

Ob wir keine Diebe wären, nicht wahr?

Peter (ohne mit Essen und Trinken innezuhalten).

Schaut, schaut! was führt die Herrschaften her?

Der Kaiser.

Vergebt mir, Freunde, daß ich Euch beim Essen störe, aber wir sind Fremde, kennen die Gegend nicht und haben den Weg verloren.

Franz.

Das ist nicht sehr schwer — es ist stockpechfinster — man sieht keine Hand vor Augen.

Der Kaiser.

Wir irrten schon lange auf verschiedenen Feldwegen umher, als wir Euer Gehöft entdeckten, das einzige, worin wir Licht sahen.

Peter.

Ich glaub's wohl, es steht ganz allein, eine halbe Meile weit in der Runde.

Der Kaiser.

Wir müssen nach Brüssel, Freund, und wenn Ihr so gut sein wolltet, uns auf den rechten Weg zu bringen, vielleicht selbst ein Paar Schritte zu begleiten —

Peter.

Warum nicht, Kamerad? Aber wär't Ihr auch der Kaiser oder der Pabst, zuerst muß ich dieses wichtige Geschäft abthun. (Er macht das Zeichen des Essens.)

Der Kaiser.

Gott bewahre mich, daß ich Euch darin stören sollte, und da ich für den Augenblick weder eine einfache, noch eine dreifache Krone trage —

Peter.

Müßt Ihr Euch noch um so mehr darein schicken zu warten. Liesjen, Stühle für die Herren.

Der Kaiser (leise zu den Hofleuten).

Ich bin neugierig zu sehen, wie das enden wird. Der Pachter scheint mir eine lustige Haut — ich will mir 'mal

einen Spaß machen. Geht und wartet auf mich da, wo die Straße anfängt, ich folge Euch sogleich mit dem Bauern.

(Die beiden Hofleute ab.)

Franz.

Das ist wunderlich — da schickt er seine Gesellen weg.

Peter.

Holla, Kameraden! Ihr werdet den Hals brechen ohne Licht! Wo wollen sie denn hin?

Der Kaiser.

Laßt nur. Unsere Pferde sind an einen Baum gebunden, und ich fürchte — sie sollen dort auf uns warten.

Peter.

Ich komme gleich mit. Aber zum Donnerwetter, setzt Euch doch ein wenig und erzählt uns was Neues aus der Stadt. (Der Kaiser setzt sich.) Liesjen, einen Teller für den Herrn! Oder nehmt Ihr lieber ein Stück in die Hand?

Der Kaiser.

Ich dank' Euch, Freund, ich habe keinen Hunger.

Peter.

Bah, bah! Alles Gerede! Ist man unterweges, thut ein Stück Schweinefleisch Euch keinen Schaden. Kommt, darf ich Euch eine Scheibe abschneiden?

Der Kaiser.

Nein, ich dank' Euch.

Franz (bei Seite).

Der Herr ist was Besseres gewohnt.

Peter.

Kommt, kommt, ohne Komplimente. (Er schneidet ein Stück Schinken ab und legt es auf des Kaisers Teller.)

Der Kaiser (bei Seite.)

Ich muß nur thun, als äß' ich.

Peter.

Nun eins getrunken! Auf Eure Gesundheit! (Sie stoßen an.)

Der Kaiser.

Lieber auf die Gesundheit dieses allerliebsten Mädchens — wahrscheinlich Eure Tochter, Pachter?

Peter.

Ja, Meinherr.

Der Kaiser.

Ein liebes Kind! die wird bald ein ganzes Regiment Freier haben.

Liesjen.

Nu, nu, Meinherr!

Franz.

Was, ein Regiment Freier? Nein, sie hat nur einen, das weiß ich, und der ist — (Liesjen giebt ihm unter dem Tische einen Schup.) Eh!

Peter.

Was habt Ihr denn?

Franz.

Den Krampf im Bein.

Peter.

Narr! (Zum Kaiser.) Na, wie findet Ihr das Kukelbergsche?

Der Kaiser.

Nicht schlecht.

Peter.

Was, nicht schlecht? Ich wette, daß der Kaiser kein besseres in seinem Keller hat.

Der Kaiser.

Darin irrt Ihr, Freund; der Kaiser versteht sich auf gutes Bier.

Peter.

Ja, ja, er versteht sich auf gutes Bier, aber noch besser versteht er sich auf schöne Mädchen.

Der Kaiser.

Findet Ihr das einen Fehler?

Peter.

Nein, Freundchen, so lange es damit hübsch in der Ordnung bleibt. Aber das Kaiserchen, das Kaiserchen!

Der Kaiser.

Nun, Freund, was ist's? (Bei Seite.) Ich bin doch neugierig.

Peter.

Ja, er hat da wieder was Schönes angerichtet. Das ist ein Vogel, das ist ein Vogel! Aber der Krug wird so lange zu Wasser gehen, bis er zerbricht.

Der Kaiser (aufstehend).

Zur Sache, zur Sache!

Peter (ebenso).

Liesjen, räumt' den Tisch ab, und Ihr Franz, geht in den Keller und zapft uns noch eine frische Kanne.

Franz (bei Seite).

Das ist mir gerade recht. Während er Kaiser Karls Lob singt, erzähl' ich Liesjen Alles.

Siebenter Auftritt.

Der Kaiser, Peter.

Peter.

Nun, um auf meine Rede zurückzukommen, Ihr wißt, daß der Kaiser es liebt, sich unerkannt in den Städten und auf dem Lande herumzutreiben und hier und dann einen lustigen Streich ausgehen zu lassen. Das eine Mal ist's bei einem Bürger, das andere Mal bei einem Bauern. Nun, dieses Mal war's bei einem Mädchen von Achtzehn in Audenaerde, Grietjen Van Gest heißt sie. — Die läßt ihn in seiner Vermummung, während der Vater fort ist, frei zu sich in's Haus kommen. Was er ihr Alles weiß gemacht hat, das kann man nun freilich nicht wissen, aber das weiß man gewiß, daß einige Zeit später das Mädchen mit einer gesunden jungen Tochter aus Audenaerde weggezogen ist. Was dünkt Euch davon?

Der Kaiser.

Ich tadle den Kaiser sehr darum. Aber ist er so schuldig, wie Ihr glaubt? Liebte er das Mädchen nicht wirklich?

Peter.

Bah! Redensarten. Man weiß schon, was die Liebe von Kaisern und Königen heißen will. Ich beklage das arme Kind, sie wäre glücklicher mit einem fetten Ferkel, als mit ihrer jungen Tochter.

Der Kaiser.

Und was ist aus Grietjen geworden?

Peter.

O, sie hat sich getröstet mit einem Paar schöner Kleider, ein Paar Juwelen. Dergleichen kommt täglich vor.

Der Kaiser.

Es geht wie Ihr sagt, Pachter.

Peter.

Und der Bauer muß Alles bezahlen.

Der Kaiser.

Aber ich glaube auch, daß die Bauern öfter ohne Ursache klagen. Sie sind niemals zufrieden.

Peter.

Niemals zufrieden, das ist nicht das rechte Wort. Die Bauern zahlen gerne, nur muß es nicht zu viel werden. Und wenn man bedenkt, was für schrecklich hohe Abgaben auf dem armen Landvolk lasten —

Der Kaiser.

Was, sind die Abgaben so schwer?

Peter (verwundert).

Schwer? Kamerad, wie erwerbt denn Ihr Euern Unterhalt? —

Der Kaiser.

Ich? (Bei Seite.) Ja, wie erwerb' ich ihn denn?

Peter.

Wahrscheinlich habt Ihr irgend ein Amt?

Der Kaiser.

Ihr habt's gerathen, Freund.

Peter.

Und gewiß ist Euer Platz gut?

Der Kaiser.

Nun, gerade nicht so gar gut, aber ich bin zufrieden damit. Warum fragt Ihr mich das?

Peter.

Warum? Weil die Herren von Eurer Sorte vom Gemeingut zehren und darum sehr wenig danach fragen, ob die Abgaben leicht oder schwer sind. Nicht genug, daß die Soldaten uns ruiniren, wir müssen auch noch die Zehnten bezahlen und die Accise, die Accise auf's Bier! Das Getränk besteuern, die erste Nothwendigkeit des Lebens — Pfui!

Der Kaiser.

Aber, Freund, glaubt Ihr, daß der Kaiser das Alles weiß?

Peter.

Der Kaiser — der Kaiser ist 'ne gute Haut, das ist wahr, aber er hat so viel Liebchen, denen er schöne Kleider und Leckereien kaufen muß! Und das ist noch das wenigste, und wenn ich ein Mal vierundzwanzig Stunden an seiner Stelle wäre —

Der Kaiser.

Wohl, was würdet Ihr da thun?

Peter.

Ich würde zuerst alle die fremden Ratten wegjagen, die uns mit Haut und Haar auffressen. Ich würde meine Sachen selber abmachen, und dann könnte ich sehen, ob die Abgaben zu schwer wären oder nicht. Und anstatt zehn Liebchen würde ich eines haben — eines ist erlaubt, ein Kaiser ist 'n Mensch so gut wie ein Anderer, und 'n Mensch — ist 'n Mensch.

Der Kaiser.

Ihr habt Recht, Pachter. Und ich bin sicher, wenn der Kaiser Euch hörte, so würde er bald in das Alles Ordnung bringen.

Peter.

Es wäre das Beste, was er thun könnte.

Der Kaiser.

Aber das Alles bei Seite — lieben die Bauern ihn?

Peter.

O, was das anbetrifft, da kann er auf die Belgier rechnen — sie sind getreue Unterthanen, nur vertragen sie keine Sklaverei. (Der Kaiser bleibt überlegend stehen.) Uebrigens hat ein Jeder seine Schwächen, und wenn der Kaiser etwas weniger die Mädchen liebte und die Ketzer etwas weniger hasste, so wäre er sicherlich der beste der Fürsten. Aber Freund, es wird spät — wir müssen fort.

Der Kaiser.

Ich wollt's Euch eben sagen.

Peter.

Na, wo steckt er denn? — Franz! Franz!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Franz, mit der Bierkanne.

Franz.

Hier bin ich, Baas, hier bin ich.

Peter.

Schon? Es ist eine halbe Stunde, daß Ihr im Keller seid.

Franz.

Ich will Euch sagen, Baas, ich fürchtete, daß die Tonne liefe, und aus Vorsicht —

Peter.

Seid Ihr dabei sitzen geblieben?

Franz.

Ihr trefft den Nagel auf den Kopf. (Bei Seite.) Bei Liesjen, ja.

Peter.

Setzt die Kanne auf den Tisch — wenn ich wiederkomme, werd' ich ihr noch ein Wörtchen sagen. Jetzt nehmt die Laterne, geht in den Stall, gebt Grauchen sein Maß Hafer und seht Euch wohl vor wegen Feuer.

Franz.

Ja, Baas.

Peter.

Liesjen! Liesjen! bringt mir die andere Laterne, die an der Wand hängt und den Schlüssel.

Liesjen (von innen).

Ja, Vater.

Franz (seine Laterne ansteckend).

Nu, will das Satanszeug nicht brennen?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Liesjen.

Liesjen (mit Laterne und Schlüssel.)

Hier, Vater.

Peter.

S'ist gut. Unterdessen daß ich diesem Herrn ein Stückchen das Geleit gebe, schließt Ihr Euch in Eure Kammer ein, und macht Niemand auf, wer es auch sei.

Liesjen.

O Vater, das braucht Ihr mir nicht zwei Mal zu sagen.

Franz (eiligst herbeikommend).

Sagt 'mal, Baas, sie ist vielleicht bange vor Gespenstern — wenn ich bei ihr bliebe, bis Ihr zurückkommt?

Peter.

Alle Hagel! seid Ihr noch nicht weg? Marsch in Euern Stall, oder Sackerment —

Franz.

Ich bin schon weg, Baas. Schlaft allesammt wohl, und Ihr auch, Liesjen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Franz.

Peter (die Laterne ansteckend).

Wohl, Herrschaft, wenn Ihr nun kommen wollt —

Liesjen (die Lampe nehmend).

Glück auf den Weg, Meinherr, und wenn Ihr wieder hier in die Nähe kommt, vergeßt unser Haus nicht — Fragt nur nach Peter Van Eeken.

Der Kaiser.

Ich werde Eure Einladung nicht vergessen. Guten Abend, liebes Kind. (Küßt sie auf die Stirn.)

Liesjen (bei Seite).

Der Tausend, der Herr nimmt den Mund voll — s'ist nicht wie bei Franz, blos auf's Ohr. (Ab in die Kammer.)

Der Kaiser.

Nun vorwärts, Freund!

Peter.

Einen Augenblick — ich möchte doch gerne wissen, mit wem ich das Vergnügen gehabt habe, zu Abend zu essen.

Der Kaiser.

Ihr habt ein Recht, danach zu fragen. Ich heiße Karl, Baas Van Eeken.

Peter.

So? Nu, Karl, da seid so gut und haltet die Laterne — ich muß — (Giebt dem Kaiser die Laterne zu halten und läuft fort. Der Kaiser steht mit der Laterne und sieht ihm nach.

Zweiter Aufzug.

Ein Saal im Schlosse zu Brüssel.

Erster Auftritt.

Maria. Der Kaiser.

Der Kaiser.

Ja, Schwester, dieses Abenteuer ist mir gestern zugestoßen. Ich werde es lange nicht vergessen, wie Baas Van Eeken davonlief.

Maria.

Ich muß auch noch darüber lachen. Aber wie habt Ihr Euch von ihm getrennt?

Der Kaiser.

Ich habe mich bis zum letzten Augenblick unerkannt zu erhalten gewußt. Er brachte uns etwa eine halbe Meile weit, dann dankte ich ihm, steckte ihm einen Carolus in die Hand, und er zog vergnügt ab.

Maria.

Wie ist es aber möglich, daß Ihr als Fürst —

Der Kaiser.

Was wollt Ihr, liebe Schwester? Diese kleinen Abenteuer sind meine Erholung von dem steifen Hofleben. Wenn Ihr das Volk kenntet, würdet Ihr das Vergnügen begreifen, welches ich in dem Verkehr mit ihm finde.

Maria.

Dazu hab' ich noch nie die Gelegenheit gehabt.

Der Kaiser.

Und ich finde nicht nur Zerstreuung, ich höre auch die Wahrheit. Der Bauer gestern z. B., er sagte sie plump, aber er sagte sie.

Maria.

Dergestalt, daß Eure Majestät noch nicht Willens scheint, diese kleinen Streifereien aufgeben zu wollen? Nun, ich bin neugierig, diesen weisen Rathgeber zu sehen. Ihr habt ihn kommen lassen?

Der Kaiser.

Ihn und seine Tochter, ein allerliebstes Mädchen, und einen Burschen, der mir ihr Liebhaber zu sein scheint. Ich will die Beiden verheirathen und das Mädchen ausstatten.

Maria (lächelnd).

Daran erkenn' ich Eure Majestät. Wenn es darauf ankommt, die Schönheit zu beschützen und zu beschenken, so werdet Ihr stets der erste Held des Landes sein, was Ihr übrigens auch seid.

Der Kaiser.

Sehr freundlich, Maria. Ich freue mich nur, wie der Bauer gaffen wird, wenn er mich als denjenigen erkennt, dem er die Laterne zu halten gegeben hat. Und sie können nicht mehr lange ausbleiben. (Rufend.) Holla! (Ein Thürhüter erscheint.) Sobald der Berchemsche Bauer mit seiner Familie kommt, bringt ihn hierher und laßt ihn auf mich warten. (Der Thürhüter verneigt sich und geht.) Maria, inzwischen möchte ich Euch noch einige Fragen über die Genter Angelegenheiten thun. Auch einige Briefe muß ich noch unterzeichnen, aber dann wollen wir uns gleich den Bauern ansehen — ich will Eure Neugier nicht unbefriedigt lassen. (Er bietet ihr die Hand zum Abgehen.)

Zweiter Auftritt.

Peter, Liesjen, Franz, folgen dem Thürhüter.

(Peter hat seine Tochter an der Hand und zieht sie mit sich fort. An Liesjens Hand ganz zuletzt kommt Franz. Sie gaffen Alles mit Verwunderung an.)

Liesjen.

Ach, Vater, was ist das hier schön! Ich getrau' mich fast keinen Schritt zu thun.

Peter.

Ja, ja, es sieht hier ein Bischen besser aus, als bei uns.

Der Thürhüter.

Hier ist der Saal, wo Ihr warten sollt, bis Seine Majestät kommt.

Peter.

Seine Majestät, wer?

Der Thürhüter.

Seine Majestät der Kaiser.

Peter.

Ha, Kaiser Karl! Kamerad, wißt Ihr, was er von uns will?

Der Thürhüter.

Seine Majestät?

Peter.

Ja, Kaiser Karl?

Der Thürhüter.

Nein, Mann.

Peter.

Und ich auch nicht, oder ich lass' mich, Sakerment —

Liesjen.

Fluch't doch nicht so, Vater.

Peter.

Ja, s'ist wahr — Kaiser fluchen auch nicht. Aber ich habe diesen Morgen aus Ueberraschung zum ersten Mal in meinem Leben meine Kanne Bier stehen lassen, und ich hab' einen Durst zum Teufel. (Zum Thürhüter, der gehen will.) He, Kamerad Thürhüter, seid so gut und holt mir hier daneben eine Kanne Kukelbergsches, denn ich verschmachte vor Durst.

Der Thürhüter.

Das ist verboten.

Peter.

So, das ist verboten? — Das macht einen Unterschied; dann geh' ich lieber selber. Liesjen und Franz, Ihr bleibt hier. Meinherr Thürhüter, Ihr werdet die Güte haben und an's Fenster klopfen kommen, wenn der Kaiser zu sprechen ist — ich bin hier nebenan — im Goldenen Löwen.

Der Thürhüter.

Meine Befehle lauten dahin, daß Ihr hier bleiben sollt.

Peter.

Das will sagen, daß wir hier gefangen sind? Hört, das geht nicht so. Das Ding fängt an, mich zu langweilen — es fängt, an mich zu langweilen, sag' ich Euch, und ich will endlich wissen, was wir gethan haben, warum wir hier sind.

Der Thürhüter.

Man wird es Euch sagen.

Peter.

Das ist kein Grund.

Liesjen.

Aber, Vater, so seid doch ruhig.

Franz.

Ja, Baas, seid doch ruhig.

Peter.

Alle Teufel!

Liesjen.

So flucht doch nicht so in Kaisers Palast.

Peter.

s'ist wahr, ich darf nicht fluchen, aber zum Donnerwetter! —

Liesjen (ihm den Mund zuhaltend).

Schon wieder!

Der Thürhüter.

Ich gehe, Seine Majestät Eure Ankunft anzukündigen.

Peter.

Nun, das ist gut. Und, Kamerad, sagt Kaiser Karl, daß ich nicht viel Zeit hab', und daß er sich deshalb ein Bischen sputen möchte.

Der Thürhüter.

Seid ruhig. (Geht.)

Peter (hinter ihm her rufend).

Sagt ihm, daß Baas Kneef auch auf mich wartet. Ihr kennt doch Baas Kneef., den Wirth aus dem Ochsenkopf? Sagt ihm, daß ich ihm meine fette Kuh verkauft habe, und daß ich durchaus nach Haus muß.

Dritter Auftritt.

Franz (seufzend).

Ja, gebe Gott, daß wir heute noch hinkommen.

Liesjen.

Wer weiß, ob sie uns nicht unser ganzes Leben hier gefangen halten werden?

Peter (für sich).

Ich laß mich viertheilen, wenn ich weiß, was es heißen soll. (Laut.) Sagt mir, Liesjen, was dünkt Euch von der Sache? Vermuthet Ihr, warum wir hier sind?

Liesjen.

Ich so wenig wie Ihr, Vater.

Peter.

Und Ihr, Franz?

Franz.

Ich kann nicht klug daraus werden, Baas. Es muß was Großes dahinter stecken, denn, überlegt es Euch 'mal, man bringt uns unter dem Geleit von Bewaffneten hierher, man schließt uns hier ein, und als wir fragten, warum man uns so behandelt, antwortet man uns: man wird es Euch sagen.

Peter.

Und inzwischen können wir hier stehen und Maulaffen feil haben. Und wenn ich nur nicht solchen Durst hätte!

Franz (einen Apfel aus der Tasche holend).

Darf ich Euch einen Apfel anbieten?

Peter.

Geht zum Teufel mit Euerm Apfel!

Franz.

Nun, ein Aepfelchen gegen den Durst ist nicht übel.

Peter.

Laßt mich in Ruh. (Wirft sich in einen Lehnsessel.)

Liesjen.

Vater, Vater, was thut Ihr denn!

Peter.

Bah, die Stühle sind nicht gemacht, um leer zu stehen.

Liesjen.

Ihr habt Recht, und da es so ist, muß ich auch ein Mal in meinem Leben versuchen, wie die Reichen sitzen. (Setzt sich auch in einen Armstuhl.)

Franz.

Und ich gleichfalls. Hop, da fliegt man ja ordentlich in die Höhe — Hop! he! Tausendsasa! das ist lustig!

Liesjen (aufstehend und sich umsehend).

Man muß doch bekennen, daß die Großen glücklich sind. Hier fehlt es an Nichts, während bei uns —

Peter.

Es noch an weniger fehlt, denn wir haben Bier, und hier komm ich vor Durst um.

Franz (hat angefangen, seinen Apfel zu schälen und wirft, während er mit den Füßen auf den Sprossen des Stuhles sitzt, die Schalen auf den Boden. Den Mund voll):

Ich, ich beneide das Glück der Großen nicht, und wenn sie mich selbst zum Kaiser machen wollten, ich würde danken. Liesjen, kann ich Euch dienen? (Reicht ihr auf der Spitze seines Messers ein Stück Apfel).

Liesjen.

Ach mein Himmelchen, da hängt ein Spiegel, der ist beinah so groß wi: ich. Das muß lustig sein, sich darinnen zu sehen. Zu Hause hab' ich nur einen wie mein Handteller. Ich muß mich ein Mal von unten bis oben sehen. Schaut! schaut! Tausend, was dünkt Euch davon?

Franz (der während dessen überlegend dagesessen, springt plötzlich auf):

Bautz, da hab' ich's!

Liesjen.

Was? wieder den Krampf im Bein?

Franz.

Nein, die Ursache, warum wir hier sind.

Peter.

Laßt hören.

Franz (geheimnißvoll).

Ihr wißt, gestern Abend, als wir bei Tische saßen —

Peter.

Nun?

Franz.

Nun, erinnert Ihr Euch nicht, wer da an die Thür klopfen kam?

Peter.

Sackerment! drei Herren!

Franz.

Wovon der eine mit uns gegessen hat? Nun, da habt Ihr die Geschichte.

Peter.

Dummkopf!

Franz.

Ja, Baas, Franz ist dumm, aber doch nicht so dumm, wie er aussieht. Erinnert Ihr Euch nicht auch, daß Ihr mich in den Keller schicktet?

Peter.

Ich erinnere mich besonders, daß Ihr erst nach einer halben Stunde wiedergekommen seid.

Franz.

Darüber wollen wir nicht sprechen, Baas. Aber wovon spracht Ihr, als Ihr mich fortschicktet?

Peter.

Wahrscheinlich über Wind und Wetter. Wo wollt Ihr denn hinaus?

Franz.

Spracht Ihr nicht vom Kaiser?

Peter.

Kann sein.

Franz.

Wolltet Ihr ihm nicht eben die Geschichte von Grietjen Van Gest erzählen?

Peter.

S'ist wahr, aber was hat das —

Franz.

Und wenn der Herr nun ein Abgesandter des Kaisers gewesen wäre?

Peter.

Des Kaisers? das ist unmöglich.

Franz.

S'ist möglich, daß es unmöglich ist, Baas, aber Alles ist möglich, außer das Unmögliche.

Liesjen.

Gott, da wär' es um uns geschehen!

Peter.

Ta! ta! ta! ta! Und dann — was hab' ich denn

auch gesagt, das der Kaiser nicht hätte hören können? Alles, was ich gesagt habe, ist Wahrheit, also —

Franz.

Das ist schon gut, aber es ist nicht immer gut, die Wahrheit zu sagen.

Peter.

Ich bin geradezu — ich spreche, wie ich denke.

Franz.

Und ich sage, daß wir deswegen hier sitzen Maulaffen feilhaben.

Liesjen.

Je mehr ich mir's überlege, je mehr glaub' ich, daß Franz Recht hat. Die finstere Art, auf die er hereinkam, das geheimnißvolle Wegsenden seiner Begleiter, das Alles ist nicht natürlich, und ich weiß nicht mehr, was ich davon denken soll.

Peter.

Nun kriegt die auch noch Angst. Indessen nun ich daran denke — er suchte den Kaiser zu entschuldigen, und als ich sagte, es wäre nicht erlaubt, das Landvolk so hoch zu besteuern —

Franz.

Da haben wir's!

Peter.

Da schien er sich auf ein Mal zu verändern, und blieb ganz nachdenklich stehen.

Liesjen.

Ich glaub', es war der Kaiser selbst. Es wäre nicht das erste Mal, daß er so in ein Bauernhaus käme.

Franz.

Dann sind wir geliefert. Da fangt nur an, Euer Testament zu machen.

Peter.

Das Aergste ist, daß wir an den Galgen kommen.

Franz.

Es ist gleich, Baas, es ist doch verdrießlich, gehangen zu werden, wenn man eben Hochzeit machen will. Seht, ich glaube nicht, daß ich es überleben werde. Mein armes Liesjen!

Liesjen.

Mein armer Franz!

Franz.

Ich bin schon halbtodt vor Angst; was wird's erst sein, wenn wir gehangen sind?

Peter.

Dann werdet Ihr ganz todt sein, das ist der einzige Unterschied.

Franz.

Und ich, der ich so gern lange gelebt hätte! (fängt laut an zu heulen) Ich werde mir meine Augen ausweinen.

Liesjen.

So seid doch still — es kommt Jemand.

Peter.

Endlich! der Jemand hat auf sich warten lassen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Thürhüter.

Der Thürhüter.

Seine Majestät der Kaiser. (Ab).

(Alle drei machen eine Bewegung. Franz flüchtet sich hinter Liesjen.)

Fünfter und letzter Auftritt.

Maria, der Kaiser, Peter, Liesjen, Franz.

Der Kaiser (mit strengem Tone).

Tretet näher. Wie ist Euer Name?

Peter (in der Hand den Hut, den er bis jetzt aufbehalten hatte, ohne den Kaiser anzusehen).

Kaiser Ka— (Liesjen zieht ihn an der Jacke.) Wie muß ich ihn denn tituliren?

Liesjen (leise).

Sire.

Peter (ebenso).

Gut. (Laut) Sire Kaiser — (leise zu seiner Tochter) Muß ich Karl dazu setzen?

Liesjen (ebenso).

Nein.

Peter (laut).

Sire Kaiser, mein Name ist Peter Franziscus Van Eeken, empfangen und geboren zu Schaerbeke, dem Vaterland der Birkenbesen und der schönsten und größten Esel unsers Landes, und jetzt wohnhaftig zu Berchem, dem ersten Gehöft, wenn man aus dem doppelten Adler kommt — links ab lauft Ihr geradezu hinein. (Zu Liesjen) Ist's gut so, he?

Liesjen.

Ja, ja.

Der Kaiser (leise zu Maria, die sich vor Lachen nicht halten kann).

Maria, wir sind noch nicht zu Ende.

Maria.

Das glaub' ich gern, Sire.

Der Kaiser.

Van Eeken, sind gestern nicht drei Herren in Euerm Haus gewesen?

Peter.

Drei Herren?

Franz (bei Seite).

Ich geh' d'rauf, das ist sicher.

Liesjen.

Aber still doch, in des Himmels Namen!

Der Kaiser.

Antwortet.

Peter.

Sire Kaiser, wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, ja!

Der Kaiser.

Sind sie alle drei bei Euch geblieben?

Peter.

Nein, Sire Kaiser, der Eine hat die zwei Anderen fortgeschickt und ist allein geblieben.

Der Kaiser.

Und was hat er da gethan?

Peter.

Nun, ein Stück Schinken mit uns gegessen.

Der Kaiser.

Aber wovon wurde während dieser Zeit gesprochen?

Franz.

Die Beine knicken mir ein — ich fall' in Ohnmacht. (Fällt auf die Knie.)

Liesjen (Franz stoßend).

Schon wieder!

Peter.

Worüber gesprochen wurde? Nun wahrscheinlich über die schlechten Zeiten oder so etwas dergleichen —

Franz (bei Seite).

Da läuft er dem Wolf in den Rachen.

Der Kaiser.

Van Eeken, habt Ihr nicht vom Kaiser gesprochen?

Liesjen.

Gott!

Franz (einen Rosenkranz aus der Tasche holend).

Es ist um uns geschehen.

Peter.

Sire Kaiser, es ist wohl möglich, um so mehr, da jeder Mund von ihm voll ist. (Bei Seite) Es war ein Spion.

Der Kaiser.

Ihr habt sogar die Vermessenheit so weit getrieben, des Kaisers Betragen auf das Schmählichste zu lästern. Mit der größten Entrüstung habe ich das vernommen, und darum ist es, daß Ihr alle Drei hier seid.

Liesjen (weinend).

Ach mein Vater!

Franz (ebenso).

Heiliger Franciscus Xaverius, steht mir bei!

Peter.

Sire Kaiser, ich kann Euch versichern —

Der Kaiser.

Versichert Nichts, Van Eeken. Es ist das ein Majestätsverbrechen, und das wird überall mit dem Tode gestraft.

Liesjen (flehend).

Sire, Gnade!

Franz (bei Seite).

O mein Patron, wenn Ihr uns hier heraushelfen könnt, dann seid Ihr sicher ein großer Heiliger!

Peter.

Sire Kaiser, ich habe kein solches Verbrechen begangen, und zum Beweise bin ich bereit, in Eurer Gegenwart Alles zu wiederholen, was ich gestern Abend dem Spion immer gesagt habe. Ruft ihn, und ich fordere ihn auf, meine Worte Lügen zu strafen.

Der Kaiser.

Ihr würdet ihn also nicht fürchten?

Peter.

Nein. Sire Kaiser.

Der Kaiser (den Ton verändernd).

Wohlan, er steht vor Euch. Schaut ihn 'mal an, Van Eeken.

Peter.

Die Stimme — und auch das Gesicht — ich betrüg' mich nicht — der Kaiser ist's selbst.

Liesjen.

Barmherziger Himmel!

Franz (bei Seite).

Das Gesicht war mir bekannt, aber ich wußte nicht, wo es hinthun.

Der Kaiser.

Peter, erkennt Ihr Karl wieder?

Peter (seine Geistesgegenwart wiederfindend).

Sire Kaiser, ich war's nicht werth, daß Ihr unter meinem Dache Schutz suchen kamt, aber — ein einziges Wort und ich werde auf ewig in Frieden leben.

Franz (bei Seite).

Das hat der Schlaukopf aus seinem Katechismus genommen.

Der Kaiser.

Beruhigt Euch Alle, ich hatte nie die Absicht, Euch ein Leid zuzufügen.

Franz (springt auf).

Nie?

Peter.

Sire Kaiser, so viel Güte —

Der Kaiser.

Laßt sein; seid Ihr doch so gut gewesen, mich an Euern Tisch zu nöthigen.

Peter.

Sire Kaiser, ich hoffe, daß Ihr mir mein freies Reden

vergeben werdet — es ist nicht meine Schuld — ich bin so — was ich auf der Zunge hab', muß herunter.

Der Kaiser.

Jeder hat seine Schwächen — Ihr habt es mir erst gestern Abend gesagt.

Peter.

Sire Kaiser —

Der Kaiser.

Peter, ich habe Euch kommen lassen, nicht nur, um das Vergnügen zu haben, Euch zu sehen, sondern auch um Euch für Eure guten Lehren zu belohnen. Ich überlasse Euch die Wahl der Belohnung.

Franz (bei Seite).

Daß dich! Was würde ich wählen!

Peter.

Sire Kaiser, Ihr wißt, worüber ich geklagt habe.

Der Kaiser.

Wohlan, von nun ab sollt Ihr auf Lebenszeit frei sein von sämmtlichen Abgaben, sei es nun für Lebensmittel, sei es für Getränke.

Peter.

Ach, Sire Kaiser, für's Getränk hauptsächlich — vergeßt das ja nicht.

Der Kaiser.

Außerdem bestimm' ich Euch ein Einkommen von zweihundert Carolus und schenke Eurer Tochter eine gute Aussteuer.

Liesjen.

Dank Euch, Majestät!

Franz.

Bravo! und wenn der Baas einstimmt, so lassen wir den Pflug liegen und richten mit der Aussteuer ein schönes Wirthshaus ein.

Peter.

Junge, Ihr faßt mich bei meiner schwachen Seite — ich will Euer Schenke sein.

Franz.

Abgemacht.

Der Kaiser.

Und als Schild sollt Ihr nehmen: „Karl, haltet die Laterne, ich muß —

Peter.

Ach, Sire Kaiser!

Franz.

Was soll denn das für ein Schild sein?

Peter (leise zu ihm).

Das werd' ich Euch zu Hause sagen.

Der Kaiser (zu Liesjen).

Erinnert Euch, lieb Kind, daß Ihr mir gesagt habt: „wenn Ihr wieder in die Nähe kommt, so vergeßt unser Haus nicht — fragt nur nach Peter Van Eeken.“ Aber das nächste Mal werde ich nach der hübschen Wirthin fragen.

Franz.

Nach der Wirthin Liesjen De Gans. (Bei Seite) Gut, daß man's weiß, ich werde sie wenig allein lassen.

Keizer Karel en de Berchemsche Boer, blyspel m-
bedryven. Gent 1841.
Everaerd en Suzanna, drama in drie bedryven. Ge
Jacob Van Artevelde, drama in vyf bedryven. Gent
Roosje zonder doornen, drama in zes tafereelen. G
Van der Sniek, kluchtspel in een bedryf. Gent 184
Thyl Uilenspiegel, kluchtspel in een bedryf. Gent 1
Klaes Kapoen, blyspel met zang in twee bedryven.
Clotilde, drama in vyf bedryven (vertaling). Gent 1
Siska Van Roosemael, blyspel met zang in een bedr
De twee Echtscheidingen, vervlaemscht blyspel in ee
Het Likteeken, drama in drie bedryven en een voors
Een Man te trouwen, blyspel met zang in een bedryf. A
Wit en Zwart, blyspel met zang in een bedryf. An
De Gek van's Gravenhage, drama in vyf bedryven.
Brigitta, zangspel in drie bedryven. Gent 1847.
Jan de Vierde, historisch drama in vyf bedryven.
Een domme Vent, blyspel. Gent 1848.
Adam en Eva, blyspel met zang in een bedryf. Ger
Willem Van Dampierre, drama in vyf bedryven. G
De Profeet, groot kluchtig zangspel in vyf bedryven e
woorden van geenen Scribe, zonder muzyk
Gent 1851.
Fortunatus beurze, blyspel met zang in een bedryf.
De Slotmaker van Wynegem, drama met zang in
Brussel 1852.
De Violier, blyspel met zang in een bedryf. Gent
De Weerwolf, blyspel met zang in een bedryf. Ger
De Dragonder van Latour, gelegenheidstafereel. Ge
99 beesten en een Boeren, vervlaemscht kluchtspel
bedryf. Gent 1854.
Twee Hanen en eene Henne, blyspel met zang in e
1854.
Tamboer Janssens, blyspel met zang in twee bedryv
De zoon van den gehangene, tooneelspel in een bed
De Wandelaer der Joden, groote parodie in vyf b
tafereelen. Gent.
Het Portret, blyspel in een bedryf en in verzen A
Vader Cats, blyspel met zang in een bedryf. Gent
Het belfort, of de koop van Vlaenderen, romantisc
dry bedryven en vier tafereelen. Gent 1855.
Baes Kimpe, drama in vyf bedryven. Gent 1855.
Jellen en Mietje. Gentsch volksblyspel. Gent 1858

Mathias de beeldstormer, historisch drama in vyf bedryven. Gent 1858.

Van Rotterdam, (Johan Baptist Antoon), geboren den 28. März 1825 zu Antwerpen. Sein Vater, Antonius Johan, hatte als Lehrer den Stolz, Conscience unter seine Schüler zu zählen und war ein naher Verwandter des wohlbekannten Professors zu Gent, der auch Johan Van Rotterdam hieß. Die Mutter, Barbara Spruyt, gehörte einer achtbaren Famalie in Mecheln an.

Das erste wichtige Ereigniß in dem Leben des kleinen Johan war das Bombardement von Antwerpen, am 27. Oktober 1830. Er hat die Eindrücke davon mit großer Lebendigkeit in einer Novelle geschildert, welche den eigenthümlichen Titel: „Ein Drama in einem Keller" trägt.

Sein erster Lehrer war sein Vater, doch nur bis zu 1832, denn der verdienstvolle Mann starb am 24. Juli dieses Jahres. Unter fremden Lehrern also bildete Johan sich zum Kaufmann aus und trat früh in eines der bedeutendsten Handlungshäuser der Stadt, dessen Patron ihm sehr geneigt war und ihn bald zum Reisenden des Hauses ernannte.

Aber die vlämische Bewegung ergriff auch Johan auf seinem Comptoir. Abends und Nachts wurde geschrieben, das Geschriebene Freunden vorgelesen und endlich mit einigen von diesen, worunter Heremans und Dümont waren, eine Gesellschaft unter dem Titel „Sprache und Vaterland" gestiftet.

„Das Wunderjahr" von Conscience und „Das Haus von Wezenbeeke" waren damals noch maßgebend für den Geschmack des werdenden vlämischen Publikums. Man träumte von Nichts als von Spaniern und Geusen, und kein Jüngling würde sich auf den Kampfplatz gewagt haben, ohne aus der Nacht der Zeiten einige Gestalten in breiten Hüten und weiten Mützen, versehen mit Dolch und Bettelsack, zu seiner Begleitung herbeizurufen.

Johan erschien also, wie es sich gehörte, mit einer Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert, welche durch Theodor Van Ryswyck in sein „Musenalbum" für 1845 aufgenommen wurde. Aber Johan fühlte gleich nach dem ersten Schritt in das Vergangene, daß er sich dort nicht recht in seiner Sphäre befinde. Er machte Gedichte, ließ sie in den „Sprachverband", in „Das Vaterland" und in die „Vlämische Stimme," setzen, und war wiederum nicht zufrieden. Andersen wurde übersetzt und gefiel. Johan ahmte Andersens Manier nach, aber Johan war nicht in Antwerpen geboren worden, um Nachahmer zu werden. Wozu aber war er geboren? Noch immer hatte er seine Bestimmung nicht entdeckt, dagegen bekam er einen neuen Namen. Ledeganck war zum letzten Mal in Antwerpen, „und die ganze Dichterschaar der Schelde erachtete es für ihre Pflicht, dem Genter Schwan ihre Huldigungen darzubringen." Theodor Van Ryswyck an der Spitze zogen sie nach dem Hause De Laets, wo Ledeganck abgestiegen war, und boten dem Dichter ein Exemplar seiner „Drei Schwesterstädte" an, in welches alle Literaten Antwerpens sich eingeschrieben hatten. Unter ihnen zog Johan durch seine kleine Gestalt und seine geistvolle Lebendigkeit die Aufmerksamkeit besonders auf sich, und die Frau des Dichters nannte ihn „das Engelchen der vlämischen Bewegung," ein Name, der ihm unter seinen Antwerpner Brüdern bis heute geblieben ist.

Das Jahr Achtundvierzig war in Antwerpen eines von ungewöhnlicher literarischer Bewegung. Zu der Gesellschaft für „Sprache und Kunst" wurde der Grund gelegt, eine dramatische, „Vondels Gesellschaft," gestiftet. Van Rotterdam nahm an beiden Theil, an der ersten als Geheimschreiber, an der zweiten als berathendes Mitglied. In den Sitzungen der ersteren las der junge Schriftsteller mehrere seiner Sachen vor, unter andern „die alten und die jungen Wölfe," als Gegenstück zur „Zauberdose" von Zetternam geschrieben und im „Sprachverband" abgedruckt.

Bei seinen Handelsreisen, welche Johan zu machen hatte,

mußte er oft ganze Tage in den Dörfern am Strande der See zubringen. Dort war in ihm die Lust entstanden, Fischerromane zu schreiben. Der erste davon, zugleich der erste vlämische Roman, welcher sich mit dem Strand und den Strandbewohnern befaßt, hieß „Zwei gute Kinder und ein böser Mensch,“ und wurde bei Gelegenheit des Jubelfestes der Lukasgilde in dem Preiskampf der Rhetoreikammer „Die Goldblume“ bekrönt. Auf dem Feste des „Landjuwels“ empfing Johan feierlich die Ehrenmedaille, während Lennep ihm die Krone auf das Haupt setzte und ihn mit dem Titel eines seiner schönsten Schöpfungen, nämlich als seinen „Pflegesohn“ begrüßte. Bei einer Nachfeier, welche die Gesellschaft für „Sprache und Kunst“ veranstaltete, war es Conscience, welcher das Wort nahm und mit Herzlichkeit aussprach, wie glücklich es ihn mache, in einem so lieben Freunde den Sohn seines alten Lehrers krönen zu können.

Einen zweiten Preis, den in der Genter Zeitung, trug Johan bald darauf durch „Die Tochter des Fischers“ davon Sein dritter Roman, „Die Schmuggler“ erschien gleich nach dem zweiten zuerst im Feuilleton der Genter Zeitung. Meiner Meinung nach ist es der beste. Der alte Schmuggler, Christ Stas, ist ein ohne Umstände gezeichneter alter Thunichtgut, der da stirbt wie er gelebt. Zugleich ist er nicht gar zu schlimm gemacht und sein Sohn wiederum nicht gar zu gut. Ob die Fischermägdlein ganz so lieblich sind, wie Johan sie schildert, das kann ich allerdings nicht wissen, denn ich habe noch keine gesehen. Aber ich glaube nicht so recht daran, ich glaube, das Engelchen sieht Engel auch wo keine sind. So würde ich auch zum Uebersetzen lieber eine komische Novelle gewählt haben, Johan schreibt sehr gut, wenn er komisch schreibt, er würde, wäre er nicht die gutmüthigste Seele unter der Sonne, eine der spitzigsten Federn in der vlämischen Literatur sein, aber da er sich nun ein Mal zum Romancier der „Strandleute“ gemacht hat, so gebe ich:

Eine unerschrockene Frau.

Ich weiß nicht, ob Ihr Euch noch erinnert, was für ein furchtbares Wetter in der Nacht vom 10. Oktober 1843 war, denn die Städter vergessen so schnell, daß sie in einer Woche schon nicht mehr wissen, was in der vorigen geschah. Was sag' ich? heute ist schon vergessen, was gestern vorfiel. Und, lieber Himmel, es ist kein Wunder. In der Stadt gehen so viele Dinge vor, es giebt da so viel Reichthum und so viel Armuth, so ausgelassene Lust und so bitteres Leid, daß Eines das Andere verdrängt in der Stadt mit den hohen Thürmen und den breiten Straßen, mit Theatern und Palästen, mit dem Glanz in den Ballsälen und dem Dunkel in den Hütten der Armuth. Wo so Vieles ist, wie soll da Gedächtniß sein? Aber draußen auf dem Lande, wo das Leben noch still und einfach ist, da erinnert sich ein Jeder nach Jahr und Tag noch was ihm geschehen ist, sei es nun Freude oder Leid gewesen.

Und so weiß in der Stadt Niemand mehr etwas von der Nacht des 10. Oktobers 1843, aber kommt ein Mal auf die Dünen von See-Flandern und geht von dem Fort St. Pauwels an der seeländischen Grenze bis nach der Panne, dem letzten belgischen Stranddorf vor Frankreich, fragt irgend einen, der Euch begegnet, nach dieser Nacht, und Jeder wird Euch antworten: „Herr Gott, sprecht mir davon nicht! das war ein entsetzliches Wetter! Kein Rettungsboot konnte hinaus. Gegen Morgen legte der Sturm sich etwas, aber auf den Dünen dagegen — wie sah es da aus! Unaufhörlich rollte die See verstümmelte, halbgekleidete, oder ganz nackte Leichen auf den Sand. Die Greise, Frauen und Kinder hatten die

Nacht durch geweint und gebetet, daß der Himmel die Ihrigen, welche draußen waren, beschützen möge, jetzt, als die Nacht dem Tage wich, strömten Vielen die Thränen noch bitterer von den Wangen, denn was sie so bang gefürchtet, das sahen sie verwirklicht — unter den Leichnamen, welche die wüthenden Wellen an den Strand spülten, erkannten sie Gatten, Brüder oder Söhne. Gott bewahre die armen Strandbewohner vor einer andern ähnlichen Nacht!

In der Umgegend des vlämischen Dorfes Knocke an der Nordsee, erhob sich ein Hüttchen, halb aus Backsteinen, halb aus Brettern gebaut, mit einem braunen Binsendach, welches das niedrige Häuschen so gut wie möglich gegen Hagel, Regen und Wind schirmen mußte. Es war die Wohnung von Peter Kolfs, welcher seit seiner Verheirathung mit Barbara Boeynaems hier wohnte. Peter und Barbara waren arm, aber man sah an ihnen, daß Armuth der Liebe nichts schadet, denn wenige Eheleute hatten einander so von Herzen lieb wie sie. Und der Himmel hatte ihre Liebe gesegnet, denn seit fünf Jahren, wo der alte Pastor von Knocke ihre Hände ineinanderlegte, hatte Barbara ihrem Manne zwei Kinder geschenkt, einen allerliebsten Jungen mit braunem Kraushaar wie das des Vaters, und ein liebliches Mädchen, das Ebenbild der Mutter. Die Kinder machten ihre Freude und ihr Glück aus; Kinder sind ja der einzige Reichthum der Armen.

Gleich allen Fischern brachte Peter den größten Theil seiner Zeit fern von Haus, fern von Frau und Kindern zu, deren täglich Brod er auf dem Meere suchen mußte. Oft schon hatte er gegen die Wellen zu kämpfen gehabt, oft war er in Todesgefahr gewesen, aber immer noch hatte Gott das Gebet

der Gattin erhört, immer war Peter wohlbehalten zurückgekehrt. Und mit jeder überstandenen Gefahr wuchs die Liebe in Beider Herzen.

Auch in der Nacht des 10. Oktobers war Peter auf der See, während Barbara sich allein mit den Kindern in dem armseligen Hüttchen an den Dünen befand. Ihr kleines Mädchen hatte sie eingewiegt, ihre Lippen auf seine Stirn gedrückt, und es in die Wiege gelegt. An der Mauer, nah von ihrem Bette, hing ein großes zinnernes Weihwassergefäß, welches den gekreuzigten Erlöser vorstellte und über welchem zwischen dem Kreuz und der Mauer ein halbverdorrter Buchsbaumzweig hervorsah. Vor diesem Bilde war es, daß die arme Frau — sie sollte auf Sylvester erst fünfundzwanzig alt werden — in Thränen zerfließend mit ihrem kleinen Hans kniete und betete. Das unschuldige vierjährige Lamm hatte die Händchen fest gefaltet und warf von Zeit zu Zeit einen bangen Blick auf die Mutter, an die es sich so dicht wie möglich anschmiegte. Die Frau sagte unaufhörlich ihren Rosenkranz. Die Bretter der Wände und die Dachsparren krachten im Sturm; es war, als drohte die armselige Wohnung jeden Augenblick den Einsturz. Bei jedem Ruck drängte der kleine Hans sich dichter an die Mutter, und verbarg sich endlich, während er ein Kreuz nach dem andern schlug, vor Angst unter ihre Schürze.

„Betet, Hans, betet für Vater!“ murmelte die arme Frau, während sie seine kleinen Händchen in die ihren nahm, ihn an die Brust schloß und mit Thränen auf die Stirne küßte.

Dann richtete sie sich auf, nahm das blecherne Lämpchen vom Kaminsimms und ging damit an das Fenster, welches auf die See sah. Aber so hoch sie auch das Lämpchen hob,

so dicht sie auch das Gesicht gegen die Scheiben drückte, so weit sie auch die Augen aufmachte, sie sah nichts als die Finsterniß, sie hörte nichts als den Sturm, der noch immer fortwüthete, nichts als den Regen, der gewaltig niederrauschte, nichts als die Wellen, welche mit furchtbarem Gedröhne gegeneinanderschlugen. Noch mehr beängstigt, setzte sie das Lämpchen wieder hin und nahm ihren Platz neben dem Kinde wieder ein.

Hundert Mal stand sie in dieser Nacht noch vor dem Kreuze auf und besprengte die Wände, die Fenster und den Heerd der Hütte mit Weihwasser, hundert Mal auch drückte sie noch das Gesicht gegen das Fenster, ob sie in der Ferne nicht etwas zu entdecken vermöge, aber umsonst — ihr Auge konnte die Finsterniß nicht durchdringen.

Der Morgen brach an, und das Tageslicht verdunkelte den unsichern Schein des Blechlämpchens, der kleine Hans war auf dem Schooß seiner ermatteten Mutter in Schlaf gefallen. Die junge Frau erhob sich, küßte ihr Kind mit Zärtlichkeit und legte es auf ihr Bett. Dann zog sie die weiß und rothen Vorhänge dicht zu und ging langsam, wie in Gedanken versunken, an das Fenster. Kaum hatte sie hinausgesehen, so fuhr sie entsetzt zurück und schlug die Hände vor das Antlitz.

Was hatte sie gesehen?

Die See ging noch immer wüthend hoch, der Sturm tobte noch mit gleichem Ungestüm, der Regen stürzte noch unaufhaltsam nieder, aber dennoch waren an dreißig Personen, Männer, Frauen, Greise und Kinder, auf dem Deich versammelt. Die meisten knieten mit dem Angesicht nach dem Meere zugekehrt. Einige hatten die Hände über der Brust gefaltet

und schienen zu beten, Andere rissen sich in den Haaren und schlugen sich mit der geballten Faust vor die Stirn, fast Alle weinten. Zwei Geistliche befanden sich in der Gruppe, der eine, ein Greis mit silberweißem Haar, stand vorn, das Gesicht der versammelten Menge zugewendet, während er die Hände nach dem Meere ausstreckte und aus jedem Auge ihm eine dicke Thräne drang, der andere, noch ein Jüngling, kaum fünfundzwanzig Jahr, kniete lautbetend in der Mitte der Frauen und Kinder. Der Greis war der ehrwürdige Pastor von Knocke, der junge Geistliche stand ihm als Gehülfe in seinem heiligen Amte bei.

„Kinder," sprach der ehrwürdige Alte mit bittendem, herzrührendem Ton, „Kinder, will Niemand von Euch den armen Unglücklichen in ihrer äußersten Noth zu Hülfe eilen? darf es denn Niemand wagen, mit dem Rettungsboot in See zu stechen?"

Aber Niemand sprach ein Wort. So gern Alle der Stimme des alten Priesters Gehör gegeben hätten, die See ging gar zu hoch. Keiner wagte denen, für welche der gute Greis bat und die sich wirklich in der äußersten Noth befanden, zu Hülfe zu eilen.

Weit draußen im Meer, auf einer Sandbank, welche der Pferdemarkt hieß, lag ein Fischerboot gestrandet. Vom Deich aus konnte man sehen, wie die Mannschaft auf den Mast geklettert war, wie sie denen am Strande mit den Mützen zuwinkte. Man konnte deutlich hören, wie die Unglücklichen um Hülfe riefen, und doch wagte sich Keiner an ihre Rettung.

Der greise Diener Gottes erhob seine Stimme auf's Neue. „Könnt Ihr es mit gleichgültigen Augen ansehen, Kin-

der, daß die armen Leute dicht am Strande umkommen?" frug er eindringlich. „Könnt Ihr es über das Herz bringen, sie von der See verschlingen zu lassen, ohne die Rettung wenigstens versucht zu haben? Wagt sich Niemand daran? Seht, das Rettungsboot liegt bereit, versucht es! Gott, ich bin dessen sicher, wird das edelmüthige Wagniß nicht unbelohnt lassen."

„Wer die Rettung wagt, Herr Pastor, wagt das eigene Leben," erlaubte ein bejahrter Mann sich endlich zu antworten. „Und es sind keine Leute aus der Gegend — wir kennen das Boot nicht — es ist nicht aus dem Dorfe."

„Und was macht das?" frug der Greis halb verweisend, doch zugleich immer noch bittend. „Der Himmel weiß, wie viel Wittwen und Waisen zurückbleiben werden, wenn die Unglücklichen zu Grunde gehen. Soll es zur ewigen Schande von Knocke denn heißen dürfen, daß sich am 10. Oktober 1843 im ganzen Dorfe nicht zwei Gesellen fanden, die unerschrocken und aufopfernd genug waren, um sieben oder acht Menschen einem sichern Tode zu entreißen? Sagt, hab' ich siebenzig Winter leben müssen, um das mit meinen Augen anzusehen? Wehe! wehe!"

Alle senkten die Häupter und schwiegen, ausgenommen einer, welcher leise, als schämte er sich seiner Worte, ja, unerhörbar fast flüsterte: „Es ist wahr! Unheil, Unheil über unsere Häupter! Wir sind so zaghaft wie bartlose Knaben. Aber — auch wir haben Frauen und Kinder."

Der Greis zeigte mit Begeisterung gen Himmel: „Christus starb für die Menschheit — sein Tod rettete Euch alle

vor ewiger Pein. Er liebt die, welche seinem Beispiel folgen, — er wird über sie wachen."

Aber alle schwiegen. Nur eine junge Frau, Barbara, die Gattin Peter Kolfs, die sich seit einigen Augenblicken in der Gruppe befand, drängte sich vor und sprach mit fester Stimme: „wer will mir folgen? Ein einziger unerschrockener Geselle, und die armen Menschen sind gerettet."

Es verfloß ein Augenblick feierlicher Stille, während der greise Geistliche und die Fischerfrau mit beklommenem Herzen auf Antwort warteten. Doch nicht ein Mund that sich auf, nicht einer der Männer erbot sich, der muthigen Frau zu folgen. Da wischte der alte Pastor sich mit dem Rücken der Hand die Thränen aus den Augen und sagte langsam: „wohl, da die Männer von Knocke Kinder geworden sind und sich durch eine Frau an Muth übertreffen lassen, so werde ich, kraftloser Greis, dem Aufruf dieser edelmüthigen Frau folgen. Kommt, Barbara, meine Tochter, und mögen die Männer von Knocke roth werden vor einer Frau und einem Greise."

„Nein, nicht also, Ehrwürdiger," ließ eine neue Stimme sich hören. „Ich werde mit Barbara fahren, und hilft uns Gott, werden wir die armen Schiffbrüchigen sicher an's Land bringen."

Der junge Priester war es, der da sprach. Er war aus der Mitte der Weiber und Kinder in die Höhe gesprungen und hielt den greisen Pastor, der eben in das Boot steigen wollte, am Arme zurück.

„Nein, nein, bleibt, wir wollen fahren," klang es nun von zehn Stimmen zugleich.

Doch der junge Geistliche und die Fischersfrau waren

schon im Boote, dessen Seil einer der Fischer mit dem Messer durchschnitt, welches er in seinem ledernen Gurt stecken hatte. Die Frau und der Priester nahmen Platz auf den Bänken und ergriffen zwei von den Rudern, die sich im Boote befanden.

„Sollte die See mein Grab werden," rief die muthige Frau mit lauter und fester Stimme, „so möge Peter mir meine tollkühne That vergeben. Und Ihr, gute Leute, tragt, wenn ich Euch bitten darf, Sorge für meine armen Kleinen!"

Die Ruder fielen, und das Boot bewegte sich langsam vorwärts.

„Kniet nieder und betet," befahl der wackre Geistliche, und seine Stimme war voll von Thränen. „Bittet Gott, daß er ihnen in ihrer edelmüthigen Unternehmung beistehe."

Die Häupter entblößt, die Hände gefaltet, knieten Alle nieder. Das Boot kämpfte schwer gegen die Wogen. Bald wurde es hoch gehoben, bald sank es wieder tief herab. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte die betende Schaar das gebrechliche Fahrzeug, welches, so viel Anstrengungen Barbara und der Piester auch machten, doch kaum im Stande war, dem Andrang der Wellen Widerstand zu leisten. Es kam wenig vorwärts, und mehr als einer von den Zusehenden verzweifelte in seinem Herzen daran, das Boot die Sandbank erreichen zu sehen. Eine halbe Stunde war verflossen, und noch immer rangen die beiden Muthigen gegen die Fluten, da stieg plötzlich ein froher dankbarer Schrei vom Ufer gen Himmel, und die ganze knieende Schaar sprang empor. Das Rettungsboot hatte das gestrandete Fahrzeug erreicht, und man konnte deutlich sehen, wie Barbara und der Geistliche sich vermittelst der Bootshaken daran festzuklammern eilten. Gott hatte ihre

edle That schon zur Hälfte gesegnet, denn nicht weniger als acht Personen kletterten von dem festsitzenden Wracke in das rettende Boot. Und plötzlich fiel etwas ganz Unerwartetes vor. Einer der Geretteten schlang seine Arme um den Hals der Frau und drückte sie an sein Herz; ein zweiter folgte, welcher auch die Gattin von Peter Kolf's umarmte und auf die Stirn küßte. Die am Ufer fragten sich: „was mag das bedeuten? warum haben alle dem Unterpastor die Hand gedrückt, während nur zwei Barbara umhalsen, die Uebrigen ihr blos, wie dem Priester, die Hand reichen?

Nicht länger als es unumgänglich nöthig war, blieb das Boot an der Sandbank; noch während die am Ufer über den sonderbaren und unerklärlichen Vorfall sprachen, hatten Retter und Gerettete die Rückfahrt begonnen.

Die erwartende Schaar auf dem Deich sank zurück auf die Knie und flehte mit lauter Stimme den Himmel an, Boot und Mannschaft wohlbehalten an das Land zu bringen. Da jetzt mehr Arme waren, um das gebrechliche Fahrzeug zu regieren, so kam es, obwohl es noch immer heftig hin und hergeworfen wurde, doch viel rascher vorwärts, und bald war es so nah, daß man vom Ufer aus die Geretteten erkennen konnte.

„Lieber Himmel, betrüg' ich mich nicht?" rief ein alter Seebär aus. „Sehen meine Augen recht? Ja, ja, Peter Kolfs und Karl Boeynaems, der Mann und der Bruder von Barbara, befinden sich im Boote."

Nein, der alte Fischer betrog sich nicht; seine Augen waren gut gewesen, denn als einige Augenblicke später Retter

und Gerettete unter dem Freudengeschrei der Menge an das Land sprangen, erkannten alle die beiden Knocker Fischer.

Nun fand ein ergreifendes Schauspiel statt; von allen Seiten gab es Glückwünsche, Danksagungen, Händedrücke, Umarmungen, während Freudenthränen über Aller Wangen rollten. Rechts und links wurden Peter Kolfs und Karl Boeynaems befragt, wie es käme, daß sie sich auf dem fremden Fischführer befänden, doch die beiden Geretteten fanden keine Zeit zu antworten, denn sie hatten sich kaum aus den Armen des Einen losgemacht, so war auch schon ein Anderer da, um sie an die Brust zu drücken.

Eine Stimme machte endlich dem freudigen Gedränge ein Ende — es was die des alten Pastors. „Kinder, gehen wir nach der Kirche," sprach er, „dem Himmel für seine Gnade danken. Ich werde eine Dankmesse lesen — kommt, laßt uns gehen."

Stillschweigend setzte sich der Zug in Bewegung. Voran gingen die beiden Geistlichen, dann kamen die acht geretteten Schiffbrüchigen, denen die übrigen Strandbewohner folgten. Barbara allein befand sich nicht unter ihnen. Sobald sie aus dem Bote getreten war, hatte sie unbemerkt den Deich verlassen, aber als die Bootfahrer der Hütte nahten, welche Peter Kolfs bewohnte, stand die muthige Frau mit ihren beiden Kindern auf den Armen, den Zug erwartend da. Aber schien er ihr zu langsam zu kommen, denn die Schwelle verlassend, ging sie den Nahenden entgegen und zwischen den zwei Geistlichen durch und legte ihr kleines Mädchen in die Arme ihres Mannes, während sie das Bübchen ihrem Bruder hinreichte. Die beiden Männer umhalsten zärtlich und vor

Freude weinend die zwei unschuldigen Kleinen, worauf Barbara beide wieder nahm und der Zug seinen Weg nach der Kirche fortsetzte.

Unterwegs konnten Peter und Karl endlich erzählen, wie ihr Boot gegen eine Sandbank geschleudert und in Stücken geschlagen worden war, wie sie sich, der eine an den Mast, der andere an das Krummholz festgeklammert hatten und so lange Zeit umhergeworfen worden waren, bis sie endlich das fremde Boot getroffen, dessen Mannschaft sie mit unerhörten Anstrengungen dem sonst unvermeidlichen Tod entrückt. Was aus ihren übrigen vier Gefährten geworden wäre, wußten sie nicht; sie hatten dieselben nach der Strandung nicht wiedergesehen, und Alles ließ befürchten, daß die See ihr Grab geworden war.

So belohnte der Himmel die That der unerschrockenen Fischersfrau. Wo sie geglaubt hatte, nur Fremdlingen zu Hülfe zu eilen, da war ihr das Glück beschieden, die beiden Wesen zu retten, welche sie nach ihren Kindern am meisten liebte.

Möge es viele dergleichen Frauen geben, aber selten solche Nächte, wie die vom 10. Oktober.

Nun ich die Novelle beendet, bin ich zufrieden, daß ich sie gewählt habe; das Gemüth Johans sieht daraus hervor, und es ist ein liebes, gutes Gemüth. Das „Engelchen" ist noch eben so klein wie damals, wo Virginia ihn taufte; will es mit einem sprechen, muß es sehr in die Höhe gucken. Das thut es denn so treuherzig innig, als würd' es im nächsten Augenblicke gern gen Himmel klettern, um ein schönes Stückchen davon herabzuholen und einem zu schenken. Da es das

nicht kann, so bringt es doch wenigstens ein Buch aus der Tasche und schenkt es einem mit dem innerlichsten Vergnügen.

Ich lernte Johan Van Rotterdam gleich den meisten meiner Antwerpner Freunde im Frühjahr 1856 kennen. Er war eben Bräutigam und wir lachten viel über Jean und Jeanne, denn seine Braut hieß Johanna Katharina Mertens. Als ich ihn ein Jahr später zu Mechelen wiedersah, war er schon Wittwer — seine Frau hatte ihm einen Sohn geschenkt und war gestorben. Seit dieser Zeit schrieb er noch Nichts, sondern gab nur ein Bändchen früherer Arbeiten heraus, welches er unter dem Titel „Erinnerungen" dem Andenken seiner „zärtlich geliebten Gattin" weihte. Wenn er erst den Muth zum Arbeiten wiedergefunden haben wird, prophezeihe ich ihm Erfolge in der Richtung, welche er mit seinem „Eierbauer" eingeschlagen hat. Wäre Van Rotterdam in Paris, so würde er bald unter den blitzendsten Feuilletonisten sein, man hat nicht mehr esprit als Janneken. Denn auch Janneken heißt er, und wenn er sich in Bewegung setzt, um gutmüthig boshaft zu werden, so sagt einer oder der andere der Conscienciſten: „ach, Janneken wird Jannekens machen." Dann geht Janneken an's Fenster, spielt mit innigem Behagen ein wenig an den Scheiben, und dann kommt er wieder und hält, stets französisch, eine Rede, die er immer anfängt, ohne sie je zu beenden. „Van Rotterdam hat das Wort!" hieß es einst beim Dessert, als Janneken eben einen Apfel aß. Janneken stand auf, kam hinter seinem Nachbar zum Vorschein und sagte, den Apfel in der einen Hand und in der andern das Messer: „man verlangt, ich soll reden — wie kann man eine Rede verlangen, von einem Manne, der eben einen Apfel ißt? Einen Apfel essen ist etwas Ernsthaftes, man sagt, es gehe so schlecht auf Erden, weil Eva damals den Apfel gegessen habe. Wäre ich im Paradies gewesen und hätte gewußt, was für Folgen das Essen dieses Apfels haben würde, meiner Treu — ich hätte Eva aufgegessen." Und damit setzte Janneken sich zufrieden nieder und aß seinen Apfel zu Ende.

Seiner Stellung nach ist Van Rotterdam Mitredacteur des „Antwerpener Journals." Seine Biographie verdanke ich Peter Génard.

De twee Spaniarden. Muzen-Album 3 jaerg. 1845.
Twee Kienden. Taelverbond, 4. jaerg.
Klara. Muzen-Album. 4. jaerg. 1846.
De oude en de jonge wolfen. Taelverbond.
Twee brave kinderen en een boosardig mensch. Zedenverhael, bekrönt in dem literarischen Preiskampf, welcher von der Rederijkkamer „De Goudbloem" ausgeschrieben wurde. Antwerpen 1855.
De dochter des Visschers, eene eenvoudige geschiedenis uit de duinen. Bekrönt in dem literarischen Preiskampf der Gazette van Gent. Gent 1855.
Kinderen en Kinderspelen. Vlaemsche School, 1. jaerg.
Een onverbeterlyke Dronkaerd. Vlaemsche School, 1. jaerg.
Een vremde heer in een hôtel. Vlaemsche School, 1. jaerg.
Het Steenen Kruis. Vlaemsche Stem. 1855.
Eene onverschrockene vrouw. Vlaemsche School, 2. jaerg.
De eijerboer en de melkboerin. Vlaemsche School 2. jaerg.
Spel en drank. Vlaemsche School, 2. jaerg.
Leopold de Eerste. Vlaemsche School, 2. jaerg.
Een drama in een kelder. Vlaemsche School, 2. jaerg.
Kinderen en Kinderspelen. Almanak der St-Lucasgilde. Antwerpen 1856.
De gevonden schat. Vlaemsche School, 3. jaerg.
Leven. Vlaemsche School, 3. jaerg.
Schoone Martha. Vlaemsche School, 3. jaerg.
De Smokkelaers. Verhael uit de Duinen. Gent 1857.
Herinneringen. (Mymeringen en Novellen.) Antwerpen 1857.

Van Ruckingen (Lodewyck Mathot), geboren den 26. August 1830 zu Antwerpen, wo seine Eltern, Matheus Walter Mathot und Catharina Stes eine bedeutende Strohhutfabrik besaßen. Sieben Jahr alt bei dem Tode seines Vaters, wurde er von seiner Mutter auf das Jesuitercollegium von U. L. Frau geschickt, wo er vortrefflichen Unterricht genoß und

mit achtzehn Jahren seine Rhetorika beendigte. Gern wäre er nun auf die Universität gegangen, doch seine Mutter bedurfte seiner in ihrem Geschäft, welches sich mehr und mehr ausgebreitet hatte. Obgleich er sich somit dem Merkantilen des Lebens widmen mußte, entsagte er darum doch der Literatur nicht, der seine Abendstunden geweiht blieben. Wie P. Génard in seiner für mich geschriebenen Notiz über Van Rucklingen sagt, gehört dieser der dritten Gruppe der Antwerpner Literaten an. Mit Génard, Lambert Van Ryswyck u. A. stiftete er 1848 den „Kreis für Literatur und Wissenschaften", der später diesen Namen gegen den der „Rhetorykkammer der Goldblume" vertauschte. Durch seine Geschäfte genöthigt, einen großen Theil des Jahres in der Kempen zuzubringen, fand Lodewyck dort den Stoff zu seinen ersten Büchern, die er unter dem Namen seines Wohnortes Van Rucklingen herausgab. Seinem Erstlingswerk, „Ein König in der Kempen", welches von der Goldblume veröffentlicht und im Journal pour tous augenblicklich übersetzt wurde, folgten bald „Meine Kempischen Ausflüge". Auch die Novelle, welche ich aus der „vlämischen Schule" übersetzte, hat die Kempen zum Lokal.

Als der „Willemsfond" zum zweiten Mal die Preisfrage stellte: „Was ist die Bedeutung und das Ziel der vlämischen Bewegung?" gewann Van Rucklingen den Preis, überwies ihn aber ganz dem Pastor des ärmsten Kirchspieles von Gent, zum Vertheilen von Almosen. Er ist eben so tüchtig als Mensch wie als Schriftsteller. Sein Talent als Geschichtschreiber ist vielleicht noch größer, als sein novellistisches; ein vortrefflicher Styl zeichnet seine „Geschichte der Regierung von Maria Theresia" aus. In der „Vlämschen Uebersicht", deren Redakteur er eine Zeit lang war, erschienen Bruchstücke seiner Uebersetzung von Sallust; eifrig arbeitet er an den „Vlämischen Gemeindefreiheiten."

Der erste Strohhut.

Legende, welche bei den Strohhutmachern in Umlauf ist.

Kennt Ihr Ruckingen, das kleine hübsche Ruckingen, welches mit seinen weißen Häusern, seinen blühenden Baumgärten und seinen malerischen Hügeln sich in dem schnell fließenden Wasser der Isaar so anmuthig die Füße badet?

Kommt mit mir, mein junges Fräulein, denn es ist besonders mit Euch, daß ich den schattigen Fußpfad dahinwandeln will, welcher den launenhaften Krümmungen des Flusses folgt. Ihr sollt Euch nicht langweilen, meine Liebe, denn während des Spazierganges könnt Ihr das Verfertigen der Strohhütchen belauschen, aus denen Euer Gesichtchen uns so reizend anblickt und dessen Weiße so gut gegen die Rabenschwärze Eurer Flechten absticht.

Seht da bei diesem weißen Hüttchen sitzt eine Frau inmitten großer Strohbunde. Sorgfältig bricht sie jeden Strohhalm in mehrere Theile. Den untersten und obersten wirft sie auf die Erde, die mittelsten sammelt sie in verschiedenen Haufen. Neben ihr steht ein Mädchen, welches die abgebrochenen Halme einen nach dem andern durch ein eisernes Werkzeug zieht. Dieses gleicht ungefähr einem oben durchlöcherten Fingerhut, und der Halm wird seiner Länge nach in so viele Theilchen gespalten, wie er durch Löcher gezogen wird. Etwas weiter kommen uns kleine Kinder entgegen gehüpft; seht, gleichsam spielend drehen sie diese Halmenstreifen zwischen den Fingern und verwandeln sie in die mannigfaltigsten Strohgeflechte. Und das ist noch nicht Alles: wer, glaubt Ihr wohl, formt aus den einzelnen Geflechten ein zierliches Hütchen?

„Wer? Nun, eine Modistin.“

Ganz wohl; blickt ein Mal dort hin, meine Schöne. Dort unter jener reichbelaubten Ulme sitzt auf einem kleinen Holzstuhl ein kräftiger Mann, er hat über seinen blauen Kittel eine weiße Schürze gebunden und rollt auf seinen Knieen etwas Unförmliches zwischen seinen Fingern. Kommt ein wenig näher. Seht, dieses unförmliche Etwas soll ein Strohhütchen werden, so eines wie Ihr tragt, und dieser Mann, der die feinen Strohgeflechte zusammennäht, ist ein Strohhutmacher. Kommt Euch das Hütchen jetzt nicht noch zierlicher vor, seid Ihr gesehen habt, aus welchen kräftigen Händen es hervorgeht?

Doch während des Geschwätzes sind wir bis an das Dörfchen Beetsingen gekommen und unser Fußpfad endigt auf der großen Straße, während die Jaar sich in üppigen Weiden verliert.

Beetsingen ist, der Legende nach, die Wiege der — wie soll ich doch sagen — der Strohindustrie. Ich will Euch diese Volksüberlieferung erzählen, doch zuerst folgt mir vorüber an der Kirche, deren stumpfen Thurm Ihr dort vor Euch am Abhang des Hügels gewahrt. Einige Schritte weiter durchschneidet ein tiefer Hohlweg den Hügel; auf dem Vorsprung links steht ein Kreuz, auf dem rechts ein sehr altes Häuschen, aus schweren rothen Feldsteinen aufgeführt. Ungefähr funfzehn Steinstufen leiten zu der niedrigen Eintrittsthür, und ein viereckiges Fensterchen läßt durch seine eisernen Stäbe nur ein ungewisses Licht in die einzige Stube der Wohnung dringen. Links bildet der Kuhstall eine Ecke und daneben ist eine tiefe Mistgrube.

Auf diesem alterthümlichen Gehöft hat lange vor unserer Zeit ein wunderlicher Mann gewohnt; mein Großvater hat mir oft erzählt, welche große Rolle Meister Fraikin, so hieß der Bauer, bei dem Aufkommen des neuen Gewerbszweiges gespielt hat. Setzen wir uns hier in dem Bergwege auf das Gras nieder und hört, was die Legende erzählt.

Es ist vielleicht vier oder fünfhundert Jahr her, daß an einem Augustmorgen ein starker Bauerknecht auf die Schwelle dieser Wohnung hinaustrat. Er schnallte einen ledernen Gürtel über sein Leinwandkoller, zog sich die wollene Mütze tiefer über die Ohren und ging gähnend aus dem Stall eine Sichel holen. Er warf dieselbe über die Schulter und hing sich an die andere Seite einen eisernen Stift, an welchem ein eiserner Hammer von besonderer Form und ein blauer Schleifstein sich das Gleichgewicht hielten. Sobald der Jüngling seine Ackergeräthschaften auf der Schulter fühlte, schien ihm das Blut rascher durch die Adern zu fließen, und mit schnellen Schritten eilte er die Stufen hinab in den Hohlweg, der nach den Feldern führte.

Dieser Weg ist sicher der malerischste, welchen man in der Gegend antrifft. Etwa dreißig Fuß tief, windet er sich gemächlich in die Höhe. Zu beiden Seiten erheben sich weiße Steinmauern, üppig mit Ranken und Gebüsch bewachsen. Hier und da biegt ein alter Baum, der auf einem Erdklumpen wurzelt, sich so nach vorn, daß er den Sturz zu drohen scheint, und der Epheu wirft von ihm aus seine langen Arme

bis auf die andere Seite der Schlucht und überwölbt den schmalen Weg.

Peer jedoch bekümmerte sich wenig darum, daß der Weg so malerisch schön war. Er hatte ihn drei Jahr hindurch Tag für Tag gesehen und hätte weit lieber gehabt, wäre der Hügel zum Thal herabgesunken oder das Thal zum Hügel hinaufgestiegen, denn die launenhaften Krümmungen des Hohlwegs ärgerten ihn gewaltig.

„Ja,“ dacht' er, „wenn der Weg nun gerade in die Höhe ginge, das würde mir vier Mal des Tages gewiß an fünf Minuten ersparen. Fünf Minuten? Psi! Vielleicht an zehn, an funfzehn. Ja, ja, das ist's. Oder wenn der Berg so recht gerade abgeschnitten wäre, und man könnte hinter meines Meisters Haus eine lange — ja, das müßte 'mal eine lange Leiter sein — wenn man also da so eine recht, recht lange Leiter anlegte — wohl, da wäre man binnen zwei Minuten auf unserm Acker. Ja, aber mit Karren und Pferd, wie käm' ich da hinauf? Ha, ha, das ist nun wieder ein dummer Streich!“ und Peer lachte, daß er sich schüttelte.

„Der Pastor,“ fuhr er fort zu grübeln und schlug sich mit der Hand so gewaltig vor die Stirn, daß der eiserne Stift gegen die Sichel klirrte, „der Pastor hat am Sonntag gesagt, Gott hätte Alles auf's Beste gemacht — wär' das wirklich so, würd' er wohl die Aecker nicht auf die Berge gelegt haben. Ja, aber als Adam gesündigt hatte, sprach der Herr: Ihr sollt Euer Brod im Schweiß Eures Angesichtes essen; und darum mögen überall hohe Berge entstanden sein. Ich wette darauf, im Paradiese war auch kein Bergchen so hoch wie meine Hand — dieser unglückselige Adam!“

Tief in diese weisen Betrachtungen versunken, klimmte Peer mit trägen Schritten den Hügel hinan, aber plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch ein entferntes Geräusch erregt, welches aus dem Innern des Berges zu kommen schien. In der Höhe eines Metres befand sich eine ziemlich große Aushöhlung, der Eingang einer Steingrube, wo man eine Art Kalkstein brach, der allgemein zum Bauen benutzt wurde. Peer stützte das Knie gegen die Felswand, legte das Ohr an die Höhlung und dachte: „Verteufelt, die Menschen sind früh bei der Arbeit, und Gott bewahre mich, die Grube ist gewiß schon eine Meile tief — wenn das so fortgeht, wird's bald keinen Stein mehr geben."

Noch eine Wendung, und der Bursche war auf der Hochfläche. Kaum dort angelangt, blieb er verwundert stehen, rieb sich die Augen und blickte rund umher, wie Jemand, der seinen Weg verloren hat.

„Verdonnert!" rief er endlich aus, „wann hat denn le vî Capitaine*) seinen Weizen gemäht und eingefahren? Es

*) Le vî Capitaine, der alte Kapitain, bezieht sich auf die eigenthümliche Sitte dieser Dörfer, daß die Jünglinge eines jeden sich einen Anführer wählen, der Capitaine heißt. Diese Würde ist lebenslänglich, es sei denn, daß der Kapitain sich verheirathe. In dem Falle wird ein Nachfolger ernannt, doch führt der abgetretene Würdenträger gemeiniglich den Titel fort.

Von den ehemaligen Vorrechten dieses Amtes ist nur eines geblieben: von Wittwern oder Wittwen, die sich wieder verheirathen wollen, heischt der Kapitain unter dem Vorwand, daß sie die Jugend wiederkaufen müssen, nach Willkühr eine oft recht ansehnliche Summe, die dann zu allgemeinen Vergnügungen angewandt wird. Wer sich dieser Erpressung entziehen wollte, könnte für lange Zeit auf die schönsten nächtlichen Charivari's rechnen.

sind zwei Tage her, da war sein Weizen noch grün, und seitdem hat's immerfort geregnet. Was fällt dem Mann ein? Und die Hälfte der Aehren liegen gelassen? Nun, das thut Nichts, was er eingeführt hat, wird ihm doch auswachsen, so grün und so naß wie's ist. Mein Meister sagte es gestern noch: „er wird es nicht weit bringen, der arme Schelm."

Bis hierher war Peer in seinem Monolog gekommen, als er plötzlich verstummte. Er blieb mitten im Felde ein zweites Mal stehen, kreuzte die Arme über der Brust, riß die Augen auf, warf den Kopf zurück und so, in der Redner=stellung, in welcher Cicero einst ausrief: „o Zeiten, o Sitten!" rief er: „Was Donnerwetter ist das nun wieder? Wo ist denn unser Acker hin? Ich träum' auch nicht? Dort steht die kanadische Pappel, die als Grenzpfahl dient. Aber wo ist unser Weizen geblieben, der, welchen ich vor drei Tagen gemäht habe, und der, welchen ich heute mähen wollte? Das ist 'ne schöne Geschichte. Das heißt es weit bringen im Stehlen. Den Weizen schneiden, binden, wegschaffen und das Alles in einem Augenblick, ohne daß es Jemand gewahr wird — was wird der Meister fluchen, wenn er das sehen und hören wird, er, der zu geizig ist, um einen Löffel Weizenmehl in die Milch zu thun, und —"

Hier sah Peer neugierig zu Boden, raffte eine Handvoll Aehren auf und fuhr fort: „ich begreif' Nichts davon. Die Aehren sind mit einem Messer abgeschnitten. Ist das mensch=lich? das Stroh mitnehmen und die Aehren liegen lassen — das Entgegengesetzte wäre zu begreifen. Nein, das ist kein Menschenwerk — das ist Zauberei. Ach Gott, wenn es hier gespukt hätte!"

Dieser letzte Gedanke brachte den Jungen ganz aus dem Häuschen, und auf das Höchste stieg seine Angst, als aus dem Gebüsch eine schwarze unheilverkündende Krähe aufflog. Sein ganzer Muth schoß ihm in die Schuhe, und da er noch Niemand im Felde sah, machte er sich an's Laufen. In fünf Minuten hatte er trotz der Krümmungen des Weges den Hof von Pachter Fraikin erreicht.

Meister Fraikin, ein schwerbeleibter Mann von vierzig Jahren mit einem krummen Rücken und einem rothen verbrannten Gesicht, steckte bei dem Anblick seines wiederkehrenden Knechtes, der keuchend und athemlos angerannt kam, die Mistgabel, mit welcher er eben den Stall reinigte, verdrießlich in den Boden.

„Ach, Meister," rief Peer aus, während er die Steinstufen heraufeilte, „das ist was Schönes. Auf unserm Acker ist auch nicht so viel Weizen mehr wie hier." Und der Bursch fuhr mit seiner rechten Hand über seine linke.

Meister Fraikin wurde weiß wie ein Tuch. „Die Ernte gestohlen?" rief er. „Ah, ces caons de Flamins de Jallmeer! ces chênisses! ces canailles!"*)

„Gestohlen?" wiederholte Peer, indem er bedenklich den Kopf schüttelte. „Ich weiß nicht, Meister, da wären's noch ehrliche Diebe, denn sie nahmen nur das Stroh mit, die Aehren ließen sie liegen."

„O Dial!"**) Meister Fraikin blieb der Mund offen stehen.

---

*) Ach, die Schelme, die Vlamingen von Jallmeer (ein nahgelegenes Dorf), die Hundsvötter, die Taugenichtse.

**) Der Teufel!

„Und der Weizen von le vî Capitaine ist auch weg," fuhr Peer fort, „gerade wie unser, mehr als zwanzig Schock in einer Nacht, und die Aehren liegen geblieben — das ist nicht gestohlen, Meister, da steckt was anders dahinter —" Peer streckte feierlich die Hand aus — „Zauberei, Meister, es hat gespukt."

„Bon ami, bon dieu! comment est possible!"*) murmelte Meister Fraikin mit niedergeschlagener Stimme.

Nachdem Meister Fraikin seinem Zorn erst etwas Luft gemacht hatte, wußte er sich keinen bessern Rath, als die Hülfe des Bürgermeisters gegen die frechen Thäter anzurufen, denn obgleich in dem Diebstahl etwas Unerklärliches lag, glaubte Meister Fraikin, ein esprit fort, doch keinesweges, daß Zauberei dabei im Spiele sei.

Am Dorfhause fand er le vî Capitaine in heftigem Schelten über die träge Nachlässigkeit von deljaren Capitaine d'asieur**) begriffen, welcher die jeunesse nicht zu den nöthigen Nachtrunden anhielte, so daß nun Diebe, Schelme, Räuber und alles mögliche Gesindel freies Spiel hätte.

Der Bürgermeister verstummte ebenfalls bei dem Bericht des kecken Diebstahls, doch für ihn war es außer Zweifel, daß es dabei nicht mit natürlichen Dingen zugegangen sei, und im Geheimen war ihm das sehr recht. Erstens konnte man ihm dann nicht vorwerfen, daß er schlecht für die Sicherheit gesorgt, und zweitens brauchte er nicht zu fürchten, durch eine Untersuchung sich der Rache einer vielleicht zahlreichen Räuberbande auszusetzen.

*) Guter Freund! Guter Gott! wie ist's doch möglich.

**) Der junge, jetzige Kapitain.

Von Amtswegen jedoch genöthigt, den Platz, wo der Diebstahl geschehen war, zu besichtigen, ließ er den sers-gens*) benachrichtigen und schritt, gefolgt von den beiden bestohlenen Bauern, hinter dem bewaffneten Gerichtsdiener aus dem Dorfhaus hervor.

Bei dem Anblick dieses wunderlichen Zuges kam Alles herbeigelaufen und zog feierlich und langsam hinter der Obrigkeit her den Hohlweg empor. Niemand zweifelte daran, daß der Diebstahl ein übernatürlicher gewesen, und zur Bekräftigung dieses Glaubens dienten eine Menge Spukgeschichten, welche Der und Jener zu erzählen wußte. Dem Einen war, nachdem ein altes Weib ihn in seinem Stall angebettelt, seine schönste Kalbe und bald darauf noch eine Kuh gefallen. Ein Anderer hatte fünf von seinen Kindern nacheinander begraben, weil ein Bettler eine böse Hand auf sie gelegt hatte.**) Und eine gute Frau erzählte mit Thränen, wie ihre Tochter langsam auszehre, weil sie alle Nächte durch eine Maeral***) fast erstickt werde. Während dieser Erzählungen hatte man einen großen Theil des Hügels erstiegen, als plötzlich ein Geräusch wie ein starkes Bienengesumse hörbar ward. Die Krümmungen des Weges ließen die Stelle, woher das Geräusch zu kommen schien, noch nicht sichtbar werden.

Neugierig drängte man sich vorwärts, als der Bürgermeister, der sers-gens, der vî Capitaine und Meister Fraikin, welche die Spitze des Zuges bildeten, plötzlich stockstill stehen blieben und alle vier aus einem Munde: o Dial! riefen.

---

*) Feldhüter.

**) De kwaede hand ist von Conscience in einer seiner kleinen Erzählungen vortrefflich behandelt.

***) Hexe.

Die Menge drängte sich bei diesem unerwarteten Halt nur noch ungestümer vorwärts, doch die Vordersten hielten bei der Wendung, von wo aus man bis zum Ende des Bergweges sehen konnte, ebenfalls still, warfen sich mit dem Oberleibe zurück und bildeten so einen unerschütterlichen Damm gegen den Andrang der Nachfolgenden. Und umsonst riefen diese: „was ist? was ist?" die Vordersten standen nicht nur, sie schwiegen auch wie die Mauern.

Was sahen aber auch nicht der Bürgermeister, der sersgens, le vî Capitaine und Meister Fraikin, welche letztere Beiden an keinen Spuk glaubten? Der ganze westliche Abhang der Schlucht, welcher sich hier als sanfte, grüne Fläche herabsenkte, wimmelte von tausend kleinen Ungestalten. Auf ihren dünnen Körperchen, welche in Fuchspelzen steckten, trugen sie große Menschenhäupter mit langen Bärten. Und während sie durcheinander sangen, schrieen und wirbelten, waren sie mit der sonderbarsten Arbeit beschäftigt. Einige saßen in der Mitte zwischen großen Strohbunden, sonderten die Halme und legten sie je nach ihrer Länge in verschiedene Haufen, andere spalteten sie, noch andere flochten sie breiter und schmäler zusammen. Die größte Zahl endlich saß im Grase, heftete die Strohflechten mit Nadel und Faden aneinander und machte so große runde Strohhüte daraus.

Als die Zwerge die Dorfleute in der Schlucht gewahr wurden, wandten sie alle die Blicke auf einen von ihnen, welcher auf dem höchsten Punkt unter einer Ulme saß und sich durch einen kostbarerern Pelz von seinen Gefährten unterschied. Es mußte ihr König, oder doch ihr Oberhaupt sein. Sich würdevoll erhebend, stieg er in einer Wasserrinne herab

und verbeugte sich tief vor dem Bürgermeister, der bei dem Empfang des Fürstbischofs nicht mehr in Angst hätte sein können. So ruhig wie möglich jedoch hörte er die unverständliche Rede des Zwerges an, und als dieser ihm endlich einen der runden Strohhüte überreichte, nahm er denselben nicht nur entgegen, sondern setzte ihn auch, seine Mütze hintenüber werfend, augenblicklich auf den Kopf.

Bei dem Erblicken dieses fremdartigen Kopfschmuckes nahm die Menge einen so verzweifelten Anlauf, daß der Bürgermeister, vorwärts gestoßen, mit einem Entsetzensschrei den Zwerg über den Haufen rannte. Doch dieser schlüpfte behend zwischen seinen Beinen durch, kletterte die Höhe hinauf und war in einem Augenblick auf seinem vorigen Platze. Die Menge, von einer unbeschreiblichen Angst ergriffen, drängte sich schreiend durcheinander, doch bald überzeugte man sich, daß die kleinen haarigen Zwerge nichts Böses thäten, ja, daß sie im Gegentheil den Menschen gutmüthig zunickten. Der Schreck legte sich, und man begann sogar nach den schönen Strohhüten zu verlangen, welche so gut gegen die Sonne schützen mußten. Die Zwerge boten ihnen mit der rechten Hand die Hüte an und brachten zugleich die linke an den Mund, wie man thut, wenn man zu essen begehrt. Einige der Muthigsten von den Dorfleuten verstanden diese Taubstummensprache, eilten nach Hause und kamen bald mit Eiern, Speck, Milch und andern Eßwaaren zurück, welche sie gegen die Strohhüte austauschten.

Bald hatte, wie man sich denken kann, jeder Beetsinger seinen Strohhut und nicht allein jeder Beetsinger, sondern auch Jedermann aus Glons, Rucklingen, Wongs, Eben, Emael

u. s. w. Dagegen hatten die Vlamingen der umliegenden Dörfer eine abergläubische Furcht vor diesen Hüten und vermieden allen Verkehr mit den Zwergen, und so kommt es denn, daß diese Dörfer noch heute durch die wallonischen Gemeinden in dem Verfertigen der Strohhüte übertroffen werden.

Nachdem die Bauern genug für sich hatten, fingen sie an, die Hüte in Lüttich, Maestricht und Tongern feilzubieten. Der ungewöhnlich warme Herbst begünstigte diese neue Tracht so sehr, daß der Tauschhandel den Dorfleuten zum größten Vortheil gereichte. Die Beziehungen mit den Zwergen, welche man „Sottins" nannte, wurden dadurch immer vertraulicher, besonders mit den Kindern, in welche die Zwerge förmlich vernarrt schienen. Sobald die Schule aus war, liefen die Kleinen zu den Zwergen, denen sie Haselnüsse brachten. Die Zwerge balgten und wälzten sich mit ihnen auf dem Rasen herum und lehrten sie Stroh flechten und Puppenhütchen nähen. Die Bauern sahen deshalb die Sottins auch sehr gern und versorgten sie im Ueberfluß.

Es war nun bald ein Jahr, daß die Zwerge sich in der Gegend niedergelassen hatten. Der reifende Weizen bedeckte wieder die Felder. Aber Meister Fraikin und le vî Capitaine konnten sich an der Aussicht auf die reiche Ernte nicht erfreuen. Wenn sie nun wieder den Zwergen zum Raub wurde? So oft sie die haarigen Männchen erblickten, juckte es sie, dem Oberhaupt der Sottins den Hirnschädel einzuschlagen — hätten sie sich nur getraut! Doch die andern Bauern, die noch nie etwas von den Zwergen zu leiden hatten, dachten an keine Gefahr für ihre Ernte, sondern nur an den vortheilhaften Strohhuthandel, und so behielten Meister

Fraikin und le vî Capitaine ihre Besorgnisse, sowie ihren Ingrimm gegen die allgemein geliebten Sottins wohlweislich für sich.

Der Erstere kehrte eines Sonntags im Juli nach Tische traurig von seinem Acker heim. Sein Weizen war ihm noch nie so prächtig vorgekommen, und noch nie hatte er die Furcht vor den räuberischen Sottins so quälend empfunden. Das Haupt auf die Brust gesenkt, quälte er sich vergebens ab, um einen Ausweg zu ersinnen, als eine rauhe Stimme ihn aus seinem Nachdenken aufschreckte.

„Hé, parin!*) Ihr schleicht ja, mille blû!**) als ginge es nach einem Sterbehause!" rief le vî Capitaine, der auf seinem Felde stand. „Seht 'mal den Weizen hier an," fuhr le vî Capitaine fort. „Und wenn man daran denkt, daß die verfluchten Sottins jeden Tag d'rüber kommen können! Gott gebe doch, daß ihnen der Teufel vorher sammt und sonders das Genick breche! Mille blû! das soll und das muß ein Ende nehmen."

Meister Fraikin legte ängstlich den Finger auf die Lippen und flüsterte: „St! schweigt doch, wenn Euer Leben Euch lieb ist! Wenn sie Euch nun hörten!"

„Wer? die Zwerge?" fragte le vî Capitaine, den Mund höhnisch verziehend. „Fürchtet Ihr Euch, nos pauv 'mais,***) so geht ruhig Eures Weges und laßt Euch plündern und so kurz und kahl scheeren wie Nachbars Schafe, armer Schelm! Ich will es nun 'mal versuchen, wie weit die Macht dieser verwünschten Schelme geht."

---

*) Parin, Verwandter. Häufig redet man auch Freunde so an.
**) Mille blû! mille bleus! der Tausend!
***) Unser armer Meister.

Google

Meister Fraikin fühlte, daß diese spottenden Worte ein Fünkchen Muth in seiner Seele anfachten.

„Tod ist Tod," dachte er; „ob man nun durch diese gespenstischen Wesen oder durch Hunger und Mangel umkommt." Und er befragte le vî Capitaine über seine Entwürfe gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde.

Le vî Capitaine entwickelte ihm während des Nachhausegehens weitläufig seinen Plan, doch Meister Fraikin schüttelte ungläubig das Haupt und sprach: „wer wird das thun wollen, nos Capitaine? Viele fürchten die Sottins, und die Uebrigen sind ihnen gewogen."

„Wir werden sehen," antwortete le vî Capitaine und trat gerade gegenüber der Kirche, das Haupt hochmüthig aufwerfend, in das Haus von le jaûn Capitaine.

Eine Woche war seit diesem Gespräch verflossen, es war Sonntag und die Abendglocke hatte geläutet, da herrschte ein lebendiges Treiben auf dem Platze vor dem Hause von le jaûn Capitaine. In der ungewissen Dunkelheit der Sommernacht, konnte man eine große Anzahl junger Leute erkennen, welche sich, geheimnißvoll flüsternd, wie Schatten durcheinander trieben und Reisigbündel oder Strohbunde trugen. In ihrer Mitte unterschied man deutlich le vî Capitaine, der bald an Den, bald an Jenen kurze Worte richtete. „Glaubt mir," konnte man ihn leise sagen hören, „die Zwerge besitzen keine übernatürliche Macht. Vielleicht morgen schon müßte Eures Vaters Ernte daran, Mathieu. Wie, Arnold, ein Mann wie Ihr, sollte sich wie ein altes Weib fürchten? Kein Geräusch. Sie sollen sich nicht flüchten, man muß sie vernichten, aus-

rotten, dieses verwünschte Geschlecht. Altes Weibergeschwätz, Staes; glaubt an keine Spukgeschichten."

Eine Viertelstunde war verlaufen und die Zahl der Jünglinge bis auf funfzig angewachsen, da trat ein junger kräftiger Mann aus dem Pachthofe. Er war gekleidet wie die übrigen, nur daß er über seinem ledernen Gürtel eine rothe Schürze, in der Hand eine Armbrust und auf dem Rücken einen Köcher mit Pfeilen trug.

„In Rang und Glied!" gebot er.

Die Jünglinge ordneten sich je zu drei und drei; sie schienen es gewohnt.

„Nun still und langsam vorwärts!" Der kleine Trupp setzte sich in Bewegung und schlug den uns bekannten Bergweg ein.

Jetzt war man an die Höhle der Zwerge gekommen. Es war ein feierlicher Augenblick, und ein Schauer überlief die Glieder der Muthigsten, als der junge Kapitain mit gedämpfter Stimme: „an's Werk!" befahl.

Je zu drei und drei langsam vorüberziehend häuften die Jünglinge immer drei Stroh- und drei Reisigbunde übereinander, bis die Höhlung ganz geschlossen war. Was übrig blieb wurde noch daran geworfen. Als Alle vorüber waren, sprach der Befehlshaber: „steckt an!"

Feierlich hallte dieses Wort in dem Hohlweg wieder. Eine Todtenstille herrschte unter den jungen Leuten und machte den Eindruck noch schauerlicher. Dies war nun der Augenblick zur Rache, wenn die Zwerge wirklich einige Macht besaßen.

Auch rührte Niemand sich auf den Befehl des Kapitains, bis endlich der junge Mann, sich nach Jemand umsehend,

Digitized by Google

der in allen seinen Taschen suchte, ungeduldig ausrief: „Allo dann! mille blû, vi! man sollte denken, Ihr hättet Furcht!“

„Vergessen!“ seufzte le vî Capitaine, der, weil Niemand das Wagstück auf sich nehmen wollte, versprochen hatte, selbst Feuer anzulegen.

Hatte er nun wirklich seinen Feuerstahl vergessen, oder war es eine Furcht, welche ihn im Augenblick, wo es galt, ergriffen hatte? Davon sagt die Legende Nichts, doch gewiß ist es, daß dieser unerwartete Umstand den Muth der Uebrigen niederschlug, und daß Viele sich bereits fragten: ob es nicht besser wäre, das Hasenpanier zu ergreifen?

Der junge Anführer gewahrte diese Entmuthigung und sein Blut kochte vor Zorn.

„Wer hat einen Feuerstein? Er trete vor! Da wir es angefangen, müssen wir es durchsetzen! Ich selbst will es thun.“

Niemand trat vor — die Vordersten drängten sich sogar gegen die Wand des Hohlwegs zurück.

„Verwünschter Alter!“ murrte der Kapitain, „morgen dienen wir der ganzen Gegend zum Spott.“

Er stampfte wüthend auf dem Boden; dumpf hallte der Klang von den Wänden der Schlucht wieder.

Bei diesem Geräusch zeigten die Feigsten bereits den Rücken, doch in diesem Augenblick drängte sich aus den hintersten Gliedern ein Mann vor, brachte Schwamm und Feuerstein zum Vorschein, und schlug Feuer. „Der alte Bock!“ murmelte er dabei, „ich glaub' an keinen Spuk, ich, und habe keine Furcht davor, der Erste zu sein, hört Ihr? Und nun, mit Gottes Gnade!“ Und als der Schwamm zu glimmen begann, steckte er ihn in das unterste Strohbund und

blies ihn mit solcher Kraft an, daß bald eine kleine Flamme zwischen dem Stroh zu knistern begann.

Obwohl Peer, der Knecht, denn er war es, in seiner zwiefachen Eigenschaft als Vlaming und als Knecht keinen Theil von la Jeunesse ausmachte, war er dem nächtlichen Zuge doch als Zuschauer gefolgt. Nach vollbrachtem Heldenstück kehrte er stolz in die Glieder zurück und murmelte: „feige Essigfresser!"

Zu einer andern Zeit hätte Peer diese Worte theuer bezahlen müssen, doch jetzt war Aller Aufmerksamkeit zu sehr durch das sich vorbereitende Schauspiel in Anspruch genommen, als daß man auf Peers höhnende Worte hätte achten sollen. Die Flamme stieg bald hell und spielend in die Höhe und ließ die Schatten der Anwesenden spukartig an den Felsenwänden tanzen, dann schien sie nur mühsam weiterzubrennen und schickte eine dicke Rauchsäule gen Himmel; das war, weil man mit Vorbedacht die obersten Strohbündel naß gemacht hatte. Vier Jünglinge, welche eine große eiserne Platte trugen, traten nun vor und drückten sie mit Gewalt in die Höhlung hinein, indem sie dieselbe etwa wie einen Ofen mit seiner Thür schlossen, so daß der ganze Rauch in das Innere dringen mußte.

Bald erschallte ein furchtbares Geheul in den Tiefen der Höhle, dann verklang es in der Entfernung, und endlich war Alles todtstill. Die Menge stand lange schweigend und mit klopfendem Herzen, als erwartete sie ein Wunder, doch das Feuer brannte nieder, und man hörte Nichts.

„Hab' ich es nicht gesagt?" jauchzte le vî Capitaine voll Stolz, „sie werden genug davon haben."

Man warf noch einige Bunde Stroh auf das noch glim=

mende Feuer und dann kehrte mit dem anbrechenden Morgen, über ihren nächtlichen Zug sprechend und gespannt auf den Ausgang, **la Jeunesse** nach Hause zurück.

Seit dieser Zeit hat man keine „Kabautermännchen"*) mehr in der Gegend gesehen. Etwa zehn Tage nach ihrem Verschwinden wagten es einige der muthigsten Jünglinge, die Wohnung der Sottins zu untersuchen, um zu sehen, was aus ihnen geworden sein könnte. Gut bewaffnet und mit Laternen versehen, drang man vorsichtig in die Höhle ein. In einer Tiefe von ungefähr funfzig Fuß fand man die Leiche eines Zwerges, die sich wenig von der eines sehr kleinen Menschen unterschied. Vielleicht war er im Schlaf vom Tod überrascht worden, denn sie zweifelten keineswegs daran, daß alle Zwerge erstickt wären. Kaum waren sie an zwanzig Schritte weiter gekommen, so stießen sie sämmtlich einen Schrei der Verwunderung aus. Sie befanden sich in einem geräumigen runden Saal; Sitzbänke waren in den Stein gehauen und regelmäßig geformte Steinblöcke als Tafeln davor aufgestellt, das Ganze war wie eine schöne Wohnung eingerichtet. Man gewahrte jedoch nirgends Leichen von Zwergen, man sah nur, daß die große Grotte sich am fernsten Ende in vier oder fünf kleinere theilte. Nach einigem Zögern beschloß man diesen Ausgängen nachzuspüren, doch sie liefen bald in unregelmäßige Kammern aus, die gleich dem großen Saal in den Fels gehauen waren. Ein Gang jedoch schien weiter zu führen, der gute Ausschlag ihrer Nachforschungen hatte den Untersuchenden Muth gegeben, sie gingen unverdrossen vorwärts. Aber nachdem sie eine

*) **Kabautermanneken**, Name der Zwerge.

Viertelstunde lang gewandert waren und noch immer unergründliche Finsterniß vor sich hatten, begannen sie zu rathschlagen, ob sie nicht lieber umkehren sollten, als Peer der Knecht, der wieder dabei war, plötzlich mit Freuden ausrief: „seh' ich dort unten kein Licht?"

In der That schien ganz in der Ferne ein lichter Punkt unsern Spähern entgegenzustrahlen. Dieses gab ihnen neuen Muth, je weiter sie gingen, desto deutlicher wurde das Licht, bald sahen sie eine Oeffnung, und eine Sekunde später standen sie abermals in einem Bergweg und abermals unter freiem Himmel.

„Wo mögen wir sein?" fragte Einer.

„Mein Gott, ich dachte, wir wären schon zu Tongern, und wir sind in dem Weg nach Rucklingen!" sagte Peer, und nach einigen Schritten sahen sie wirklich die Strohdächer des Dorfes zwischen dem Laube der Bäume aus der Tiefe aufsteigen.

„Wohl, die Schelme!" sagte Peer, „sie hatten sich vorgesehn, sie haben sich geflüchtet, wir werden bald von ihnen hören."

Trotz der Voraussagung des Knechtes hat man nie wieder von den Zwergen gehört. Die Beetsinger waren über die Vertreibung derselben äußerst mißvergnügt. Man begrub den erstickten Zwerg mit großem Gepränge; ob man ihn oder die schönen Strohhüte mehr bedauerte, läßt sich nicht sagen. Aber gewiß ist es, daß man sehr erbittert auf la Jeunesse war, daß diese, um sich zu entschuldigen, Alles auf die Aufreizungen von Meister Fraikin und le vi Capitaine schob, und daß diese beiden Bauern im Munde des Volkes bald zu Un=

terdrückern und Mördern wurden. Peer der Knecht dagegen hatte sich durch sein muthiges Betragen einen hohen Grad in der Achtung der Beetsinger Jugend erworben, einen Platz, auf welchem er sich durch seine kräftigen Fäuste zu behaupten wußte.

Und die Strohindustrie ging glücklicher Weise mit dem Verschwinden der Zwerge nicht ganz zu Grabe. Die Kinder fuhren fort, Stroh zu flechten und Hüte zu machen, allmälig wurde dieser Erwerbszweig immer mehr ausgebildet, und jetzt ist er dermaßen verbreitet, daß mehr als zwanzigtausend Menschen sich durch ihn ernähren.

Een Koning in de Kempen. Antwerpen 1854.
Herinneringen of myne Kempische reistogtjes. Antwerpen.
Verhalen. Antwerpen.
Vlaemsche beweging. Bediedenis, doel, invloed, toekomst. Gent 1856.
Belgie onder Maria Theresia. Antwerpen 1858.

Van Ryswyck (Jan Baptiste), geboren den 13. September 1818 zu Antwerpen. Seine Mutter ist Maria Elisabeth Van Dyck, sein Vater Johannes Cornelis, ein dichterisch-bürgerlicher Patriarch, der lauter Sänger zu Söhnen hat. Jan ist sein zweiter Sohn, seit dem 21. April 1852 mit Isabella Dymphna Tielemans verheirathet, seit September 1857 Herausgeber eines liberalen Tagblattes „Das Grundgesetz.“ In diesem ließ er, als es zuerst bekannt wurde, daß ich die Biographieen der vlämischen Schriftsteller zu sammeln wünsche, folgende Strophen erscheinen:

Meine Biographie.

An Mevrouw*) die Baronin von Reinsberg, geborne von Düringsfeld.**)

Wie denn, Mevrouw, Ihr wollt mich übersetzen?
Bin dieser Mühe würdig ich?
Ich fürchte, was ich schreibe, eignet sich
Nicht dazu, Fremde zu ergötzen.
Ich dank' Euch dennoch für die Ehr',
Und was Ihr sonst noch wünscht aus meinem Leben,
Das will ich Euch in wenig Worten geben —
Setzt Euch ein Augenblickchen her.

Von Kindheit auf war ich ein armer Schlucker,
Und sauer ward dem Vater unser Brod,
Und hatten wir auch daran keine Noth,
Fehlt's um so öfter doch an Milch und Zucker.
Doch Gott sah mild auf uns herab,
Er weiß der Armuth Fleiß zu lohnen,
Und gab er uns auch niemals Millionen,
Was that's, da er Zufriedenheit uns gab?

Die Mutter sang so lieb an unsern Wiegen,
Die jungen Herzen tranken diesen Sang,
Der so voll Wahrheit und so lieblich klang —
Die Mutter kann ihr Kind doch nicht betrügen!
Wir alle wurden langsam groß,
Und in den winterlichen Abendkreisen
War's nun der Vater, der mit süßen Weisen,
Das Gift in unsern Busen goß.

---

*) Mevrouw, Titel, mit welchem man die Frauen von Adel anredet. Ebenso unübersetzbar wie Mylady.

**) Vlämische Art zu adressiren, auch zu unterzeichnen, wie z. B. Frau Van Ackere, geborene Maria Doolaeghe.

Ach, Poesie, mit zaub'rischen Gewalten
Bethörtet Ihr uns bald durch Euern Reiz,
Und unser Aelt'ster sang bereits*),
Fast eh' er noch das Spiel vermocht zu halten.
Das Volk hing still an seinem Mund,
Das Volk durchklangen seine Lieder,
Hoch stieg sein Stern, dann sank er traurig nieder,
Und wo er stand, war Nichts als dunkler Grund.

Die Saiten, die das Schicksal ihm zerschnitten,
Die knüpfte aneinander meine Hand,
Doch hab' ich mir, wenn ich gleich Töne fand,
Kein Blatt von seinem Lorber noch erstritten.
Mit lahmen Schritten folg' ich auf der Spur,
Auf der mit solcher Kraft er vorgedrungen,
Er hat als Flamme hell sich aufgeschwungen,
Ich werfe wenig Funken nur.

So leb' ich hier, umringt, verkannt von Thoren,
Gehemmt durch ihre Kläglichkeit.
Doch bleib' ich still und harre meiner Zeit,
Und hab' im Sturm noch nie den Muth verloren.
Bald heischt die Erde mein Gebein,
Denn allzukurz ist das elend'ge Leben,
Dann soll, was sie mir nur auf Borg gegeben,
Ihr unverfälscht zurückerstattet sein.

Bin kein Baron, und kann auch keiner werden,
Schätzt Ihr mein adeliges „Van",**)

---

*) Theodor Van Ryswyck.

**) Jan Van Ryswyck irrte in dem Glauben, ich könnte „Van" und „De" im Vlämischen für Vorwörter nehmen, welche den Adel bedeuteten. Es bedurfte nicht ein Mal des vortrefflichen Artikels vom Baron de St. Genois „Ueber den Nutzen der Eigennamen in Bezug auf Literatur und Geschichte" (Taelverbond 1846), um mich

Ich liebe mehr das freundschaftliche Jan,
Ich halt' nicht viel vom Kinderspiel auf Erden.
Auch brauchet wohl Millionen Ihr,
Um, wie man's soll, ein großer Herr zu scheinen,
Und ich, der Brod verdiene für die Meinen,
Was sollte wohl ein Titel mir?

Ich habe eine Frau, zwei liebe Kleinen,
Und komm' ich heim, so nehm ich sie,
Am Ofen sitzend, auf die Knie,
Das will mir als das wahrste Glück erscheinen —
Ja, größer kann kein and'res sein.
Dann lehr' ich sie den Abgott unsrer Tage
Nicht so verehren wie's jetzt allgemein;
Ich sage meinem Sohn: und ständet Ihr allein,
Bleibt wahr! Soll Armuth Euer Schicksal sein,
Bleibt fest — Ihr seht, wie ich das Unglück trage.

Am nächsten Tage brachte das „Grundgesetz", ebenfalls an mich gerichtet, folgendes

Postscriptum.

Ich schrieb Euch gestern von zwei lieben Sprossen,
Doch heute kam ein drittes Kind,
So daß nun drei der Kleinen sind,
Nun wär' es Zeit, die Rechnung würd' geschlossen.
Die Kinder sind ein süßes Spiel,
Und Viele würden theuer es erkaufen,
Allein in lauter Honig zu ersaufen
Das ist sogar des Süßesten zu viel.

Mit diesem Postscriptum schloß Jan Van Ryswyck seine

---

darüber zu belehren, daß „Van" den Ort der Herkunft bezeichnet, folglich Van Ryswyck „Aus Ryswyck" heißt, wie „De" ganz einfach der Artikel, also z. B. De Cort „Der Kurze" ist.

Beiträge zu meinem Buche; eine vernünftige Biographie von ihm herauszubekommen war nicht möglich. Als ich ihn persönlich darum ersuchte, hielt er mir im Antwerpner Volksdialekt eine sehr lange Rede, von der ich auch nicht ein Wort verstand. Die Herren, welche mich begleiteten, verdolmetschten sie mir nachher, und so erfuhr ich denn, daß Jan Van Ryswyck seine Biographie nicht eher liefern könne, bevor er nicht gleich Josua die Sonne anzuhalten vermöge. Das konnte denn doch etwas zu lange währen, und so blieb mir Nichts übrig, als auch ein Mal eine Biographie in Versen zu geben, welche nebenbei den Verfasser als Menschen vollständig malt. Als Dichter hat Jan Van Ryswyck politische und lockere Lieder und religiöse Dichtungen geliefert. Die lockeren Lieder dürften ihm am eigensten sein. In dem politischen ist du gros sel et du gros bon sens; vielleicht wird darum Jan Van Ryswyck von seinen Freunden mit Vorliebe „der Volksdichter" genannt. In demselben Sinn und in derselben Art schreibt er auch die Artikel in dem „Grundgesetz." Von seinen religiösen Dichtungen theil' ich aus dem Bande „Das Wort Gottes" einige Stellen mit. Ein vollständiges Gedicht mitzutheilen, ist der Länge wegen unmöglich.

Du sollst den Feiertag heiligen.

Wie hell läßt an des Himmels Gränzen
Die Sonne ihren Purpur glänzen,
Wie herrlich steigt sie auf im flammenden Gewand!
Es flieht die Nacht, die zwischen Träumen waltet,
Sie hat ihr dunkles Kleid gefaltet,
Als kaum das erste Licht entbrannt.

Mit ungewohnter Pracht umgeben
Sieht man die Sonne höher schweben,
Bald wird von ihrem Glanz der ganze Raum erhellt.
Ein Meer von Licht ist um sie her entglommen,
Denn seht, der Sabbat ist gekommen,
Der Ruhetag der ganzen Welt.

Es soll kein Pferd im Pfluge lechzen,
Kein Sklav' soll in den Minen ächzen,
Kein Reicher finde heut zum Schätzezählen Zeit;
Kein Tropfen Arbeitsschweiß wird ungestraft vergossen.
Es werde Ruh von Klein und Groß genossen,
Es ist heut Ruhe für die Christenheit.

Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest auf Erden.

Kommt, folgt mir an den Strand vom Ocean,
Der in Unendlichkeit dahingegossen —
Wo ruht der Blick, wo trifft er Gränzen an?
Liegt nicht das All' vor Euerm Aug' erschlossen?

So unermeßlich groß, so endlos weit
Ist auch die Zärtlichkeit, womit sie wachen
Die Mütter, daß ihr liebes Kind kein Leid
Erreichen könne und es weinen machen.

Kennt Ihr die Zahl der Körner auf dem Strand,
An welchem sich die Wellen überschlagen?
Versucht's und zählt den goldnen Ufersand,
Ein Engel selbst kann nicht „wie Viel" Euch sagen.

So viel Mal fühlt der Vater tief entzückt
Das Herz in seinem starken Busen schlagen,
An welchen er sein Kind, sein Söhnchen drückt,
Das ihm vergönnt ist auf dem Arm zu tragen.

Lykrede uitgesproken by het graf van den weledel hooggeboren heere den heer Eduard Joseph Geelhand, overleden te Antwerpen den 18 october 1849. Antwerpen 1849.

Wandeling in onze Expositie. Antwerpen 1849.

Opwekking tot Liefdadigheid, uitgegeven ten voordeele der noodlydenden. Antwerpen 1850.

De Antwerpsche Longchamps. Hekeldicht, voorgelezen op het letter- en toonkundig feest gegeven door de rederykkamer de Olyftak, op 26 mai 1850. Antwerpen 1850.
Van Dyck in verlof. Hekelverzen op het letter- en toonkundig feest gegeven ten voordeele van behoeftige huisgezinnen, den 19 van oogst 1850. Antwerpen 1850.
Volkslust, of hekel en luim. Antwerpen 1851.
Het woord Gods in tien zangen, of dichterlyke bespiegelingen op de tafelen Mozes. Antwerpen 1855.
Eene hemelhistorie. Antwerpen 1855.
Mengelpoëzy. Antwerpen 1855.
Einzelne Gedichte in Taelverbond, Almanak voor Jan en Alleman.

Van Ryswyck (Johan Theodor) populair Door, geboren zu Antwerpen den 8. Juli 1811, der älteste und bedeutendste von den Söhnen des alten Johann Cornelis, dürfte leicht die bekannteste und volksthümlichste Dichterpersönlichkeit sein, welche es unter den Antwerpner Vlamingen noch gegeben hat. Heremans ist der Ansicht, daß seine „Eigenartigen Erzählungen" als das erste wirklich originelle und nationale Werk in der neuen vlämischen Literatur betrachtet werden können. Er hat durch sie auf seine Altersgenossen ebenso gewirkt, wie späterhin Conscience durch den „Löwen von Vlandern" auf die Dichter und Schriftsteller der zweiten Periode. Als Door Kind war, hatte die erste noch nicht begonnen, und es war in den Werken der großen Holländer, daß er die Dichtkunst kennen und lieben lernte. Sein besonderes Vergnügen fand er an Vater Cats, dem Spruchdichter der Niederländer. Wenn er unartig war und ohne Grund schrie, so brachte „groote Cats," wie er die Ausgabe in Folio mit Bildern von Cats Gedichten in seiner noch unvollkommenen Sprache zu nennen pflegte, allein ihn zur Ruhe. Sleeckx, welcher ein Knabe war, als Door schon zum Jüngling reifte, erzählte mir, daß er Door unaufhörlich um Bücher geplagt und dieser ihm endlich Vondel, Bilderdyck und Helmers in die Hände gesteckt und dabei ausgerufen habe: „nun, da les't! Versteht Ihr

das nun?“ Sleeckx mußte nach einigen Versuchen demüthig bekennen, daß diese Dichter wirklich noch unverständlich für ihn wären, und nun versuchte Door ihm ihre Schönheiten durch Deklamation und Begeisterungsausrufe begreiflich zu machen. Die Verehrung vor diesen Dichtern seiner Knabenzeit blieb bei Door sein ganzes Leben hindurch unvermindert — er pflegte mit bedenklichem Kopfschütteln öfters zu äußern: „dergleichen können wir nie hervorbringen.“ Dagegen war seine Meinung über seine „Kunstbrüder“ im Allgemeinen eine sehr wenig schmeichelhafte.

Seine eigene dichterische Begabung wurde durchaus nicht frühzeitig anerkannt oder auch nur geahnt. Sein Vater bestimmte ihn Anfangs zum Bildhauer, aber anstatt zu modelliren, stiftete er in dem Atelier seines Lehrers, des originellen Van der Neer, eine förmliche Meuterei an, welche mit seiner Ausweisung endigte. Bei dem Dekorationsmaler Altenrath, wohin der Vater ihn jetzt that, ging es nicht besser. Er spielte seinem Lehrer sowohl wie seinen Mitschülern Streiche. Der Vater suchte abermals und fand zuerst einen Platz als Unterlehrer „an einem Pulte, wo er selbst wenige Jahre zuvor gesessen hatte,“ bald darauf eine Schreiberstelle beim Leihamt, oder wie die Vlamingen wörtlich nach dem Französischen übersetzen, beim „Berg der Barmherzigkeit.“ Nun glaubte man Door endlich untergebracht, da brach die Revolution aus. Am 26. Oktober war der entscheidende Tag für Antwerpen. Door, der natürlich als Neugieriger dabei sein mußte, war Abends um acht noch nicht zu Hause. Die Familie wartete in Todesangst bis Mitternacht. Da tritt er endlich ein, er hat einen großen Säbel, ein Gewehr, er hat mitgekämpft, er ist nicht länger Holländer. Der Vater, der seinen Sohn wohl kennen mochte, wollte durchaus Nichts von dessen militairischer Bestimmung wissen und behielt ein wachsames Auge auf ihn. Door aber war auf Heldenthum versessen und entlief mit drei Gefährten dem elterlichen Hause, um kurze Zeit nachher bei der „sogenannten Schlacht von Löwen“ mit sämmtlichen Frei=

willigen davonzulaufen, als er fand, „daß man mit Kugeln schoß."

Trotz dieser ersten keineswegs glänzenden Erfahrung trat Door in das dritte Jägerregiment ein. Aber was er für einen Soldaten abgab, das dürfte in einer wirklich disciplinirten Armee geradezu unglaublich erscheinen. Die ersten Versuche seines Talents bestanden in Spottliedern gegen seine Vorgesetzten. Bisweilen wurden diese Ergießungen seines „unzähmbaren Unabhängigkeitsgefühles" beim Exerciren oder bei der Austheilung der Löhnung im Chor gesungen, und Door wurde eingesteckt. Dasselbe widerfuhr ihm, wenn er, was nicht selten geschah, bei einer großen Parade liederlich angezogen, ohne Waffen und mit einer Polizeimütze auf dem Kopf erschien. Man weiß, daß die Mechelner den Spottnamen „Mondlöscher" führen, weil sie einst, als der Mond hell auf den Thurm von St. Rombaut schien, herbeirannten, um den Brand zu löschen. Door kam nach Mecheln, von dem Augenblick an sangen die Soldaten in den Herbergen Spottlieder auf die „Mondlöscher." Wer hatte die Spottlieder gemacht, welche fortwährend Veranlassung zu Schlägereien zwischen Bürgern und Soldaten gaben? Door. Door wurde eingesteckt. Kam bei einer Musterung aus seinem Tornister Nichts zum Vorschein als Bilderdyk, Tollens oder Helmers, wurde er ebenfalls eingesteckt; blieb er in Gheel, wo er sich besonders heimisch eingerichtet hatte, rauchend und schwatzend am Heerde sitzen und vergaß darüber das Exerciren, kam er nicht zum Appell, weil er den Schuljungen ihre Arbeiten durchsah, wurde er abermals eingesteckt. Genug, einen großen Theil seiner Dienstzeit brachte Door im Arrest zu.

Dabei gewann er sich die Herzen. Ein Dorfpastor wollte ihm durchaus Latein lehren, um ihn dann als Küster zu behalten. Der General selbst glaubte, daß in dem Menschen trotz aller Tollheit etwas stecken dürfte und ließ ihn kommen, um ihn zu fragen, was er für ihn thun könne. Door hatte seine Antwort ganz fertig. „Ach, General, laßt mich nach

Hause gehen," bat er, und nach Hause kam er und wieder als Schreiber an den „Berg der Barmherzigkeit."

Bereits 1834 hatte er sich in dem Preiskampf versucht, welchen die Regierung zur Feier von Belgiens Unabhängigkeit ausgeschrieben hatte, doch nicht mit Glück: er war Ledeganck und Blieck nicht gewachsen. 1835 erschien zum ersten Male ein Gedicht von ihm „der Winter" gedruckt, und zwar im niederdeutschen Jahrbüchlein, und von demselben Jahr ist eine Dichtung zur silbernen Hochzeit seiner Eltern.

Was ich jetzt erzählen werde, ist mir mündlich mitgetheilt worden und in keiner der Biographieen Doors zu finden. Es soll ihm nämlich ein Gönner eine ziemlich bedeutende Pension ausgesetzt haben, damit er sowohl sein eigenes Talent ausbilden, wie einen Kreis anderer Talente um sich her versammeln und zum Arbeiten anspornen möge. Solches geschah, ich glaube, in dem Estaminet „das Pferdchen," wo „die Freunde der Muttersprache" durch Doors blitzende Einfälle bis Mitternacht vereinigt und festgehalten wurden. Der „Oelzweig" wurde hier gestiftet, Conscience fehlte nicht. Der reiche Gönner scheint jedoch mit dem Gang, welchen die Sache nahm, nicht zufrieden gewesen zu sein, denn nach etwa drei Jahren hörte die Pension auf, und Door, sah sich noch, dazu verheirathet, wieder blos auf die 800 Franken angewiesen, welche er als Schreiber beim Leihamt erhielt.

Seine Hochzeit, welche am 30. Oktober 1839 stattfand, war so wunderlich, wie Alles, was Door anfing. „Die Gäste," sagt Van Kerckhoven in der Biographie, welche der Gesammtausgabe von Doors Dichtungen vorausgeht, „bestanden nur aus literarischen Freunden, und die einzige Frau, welche sich unter ihnen befand, war die Braut, Susanna Mattheesens. Nach dem Endigen des Hochzeitsfestes verließ das Brautpaar, dem fast allgemeinen Gebrauch folgend, die Stadt. Wir sahen den Freund mit seiner Gattin in dem rauhen Oktoberwetter bei heftiger Kälte in ein offenes Wägelchen steigen und fortfahren. Er fuhr nach Lier, drei Stun-

den von Antwerpen. Dort angekommen, stieg er bei dem Militairhospitale ab, ließ sich dort die Todtenkammer oder die Todtenscheuer aufschließen, führte seine junge Frau hinein und rief aus: „hier ist's geschehen."

Was da geschehen war, muß ich gedrängter mittheilen, als Van Kerckhoven es thut. Door hatte in Lier gestanden, als 1832 die Cholera ausbrach. Einer leichten Unpäßlichkeit wegen in das Hospital gebracht, wo täglich Cholerakranke starben, brannte er vor Neugier, einen zu sehen. In den Krankensaal wurde er aus Furcht, er könnte sich anstecken, nicht zugelassen, aber einer der Aufseher ließ ihn durch ein Schiebfensterchen in der Thür in die Todtenscheuer sehen, wo ein an der Cholera gestorbener Soldat als blauschwarze Leiche lag. Eine Stunde später hatte Door die Cholera, und wenige Stunden später war er in Todesgefahr. Ein Freund benachrichtigte seine Eltern, am nächsten Tage war die Mutter in Lier. Theodor lag bereits da, wo er so kurze Zeit vorher seinen Kameraden gesehen hatte, in der Todtenscheuer. Noch ein Mal den Sohn sehen, das war das Flehen der Mutter. Ihren Bitten konnte nicht widerstanden werden, die Leichenkammer wurde aufgeschlossen, die Mutter warf sich weinend auf den Sohn, und Door stand auf, oder erwachte doch wenigstens aus dem anscheinenden Todesschlaf, in welchen er durch eine allzukräftige Dosis Opium versenkt worden war. Und die Erinnerung an diese Begebenheit sollte seine junge Frau an ihrem Hochzeitstage mit ihm theilen.

„Van Ryswyck war nicht unglücklich in der Ehe," sagt Van Kerckhoven weiter, „er hatte Gattin und Kinder herzlich lieb." Gewiß war es so, Door war nach allen Zeugnissen ein weiches gutes Herz, aber dennoch konnte die Ehe kein Glück für ihn werden, denn was die Engländer einen „häuslichen Charakter" nennen, das war er nicht und konnte es auch seiner Eigenthümlichkeit nach nicht sein. Er konnte nur genießen und verzehren, nicht erwerben und sparen. Er war „der Vogel auf dem Zweig," dabei durch jene drei Jahre

an eine Existenz gewöhnt, wie er sie bedurfte, an einen sorglosen heitern Herbergsverkehr in lustiger geistvoller Gesellschaft. Das konnte er theilweise auch später haben; „er kam, wenn er von Hause fortging," sagt Sleeckx in einer handschriftlichen Mittheilung, „nicht bis an die Ecke der Straße, ohne den oder jenen Freund angetroffen zu haben, der ihn mit sich nahm und bewirthete. Ein Jeder suchte seine Gesellschaft, denn er war der witzigste Junge unter der Sonne und konnte eine Gesellschaft Stunden lang in lautem Lachen erhalten." Es fehlte ihm also nicht an Gelegenheit, seinen Neigungen nachzuleben, aber ob es für ihn ein Glück war? Er gewöhnte und verwöhnte sich mehr und mehr an das Leben, welches außerhalb des Hauses lag, um so mehr, da die Verhältnisse innerhalb des Hauses mit dem Zunehmen der Familienbedürfnisse immer enger und bedrückender wurden, und so kam er immer rascher auf dem Wege vorwärts, der ihn an ein so trauriges Ziel führen sollte.

Vielleicht entsprang seine große Reizbarkeit gegen die Kritik auch aus dieser allgemeinen Stimmung. Gewiß ist es, daß es keinen Dichter kitzlicher als ihn gab. Er konnte es durchaus nicht überwinden, daß man ihm, der als politischer Tagessänger mehr und mehr beliebt wurde, die Begabung zu ernsteren und größeren Dichtungen absprach. Dennoch hatte die Kritik darin vollkommen Recht, sein Gebiet war ihm eng und scharf abgesteckt. Die Paraphrase des Vaterunsers, Eppenstein, selbst seine Balladen lassen gänzlich kalt. Ueberhaupt dürfte Door, wenn erst seine Zeitgenossen ausgestorben sind, wenig mehr gelesen werden und erst später wieder als ein poetischer Dolmetscher der ersten vlämischen Entwicklungsperiode historisch zur Geltung kommen. Selbst jetzt schon sagt Heremans sehr richtig von seinen „Politischen Refereinen," unter welchem Titel er 1844 seine Tageslieder gesammelt herausgab, daß sie außerhalb Belgiens ohne Commentar nicht verstanden werden können. Ich setze hinzu, daß sie selbst mit einem Commentar kein Interesse erwecken können. Deshalb theile

ich keines mit, nehme überhaupt nur ein Lied von Door. Es ist hinreichend, um seine Art kennen zu lehren, und liefert überdies, wie Heremans sagt, ein getreues Bild seiner selbst, als

Der arme Leiermann.

Brave Leute, hört mich singen,
Bin ein armer Leiermann,
Der kein ander Handwerk kann,
Und geboren ward zum Singen.
Wohl begriff ich es schon lang,
Daß vom Glück ich ausgeschlossen,
Doch das Schicksal hatt's beschlossen,
Daß mir werde der Gesang.

Seit der Kindheit frühsten Zeiten
Saß ich froh und sorgenlos
Mit der Leier in dem Schooß,
Rührte kräftig alle Saiten;
Wenn's der Schlechtigkeit gelang,
Mit Erfolg mich zu verhöhnen,
Stimmt' ich in erhabnen Tönen
An den mächtigen Gesang.

Was mir immer dafür werde,
Ander Ziel und andern Drang
Als den vaterländ'schen Sang
Hatt' ich niemals auf der Erde.
Heucheln lehrte mich kein Zwang,
Selbst kein Gold kann mich bewegen,
Denn besitz' ich kein Vermögen,
Ich besitze den Gesang.

Nie will ich das Schicksal fragen:
„Was verfolgst du mich so sehr?

Was bedrückst du mich so schwer?"
Das Gebotne kann ich tragen.
Stürme machen mir nicht bang,
Ketten können mich nicht binden,
Ruh' und Freiheit kann ich finden
In der Gabe vom Gesang.

Hab' ein Weib und hab' drei Kleine,
Niedrig ist mein Haus und klein,
Schmale Bissen müssen sein,
So für mich wie für die Meinen;
Aber meiner Saiten Klang
Gäb' ich dennoch nimmer, nimmer,
Nicht für Schätze, nicht für Schimmer,
Denn mein Leben ist im Sang.

Sollten einst, wo Frohe singen,
Wenn ich, armer Leiermann,
Selber nicht mehr singen kann,
Meine Lieder noch erklingen,
Dann soll bei der Becher Klang,
Die von goldnem Weine blinken
Ein Mal auch auf ihn man trinken,
Der so viele Lieder sang.

Die Zeit, wo „der arme Leiermann nicht mehr singen konnte," kam bald. Der beklagenswerthe Dichter bedurfte immer stärkerer Reizmittel, die seine Gesundheit mehr und mehr zerrütteten und zugleich seinen Geist schwächten. Er selbst fühlte das. „Da hab' ich einige meiner Gedichte überlesen," sagte er einst zu Bleeschhouwer, „und ich kann nicht begreifen, wo ich alle die Gedanken herbekommen habe." Der Arzt hatte ihm gerathen, den Kopf jeden Morgen unter die Plumpe zu stehen und so eine Art Douche zu nehmen. Er that's, sagte aber zugleich: „ich spüre keine Besserung davon."

Eine Besserung wäre nur durch ein regelmäßiges Leben

zu erzielen gewesen. Ein Mal schien Hoffnung zu dieser Möglichkeit vorhanden zu sein, indem ein Freund es über sich genommen hatte, mit dem Kranken täglich einige Stunden spazieren zu gehen, ohne ihn dabei in die Versuchung zum Genuß starker Getränke kommen zu lassen. Während einiger Monate besserte sein Zustand sich merklich, dann sank er allmählich wieder in seinen früheren zurück. Dem Freund war das räthselhaft, und er beschloß eines Abends, nachdem er Door zurückgebracht, in der Straße ein wenig zu warten. Er hatte das noch kaum einige Minuten gethan, als er den Beklagenswerthen das Haus von Neuem verlassen und sich geradeweges in ein Estaminet begeben sah, wo sein erstes Wort ein Ruf nach Genever war. Er war nicht mehr zu retten. Es wurde nöthig, ihn in ein Irrenhaus zu bringen. Die Mitglieder des „Oelzweiges" thaten sich zusammen, und durch ihre Hülfe und die der beiden ausgezeichneten Bildhauer Joseph und Jan-Baptist De Cuyper, mit welchen zusammen Door einst im Atelier von Meister Van der Neer Meuterei gespielt hatte, wurde er in die Heilanstalt der Alexianen zu Lier gebracht. Van Kerckhoven schildert den letzten Besuch, welchen er mit Joseph De Cuyper dort abstattete. Im warmen Zimmer am Ofen saß der Unglückliche vor Frost zitternd, das Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt, wimmernd und weinend. Die Besucher wandten Alles an, um ihn zu trösten, er schien sie einen Augenblick lang zu erkennen, doch im nächsten schon hatte er sich das Gesicht wieder verhüllt und sein stöhnendes Weinen wieder begonnen. Dann sprach er, und in seinen stammelnden unsichern Worten war noch etwas von seiner poetischen Kraft. Bald indessen verstummte er gänzlich, und wenige Tage darauf starb er zu Antwerpen den 7. Mai 1849. Wohl hatte er Recht, als er in einem seiner letzten lichten Augenblicke wehmüthig sagte: „Gott hat jedem Menschen einen Schutzengel gegeben, doch ich hätte ihrer wohl zwei nöthig gehabt."

Sein Begräbniß war feierlich, und noch immer ziehen

an seinem Todestage Freunde und Anhänger zu seinem Grabe. Der „Oelzweig“ gab 1853 seine gesammelten Werke heraus, wozu Michael Verzwyfelt ein schönes Portrait stach. Einen wahren Kultus scheint sein ältester Sohn Edward, geboren zu Antwerpen den 13. Januar 1840, ihm gewidmet zu haben.

In dem ersten Jahrgang des kleinen Almanachs „der Volksfreund,“ welchen die „Van Maerlantssöhne“ herausgaben, legte der Sohn folgendes Gelübde auf dem Grabe des Vaters ab:

O Vater, mir zu früh genommen,
Wie tief verstandest du die Kunst!
Du bist so hoch, so hoch gekommen,
O gäb' mir Gott die gleiche Gunst!
Könnt' ich zu deiner Leier singen,
Die mir so heilig und so werth,
So zu des Volkes Herzen dringen,
Dann wär' mein Loos des Neides werth.

Dann dürft' auch ich zu kämpfen wagen
Im Sang mit leisem, lindem Ton,
Nach keinem Lorbeer wollt' ich fragen,
Nichts sein, als nur dein würd'ger Sohn.
Ich weiß, du littest viel auf Erden,
Allein die Dichtkunst ist's auch werth,
Dein Vorbild soll mein Leitstern werden,
Denn vorgethan ist nachgelehrt.

Eigenaerdige verhalen. Antwerpen 1837.
Gedicht aen myne zuster. Antwerpen 1838.
Het huwelyk, dichtstuck. Antwerpen 1839.
Eppenstein, eene berymde legende. Antwerpen 1840.
Antigonus, of de volksklagten. Antwerpen 1841.
Poëtische luimen. Antwerpen 1842.
Dichterlyke bespiegeling op het Onze Vader. Antwerpen 1842.
2e. Uitgave. Antwerpen 1843.

Rubens en van Dyck, of de reis naer Itaelje. Eene brabantsche volksvertelling. Antwerpen 1842.
Grafschrift voor den hoog edel geboren heere Karel Joseph Geelhand, overleden den 10 october 1842. Een los bladje.
Bediedenis van den Antwerpschen ommegang, aen hare britsche Majesteit Koningin Victoria. Antwerpen 1843.
Zamenspraek tusschen Rubens en eenen burger dezer stad, ter gelegenheid der verplaetsing van het standbeeld op de Groenplaets. Een gedicht voor het volk. Antwerpen 1843.
Balladen. Antwerpen 1843.
Hulde aen de nagedachtenis van Koning Willem den Eersten. Anwerpen 1843.
Ode by het openen de yzeren spoorbaen tusschen Antwerpen en Keulen, den 13 october 1843 gevierd, op last van stads bestuer vervaerdigd. Antwerpen 1843.
By het beschouwen der beeldtenis van den weledel gestrengen heer D. H. baron Chassé, generael der infanterie, naer het leven geschilderd door J. van Rooy, 1844.
Een woord aen het Volk over de voordragt door het ministerie gedaen ter uitvoering van het monopolium of alleenhandel in tabak. Antwerpen 1844.
Politieke refereinen. Antwerpen 1844.
Godgewyde zangen. Antwerpen 1844.
Karel de stoute, Jakob van Artevelde, twee onbekroonde dichtstukken uit de pryskampen van Antwerpen en Gent. Antwerpen 1845.
Volledige werken. Uitgegeven door de Antwerpsche Rederykkamer de Olyftak, met de medewerking van het Taelverbond. Antwerpen 1853.

Van Ryswyck (Lambert Hyazinth), geboren den 30. Mai 1822 zu Antwerpen, der jüngste der Van Ryswycks. Nachdem er bis zu seinem vierzehnten Jahr die Elementarschule besucht, kam er auf die Akademie der Künste, wo er in der Sculptur mehrere Preise erhielt. Dann erlernte er die höhere Goldschmiedkunst, welche er seit seiner den 7. April 1853 stattgefundenen Verheirathung mit Marie Antoinette Bogaerts, als Meister im Großen betreibt. Seine erste Arbeit war der Becher, welcher 1850 durch die Gesellschaft „Für Sprache und Kunst" Conscience angeboten wurde. Im Oktober 1857

Ein französischer Feldmarschall und ein vlämischer Schmidt.

Durch's Kempenland mit Hufgeschall
In vollem Trab,
Gefolgt von seinem glänzenden Stab,
Ritt einst ein französischer Feldmarschall.

Der stolze Held, der große Mann
Sah Alles mit Verachtung an,
Als wäre Nichts des Ansehn's werth,
Da stolpert plötzlich ihm das Pferd;
Ein unverschämter Kieselstein
Muß mitten auf der Straße sein,
Und wenig fehlt, so lag mit seinem Pferde
Der Feldmarschall auf vlämscher Erde.

Ein Eisen sprang vom Roß entzwei,
Man frägt, wo eine Schmiede sei,
Man hält, es kommt in hellen Haufen
Das ganze Dorf herbeigelaufen;
Es kommen Küsterin und Küster,
Es kommen sieben und mehr Geschwister,
Es kommt der Knecht und der Gard-champêter,
Es kommt der Paul und es kommt der Peter,
Es kommen Pachter und Pachterinnen,
Und selbst der Schulze bleibt nicht d'rinnen.

Der Marschall ruft: „wo bleibt der Schmidt?"
Der Schmidt heraus aus der Schmiede tritt,
Das Haar das hängt ihm lang und dicht
Und wirr um's schwarze Angesicht,
Und auch die Brust, die breit und bloß,
Ist voll von Haar wie das Dach von Moos.
Die Arme trägt er gleichfalls nackt,
An ihren Muskeln ist zu sehen:
Wenn ernstlich einen Thurm er packt,
So bleibt der Thurm gewiß nicht stehen.

Wie angeschmiedet saß die Schürze,
Die rostig seinen Leib umschloß,
So schaut er kühl auf Mann und Roß,
Und: was er soll? frägt er mit Kürze.

Der Marschall sagt: „ein Eisen schmieden,
So wie es für mein Pferd sich paßt,
Und bin ich nicht damit zufrieden,
Verdammter Kerl, wirst du gefaßt.“
Der Schmidt läßt sich's nicht zwei Mal sagen,
Das Eisen sprüht, der Hammer klingt,
Und noch kein Viertel hat's geschlagen,
Als er auch schon sein Eisen bringt.
Er zeigt's dem Feldmarschall und scheint zu fragen:
„Was läßt sich wohl dagegen sagen?“
Der Feldmarschall, der nimmt's, besieht's
Mit höhn'schem Lächeln im Gesicht,
Und faßt das Eisen und biegt's und zieht's,
Bis er es in zwei Stücke bricht.
Die Reiter, die ihm folgen, lachen,
Der Feldmarschall lacht spottend mit,
Er wirft das Eisen zu dem Schmidt,
Und heißt ihn rasch ein zweites machen.
Der Schmidt, der macht sich rüstig d'ran,
Bringt flugs sein zweites Eisen an,
Der Feldmarschall zerbricht es wieder,
Wirft gleichfalls vor dem Schmidt es nieder
Und sieht noch spottender ihn an.
Und über des Schmidts gewalt'ge Gestalt
Da rieselt der Zorn wie Eis so kalt:
„Ihr spielt mit mir Komödie, Mann?
Das ist 'was, das ich gleichfalls kann.“

Er denkt's und schmiedet dieses Mal
Das Eisen aus dem feinsten Stahl,
Der Marschall prüft's mit starker Hand,

Das Eisen leistet Widerstand,
So läßt er denn den Schmidt das Pferd beschlagen,
Und ohne weiter erst nach seiner Schuld zu fragen,
Springt in den Sattel er und wirft ein Silberstück
Dem Schmidt hinab; der Schmidt hält ihn zurück:
„He, Freundschaft, hört, so kann das Spiel nicht enden,
Erst war's an Euch, nun ist's an mir,
Laßt sehen, ob ein guter Lehrer Ihr."
Er dreht das Silberstück in seinen eh'rnen Händen
Und biegt es hin und biegt es wieder,
Und bricht's entzwei und wirft es nieder
Zu den entzweigebrochnen Eisen.
Der Feldmarschall schaut starr ihn an,
Er weiß nicht recht: was soll das heißen?
In seine Tasche greift er dann,
Und giebt ein zweites Silberstück dem Mann,
Und seinem Pferd setzt er die Sporen ein.
Allein der Schmidt beginnt zu schrei'n:
„He, Freundschaft, nicht so schnell, so sind wir noch nicht quitt!"
Und wieder fängt der starke Schmidt
Das zweite Geldstück an zu biegen,
Und läßt's zerbrochen zu dem andern fliegen.

Jetzt sind's die Bauern, welche lachen,
Des Marschalls Reiter lachen nicht,
Der Marschall zieht zuerst ein drohendes Gesicht.
Allein, bei Licht beseh'n, was will er machen?
Er wirft dem Schmidt ein Goldstück zu,
Der spricht: „das lass' ich mir gefallen,
Das ist gut Geld — jetzt reitet zu."
Und fortgestoben ist im Nu
Der Feldmarschall mit seinen Reitern allen.

Geschil tusschen my en myne rymsloor.
Nieuwerwetsche zondvloed.
Adam's ballingschap.

Goliath en David.
Judith.
Job.
Auxilium suis Deus.
Keizer Karel en O. L. V. Toren.
Taren.
De fransche veldmarschal en de vlaemsche smd.

Verhulst, (Petrus Cornelius), geboren den 6. Mai 1835 zu Contich, einem Dorfe zwischen Mecheln und Antwerpen, wo sein Vater Kornhandel treibt. Gewiß der letzte Ort, wo man ein poetisches Talent suchen sollte, und doch wird Verhulst, fährt er fort, wie er angefangen, einst unter di e besten vlämischen Dichter gehören. Obgleich er nie anderen Unterricht genoß, als den des Lehrers in seinem Geburtsort, schreibt er doch allerliebste französische Briefe, worin er sich mit so viel Geist und Unbefangenheit äußert, daß man es von einem jungen Mann aus der Gesellschaft nicht anders verlangen könnte. Dagegen ist er äußerlich ganz Landmann geblieben, und geht in Blouse und Mütze, den starken Stock auf dem Rücken, gedankenvoll längs der Hecken durch die eintönige Gegend, in welcher er mit dem Auge der Jugend „des beautés splendides" entdeckt. Er beschäftigt sich jetzt mit dem Sammeln seiner Lieder unter dem Titel: Mymeringen myner lente,*) „Träumereien meines Lenzes." Das folgende Gedicht steht in der „Vlämischen Schule," 3. Jahrgang S. 150.

Schlaf wohl!

An einem Grabe.

Schlaf wohl, lieb' Kind! im stillen Reich der Ruh',
Du, der so früh ein Dornenkranz der Schmerzen
Gedrückt die Stirn, indeß in deinem Herzen
Die Lust des Lenzes nicht empfunden du.

*) Erschienen 1859.

Soll keine Thrän' auf deinem Grab gleich fließen,
So sollen doch Maßlieben dort entsprießen,
Die spielend küßt der Wind des Abends zu.

Gestorben, und noch keine fünfzehn Jahr!
So engelartig lieb und so unschuldig,
So minniglich von Wesen, so geduldig —
Früh ist es, und zum Weinen ist's fürwahr!
Schön, blühend schön, sah man doch nie dich spielen,
Die Freude, die der Tugend ziemt, nicht fühlen —
Du flochtest keine Kränze dir in's Haar.

Dein Sterben fiel nicht einer Seele schwer,
Kein Blutsfreund ging mit dir zum Feld der Todten,
Kein brechend Herz sank jammernd hin zu Boden,
Als länger dort das neue Grab nicht leer.
Denn du, Unsel'ge, warst allein hienieden,
Die dich gebar, die schlief schon längst in Frieden,
Und Vater, Bruder hatt'st du auch nicht mehr.

Auch ich, lieb' Kind, bewein' nicht deinen Tod,
Dir konnte doch kein Heil hier unten werden,
Gleich welkem Laub verging dein Glück auf Erden,
Du wandeltest in Trauer und in Noth;
Und Niemand konntest je dein Leid du klagen,
Du mußtest einsam es im Herzen tragen,
Gleich einer Wund', die stets vom Blute roth.

Und, Kind, wer weiß, du, die so rein und schön,
Ihr Haupt gesenkt an ihrer Sterbestätte,
Ob einst nicht auf der Sünde Rosenbette
Geglitten du von deinen Lilienhöh'n?
Jetzt hat Gott selbst aus Dornen dich gepflücket,
Bevor dich eines Frevlers Hand entrücket,
Um dich zu pflanzen auf des Himmels Höh'n.

Dort wirst du blüh'n in solcher reichen Pracht!
In einer Lust, die nie dem Weh darf weichen!
Kein Sturm hat dort die Macht dich zu erreichen,
Wo Alles in Genügen glänzt und lacht.
Wenn diese Welt kein Lieben dir gegeben,
Dort oben wirst du einer Liebe leben,
Die endlos ist — schlaf wohl, lieb Kind — gut' Nacht!

Versprеeuwen, (Jean François Corneille), geboren zu Mecheln den 29. Oktober 1807. Professor des Niederdeutschen am Athenäum zu Antwerpen, hat er die vlämische Bewegung von Anfang an fördern helfen. Der „Sprachverband" erschien zuerst unter seiner Redaction, und fast bei allen Feierlichkeiten, welche die Vlamingen vereinten, habe ich seinen Namen unter denen der Sprecher gefunden. Auf seine Angaben über sich selbst habe ich nicht weniger als zehn volle Monate umsonst gewartet.

Die Rose und das Tausendschönchen.

Glänzend ziert' und stolz die Rose
Mitten in der reichen Zahl
Auserlesner Frühlingsblumen
Ihren Thron im Blüthenthal.

Alle Blumen aus dem Thale
Sah'n mit neid'schem Auge hin
Auf die schöne, selbstbewußte,
Unbewegte Königin.

Sie dagegen sah verachtend
Ueber ihrer Dornen Heer,
Nieder auf die armen Blumen
Ohne Schutz und Gegenwehr.

Ach, was wurde sie bewundert!
Wie sie angebetet schien!
Ihr nur schmeichelten mit Düften
Hyazinthen und Jasmin.

Und mit Purpur und mit Perlen,
Und mit Silber und mit Gold,
War gestickt der reiche Teppich,
Der zu Füßen ihr entrollt.

Da erkrachte Nachts der Donner,
Nieder schlug der Hagel schwer,
Und am Morgen sah der Wandrer
Keine Ros' im Thale mehr.

Einsam steht das Tausendschönchen
In dem Gras, das es versteckt,
Und mit Liebe und mit Sorgfalt
Es beschirmet und bedeckt.

Denn sobald des Nachts die Kälte
Niedersinkt auf Blum' und Kraut,
Strecken tausend Pflanzenarme
Aus sich über's Blümchen traut.

Wenn ihr vor der Glut der Sonne
Alles traurig schmachten seht,
Tausendschönchen frisch und lächelnd
In des Grases Schatten steht.

Wenn der Hagel niederschmettert,
Und vom Stiel die Blumen schlägt,
Tausendschön die weißen Blätter
Und den goldnen Kelch noch trägt.

Alle Kinder aus der Gegend
Sind dem Blümchen hold gesinnt,
Tausendschönchen klein und rosig
Gleichet einem frohen Kind.

Wenn die Mütter endlich rasten,
Müde von der Arbeit noch,
Freu'n sie, mit den Kleinen spielend,
Sich des Tausendschönchens doch.

Abends darf das liebe Blümchen
Mit den Kleinen schlafengeh'n,
Darf in Wasser bis zum Morgen
Vor des Kindes Wiege steh'n.

Und wenn dann kein Lebensathem
In dem zarten Kelch mehr blieb,
Fließen noch des Kindes Thränen
Auf das Blümchen, das ihm lieb.

In dem Prachtgewand des Purpurs
Prange denn, o Königin,
Athme Schmeicheldüfte, blicke
Stolz auf deinen Teppich hin.

Morgen reißt der Sturm, der wilde,
Dir die schöne Krone ab,
Und die Blumen, die dir dienten,
Lächeln spottend auf dein Grab.

Aber stirbt das Tausendschönchen,
Fallen seine Blätter ab,
Fallen reine Kinderthränen
Auf sein Grab im Gras hinab.

Dichterlyke mengelingen. Antwerpen 1833.

Bleeschouwer, (Louis), geboren den 18. August 1810 zu Antwerpen, wo er den gewöhnlichen Schulunterricht genoß. Mit neun Jahren kam er in eine Erziehungsanstalt in Eeckeren, wo seiner Beschreibung nach das Vlämische auf eine höchst drollige Weise holländisch diktirt wurde. Dennoch galt die Anstalt für vortrefflich, weil der Vorsteher, der mocheu mette (Monsieur le maître) genannt wurde, eine vortreffliche Hand schrieb, und als Bleeschouwer nach zwei Jahren in das elterliche Haus zurückkehrte, rief sein Vater voll Bewunderung: „die Gelehrsamkeit ist viel größer als zu meiner Zeit — die Kinder können jetzt ihre Eltern belehren.“ Auch beschloß er den Sohn studiren zu lassen, und vertraute ihn einem frühern Recollet, dem Pater Tischens an, damit er die Anfangsgründe des Lateinischen lernen möge. Nachdem Bleeschouwer bei diesem ehrwürdigen Manne, von welchem er mit der höchsten Erkenntlichkeit spricht, Dekliniren und Conjugiren gelernt hatte, kam er auf das Collegium von St. Nikolas im Lande Waes. Sein Vater war bald nach seiner Heimkehr aus Eeckeren gestorben, und seine Mutter, welche noch fünf andere Kinder zu erziehen hatte, würde nicht so viel an den einen Sohn haben wenden können, hätte nicht sein Onkel, der Advokat Bleeschouwer, großmüthig die Sorge für ihn übernommen, doch erstreckte sich diese Großmuth nicht bis zur Universität, und mit guten Kenntnissen in den alten Sprachen schiffte Bleeschouwer sich ein, um sein Glück in Amerika zu suchen.

Wie er es gefunden, ohne eine Stelle als Handlungsdiener zu finden, wie er in Philadelphia Stunden im Spanischen zu geben anfängt, ohne je ein spanisches Buch angesehen zu haben, wie er erst die englische Aussprache des Lateinischen lernen mußte, um das Lateinische lehren zu können, das hat er mit vielem Humor in seinen „Brocken und Stücken“ er=

zählt, dem einzigen Skizzenbuche, welches bis jetzt in der vlämischen Literatur existirt. Und er lernte nicht nur Spanisch und Englisch=Lateinisch, er lernte auch die englische Literatur kennen und besonders Shakespeare würdigen.

Nachdem er von 1828 bis 1834 in den Vereinigten Staaten geblieben war, hatte er sich so viel erworben, daß er daran denken konnte, die Universität zu besuchen. Er wollte Medicin studiren, um als Arzt nach Amerika zurückkehren zu können. Einen Monat hielt er sich in London auf, dann ging er nach Paris. Seine Schilderungen von seinem Examen zum bachelier ès lettres und von seinem ersten medicinischen vor Bérard, Orphila und Deyeux sind von der höchsten Komik. In den Ferien machte er einen Besuch in Antwerpen. Er fand Belgien im Stolz des Constitutionalismus und die vlämische Literatur im Anbruch. Besonders erfaßt wurde er von den „Eigenartigen Erzählungen“ von Theodor Van Ryswyck. Kaum in Paris wieder angekommen, war es sein Erstes, an seine Mutter und seine Schwester einen vlämischen Brief zu schreiben. Unglücklicher Weise konnte Niemand den Brief verstehen, und als man ihn später dem Schreiber zeigte, verstand dieser selbst ihn nicht.

Er hatte eine ganze Ladung holländischer Bücher mit zurückgebracht und las sie mit einem solchen Eifer, daß er seine Studien ein wenig vernachlässigte. Dennoch machte er sein zweites Examen zur gehörigen Zeit, nämlich zwei Jahr nach dem ersten.

Im September 1837 faßte er den plötzlichen Entschluß, mit einem seiner Freunde nach Berlin zu gehen, wo er zehn Monate blieb, unter Dieffenbach studirte und zugleich sich mit einer schönen Begeisterung in die deutsche Literatur versenkte. Dann kam er über Hamburg, Havre, Rouen und Cambrai nach Antwerpen zurück, wo er die vlämische Literatur mächtig im Wachsen fand.

Bleeschouwer konnte sich für den Augenblick noch nicht thätig an ihr betheiligen, er kehrte gegen Ende Oktober 1838

nach Paris zurück, wo er sein drittes Examen bestand. Im folgenden Jahr machte er das vierte, und endlich war auch das fünfte überstanden, und er hatte bereits Behufs des Promovirens seine Abhandlung geschrieben, die er Dieffenbach zu widmen gedachte. Da ging er zu den Ferien nach Hause und — heirathete. Gleich zu Anfang seines Aufenthaltes in Paris hatte ein Antwerpener Maler, Marchand, ihn als Landsmann aufgesucht und dann bei dem ersten Besuche in der Vaterstadt begleitet. Schon damals lernte Vleeschouwer Marchands Schwester kennen, jetzt war sie seine Frau, und seine medicinische Laufbahn unterbrochen, denn er hatte nicht den Muth zu allen den Formalitäten, welche nöthig gewesen wären, um in Belgien Arzt zu werden.

So wandte er sich denn zur Literatur. Schon in Berlin hatte er den Entschluß gefaßt, einige der Meisterwerke der deutschen Sprache wiederzugeben. Er begann mit dem „Faust" wie er mir erzählte, das vlämische Wörterbuch in der Hand. Von allen Seiten hatte Vleeschouwer vor dem Erscheinen der Uebersetzung die lebhaftesten Sympathieen gefunden, als sie jedoch wirklich herauskam, wurden in Belgien kaum fünfzig Exemplare abgesetzt. Vleeschouwer hatte sich, um die Druckkosten decken zu können, mit der Bitte um eine Unterstützung an das Ministerium des Innern gewendet, und Willems war mit dem Bericht über die Arbeit beauftragt worden. Sein Urtheil war ein so freundliches, daß der Minister Nothomb die Unterstützung abschlug und sich damit begnügte, auf vierundzwanzig Exemplare zu unterzeichnen. Zugleich mahnte er, Willems Meinung gemäß, Vleeschouwern von fernern Uebersetzungen ab und rieth ihm, ein Originalwerk zu schreiben. Ebenso wenig tröstlich war das Urtheil Snellaerts im „Kunst- und Literaturblatt." In Deutschland und Holland dagegen fand Vleeschouwers Arbeit die verdiente Anerkennung und die Auflage wurde in beiden Ländern fast gänzlich abgesetzt.

„Ich weiß nicht wie bei so wenig Talent ich es dahin bringen konnte, gelesen zu werden," sagt Vleeschouwer sehr

ernsthaft bei Gelegenheit des ersten Kapitels seiner nordamerikanischen Reise, welches im „Nordstern" erschien und von mehreren holländischen Blättern nachgedruckt wurde. Um dieselbe Zeit, 1840, wurde er ebenfalls auf das höchste überrascht, als nach einer Rede, welche er irgendwo gehalten, einer der Beiwohnenden, Herr Servais, ihm die Redaktion eines französischen Journals anbot, welches er zu gründen beabsichtigte. So kam Bleeschouwer, ohne eigentlich recht zu wissen wie, in die Journalistik hinein. Sein Blatt, le Controleur, welches wöchentlich zwei Mal erschien, lebte zwar nicht lange, schien aber doch bedeutend genug, um daß man zu seiner Bekämpfung ein anderes stiftete, welches Le Hebdomadaire hieß und wie im Entstehen, so auch im Vergehen dem Controleur folgte.

Bleeschouwer zog „nach dem Tode des Controleurs" nach Brüssel, wo er mit De Jonghe, Nolet de Brauwere, Stallaert, Van der Voort u. A. vlämische Propaganda machte. Eine Aufforderung, das „Journal de Limbourg" zu redigiren, veranlaßte ihn nach Mastricht überzusiedeln, wo er durch Briefe von Delcourt gut empfohlen wurde. Das Limburg fühlte sich damals gerade sehr unbehaglich in seiner Doppelstellung zu Holland und zu Deutschland. Entweder holländisch oder deutsch zu sein, war der allgemeine Wunsch, und in diesem Sinne redigirte auch Bleeschouwer sein Journal. Inzwischen hatte sich eine entschieden deutsche Partei gebildet, welche ein bestimmtes Organ haben wollte. Die Redaction wurde unter der Hand Bleeschouwern angeboten, der sie bestimmt ablehnte. Darauf ließ man von Antwerpen den frühern Redacteur des Précurseur, Quesne, einen Gascogner, nach Mastricht kommen, und kurze Zeit darauf erschien die „Zeitung des Herzogthums Limburg". In noch kürzerer Zeit hatte Bleeschouwer die Zeitung sowohl wie ihren Redacteur vollkommen lächerlich gemacht.

In Mastricht bestand damals eine Gesellschaft Momery, in welcher musikalische und literarische Vereinigungen stattfan-

den und besonders humoristische Vorträge im Limburger Dialekt gehalten wurden. Behufs derselben war an einem Ende des Saales auf einer Estrade ein Pegasus als Wiegenpferd aufgestellt, welches der Redner besteigen mußte, bevor er das Wort ergriff. Mehrere Male bereits hatte Bleeschouwer vom Pegasus herab mit großem Beifall im Antwerpner Dialekt gesprochen. Eines Abends trug er eine Naturgeschichte vor, in welcher die Menschen nach ihrer Analogie mit den Thieren klassificirt wurden. Quesne, der natürlich kein Wort Blämisch verstand, ließ sich einreden, Bleeschouwer habe es besonders auf ihn abgesehen und schickte ihm eine Ausforderung. Das Duell sollte auf preußischem Gebiet stattfinden, und Bleeschouwer suchte noch nach einem Vorwande, um sich entfernen zu können, ohne seine Frau zu beunruhigen, als ein Brief seiner Mutter, welche ihn in Geldgeschäften nach Antwerpen berief, ihm aus der Verlegenheit half. Die Abreise war auf den nächsten Sonntag bestimmt, am Abend vorher schrieb Quesne, sein Zeuge sei verhindert zu kommen, und Bleeschouwer reiste anstatt nach Aachen wirklich nach Antwerpen.

Sein erster Gang war zu Theodor Van Ryswyck. „Manneken,“ sagte der, „es soll eine vlämische Zeitung herauskommen und Ihr sollt der Redakteur sein.“ Bleeschouwer glaubte an eine Mystification, doch kaum war er mit Theodor in das Hôtel Rubens gekommen, wo sich Abends die Künstler und die Schriftsteller versammelten, als der Advokat Tichelt ihm in aller Form die Redaction des „Handelsblattes“ antrug, welches er gemeinschaftlich mit dem Buchhändler Van Dieren und dem Avoué Billen herausgeben wollte. Man war im August 1844, am ersten November schon sollte das Blatt herauskommen. Voller Freude eilte Bleeschouwer zurück, um seiner Frau, welche die Rückkehr in die Vaterstadt sehnlich wünschte, die gute Nachricht zu überbringen. Es war das letzte Glück der armen Frau, welche, schon lange an der Brust leidend, die Reise nicht mehr aushalten konnte und so die Hoffnung aufgeben mußte, Antwerpen wiederzusehen. Sie starb und ließ

zwei Kinder ohne Mutter. Bleeschouwer schreibt über ihren Tod: „ich habe Alles mit Muth ertragen: das Elend, die Ungerechtigkeit, den Haß, die Verläumdung, aber dieser grausame Verlust warf mich danieder. Noch jetzt, so oft ich an die sanfte hingegebene Gefährtin meiner Jugend denke, empfinde ich denselben Schmerz, und indem ich diese Zeilen schreibe, kommen mir die Thränen in die Augen."

Die erste Nummer des Handelsblattes erschien wirklich mit dem ersten November und wurde unmittelbar zu einem Ereignisse. Bleeschouwer kannte sein Publikum, er gab ihm einen kurzen und bündigen Leitartikel, von den Neuigkeiten nicht sowohl die wichtigsten, als die unterhaltendsten, eine sehr ausführliche Lokalchronik, und als Feuilleton eine Wundergeschichte aus dem Deutschen. Die Abonnenten strömten förmlich herbei, nur verloren allerdings „Der Postillon" und „Das Antwerpener Neuigkeitsblatt," fast ebenso viel, wie das „Handelsblatt" gewann. Ein drittes Blatt, „Der Antwerpner" ging ganz schlafen. Theodor gab seine Lieder statt in das „Neuigkeitsblatt" in das „Handelsblatt", Van Kerckhoven schrieb Novellen hinein und sicherte ihm so seine Anhänger.

Man sieht, daß Bleeschouwer damals mit allen vlämischen Literaten auf dem besten Fuße stand, aber das änderte sich, sobald er den „Roßkamm" unternahm. Doch war die Erbitterung gegen Conscience und De Laet immer viel heftiger als gegen ihn, obgleich sie ihre Mitarbeiterschaft stets läugneten und die Artikel, welche sie lieferten, nur in Abschriften einsandten. Bleeschouwer dagegen gestand sowohl seine Redaktion, wie seine Artikel ruhig ein, hieß vorzugsweise der Roßkamm, und wurde doch im Verhältniß weniger angegriffen, selbst vom „Schrobber", ein Wort, welches man mit allerlei mehr nöthigen als angenehmen Reinigungsutensilien übersetzen kann. In diesem Falle bedeutete es ein Blatt, welches eigens gestiftet war, um den Roßkamm und seine beiden Mitarbeiter zu bürsten. Ein geistvoller Antwerpner sagte: es sei der ein=

zige Vorwurf, welcher dem Roßkamm zu machen sei, daß er den Schrobber in's Leben gerufen habe.

Wenn von Zeit zu Zeit Bleeschouwer als Roßkamm eine der unausbleiblichen Folgen seiner geistreichen Bosheiten zu erdulden hatte, so tröstete er sich, indem er, was ihm widerfahren, als neue Geschichte in den Roßkamm setzte. Das war z. B. der Fall mit einem Besuch, welchen ein Communalrath ihm machte. Bleeschouwer hatte diesen Herrn seines kolossalen Wuchses wegen „Rieschen C." genannt, und darüber kam der Rath sich beschweren. Da der Roßkamm gänzlich im Antwerpner Dialekt geschrieben ist, hat Bleeschouwer einige Stücke daraus für mich in's Deutsche übersetzt und „Eine Visite" ist darunter. Die Art, auf welche der Roßkamm Herrn Rieschen C. beweist, daß er nur diejenigen angriffe, welche sehr schwer in der Schale der Gegenpartei wögen, ist voll allerliebster boshafter Feinheit, wie denn überhaupt der Roßkamm noch heute, nachdem er seit neun Jahren aufgehört, seinen Ruf als ebenso witziges wie heilloses Blatt behalten hat. Ein scharfgezeichnetes Portrait von Van Kerckhoven machte Aufsehen; das Gegenstück in Prosa findet man in den „Portraits nach dem Leben," mit welchen die „Brocken und Stücken" beginnen. Eine Art Ode in Prosa an Theodor, welcher sich um diese Zeit seiner Partei hatte abwendig machen lassen, ergriff besonders den Dichter selbst, welcher beim Lesen mit den Worten: „Das ist vom Louis!" in Thränen ausbrach.

Einige Zeit vorher war unter dem Namen „Heiliger Verband" eine geheime Gesellschaft gestiftet worden, deren Zweck jedoch lediglich vlämische Bestrebungen waren. Unter den Mitgliedern waren Bleeschouwer, Mertens, De Laet, Conscience, Van Beers und Andere. Van Kerckhoven, der vielleicht das Geheimniß nicht streng genug bewahrt, wurde ausgeschlossen. Er vergalt diese Ausschließung durch die von ihm vorgeschlagene und veranlaßte Ausstoßung von Bleeschouwer, De Laet und Conscience aus der Rhetoreikammer „Der Oelzweig". Die nöthigen Formen waren dabei nicht

beobachtet worden, und da die meisten Mitglieder dieses willkührliche Verfahren tadelten und deshalb austraten, so verlor die Gesellschaft, was die sogleich neu errichtete „Für Sprache und Kunst“ an Glanz gewann.

Theodor Van Ryswyck hatte für Bleeschouwer sprechen wollen, aber es nicht gewagt, weil ihm der Umgang mit dem Roßkamm untersagt worden war. Natürlich zeigte der Roßkamm selbst dieses Interdikt an. Vielleicht ist „Door“ nie in seiner letzten traurigen Zeit besser geschildert worden, als in diesem melancholisch naiven „Gespräch“.

Nantje, (allein auf seinem Berg*).

Der Poet, (hereintretend): „Tag, Herr Director.“

Nantje. Tag, Door; bist Du's, Junge?

Door. Ja, Herr Director; haben Sie mich nicht rufen lassen?

Nantje. Ja, Door, das habe ich, Junge; setz' dich 'mal her — ich habe ein Ei mit dir zu schälen. Ich bin gar nicht mit dir zufrieden.

Door. Nicht zufrieden, Herr Director, warum denn nicht?

Nantje. Sieh, Door, du hast eine gute Stelle auf dem Berg, und ich habe viel Freundschaft für dich, das weißt du, denn ich lasse deine Kinder zu meiner Schwester kommen, um dort zu spielen. Es giebt Leute, die da sagen, daß ich stolz sei! Ich stolz! Wenn ich stolz wäre, ließe ich da die Kinder eines Menschen wie du zu der Schwester eines Mannes wie ich kommen?

Door. Aber, Herr Director, mir dünkt, daß ein Dichter wie ich doch wohl —

---

*) Berg der Barmherzigkeit, das Leihamt, bei welchem Theodor Van Ryswyck angestellt war.

Nantje. Schweige, Door! Wenn ich dir nicht gut wäre, würde ich es nicht geschehen lassen. Aber sage mir ein Mal, Door, wie erkennst du meine Güte? Welche Dankbarkeit bezeigst du mir für alle meine Wohlthaten? Da habe ich eine Addition von dir durchgesehen und finde einen Irrthum von zehn Centimen zum Nachtheil des Berges!

Door. Herr Director, die zehn Centimen können Sie mir von meinem Gehalt abziehen, und damit ist's gut. Ein Jeder kann sich irren, ein Pferd kann stolpern, und das ist doch ein so großes Vieh. Sie selbst, Herr Director. —

Director. Was? bin ich denn auch ein „großes Vieh?"

Nantje. Nein, Herr Director, aber Sie können auch fehlen, sogut wie ein Pferd, obgleich Sie nicht ein so großes Vieh sind.

Nantje. Door, Door! so kann das nicht bleiben. Ich weiß wohl, woher alle diese Nachlässigkeiten kommen — du hast zu viel mit dem Roßkamm zu thun.

Door. Ich, Herr Director?

Nantje. Ja, du, Door. Jedermann weiß das. Wer in der Stadt kann außer dir noch solche schöne Verse machen, wie sie im Roßkamm stehen?

Door. Nun, Herr Director, da sind Sie falsch. Eine Zeit lang habe ich auch gemeint, daß ich der größte Poet im Lande sei, und ich glaube sogar, ich war es einst. Aber seit einiger Zeit sehe ich wohl, daß es Einen gibt, der so gute Verse machen kann wie ich, und das ist der Roßkamm. Das geht selbst so weit, daß ich zuweilen denke, ich habe sie gemacht, und es nur dann vergessen.

Man sieht, daß Bleeschouwer in Theodor Van Ryswyck

immer noch den Dichter liebte, dessen Lieder ihn als Jüngling ergriffen hatten. Ebenso warm äußert er sich über Conscience, der vielleicht keinen bessern Freund hat, als Bleeschouwer. Die Fortsetzung des obigen Gespräches zu geben, trug ich jedoch Bedenken. Bleeschouwer mag es später selbst thun; er sagte mir, daß er eine Arbeit über den Roßkamm vorhabe. Auch was er bis jetzt nur für mich geschrieben, möchte ich durch ihn veröffentlicht sehen. Ich konnte aus Rücksichten viele der besten Einzelheiten nicht mittheilen, und es wäre ungemein Schade, wenn sie unerzählt blieben.

Die Gesellschaft für „Sprache und Kunst" bestand anfänglich nur aus elf Mitgliedern, welche sich im „Granatapfel" nicht weit von der Börse versammelten. Doch nach einer öffentlichen Sitzung, in welcher Bleeschouwer seinen satyrischen Aufsatz: „Was ist die Rhetorika?" vorgetragen hatte, meldeten sich so viele Mitglieder, daß augenblicklich ein größeres Lokal genommen werden mußte.

Dagegen verwandelte der „Roßkamm" sich 1848 aus Patriotismus in das „Vaterland". Er wollte nicht mehr Unfrieden stiften in einer Zeit, wo Zusammenhalten der Bürger so nöthig war. Keine Tugend wurde belohnt, er starb ein Jahr später als „Vaterland" eines ehrenwerthen Todes.

Im Jahr 1851 ersetzte Bleeschouwer De Laet in der Redaction des Journal d'Anvers, welchem er jetzt noch vorsteht.*) Der Journalist kann nur auf Kosten des Schriftstellers bestehen, Bleeschhouwer, außerdem noch durch Stunden und Vorträge in Anspruch genommen, hat seit den „Stücken und Brocken" nichts mehr geschrieben. Aus ihnen nahm ich das humoristische Stück:

Ein Vortrag über Phrenologie.

Nehmt es übel oder nicht, ich kann dabei Nichts thun, ich muß Euch einen französischen Vortrag halten. „Einen fran-

*) Gab 1860 die Redaction auf, um ein eigenes Blatt „Reinaert de Vos" herauszugeben.

zösischen!" hör' ich Euch ausrufen, „was sind das für Faxen, noch dazu in einer Gesellschaft, welche ganz besonders dazu errichtet ist, das Blämische zu befördern!" Ihr habt Recht, aber ich habe Euch Dinge zu sagen, die ich Euch unmöglich auf Blämisch begreiflich machen kann, ohne für einen Tölpel zu gelten, und das möcht' ich doch nicht gerne.

Unsere Muttersprache, das müßt Ihr mir eingestehn, ist dermaßen arm und einfältig, daß Ihr, mögt Ihr in ihr auch die klügsten Dinge sagen, doch keine Ehre davon habt, denn der gröbste Bauer von der Heide versteht Alles, was Ihr sagt, während Ihr auf Französisch stets gründlich gelehrt scheinen könnt, und brächtet Ihr auch das seichteste Geschwätz von der Welt vor.

Gründlich gelehrt scheinen hab' ich gesagt? da bin ich falsch, denn wer Französisch kann, der ist an und für sich ein Bronnen von Gelehrsamkeit; die Hälfte des Französischen besteht aus Griechisch und Lateinisch, und wenn Ihr das könnt, seid Ihr sicher kein Esel.

Einst besuchte ich einen meiner Freunde, da sagt' er: „ich hab' da einen Kleinen, den ich in eine französische Schule gethan habe, und ich glaube, daß ich Vergnügen an dem Jungen haben werde; er bringt manchmal Worte vor, die der Herr Pastor selbst nicht verstehen würde, so tiefsinnig sind sie. Wenn Ihr etwas Zeit übrig habt — er wird sogleich nach Hause kommen, und dann sollt Ihr 'mal hören, was für ein Vogel das ist."

Die Worte waren kaum aus seinem Mund, so wurde an die Hausthür gedonnert, als wollte man das Haus mit Sturm nehmen, und kurz darauf kam der junge Herr ganz

weinerlich herein. „Was ist das, Junge — was heult Ihr?" frug der Vater. „Ich hab' was auf die Hände gekriegt," schluchzte der Kleine, „weil meine Kalligraphie nicht gut war."

Der Vater sah mich an, als wollte er fragen: „nun wohl, wie findet Ihr ihn?" und dann frug er seinen Sohn: „was ist das, Junge, Kalligraphie?" „Der Lehrer hat gesagt, es sind zwei griechische Worte, die so viel bedeuten wie: „ich schreibe schön."

Denkt ein Mal! Ein kleiner Naseweis, nicht höher als so, der kaum sein erstes Paar Hosen abgetragen hat, setzt seinen Vater mit Griechisch in Verlegenheit. Und warum? Blos weil er Französisch lernt. Die Hand auf's Herz gelegt, würde der Kleine das gekonnt haben, wenn er Nichts als Vlämisch gelernt hätte? Nicht in hundert Jahren. Anstatt Kalligraphie, wißt Ihr was er gesagt haben würde? Schlecht weg die Schreibkunst oder das Schönschreiben, und darin ist auch nicht so viel Griechisch, ja selbst nicht einmal ein Krümchen Latein. Außerdem hört nur, wie viel prächtiger es klingt, wenn man sagt: ich habe die Kalligraphie gelernt, als wenn man sagt: ich habe schön schreiben lernen! Und Ihr könnt noch verlangen, ich soll Vlämisch mit Euch reden? Ich bin sicher, daß Ihr Euch über mich lustig macht.

Nehmt ein Mal eine französische Zeitung in die Hand, ganz gleich welche, und Ihr sollt sehen, was für unergründliches Wissen darinnen steckt. Die Worte, die sie enthält, gehen oft über meinen Verstand, so erhaben sind sie, und bisweilen zweifle ich sogar, ob derjenige, welcher sie geschrieben hat, sie selbst so recht versteht.

Er will z. B. sagen, daß Kirsch mit einem Luftballen

Digitized by Google

aufgestiegen ist, und das heißt bei ihm ein Aërostat. Die erste Hälfte dieses Wortes ist lateinisch, denn aër ist im Lateinischen die Luft, und stat will sagen: er steht, so daß Aërostat eigentlich nichts Anderes bedeutet, als: Er steht in der Luft. Wie sollte es sich nun wohl ausnehmen, wenn Ihr auf Vlämisch sagen wolltet: Er ist mit einem „Er steht in der Luft“ aufgestiegen? Die Leute würden Euch auslachen, und Ihr seid froh, daß Ihr das armselige Wörtchen Luftballon gebrauchen dürft.

Wenn Ihr Liebhaber vom Zeitungslesen seid, worüber ich Euch beklage, so werdet Ihr öfter als ein Mal gefunden haben, wie böse die Schreiber der Blätter bisweilen auf einander sind, und wie Einer dem Andern in den Haaren liegt. Es wird z. B. eine sehr wichtige Frage aufgeworfen, und die Leute wissen nicht, wie sie dieselbe entscheiden sollen. Diese Frage besteht darin: ist die Nase für die Brille oder die Brille für die Nase gemacht? Die ganze Welt ist im Streite; der sagt: „gäb' es keine Nasen, so bedürfte es keiner Brillen, um sie darauf zu setzen;“ der Andere behauptet: „wenn es keine Brille gäbe, brauchten wir keine Nasen.“ — „Folglich —“ sagt der Eine — „Ergo“ sagt der Andere, und zwischen Folglich und Ergo bleibt die Sache schweben.

Nun kommen die Zeitungen, und die sollen eins, zwei, drei, Alles so klar machen wie Brunnenwasser. Das brilliggesinnte Blatt sagt zu dem naslichgesinnten: „Es springt Jedem in die Augen, daß die Nase ausdrücklich für die Brille gemacht ist, denn gestern noch habt Ihr gesagt, heute solle schönes Wetter sein, und Ihr seht wie es regnet.“ Ja aber, da kommt das naslichgesinnte und die Entgegnung: „Wißt

Ihr was? Ihr habt nicht mehr Verstand, als ein Seekrebs. Wie könnt Ihr nur so einfältig sein und schreiben: die Brille habe mehr zu sagen als die Nase? Ihr seid ein alberner Wischiwaschi — wißt Ihr das?" Dann kommt wieder das andere und sagt: „auf alle unsere Gründe und Beweisführungen wissen die Naslichgesinnten Nichts zu antworten, als daß wir ein Wischiwaschi sind. Dadurch wird genugsam offenbar, daß sie Unrecht haben, und daß die Nase um der Brille willen da ist."

Auf diese Weise fahren die Zeitungsschreiber fort, auf einander zu hacken, und unterdessen wird die Frage, um die es sich handelt, dermaßen erläutert, daß zuletzt kein Mensch mehr weiß, worüber eigentlich gesprochen wird.

Wißt Ihr nun, wie das auf Französisch heißt? Das heißt eine Polemik führen und Polemikos heißt auf Griechisch, einer, der stets zum Kampf bereit ist, so daß also eine Polemik ein Kampf zwischen Zweien bedeutet, welche statt des Schwertes die Feder führen.

Ihr könnt auf Vlämisch auch viel dergleichen Unsinn schwatzen, aber Ihr habt doch wenigstens kein griechisches Wort dafür. Alles was Ihr in unserer armen Sprache finden könnt, um die Sache zu bezeichnen, ist: Federkrieg, Federzwist, Schriftstreit, Wortkrieg, Federgefecht, Wortstreit und andere grobe und ungebildete Ausdrücke, die der schwerfälligste Vlaming verstehen kann, ohne in seinem Leben Griechisch gelernt zu haben.

Das Französisch aber ist nicht allein ganz voll von griechischen Worten, Ihr könnt auch, ohne von Euerm Stuhl

Digitized by Google

aufzustehen, allerlei neue Worte darin zusammenbringen, sobald Ihr nur Griechisch versteht.

Ihr habt sicherlich schon von einem gewissen Schlag Wilder in Amerika sprechen hören, welche Beefsteaks von ihren Nebenmenschen machen, oder sie am Spieß braten, um sie mit Eiersauce zu essen? Als die Franzosen zum ersten Mal hörten, daß es Menschen gäbe, die solchen sonderbaren Geschmack hätten, sagten sie sogleich: „wie sollen wir die nennen?“ Wäre nun ihre Sprache so einfältig und arm gewesen, wie die unsere, so würden sie so ein elendiges Wort gebildet haben wie „Menschenfresser.“ Fragt den dümmsten Kerl in der Welt: „was ist ein Menschenfresser?“ so antwortet er Euch: „das ist einer, der Menschen frißt.“ Aber dazu ist das Französische zu erhaben, zu vornehm und vor Allem zu reich; es mußte ein mehr gelehrter Ausdruck gesucht werden.

Die französische Akademie saß gerade in ihrem Schlafrock, und arbeitete an ihrem Diktionair. „Johann,“ sagte sie zu ihrem Burschen, „schlag 'mal das Lexicon auf, und sieh, was auf Griechisch ein Mensch ist.“ Johann that, was sie ihm geheißen hatte, und einige Augenblicke danach rief er: „Mensch auf Griechisch ist Anthropos.“ — „Anthro was?“ frug die Akademie. „Pos,“ sagte Johann, und sie schrieb das Wort Anthropos auf ein Stückchen Papier. „Such' nu 'mal,“ fuhr sie fort, „nach dem Wort: Essen.“ Johann suchte und blätterte so lange bis er es fand und dann rief er: „für: ich esse, find' ich phago.“ Und die Akademie nahm ihre Feder hinter dem Ohr hervor und schrieb dieses Wort auf dasselbe Stückchen Papier neben Anthro-

pos, dann rührte sie die zwei Worte ein wenig zusammen, und im Umsehen hatte sie Anthropophag.

Wie leicht, nicht? Und außerdem was für Vortheile in diesem Worte! Ihr begegnet Einem, der das Wort nicht kennt, und Ihr sagt ihm: „Da hab' ich von den Anthropophagen etwas gelesen, wovor mir die Haare zu Berge stehen." Versteht er Euch, will ich ein Narr sein, und Ihr steigt gewiß um so und so viel höher in seiner Achtung.

Es giebt Einfaltspinsel, die behaupten, das sei eben das Schöne beim Blämischen, daß wir zu Hause finden, worum die Franzosen bei Andern betteln gehen müssen. Aber die Leute wissen nicht, was sie wollen, und es ist deutlich, daß sie nicht auf Französisch Griechisch gelernt haben. Es wird mir nicht schwer fallen, Euch klar zu beweisen, wie weit ab vom Ziel sie treffen.

Das Griechisch ist eine schöne Sprache, nicht wahr? Ihr müßt mir das zugeben, Ihr wißt es so gut wie ich. Folglich muß eine Sprache, worin viel Griechisch vorkommt, viele Schönheiten enthalten. In welcher aber kommt mehr Griechisch vor als im Französischen? In keiner, außer im Griechischen selbst. Das Griechisch jedoch ist todt, und somit ist das Französisch die schönste Sprache in der Welt. Und sie wird noch immer schöner, denn es kommen täglich neue griechische Worte hinein, und wenn das so fortgeht, so wird es bald griechischer sein, als das Griechische selbst.

Seht Euch dagegen ein Mal das Blämische an, und wenn Ihr dann nicht bis über die Ohren roth werdet, so begreif' ich Euch nicht. Das Blämische hat auch nicht das mindeste Geschick, um sich je in eine andere Sprache zu ver-

wandeln. Es müßte denn Französisch werden; das ist möglich, denn es giebt Amateurs, welche continuirlich interessante Expressionen in die vlämische Conversation introduisiren, und das ist charmant, denn, wenn ich mich nicht trompire, ist dies das Moyen, durch welches wir in unsern Efforts, das Vlämische in das Französische zu metamorphosiren, reussiren werden.

Aber es kann noch lange anstehen, ehe diese glückliche Umwandelung stattfindet, und bis dahin werde ich mich wohl in Acht nehmen, unsere arme, ungelehrte Sprache noch zu sprechen. Wollt Ihr meinem Rath folgen, so thut Ihr dasselbe, dann hält man Euch vielleicht für einen Franzosen, und Ihr wißt, daß bei uns zu Lande ein Franzose zu Allem gelangt — er kann selbst Minister werden. Mit dem Vlämischen dagegen seid Ihr nicht ein Mal gut genug zum garde-champêtre.

Seht, das sind Dinge, welche ich Euch sagen mußte, sonst hättet Ihr nicht begriffen, warum ich, anstatt eines vlämischen, einen französischen Vortrag halte. Ueberdies, der Gegenstand, wovon ich sprechen will, ist die Phrenologie, und ich frage Euch, wie sollte ich das auf Vlämisch anfangen? Nach oben fallen ist nicht leicht, nicht wahr? Nun, das wäre eine Kleinigkeit gegen den Versuch, die Phrenologie auf Vlämisch zu erklären.

Die Phrenologie — aber Ihr könnt vielleicht nicht Griechisch genug, um dieses französische Wort zu verstehen? Hört denn, und Ihr sollt erfahren, was es eigentlich für ein Ding ist.

Nur muß ich, ehe ich fortfahre, Euch noch etwas fragen. Ist auch wer im Saal, um diese merkwürdige Auseinander-

setzung mit anzuhören? Seid Ihr noch nicht alle mitsammen fort? S'ist nur darum — ich möchte nicht, daß es mir wieder so ginge, wie es mir ein Mal gegangen ist, als ich auch einen Vortrag hielt.

Ihr müßt wissen, ich hatte mir in dem Vortrag den Zweck gesetzt, alle meine Zuhörer wohlredend zu machen. Ich erklärte ihnen die Redekunst so schön, daß mir wegen der Folgen meines Vortrags bange wurde. Es war Zehn gegen Eins zu wetten: Alle, welche meinem Unterricht beigewohnt hatten, thaten Nichts anders mehr, als vom Morgen bis zum Abend Vorträge halten. Ich dachte bei mir: wenn mir nur die Advokaten keinen Prozeß anhängen, denn wenn Jedermann seine eigene Sache zu führen versteht, würden die Armen Nichts mehr zu thun haben, und es ist die Möglichkeit vorhanden, daß ihnen die Zunge im Mund einrostet.

Am andern Tage wollte ich ein Mal sehen, was die Zeitungen über meine Tiefe sagten, und rathet ein mal, was da geschah? Ich wette, Ihr errathet es in einer halben Stunde nicht. Gebt Ihr es auf? Wohl, in dem ersten vlämischen Blatte, welches mir in die Hand fiel, stand zu lesen: sobald ich angefangen hätte zu sprechen, wäre Jedermann aufgestanden und fortgegangen. Wie schmeichelhaft, he? Und was für eine Figur muß ich da gemacht haben! Mir dünkt, ich sehe mich selbst, meine Gelehrsamkeit ausposaunend, um den Stühlen und Bänken auseinanderzusetzen, wie sie es anfangen müssen, um so wohlredend zu werden, wie einige Mitglieder unsers Stadtrathes. Seit dieser Zeit wag' ich mich nirgends niederzusetzen, denn der Sessel könnte plötzlich auf

den Tisch springen und mir nach den Regeln der Redekunst beweisen, ich habe nicht das Recht, ihm lästig zu fallen.

Ich bin nicht hochmüthig, aber ich muß doch sagen: vor einem Publikum von Stühlen und Bänken möchte ich nicht gern auseinandersetzen, was die Phrenologie ist. Also, wenn Niemand mehr im Saale ist, so sagt es mir — dann mach' ich mich lieber davon. Ha, was meint Ihr? Ihr sprecht nicht? da muß ich wohl glauben, daß Ihr noch sämmtlich da seid, denn wärt Ihr weg, so hättet Ihr es mir gesagt.

Die Phrenologie also ist — aber ich will Euch lieber erzählen, wie sie auf die Welt gekommen ist. Es war ein Mal in Deutschland ein junger Deutscher, der mußte oft in der Schule sitzen bleiben, weil er seine Aufgabe nicht konnte. Und doch war er nicht faul, denn er studirte und ochste, daß ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Ein Esel war er auch nicht, denn er begriff mit Leichtigkeit Alles, was der Lehrer vortrug. Aber auswendig lernen, damit konnte er nicht fort.

Da dacht' er denn bei sich selbst: woher mag das nur kommen? Da sind Hans Topfheim und Heinrich Schnaufelmeier, die thun den ganzen Tag nichts als herumliegen, spielen und Dummheiten treiben, Niemand sieht sie je die Nase ins Buch stecken, und doch, wenn sie ihre Aufgaben hersagen sollen, bleiben sie nie sitzen. Ist es vielleicht, weil sie so große Augen haben, während meine so klein sind? „Donnerwetter!" rief er plötzlich, denn er fluchte auf deutsch, „ich hab' es heraus. Alle, die große Augen haben, lernen leicht auswendig, wem dagegen die Augen tief im Kopfe liegen, der behält Nichts. Das muß so sein, denn Fritz Kartoffelhausen muß oft hundert Mal conjugiren: ich kann meine Aufgabe

nicht, und dessen Augen sind so klein, daß man sie ohne Vergrößerungsglas nicht finden kann." So schloß der junge Deutsche, und das ist die Veranlassung, daß es jetzt eine Wissenschaft giebt, welche Phrenologie heißt.

Der kleine Gall (so hieß der Erfinder dieser Kunst) bekam bisweilen von seinen Schulkameraden einige Püffe. Was that er dabei? Schlug er wieder oder ging er dem Lehrer klagen? Beileibe nicht, er fing an zu grübeln: „warum prügeln die Jungen doch so gerne? Was können sie darin für ein Vergnügen finden? An ihren Augen kann's nicht liegen, denn einige haben große und die andern kleine." Gall kratzte sich am Kopfe und dachte: „wenn die Streitsucht nicht in den Augen sitzt, so muß sie anderswo sitzen, das ist ausgemacht, aber wo? — da sitzt der Knoten." Als er erst darüber einig war, suchte er, wo der Knoten sitzen könnte, und endlich fand er es heraus. Der Kopf war bei den Streitsüchtigen dick und breit hinter den Ohren, und wenn Ihr etwa auch gerne zuschlagt, so braucht Ihr nur zu fühlen, ob Ihr hinter den Ohren keinen Buckel habt.

Als Gall das heraus hatte, suchte er wieder nach etwas Anderm und suchte so lange, bis auf seinem Schädel auch nicht eine Stelle so groß wie ein Stecknadelknopf blieb, die nicht das oder dies bedeutet hätte. Er begegnete einst Einem, der über dem Auge eine dicke Beule hatte, und er sagte: „das muß ein großer Maler sein, denn seht ein Mal wie stark der Buckel von dem Organ der Farbe bei ihm ist." In der That war der Mann ein Blaufärber. Von einem andern, dem der Buckel an der Seite der Augen saß, sagte Gall: „ich bin gewiß, daß der Kerl gut rechnen kann," und er hatte es wieder

Digitized by Google

getroffen, denn es war ein garçon de billard, der den ganzen Tag rief: quatre à point, deux à quatre, und sofort bis zu vierundzwanzig, und wenn das kein großer Rechenmeister ist, so weiß ich es nicht. Als Gall nun das Alles zusammen hatte, brachte er es in ein System und das nannte er die Phrenologie, was die Verstandskunde, d. h. die Kunst bedeutet, auf Jedermanns Schädel zu lesen wie viel Verstand er hat.

Ihr werdet Euch sicher wundern, daß Gall als Deutscher für eine Wissenschaft, die er aus seinem Gehirn genommen hatte, einen französischen Namen aus dem Griechischen entlehnte. Das ist jedoch weniger befremdend als es scheint. Die Deutschen waren längst neidisch auf die Franzosen und sagten zu sich selbst: wir wollen doch sehen, ob wir das Deutsche nicht so reich machen können wie das Französische. Und damit haben sie in ihre Sprache so viel Schönheiten eingeführt, daß kein Deutscher noch Deutsch verstehen kann, ohne ein fremdes Wörterbuch zu Hülfe zu nehmen.

Es geschehen viel glückliche Dinge in der Welt. Ihr steht z. B. mit einem Messer in der Hand auf einer Leiter, um etwas an Euerm Taubenschlag zu machen. Ihr fallt und brecht den Hals — welch' Glück, daß Ihr nicht in's Messer gefallen seid! Oder die garde-civique kommt Euch alle vierzehn Tage vor's Haus, um Soldaten zu spielen — welch' Glück, daß sie nicht alle acht Tage kommt!

Aber von allen glücklichen Dingen, die da täglich geschehen, ist doch keines so glücklich, wie die Erfindung der Phrenologie. Denn überlegt ein Mal, was Ihr mit der Phrenologie Alles thun könnt. Angenommen: Ihr seid ohne Mädchen und möchtet gern ein recht gutes kriegen, wie fangt

Ihr das an? Früher hattet Ihr eine Masse Plage davon. Ihr mußtet Erkundigungen einziehen gehen und das Haus zuschließen; die Suppe brannte an, die Katze lief mit dem Braten davon, es war Niemand da, um aufzumachen, und wenn Euer Mann Mittags nach Hause kam, fand er Nichts zu beißen.

Aber wenn Ihr die Phrenologie versteht, so könnt Ihr das Alles abmachen, ohne über die Schwelle zu gehen. Sobald ein Mädchen sich anbieten kommt, sagt Ihr blos: „Mädchen, nehmt ein Mal Eure Mütze ab." Hat sie das gethan, so fangt Ihr an, ihr den Kopf zu befühlen. Soll sie Kindermädchen werden, so sucht Ihr an ihrem Hinterkopf nach, ob sie gerne Kinder sieht, denn das steckt da in einem griechischen Knoten, welcher la bosse de la progénésivité heißt. Spräche ich vlämisch, so würde ich Euch sagen: das ist der Knoten der Kinderliebe, aber auf Französisch kann ich doch nicht so geradezu reden. Wohl, wenn Eure neue Magd die bosse de la progénésivité nicht hat, so mag sie sehr gut Welschkohl schmoren, aber auf die Kinder wird sie nicht Acht haben — Doktor Gall hat es gesagt.

Hat Euer Mädchen die bosse de l'acquisitivité, so wird sie Alles einstecken, was sie kriegen kann, und wenn ihr die bosse de la circonspectivité abgeht, so wird sie weder Topf noch Tiegel in die Hand nehmen, ohne etwas hinzuschmeißen, denn das Sprichwort sagt: der Buckel der Vorsicht ist der Vater des Porzellanschrankes.

Ich glaube, daß ich nun genug gesagt habe, um Euch die Phrenologie klar zu machen, und daß Ihr wißt, wozu sie dient. Solltet Ihr z. B. Lust haben zu heirathen, so wißt

Ihr was Ihr bei Euerm Zukünftigen untersuchen müßt, um sicher zu sein, daß er Euch gerne hat.

Oder wäre noch Jemand einfältig genug, um zu behaupten, die Phrenologie sei nicht wahr? Demjenigen müßte ich sagen, daß ihm der Buckel des Verständnisses abgeht. Um alle die, welche noch zweifeln sollten, völlig zu überzeugen, will ich erzählen, was einem deutschen Fürsten begegnete, der auch ausrief: „das sind Alles Flausen!“ Also eines Tages kam Doktor Gall an den Hof dieses Fürsten und sagte: „ich bin der berühmte Schädelkenner, welcher die Buckellehre erfunden hat.“ — „So?“ sagte der Fürst, „seid Ihr das?“ — „Ja,“ sagte Doktor Gall, „das bin ich.“ — „Wohl,“ sagte der Fürst, „da Ihr das seid, so wollen wir sogleich ein Mal sehen was Ihr könnt.“ Er ließ seinen Wagen vorfahren und rief dem Kutscher zu: „nach dem Zuchthaus.“ Als sie dort angekommen waren, ließ der Fürst einen Gefangenen rufen und sprach: „nun Doktor, wenn Ihr Euch so gut darauf versteht, so sagt mir, warum dieser Kerl fünf Jahr sitzen muß.“ Gall kriegte den Burschen beim Kopf und sagte: „nun, das ist nicht schwer zu rathen; der Mann sitzt, weil er gestohlen hat, und sobald seine Zeit um ist, wird er wieder stehlen, denn in allen meinen Tagen hab' ich den Buckel des Aneignens noch so dick nicht gesehen, wie bei ihm.“ Als der Fürst das hörte, rief er: „Ja, nun glaub' ich an die Phrenologie, denn der, von welchem Ihr sprecht, ist mein Finanzminister, den ich, um Euch zu foppen, als Gefangenen verkleidet habe.“

Ich hoffe, daß Ihr nicht mehr den ungläubigen Thomas spielen werdet, als die deutsche Durchlaucht; daß Ihr vielmehr, sobald Ihr nach Haus kommt, Eure Männer und Frauen

bei den Köpfen nehmen werdet, um zu erfahren, wie schwer ihr Verstand wiegt, oder was sie sonst für Eigenschaften besitzen. Ich aber habe Euch in diesem Vortrag zwei wichtige Dinge bewiesen: erstens die Vortrefflichkeit und den Reichthum der französischen Sprache, zweitens den Nutzen und die Wahrheit der Phrenologie. Seid Ihr mir aufmerksam gefolgt, so werdet Ihr eingesehen haben, wie unmöglich es mir gewesen wäre, diese beiden Punkte auf Vlämisch zu erläutern.

Faust. Brüssel 1842.
Du en gy. Taelverbond 1846.
De Broederhand, tydschrift voor hoogduitsche, nederduitsche en noordsche letterkunde, door Wolf en L. Vleeschouwer. 1847.
Stukken en Brokken. Antwerpen 1851.

Vuylsteke (Julius),*) gebürtig aus Gent, wo er die Rechte studirt und kürzlich auf sehr glänzende Weise seine Examina bestanden hat, schlug vorzüglich in seinen „Fragmenten," welche in „Nord und Süd," dem akademischen Allerleibuch für 1856 stehen, einen ironisch-heroischen Ton an, der im Vlämischen bisher noch nicht gehört wurde. Ich wähle aus den Fragmenten das dritte:

Albert und Isabella.

Albert und Isabella! Süße Namen!
Erinnerung an solche selige Zeit!
So oft sie mir nur vor die Augen kamen,
So schwoll mein Herz voll Sangesseligkeit.
Dann fühlt' ich, wie sie mir die Unruh' nahmen,
Dann war's, als schwämme meine Seel' in Luft,
Als drückte mich ein Mädchen an die Brust —
O male mir, mein Geist, die Herrlichkeiten
Von jenen schönen, tief betrauerten Zeiten.

---

*) Gab 1860 einen Band Gedichte: Zwygende Liefde heraus.

Digitized by Google

Doch nein, es wäre doch verlor'ne Müh' —
Wer hat das Glück, den Frieden je gesungen?
Friede und Glück ist Engelpoesie,
Zu hoch, zu rein für uns're ird'schen Zungen.
Wir schweigen denn und beugen still das Knie,
Von himmlischer Verzückung ganz durchdrungen —
Ich will Euch nur erzählen was nicht war,
Daraus wird Euch was da gewesen klar.

Freigeister gab es nicht in jenen Zeiten,
Es gab nicht Socialisten ohne Zahl,
Es gab nicht Hände von Uneingeweihten,
Die werfen wollten den polit'schen Ball,
Es gab auch keine Stimmen, zu bestreiten,
Was seine Heiligkeit der Pabst befahl,
Es brachten keine schlechten Bücher Schaden,
Vor Allem gab es keine Barrikaden.

Und Keiner war, der ab den Hut nicht nahm,
Nicht kniete und sich eilt', ein Kreuz zu schlagen,
Wenn ein Ehrwürd'ger ihm entgegen kam.
Nicht Einer war, der fromm nicht, wie ein Lamm,
In Mess' und Vesper ging an allen Tagen,
Der säumte, seine Beichte herzusagen.
Und kündigte man ein Mirakel an,
War Jedermann fein still und glaubte d'ran.

Auch gab es keine Burschen so wie wir sind,
Die alle Tage in die Kneipe geh'n;
Ein Jeder schien die Regel zu versteh'n:
„Schweig, Junge, wenn erwachs'ne Leute hier sind.“
Die Kinder bildeten sich noch Nichts ein,
Jetzt schlagen einen eig'nen Weg sie ein,
Wenn ich mir's überleg', muß ich erröthen,
Ein wenig Zucht wär' uns gar sehr vonnöthen.

Es war mit einem Worte keine Zeit
Voll Laufen, Rennen, Rufen und Getümmel,
Voll ew'ger Angst, voll ew'gem Zank und Streit,
Die Ruh' allein erflehte man vom Himmel;
Der stillen Nacht, der folgt' ein stiller Tag —
Es war ein Engelsschlaf, worin man lag,
Kein Wühlen, nein ein süß Glückseligsein,
Kein Sonnenbrand, nur sanfter Mondenschein.

O käme diese goldne Zeit einst wieder,
Wie würd' es gut in unserm Lande steh'n!
Der Fortschritt läge also gleich danieder,
Und um die Liberalen wär's gescheh'n.
Die Parlamentaristen wären vergessen,
Genug, der Segen wär' nicht zu ermessen,
D'rum wendet Euch zum Herrn mit brünst'gem Flehen,
Daß wir die gute Zeit bald wiedersehen.

Doch nein, das Bitten wäre Ueberfluß,
Ein Dankgebet nur dürfen wir erheben,
Was wir erfleht, ward uns bereits gegeben,
Wir zappeln schon im ganzen Vollgenuß.
Der Himmel schenkt, wenn auch nicht allzuoft,
So doch manchmal das Gute unverhofft,
Er hat's auch jetzt gethan — der Tag bricht an.
So beuget denn die Knie' und betet an.

Ich brauche nicht zu bemerken, daß ich nicht die Verantwortlichkeit dieser Verse und der in ihnen enthaltenen Gesinnungen über mich nehme, sondern sie nur als Probe von dem Geist mittheile, welcher auf der Genter Hochschule der vorwaltende ist.

Willems (Seraphinus Cornelis Amandus), geboren 1818 zu Brüssel, wo er bei der Compagnie du Centre angestellt ist. Als Schriftsteller schuf er ein im Vlämischen neues Genre, welches er Tooneelliederen nannte. Es sind mit Gesang untermischte Scenen für Einzelne, welche irgend eine Situation komisch darstellen. Wir haben sie vorzüglich in Oesterreich auf den Sommertheatern. Im Vlämischen fanden die Tooneelliederen, wörtlich: dramatische Lieder, so viel Beifall, daß auch andere Dichter sich in diesem Fach versuchten, und man S. Willems den Namen Volksschriftsteller geben kann.

Mit seinem geschichtlichen Stücke „Der Herzog von Alva" gewann S. Willems den Preis in dem ersten dramatischen Wettstreit zu Zomerghem 1847. Mit E. Stroobant zusammen schrieb er das erste vlämische Originalsingspiel, „Willem Beukels," mit F. Roelants „List gegen List" und „des Dieners Wille ist des Herren Wille." Mehr als zwanzig fremde Stücke bearbeitete er so nationell, daß sie für ursprünglich gelten können. Unter ihnen sind zwei vaterländische Dramen von Belgiern französisch geschrieben: „Agneesens" und „Jan Breydel". Mehrere Romanzen von ihm wurden von den besten Componisten gesetzt. In Tagesblättern und Zeitschriften lieferte er Aufsätze über Geschichte, Literatur und dramatische Kunst, so wie eine Menge Novellen und launiger Erzählungen, welche unter dem Namen Seraphinus Van Brussel erschienen. Von ihnen wurden besonders folgende: „Was hinter dem Vorhange ist", „Mein Nachbar" und „Ein Aprilfisch" vielfach nachgedruckt und übersetzt. Seit mehreren Jahren schon arbeitet Willems an einem sehr umfangreichen Werk über den Ursprung, die Einführung und die Verbreitung einiger Erfindungen, Gewohnheiten und Gebräuche, hauptsächlich in Bezug auf die Niederlande.

Uebersetzen oder vielmehr versuchen zu übersetzen, denn das ganz Volksthümliche sträubt sich stets gegen ein fremdes Kleid, will ich ein ächt Brüsselsches Tooneellied, zu welchem der Verfasser selbst größtentheils die Anmerkungen geliefert hat.

Der Kirmeß-Vogel,*) oder das Parochiale-Fest von Unserer lieben Frau Ten Roode.**) 1845.

Musik von Ev. Van Maldeghem.

O schöne Kirmeßzeit,
Was bringst du für Vergnügen:
Es trinkt hier Fröhlichkeit
Ein Jeder in langen Zügen.
Von Jedem hörest du:
Was geht's hier lustig zu!

Ja, s'ist gewiß:
Kein schöner Fest
Als unser Fest;
Die ganze Stadt
Kein Gleiches hat.

Wie munter ist das Kirmeßfest,
Das wir hier jährlich feiern,
Ein Jeder müht sich allerbest',
Sein Haus schön zu verschleiern.
Was man auch sieht, es hat 'ne Art,
Man sieht, es ward kein Geld gespart.

O ja, es ist Nichts zu gut, Nichts zu schön für die Kirmeß der Kirmessen, für die Erste, für die Allererste. Vier=

---

*) Brüsseler Ausdruck für einen lustigen, sorglosen Gesellen.

**) Eine Statue, welche zuerst in der Kirche Saint-Gery verehrt wurde und sich jetzt in der de Bon Secours befindet. Das Fest von Onze lieve Vrouw ten Roode, oder Notre-Dame au Rouge wird im August gefeiert und zwar hauptsächlich in der Straße, welche zum Thore von Anderlecht führt und den gleichen Namen trägt.

zehn Tage vorher schon geht Alles d'runter und d'rüber, da wird geweißt, gewaschen, gescheuert, gemalt und geleimt, daß es eine Freude ist — und Alles geht Hals über Kopf, gerade als wär's Revolution. Selbst die, welche das ganze liebe Jahr keine Hand rühren, kommen und — gucken zu. Und natürlich wissen sie allerlei zu reden. Der Himmel *) hängt schief, die Krone ist schon recht gut, aber sie hätte noch können besser sein, die Bäumchen stehen zu weit auseinander, die Kasten**) hängen zu tief oder zu hoch, sie sind auch nicht allzuschön gemalt — ih du liebe Zeit, es ist noch gut, daß nicht Stücken von Rubbes***) d'rauf sein sollen — aber das ist heut zu Tage so: manche Menschen wissen gar nicht mehr was sie wollen — denn selbst über das Versemachen, wovon sie doch auch nicht so viel verstehen, wissen sie klug zu sprechen — s'ist zum Lachen. Aber wir machen uns Nichts d'raus, wir kennen die Subjekte schon, s'ist der pure Neid, weil sie gegen uns nicht aufkommen können, weiter Nichts — wir wissen, woran wir sind, wir wissen, daß wir's schön machen, und wir werden auch immer unser Bestes thun, und soll auch der letzte Groschen d'rauf gehen, darum scheeren wir uns nicht, die Kirmeß über Alles, und Vivat Unsere liebe Frau!

---

*) Die Himmel werden mit vieler Geduld und vielem Geschmack von langen Papierstreifen verfertigt und Abends mit bunten Glaslampen erleuchtet.

**) Die Kasten hängen quer über die Straßen, sind aus feinem weißen Papier gemacht und meistens mit den drolligsten Anachronismen bemalt, die Helden und Heiligen erscheinen darauf ohne Umstände in heutiger militairischer oder bürgerlicher Kleidung.

***) Rubbes, Volksname für Rubens.

O schöne Kirmeßzeit! u. s. w.

Die ganze Woche findet man
Nicht Einen, der was thue,
So daß man leicht bemerken kann,
Es sei jetzt Festesruhe.
Von Morgens früh bis Abends spät
Es singend durch die Straßen geht.

O ja gewiß, es wird gesungen, geschrieen und gerufen:

Uns're liebe Frau Ten Rooijen lebe!
Wir brauchen nicht, daß man uns gebe!*)

das ist unser altes Sprichwort — auch kommt hier alle Jahre ein Volk, ein Volk — und ein Gedränge ist, daß man nicht treten kann — wer Hühneraugen hat, der soll sich vorsehen, denn was Beine hat, kommt her. Und es geht hier nicht etwa so zu, wie bei andern Kirmessen, die ich nicht nennen will, weil ich den Buckel nicht gern vollkriege, und wo man Nichts sehen kann, ohne daß einem die Rockschöße abgerissen werden, so wird gebettelt! Meen Herr, 'n Cens*) vor'n Park,**) Madame, 'n Cens vor's Kapelleken, och! 'n Cens vor de Krone!" Na und was für Kronen sind's dann noch? Zwei oder drei Reifen mit buntem Papier oder Hobelspänen umwickelt — du mein Heiland, 'ne Misère! Aber auf unserer Kirmeß, da ist's gleich ein anderes Ding, da hängen Krönchen und Himmelchen, die sich können sehen lassen — da

---

*) Vivat Onze lieve Vrouw ten Rooijen!
We bedelen nog we schooijen.
Wörtlich: Es lebe unsere liebe Frau
Wir betteln weder noch bitten wir.

*) Cens — Stück von zwei Centimen.

**) Park — Gärtchen in der Straße zu Ehren der Prozession.

ist's der Mühe werth. Auch auf den Kasten bei uns findet man immer schöne Vorbilder von Edelmuth, Tugend und Reinheit. S'ist hier wahrhaftig schöner als in der Kunstausstellung, man kann sich die Augen aus dem Kopfe sehen. Von Thür zu Thür sind Geländer gemacht, aus allen Fenstern hängen Fähndel heraus, ja, es giebt sogar Straßen, wo sie Männer und Frauen 'raushängen — närrische Dinger aus Flecken. Aber's Schönste von Allem ist doch der kleine bontanische Garten,*) den sie alle Jahre auf'm Platze machen. Alle Nachbarn bringen ihre Blumentöpfe und Posturchen**) an, und oben ist ein papiernes Lustschloß, wo Manneken-pis***) auf eine Wassermühle pißt, die rundum geht, und was weiter ist der General Tom Pouce — na, das ist mir der Rechte! Mir kommt's vor, daß viel mehr von den kleinen Knirbsen geredet wird, seit ein Jeder ein großer Mann sein will — s'ist wahr, s'ist nicht so gemein. — Doch am Tage da ist es noch Nichts, aber 's Abends — o 's Abends, was ist das da für 'ne brillante Lumnation von bunten Gläserchen und Lämpchen und Laternchen und — Fetttöpfen! Ja, an Fett und Oel ist kein Mangel, denn wenn Ihr nicht so gut

*) Der „bontanische Garten" ist nicht der große „Kräutergarten", er besteht aus einer Art von Rosenhügel, auf welchen Blumentöpfe und Gesträuche gesetzt werden. Einige Männchen und Polichinellen von Thon machen die Bevölkerung aus, von Felsen aus Steinkohlen und Metallschaum strömen Wasserfälle, die eine zinnerne Wassermühle drehen, und soll es recht prächtig sein, so kommt auf die Spitze des „Kiesberges" ein Lustschloß aus Pappe.

**) Postuerken Statuen.

***) Manneken-pis, die berühmte kleine Statue, welche der älteste Bürger von Brüssel heißt.

aufpaßt, so läuft es Euch von allen Seiten auf den Leib. Ja, es ist dann hier so hell erleuchtet, daß man, wenn es gerade Mondschein ist, beinah die Straßenlaternen nicht brauchte. Und obenein ist noch in allen Wirthshäusern Bauernball! Na, ist das eine Erfindung! Und gar nicht theuer — s'ist Alles nur mit Stroh behangen und Keiner darf 'rein, der nicht 'nen Kittel anhat, und von den Frauen keine, außer in Rock und Jacke, wie die Bauerweiber, dann sind da zwei Musikanten, 'ne Violine und eine große Trommel, und da wird 'mal fix getanzt und gesungen und gesprungen! Hui!

O schöne Kirmeßzeit! u. s. w.

Von Straß' zu Straße man dann sieht
Cartouche und Genoveva,
Marlbrouck, der aus zum Kriege zieht,
Und Moses oder Alva.
Ja, Keiner steht gemalt, den man
Nicht in den Büchern finden kann.

Ja gewiß, was man auf den Kasten sieht, das ist Alles wirklich geschehen, Geschichten wollen wir nicht, das ist nur für Kinder, wir wollen ordentliche Begebenheiten. Da giebt's denn so alle Jahre was anders; mag's nun sein vom Doktor Faussius oder Blaubart,*) oder von Panury auf der Laterneninsel, oder vom kleinen Däumling, oder endlich von Robert dem Teufel.**) Ja, meistens ist's immer so was aus der Geschichte unsers Landes, oder aus dem neuen und dem alten Testament, ja, sogar aus der Bibel. Besonders in unserm

*) Barebo Bleu.

**) Robert le Diabre.

Gäßchen da war's prächtig — ho! ho! da hatten wir das Leben vom seligen Herrn Simson. Tausendsasa, das muß seiner Zeit ein Bursche gewesen sein! Auf dem ersten Kasten sieht man ihn mit einem papageigrünen Rock und einer kurzen gelben Hose, und zum Zeitvertreib zerreißt er einen Löwen, als ob's ein Kaninchen wäre. Auf einem andern Kasten spielt er noch mehr den Nerkul, da schlägt er das ganze Lager des Großtürken kurz und klein. Mit dem Kinnbacken eines Esels in der Hand giebt er einem ganzen Regiment Pompiers*) eine solche Tracht Schläge, daß sie wie die Kegel über einander hinpurzeln — im Hintergrunde stehen die Kanoniers bei ihren Stücken — ich wußte nicht, daß man das Pulver schon so früh gekannt hätte. Nun, zufolge der Geschichte sind die Hasen davongelaufen, weil sie dachten, sie könnten von demselben Tuche Hosen gemacht kriegen. Und auf einem andern Kasten da hat Meister Simson noch wieder mehr zu thun. Er ist in Hemdsärmeln und lauft mit einer Art von großem alten Kleiderschrank einen hoogen Berg hinauf.**) Was das bedeuten soll, daraus wird kein Schwein klug. Aber der nächste Kasten — was da d'rauf steht, das begreift man leicht — da sitzt er in einem langen rosenrothen Schlafrock, und was wieder garstig ist, ein Weibsbild schneidet ihm die Haare à la Malcontent. Er scheint auch sehr wenig damit zufrieden, denn man sagt, daß er dadurch seine Kraft verlor. Wäre es heutzutage noch so, daß die Kraft in den langen Haaren stäcke, was für Simson's würd' es geben!

---

*) Irrthum, entstanden aus den Helmen der Philister.

**) Ein „hooger" Berg wird im Schlesischen so gut gesagt wie im Vlämischen.

Aber auf dem letzten Kasten da liegt der Hase im Pfeffer. Da haben sie dem armen Schlucker mit aller seiner Kraft die beiden Augen ausgebrannt, gerade wie einem Finken, und zuletzt liegt er da noch unter einem ganzen Haufen von Töpfen, Pfannen und Säulen — ja, er hat sich aus Aerger selbst den Hals gebrochen und damit ist's aus. Und in den andern Gäßchen hatten wir noch die Historie von Kaiser Karl, der Nacht's ausläuft, und von dem Riesen Goliath, der die glühenden Kanonenkugeln, womit sie nach ihm schießen, mir Nichts dir Nichts mit seiner flachen Hand zurückschmeißt, auch Adam und Eva im Paradiese, wo ein halb Dutzend galonnirte Gärtner Bäume beschneiden und Blumen pflanzen, und noch andere kuriose Dinge. Man kann's gar nicht erzählen, man muß das sehn, um es zu glauben, man findet dergleichen nirgends nicht, als nur bei uns, aber — s'ist auch unsere Kirmeß!

O schöne Kirmeßzeit! u. s. w.

Man haut da lustig nach dem Hahn,
Und — kriegt sich dann beim Kragen,
Man sieht da nach den Eiern bald,
Bald auf die Backen schlagen,
Und schöner als dies Alles doch
Ist uns're Kalvekade noch.

Ja, unsere Kalvekade — das heißt doch noch was! S'ist nur Schade, daß die Menschen nicht so recht mehr 's Geld d'ran spendiren wollen, aber ganz wird sie nie aufhören, und wäre dieses Jahr Geld da gewesen, sapperlot, da hätte man was zu sehen gekriegt, was noch nie gesehen worden ist und auch nicht gesehen werden kann. Sie haben gut

sagen: s'kostet nicht viel, sie haben auf dem Altmarkt*) Lumpen genug. — in der ganzen Parochie sind fast nichts als Lumpensammler. Ja, guten Morgen — wenn sie das Lumpen heißen wollen: Triumphwagen, wie wir sie haben, mit Mädchen, die als Mägdelein verkleidet sind, und mit Engelchens drauf, und Unsere liebe Frau=ten=Roode in Gelb gekleidet mit einem blauen Perkalmantel an. Und dann Mamelucken, Araber, Postillions und Pompiers und noch andere Sorten von Reitern! Da viel Leute herbeikommen, um es zu sehen, muß man wohl glauben, daß es comme i' faut is. Die Straßen sind zu enge! Auch auf den großen Markt kann man an dem Tage nicht — der ist voll, gedrängt voll! Und die Obrigkeit, die sieht vom Balkon des Rathhauses zu — s'ist nur schlimm, daß gerade hier die Cupidochens immer weinen, und daß man sie von dem Triumphwagen herunterheben muß, damit sie pissen und trinken können, wozu dann die Musik das Stückchen spielt: wo kann man besser sein? — und s'ist auch so, denn wo ist man besser als bei der Kalvekade? das ist eine Ehre! ein Jeder sieht Euch, und überall heißt's: „Seht 'mal, da ist er!" So lange Ihr lebt, wird davon geredet, ja, vielleicht noch viel länger. Ja, ja, ich kenn' einen alten Bobasinweber, der ist in seiner Jugend bei einer solchen Gelegenheit General gewesen. Nun seht, was hat er davon nicht für eine ewige Ehre — es ist das nun schon so an die drei bis vierundfunfzig Jahr her, und noch bis auf die jetz'ge Stunde ist er nicht anders bekannt und wird nicht anders genannt als: „der lahme General."

---

*) Der Altmarkt ist der tägliche Versammlungsort der Tröbler und Lumpenverkäufer.

Es giebt Menschen, die würden dafür Alles geben was sie hätten — ich auch, wenn ich nur was hätte. Ja, und da ist auch noch der Schwiegersohn vom rothen Hans, vom Holzhacker, der hat mehr als ein Mal seine Uhr versetzt, um in der Kalvekade mitzureiten; aber das war ein Mal ein Mameluck! er war noch dazu Korporal — aber, heiliger Steinweg! da wußten sie wieder was auf sein Pferd zu reden — da hieß es: „na, das ist auch ein schöner Kleiderrechen! es wird doch nicht den Kopf zwischen die Beine nehmen? paßt nur gut auf, daß es nicht umfalle!“ Und es war doch mit einem reinen Tischtuch behangen, aber von seinem Konstum — nein, darüber konnte nicht kretikirt werden — ganz weiß und 'nen papiernen Türkenchako auf mit einem großen Federbusch d'rauf, und seine Frau hatte ihm einen mousselinen Halskragen geborgt und ihre goldene Kette und Ohrringe und außerdem noch ein Paar schwarze Baumwollenhandschuh — nein, er sah Euch aus! Wie einer von den heiligen drei Königen — Ihr wißt, auf dem Aushängeschild von dem einen Tabaksladen? O Himmel, wenn ich doch auch noch ein Mal so weit kommen könnte! Und wenn ich auch nur Lancier wäre, oder — ja, das paßte mir noch besser, wenn ich mit auf den Bauerwagen könnte, denn da wird immer brav getrunken. Ja, von nun an fang' ich an zu sparen, und's nächste Jahr bin ich dabei, und dann — dann soll's was geben.

O schöne Kirmeßzeit,
Was bringst du für Vergnügen,
Es trinkt hier Fröhlichkeit
Ein Jeder in langen Zügen!
Von Jedem hörest du:
„Was geht's hier lustig zu!“

Ja, s'is
Gewiß:
Kein schöner Fest,
Als unser Fest!
Die ganze Stadt
Kein gleiches hat.

De Hertog van Alva, bekroond in 1847. Tooneelbundel. Gent 1848.
Karel en Robrecht, vervlaemscht volksdrama. Brussel 1848.
Een hartstogt, vervlaemscht blyspel in een bedryf. Brussel 1848.
De Eerepost, vry vertaeld blyspel in een bedryf. Brussel 1849.
Karel de Goede naer het fransch van Polain. De Voorstander des landbouws, 1849.
Vrouwkens-avond. Voorstander des landbouws, 1849.
De Steltenloopers van Namen. Broedermin 1849.
De Onze-lieve-Vrouw-brug, naer het fransch van den Bibliophile Jacob. Broedermin 1850.
De Schaterlach, vervlaemscht burgerdrama in dry bedryven. Brus. 1850.
Myn Buerman, wederwaerdigheden uit het leven van een echten tooneelliefhebber, verhael. Broedermin 1850.
Een Zeemansverhael. Broedermin 1851.
Eene Sneeuwmaend. Broedermin 1851.
Broek, reisbeschryving. Broedermin 1851.
Een arm huisgezin. Broedermin 1851.
Zwitschersche volksoverleveringen naer Marmier. Broedermin 1841.
Eene vlaemsche tooneelvertooning in het begin der verledene eeuw. Broedermin 1851.
Rederykers en rederykkamers, historische schets. Broedermin 1851.
Brussel tydens de Sans-Culotten. Vlaemsche Stem 1851.
Een Aprilvisch, Novelle. Vlaemsche Stem 1851.
Jacoba van Beyeren, geschiedkundig verhael. Vlaemsche Stem 1852.
Esoop de Phrygier. Broedermin 1852.
Eene Wraek, historisch verhael naer Berthoud. Broedermin 1852.
Regulus. Broedermin 1852.
Oorspronkelyke boertige Tooneelliederen. Brussel 1852.
De Zywormen. Vlaemsche Stem 1852.
Kleine byzonderheden nopens groote mannen. Broedermin 1852.
List tegen list, blyspel (als medewerker met J. Roelants). Brussel 1852.
Godfried van Bouillon, eene waere vaderlandsche gebeurtenis, nauwkeurig verhaeld, kluchtig tafereel. Almanack van het Willemsfonds. Gent 1853.
Willem Beukels, oorspronkelyk zangspel (met de medewerking van Eug. Stroobant). Brussel 1853.

's Knechten wil is 's meesters wil, tooneelspel (als medewerker met J. Roelants. Brussel 1853.
Agneessens, vaderlandsch drama, in vyf bedryven en tien tafereelen naer G. Vaez. Brussel 1853.
Het vlaemsch tooneel, eene ligte schets. Broedermin 1853.
Leonidas de duiker. Broedermin 1853.
Angelina, romantisch verhael. Broedermin 1853.
De kerkgestoelten te Vilvoorden. Broedermin 1853.
Rybroek en Spillebout, omgewerkt kluchtig zangspel. Brussel 1854.
Jets van achter de gordyn, eene schets naer de waerheid. Reis- en huisbibliothek, 9. levering. Gent 1854.
Vlugtige oogslag over de invoering der zydestoffen in Europa. Broedermin 1855.
Een toevallige treurspeler, kluchtige novelle. Nederduitsch letterkundig jaerboekje, 1855.
Verhandeling over de vroegere ontdeckingsreizen. Broedermin 1855.
Jan Breydel, vaderlandsch drama, vry naer Cl. Michaels. Gent 1856,
Een Morgenuitstapje, wandelings-herinneringen. De Tyd. Brussel 1856.
Een Vastenavondzot, omgewerkt kluchtspel in een bedryf. Gent 1856.
Een gelukkige huwelyksgetuige, tooneellied. Gent 1856.
Eene bladzyde uit de geschiedenis van een' matrassenklopper, die nog leeft, kluchtig verhael. Die Leeskamer, 21. aflevering. Gent 1857.
Wat sommige franschen zoo al van hunne tael denken. Letterkundige bydrage. De Tyd. 1857.

Zetternam (Eugen Judocus Joseph Diricksens), geboren zu Antwerpen den 4. April 1826, wurde zum Handwerk eines Haus- und Möbelmalers erzogen. Es ist dem eigenthümlichen Antwerpner Leben zu danken, daß der junge Handwerker mit einigen Mitgliedern der Gesellschaft „Die Verachteten" in Berührung kam. Der Umgang mit diesen vaterländisch-gesinnten Männern machte ihn zum glühenden Vlaming und zugleich zum Schriftsteller. Zetternam war neunzehn Jahr, als sein erstes Buch erschien. Es gab ihm einen Namen. Van Beers und Conscience wurden nicht nur seine Beschützer, sondern auch seine Freunde. Der Kreis der Antwerpner Li-

Literaten nahm den Handwerker auf. Auch als die Conscription ihn aus demselben entführte, wurde er nur äußerlich Soldat. In der Kaserne zu Dendermonde schrieb er den Roman, welcher in dem Preiskampf der Genter Gesellschaft „Die Sprache ist ganz das Volk“ den goldenen Ehrenpreis gewann. Van Beers hatte seinen Freund zu dem Versuch ermuthigt. Während Zetternam schrieb, schrieb Van Beers ab, und „Mynheer Luchtervelde“ wurde glücklich zur rechten Zeit fertig, um einen jungen Korporal in einen bekrönten Schriftsteller zu verwandeln.

Seine Freunde hatten inzwischen nicht geruht, bis er frei und der Literatur gänzlich wiedergegeben wurde. Gänzlich? Nein. Sie mußte ihn mit dem Handwerk theilen, welchem er den Tag über angehörte. Erst wenn es Nacht wurde, erst wenn er die Nothdurft für den nächsten Tag erworben hatte, war es ihm erlaubt, Schriftsteller zu sein.

Und so begann denn eine Thätigkeit, welche nicht anders konnte, als ihn verzehren. Zetternam wurde, um so zu sagen, der Reisende der vlämischen Sache. Er warb Kämpfer an, er machte Proselyten. Van Melckebeke in Mecheln sagte mir mehrmals: „Zetternam allein ist es gewesen, der mich für die vlämische Literatur gewonnen hat.“ Er war bei dem „Midden=Komiteit“, er half die „Vlämische Schule“ gründen, und er schrieb ohne Ruhe und Rast. Seine literarische Laufbahn währte nicht länger als zehn Jahre, und er hat über dreißig größere und kleinere Werke hinterlassen.

Vielleicht wäre er der Arbeit nicht erlegen, aber zu der Arbeit kamen Sorgen. Um zwei Kinder zu legitimiren, verheirathete er sich am 29. August 1849. In jedem Falle wäre es zu früh gewesen, in diesem war es zu seinem Unheil. Bald sollte er für drei Kinder das tägliche Brod verdienen, und wenn er heimkam, wurde er nicht getröstet, nicht erquickt, und so ward es der Mühe zu viel. Am 10. Oktober 1855 starb Zetternam an einem dreimonatlichen Brustleiden. Von der treuen Pflege, welche man ihm angedeihen ließ, habe ich bereits gesprochen. Am 13. Oktober um 10 Uhr Morgens

wurde er zur Ruhe gebracht. Nicht nur alle literarische Gesellschaften der Stadt, auch mehrere der bedeutendsten aus Brüssel und Gent waren bei der traurigen Feierlichkeit vertreten. Jakob Karsman legte eine Lorberkrone auf den Sarg. Mehrere Redner sprachen die allgemeine Trauer aus. Der letzte war Conscience. Nachdem die Pflichten gegen den Todten erfüllt waren, gedachte man derer gegen die Familie. Conscience und Van Beers gaben, der Erste „Die Sendung der Frau," der Zweite „Zetternams Schwanengesang" in einem Bändchen heraus, dessen Ertrag den Waisen zu Gute kam. Frau Van Ackere hatte bereits früher in dem Wochenblatt von Dixmude einen Aufruf zur Unterzeichnung auf eine Dichtung „Eugen Zetternam" ergehen lassen, welche 1857 erschien. Der Volksdichter Clesse forderte zu Zeichnung von Beiträgen in folgenden einfachen und herzlichen Worten auf:

Bon Zetternam! à ses derniers moments,
Auteur sorti de la classe ouvrière,
Avec sa gloire aux écrivains flamands
Il a légué ses enfants et leur mère.
Nous aussi nous les adoptons!
Dans nos yeux une larme brille,
En répétant: Flamands, Wallons,
Ce ne sont là que des prénoms:
Belge est notre nom de famille,
De famille.

Auch verzichtete Eugen Van der Haeghen in Gent, der Verleger von Zetternams letztem Roman, zu Gunsten der Familie völlig auf den Ertrag dieses Buches.

Aus der reichen Nachlassenschaft Zetternams wähle ich zuerst einige Bruchstücke seiner „Abhandelung über die niederländische Malerschule", welche bei Gelegenheit des vierhundertjährigen Jubiläums der St. Lucasgilde geschrieben, von ihr bekrönt wurde und in ihrem „Album" erschien. „Dieses Werk", sagt P. Génard, nach dessen Artikel über Zetternam

in der Vlämischen Schule der meinige geschrieben ist, „dieses Werk kann als ein Meisterstück angesehen werden und übertrifft weit Alles, was in dieser Art selbst in fremden Sprachen geschrieben worden ist.“

Das ist es, was Zetternam sogleich im Anfange über Johann Van Eyck sagt.

„Johann Van Eyck wurde gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts (1390?) zu Maeseyck geboren, also in einer für die Künstler ungemein günstigen Zeit. Europa arbeitete sich langsam unter dem Druck hervor, welcher Jahrhunderte von Barbarei hindurch auf den Seelen gelastet hatte. Mit dem Aufhören der wilden Kämpfe um das Leibliche verloren auch die leiblichen Genüsse viel von ihrem allzugroßen Werth. Sobald die Sitten friedsamer wurden, empfanden die Menschen das Bedürfniß, die eingeborne Poesie wiedergespiegelt zu sehen. Die Erscheinung eines ausgezeichneten Malers, eines ausgezeichneten Denkers, eines ausgezeichneten Dichters galt noch als ein Wunder. Die Sehnsucht der Menschheit war noch nicht durch Tausende von Meisterstücken gesättigt; man betrachtete den genialen Menschen als einen von Gott Gestempelten und schätzte ihn im Verhältniß seiner Schöpfungen. Wo ein Talent sich offenbarte, da fand es, um sich entfalten zu können, Beschirmer, um Frucht bringen zu können, Helfer. Die Großen der Erde wetteiferten mit einander, hervorstechende Geister in ihren Häusern aufzunehmen. Und wie groß der Eindruck der Künstler auf die Masse sein mußte, kann man daraus abnehmen, daß man beim Ausgraben der Leiche von Huibrecht Van Eyck seinen rechten Arm als eine Reliquie an der Thür der heutigen St. Baefskirche in

Gent zur Schau stellte, wo er an drei Jahrhunderte hinter einem eisernen Gitter zu sehen blieb.

„Dieser Huibrecht war der ältere Bruder Johanns, wie man sagt, sein Lehrmeister, gewiß sein Mitarbeiter. Vielleicht ging er seinem Bruder im Ruhme voraus, aber als Beide gemeinschaftlich mit ihrer Schwester Margarethe sich in Brügge niederließen, waren sie alle Drei gleich berühmt. Sie genossen bereits die Früchte ihrer Begabung, als das Erfinden der Oelfarbe sie so weit über alle ihre Nebenbuhler erhob, daß von diesen nicht ein Mal eine Ueberlieferung bis zu uns gekommen ist.

„Von nun an kannte ihr Ruhm keine Grenzen mehr. Ueberall, wo die Kunst empfunden wurde, gerieth man in Entzücken über die Töne, welche die Van Eycks auf die Leinwand zauberten, und welche an Reichthum und Pracht Alles übertrafen, was man bis dahin gesehen hatte. Von allen Seiten kamen die Liebhaber herbei, um die seltsamen Menschen zu besuchen, welche solche Wunder schufen, und Italien sandte seinen Antonello da Messina ab, um diese Kunst nach der Halbinsel herüberzuholen. Die Van Eycks standen in dem größten Ansehen, ihr Reichthum nahm zugleich mit dem Ansehen zu, und nachdem Huibrecht und Margaretha das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht hatten, trat Johann in persönliche Freundschaft mit Flips dem Guten*), und nahm bei ihm, wie man sagt, den Platz des Kämmerlings ein.

„Der Aufenthalt am Hofe, der Einfluß, welcher daraus entsprang, der Reichthum, der die Folge davon war, konnten

*) Philipp.

nicht verfehlen, in dem Künstler hohe Gesinnungen zu entzünden. Der Geist, welcher ehedem in unserm Lande herrschte, war unter der Regierung der Burgunder verschwunden. Frankreich flößte uns seine aristokratischen Neigungen ein, und unser Maler mußte dem Strome folgen. Auch findet man auf seinen Bildern keinen einzigen Volkstypus, nichts von dem Bürgergeist, welcher später unserer Kunst so viele Meisterstücke eingab. Reichthum und Pracht, das ist es, was Van Eyck am liebsten darstellte: man sieht es allen seinen Werken an, daß seine Neigung ihn antrieb, die kostbaren Teppiche, die goldenen Sessel, die brokatnen Throne, die anmuthigen Gärten zu malen, an welchen sein Gemüth sich erfreute. Seine Kunst drang einzig durch das religiöse Gefühl bis in die Masse, und ebenso war es das allein, wodurch er schon bei Lebzeiten den überraschendsten Ruf unter dem Volke bekam.

„Und in der That ist Johann Van Eyck vielleicht der gottesfürchtigste Künstler, den es je gegeben hat. Er verstand es vor Allen, in der Kunst das Geistige vom Körperlichen zu trennen, und unabhängig von der Schönheit oder Häßlichkei des Antlitzes die innere Vortrefflichkeit darzustellen. Darin liegt das große Uebergewicht, welches seine Schule über die andern gewann; darin liegt die Ueberlegenheit der reinen christlichen über die heidnische Kunst.

„Die Alten begriffen die Seele ohne körperliche Eigenschaften nicht; die Sterblichen brachten, ihrem Glauben nach die Vorzüge und die Gebrechen des Leibes mit in den Himmel oder in die Hölle. Vulkan ging lahm. Ist es zu verwundern, daß sie ihre Gedanken durch die Form allein auszudrücken wußten, daß sie gute Eigenschaften durch Schönheit

schlechte durch Häßlichkeit darzustellen suchten? Ja, selbst die Gestalten der Thiere nahmen sie zu Hülfe, um ihre Begriffe zu veranschaulichen: die Macht Jupiters wurde durch eine Stierstirn angedeutet, den Satyrn setzten sie Bockshörner auf.

„Ganz anders empfindet der Christ. Für ihn bleibt die Seele stets vollkommen, so gebrechlich auch der Körper sein möge. Und das war es, was Johann Van Eyck in seinen Meisterstücken beabsichtigte; zu sehr Dichter, um das Schöne allein in der Idealisirung der Form zu suchen, war es ihm hauptsächlich zu thun, aus den Zügen seiner Gestalten die Seele scheinen zu lassen.

„Auch ein viel zu ernster Denker war Van Eyck, um außer dem Wesentlichen Hülfsmittel für die Poesie unserer Gottesverehrung zu suchen. Er begriff Christus in der Vollkommenheit seiner göttlichen Aufopferung. Gleich allen Malern des Mittelalters stellte er Jesus bei der Anbetung der heiligen drei Könige als ein neugebornes Kind dar. Später hat man diese Genauigkeit nicht erhaben genug für den Gottmenschen gefunden: die Italiäner, denen die übrigen Nationen darin nachfolgten, machten aus dem eben zur Welt gekommenen Christus ein Kind von drei Jahren. Die Italiäner waren der heidnischen Kunst zu nah, das körperlich Schöne ist zu leicht faßbar und für den Menschen zu anlockend, als daß sie nicht hätten suchen sollen, das heidnische Ideal mit dem christlichen zu vereinigen und einer Religion, deren Größe eben in dem abstrakten Begriff besteht, den Schmuck der äußeren Schönheit beizufügen.

„Uns dünkt, man habe den Erlöser durch diese Veränderung verringert. Das neugeborne Jesuskindchen trägt bereits

auf dem Schooße seiner Mutter große Gedanken in sich. Man ist bewegt, daß man Gott so ächt Mensch geworden sieht, man fühlt bei dem Anblick seiner kindlichen Schwäche, wie er sich vorbereitet, um durch körperliches Leiden den Flecken der Menschen wegzubüßen. Bereits in der Wiege sieht man ihn seine Gottheit verläugnen und mit den Kindern Kind sein, um später mit den Menschen Mensch zu werden. Hierin liegt die unermeßliche Größe des Christenthums.

„Wie unendlich hat man dagegen durch das italiänische sogenannte Idealisiren des göttlichen Kindes den Hauptgedanken unserer Religion in das Prosaische herabgezogen! Es liegt darin eine Bevorrechtung vor uns Allen. Gott scheint nur Mensch geworden, um es blos halb zu sein, und sein Ursprung strahlt bereits bei seiner Geburt hervor.

„Wir halten dafür, daß Van Eyck ein mächtigerer Denker, ein größerer Dichter war, als unsere spätern Maler, und daß er durch keinen Hauch italiänischer, d. h. halbheidnischer Kunst besudelt, die Kunst religiöser auffaßte und besser als Alle die Aufopferung des Gottmenschen verstand.“

Diese Stelle muß, um keinen Anstoß zu erwecken, vom vlämischen Standpunkt der Kunstanschauung aus angenommen werden. Unparteilichkeit darf man von Zetternam so wenig erwarten, wie von irgend einem ächten Vlaming.

Sehr gut ist, was er über Adrian Brauwer sagt.

„Adrian Brauwer war er selbst. Man kann weder seinen Ton, noch seine Art zu malen, noch seine Zeichnung, noch seine Composition mit denen eines früheren Meisters vergleichen. Er war sparsam wie die Einfachheit, fröhlich wie das Volkslied, wahr wie die Natur, mannichfaltig wie die Gemüthsart

der Menschen. Er durchlief die ganze Tonleiter der Wirthshauslust von dem dumpfen Gezänk bis zu dem gellenden Gesang. Er brachte Poesie in das vlämische Wirthshausleben, wo die Brüderlichkeit wohl auf Sekunden durch Zwist gestört werden kann, aber wo die Streitenden augenblicklich wieder zusammen trinken und Alles vergessen."

Hier noch die Schilderung eines Bildes von David Ryckaert aus Antwerpen.

„An der Thür eines Gehöftes sitzt rund um einen Tisch mit Kirmeßschinken eine Bauernfamilie unter dem Schatten eines Nußbaumes, welcher seine Zweige über das ganze Bild ausstreckt. Links sitzt der alte Vater, neben ihm, hinter dem Tisch, in einem Binsenlehnstuhl die alte Mutter, vorn, mit dem Rücken dem Beschauer zugekehrt, der Sohn, rechts, mit ihrem Kindchen auf dem Schooße, die bereits verheirathete Tochter, und zwischen ihr und der Mutter die Schwester, welche von dem jungen Ehemanne lachend einen Kuß empfängt.

„In der Entfernung sieht man noch verschiedene Personen, aber die haben mit dem philosophischen Gedanken der Gruppe Nichts zu thun, sie sind nur da, um anzudeuten, daß Kirmeß ist.

„Hinter dem Sessel der Großmutter hat ein Mann Platz genommen, und während er Trommel und Flöte rührt, fangen zwei arme Kinder, zwei arme Schäfchen, durch die Noth getrieben, zur Belustigung der Gesellschaft an zu tanzen.

„Der Großvater, welcher eben das Glas an den Mund bringen wollte, hält auf halbem Wege inne und sieht sich verwundert um; das bereits gebrechliche Mütterchen sucht sich im Sessel aufzurichten, um, über den Tisch gelegt, die Kinder

lachend anzufeuern; das Kindchen setzt sich auf dem Schooße der Mutter zurecht, um das schnurrige Spiel mit anzusehen, und der Sohn biegt sich mit seinem Stuhl zurück, um den kleinen Jungen besser sehen zu lassen.

„In diesen so einfachen Vorwurf hat der Maler eine Welt von Gedanken zu legen gewußt.

„Die unseligen Kinder, welche dort um des lieben Brodes willen tanzen, sind gealtert durch die Armuth, niedergedrückt durch das Elend; innerer Jammer, die Bitterkeit ihres Lebens verräth sich trotz des angenommenen Lachens. Ihr Blick erweckt schon das Mitleiden, und sicher kann man solchen Unglückseligen das Almosen der christlichen Liebe nicht verweigern.

„Der Großvater ist das echte Bild des sittlichen Elends, welches nur nach dem Brode aussieht. Nie sahen wir einen Kopf, auf welchem die Noth düsterer gezeichnet stand. Das ist der ächte Arbeiter, welcher sein ganzes Leben hindurch gestrebt hat, sich aus der Armuth emporzuarbeiten, dem es jedoch damit nicht geglückt ist. Das sagt uns die Verschmitztheit, welche aus seinem Gesicht blickt, die tiefgefurchte Stirn, der bittere Blick, welchen er auf die tanzenden Schäfchen wirft und das scharfe Lächeln, womit er ihn zu mildern sucht.

„Der Mann ist herzlos geworden in der Welt, die herzlos für ihn war, und daß er das Glas nicht zurück auf den Tisch stellt, um dem Tanz der Kinder gemächlicher zuschauen zu können, das kommt daher, weil er im Trunke Vergessenheit für seine Entmuthigung sucht.

Seine Frau empfindet so wenig den Zustand ihres Mannes, wie ihren eigenen. Die Alte hat vielleicht ihr ganzes

Leben hindurch nicht ein einziges Mal daran gedacht, einen Schritt höher zu thun. Auf die Erde gestoßen, mit der Hoffnung jenseits einst glücklich zu sein, hat sie niemals trübe gesehen, sondern bei Allem, was lustig ist, gelacht. Jetzt lacht sie wieder über das artige Springen der Kinder, welche um ein Stückchen Brod tanzen.

„Wehmüthiger dagegen kann man Nichts sehen, als die verheirathete Tochter. Sie ist das Ebenbild ihres Vaters. Was hat sie in ihrem Leben nicht Alles geträumt! Nichts was um sie her vorgeht, zieht ihre Aufmerksamkeit an, ihr Blick irrt im Ungewissen, und auf ihrem lieben Gesicht liest man das poetische, aber traurige Sinnen, welches weh thut und dennoch Reiz hat.

„Denkt sie vielleicht, daß der heutigen lustigen Verschwendung der Mangel folgen wird? Fürchtet sie, daß an die Stelle des Schinkens das trockne Brod folgen, daß sie keinen leckeren Bissen mehr haben wird für das Schäfchen, welches auf ihren Knieen spielt und welches sie so achtlos festhält, während es nach den springenden Kleinen sieht? Wer weiß! Aber sicher ist es, daß sie innerlich leidet, daß die Zukunft ihr bang macht, nur ist sie zu gut, um durch beißende Bemerkungen die geheiligte Kirmeßfreude zu stören.

„Ihr Mann denkt nicht wie sie. Er ist lustig, aufgeräumt, ausgelassen, er lacht, er jauchzt, er springt, er tanzt, er umarmt seine Schwägerin, welche gleich der Mutter vorn übergebogen, in seine Lust einstimmt und ebenso laut jubelt, wie er. Vielleicht, daß ein wenig Eifersucht darüber auch noch im Herzen der jugendlichen Mutter ist."

Diese während des Blätterns gewählte Proben werden, glaub' ich, genügen, um auf die Arbeit des Antwerpner Kunstkritikers aufmerksam zu machen. Eine Probe von Zetternams novellistischer Schreibweise zu wählen, war schwerer. Er ist so mannichfaltig. Bald phantastisch-philosophisch, wie in den „Schwänen" und in der „Zauberdose," bald melancholisch-burlesk, wie in den „Abenteuern eines alten Gemäldes" und in „Wie Pietje Triste Glück machte," bald wieder antigesellschaftlich-pathetisch, wie in „Wegen zwei Centen minder," „Meinherr Lüchtervelde," „Tantchen Mortelmans." Diese letztere Geschichte hätt' ich gern übersetzt; ich steige nie an der Station von Antwerpen aus, ohne an die meisterhafte Schilderung derselben zu denken, mit welcher „Tantchen Mortelmans" anfängt. Ebenso stark versuchte mich „Rowna", dieses unübertroffene Erstlingswerk Zetternams, in welchem es durch die gelassene Kühnheit seiner Behandlung ganz einfach und natürlich scheint, daß die Zigeuner aus ihrem wüsten Lager auf unirdischen Ungethümen durch die Luft und durch die Mauern von Schloß und Kapelle reiten. Aber auch für „Rowna" hatte ich nicht Raum, und so gebe ich denn eines jener Playdoyers für die arbeitende Klasse, welche Zetternam, mit ehrlichem Herzen, aber bisweilen mit allzugroßer Bitterkeit schrieb. Es ist aus dem „Niederdeutschen Jahrbüchlein für 1847," und heißt:

Eine Skizze aus dem Arbeiterleben.

Koben Huysens und Petrus Kools waren von Klein auf gute Spielkameraden gewesen und später als Arbeiter unzertrennbare Gefährten geworden. War Kirmeß, oder fand sonst ein Volksfest statt, traf man nie den Einen ohne den Andern; sie würden sich jedes Vergnügen vorgeworfen haben, welches sie nicht gemeinschaftlich genossen hätten. Das ging so fort, bis Beide in den Ehestand traten, wo denn Jedem ein völlig anderes Loos beschieden war.

Petrus Kools hatte eines jener unseligen Frauenzimmer geheirathet, die da meinen, mit der Heirath sei Alles gethan, und sie kämen nun von selbst durch die Welt. Kaum Frau, wurde sie unsauber, faul, hielt nicht Haus und versäumte die Zeit mit Klatschen bei den Nachbarn. Petrus, der es bei seinen Eltern gewohnt gewesen war, daß man ihm Alles ordentlich gemacht hatte, sah jetzt, wo seine unordentliche Frau für ihn Sorge tragen sollte, ganz abgerissen aus. Und doch wurde es noch ärger, als sie ihn mit einem Söhnchen allein auf der Welt ließ. Da er sich nicht wieder verheirathen wollte, weil es ihm in der Ehe gar zu schlecht gegangen war, gab Kools sein Kind auf's Land in Kost, kaufte sich Mittags irgend etwas, oder kochte sich Abends selbst sein Essen für den nächsten Tag, wo er es dann, wie es gerade kam, kalt oder aufgewärmt genoß. Dieselbe Unordnung wie in seinen Mahlzeiten herrschte auch in seiner Kleidung, und da das Waschen und Ausbessern der Sachen ihm theuer kam, er für das Kind bezahlen mußte und denn doch auch gern seinen Schoppen trank, so konnte er nicht viel auf sich wenden und ging sowohl Sonntags wie Werktags sehr unscheinlich.

Dem Koben Huysen war es ganz anders ergangen. Seine Frau war zwar nicht so schön, wie die von Petrus gewesen war, aber sie war sparsam, fleißig und ordentlich. Man sah es auch bald an Kobens Kleidung, daß es mit dem Haushalt gut stand, obwohl Koben bisweilen zu tief in die Kasse griff, um sich etwas Schönes, das über seinen Stand war, auf den Leib zu schaffen. Man sieht daraus, daß die heutige Kleidersucht ihm in den Kopf gestiegen war und kann sich leicht vorstellen, daß er, der sich als ein Herr trug, seinen

liederlich aussehenden Kameraden von oben herunter ansah. Wenn er Petrus begegnete, drehte er den Kopf weg, und wollte ihn Petrus ja noch einmal anreden, so ließ er ihn hochmüthig ablaufen. Anfangs nahm Petrus sich das blos sehr zu Herzen, allmählich, da es ihm immer schlechter ging, fing er an, neidisch auf seinen ehemaligen Freund zu werden, und endlich haßte er Koben geradezu und schwor es sich hoch und theuer, daß dieser Haß von Kind auf Kindeskind forterben solle.

Das Geschick schien seinen feindlichen Gefühlen günstig, Koben starb bald, und seine Frau, die in Folge seiner Verschwendung die Kasse leer fand und für ein liebes Töchterchen zu sorgen hatte, erkannte die Nothwendigkeit der Einschränkung.

Sie verließ daher ihre bisherige Wohnung und zog in ein Bodenkämmerchen des Hauses, wo Petrus Kools zur ebnen Erde wohnte. Fern war sie davon, in ihrem Hausgenossen einen Todfeind zu vermuthen, denn sonst würde sie sich wohl eine andere Wohnung ausgesucht haben. Ebensowenig wußte Petrus, daß die Wittwe seines Feindes über seinen Kopf ziehen könne, denn sonst hätte er den Hauswirth sicherlich gegen die Einziehende aufgeredet. Wie es nun ein Mal war, konnte sie sich bald von den feindlichen Gesinnungen ihres Nachbars überzeugen. Kein Tag verging, daß Petrus sie nicht mit Absicht kränkte oder nicht irgend einen Wortwechsel in einen heftigen Streit zu verwandeln suchte. Das betrübte Martha, und noch mehr ging es ihr zu Herzen, daß Petrus, von dem sie doch wußte, daß er sich selbst kochte, nie siedend Wasser zum Kaffee von ihr verlangte, oder sie bat, ihm aufzuwaschen, denn Martha war äußerst dienstfertig und hatte noch überdies

Mitleiden mit dem Unbeholfenen, dem die Hülfe einer Frau so unentbehrlich gewesen wäre.

Trotz ihrer Gutmüthigkeit und Verträglichkeit nahm jedoch Petrus böser Wille dermaßen zu, daß eine minder geduldige Frau sich gewiß nach einer andern Wohnung umgesehen haben würde. Vielleicht hätte selbst Martha sich dazu entschlossen, hätte sie sich nicht versprochen gehabt, soviel wie möglich für ihre Tochter zu sparen, und wäre sie deshalb nicht vor den Kosten zurückgewichen, die ein Umzug von Frauen immer mit sich bringt. Auch wußte sie, daß sie bei dem jetzigen theuern Miethszins nicht leicht ein so nettes Stübchen für einen so geringen Preis finden würde, und so blieb sie denn wo sie war, obgleich Petrus noch unleidlicher wurde, als erst sein Sohn Franz anfing, beim Hausmalen etwas zu verdienen und so den Vater von der Nothwendigkeit befreite, für ihn sorgen zu müssen. Seitdem konnte Petrus mehr auf sich selbst wenden, und nun suchte er die Wittwe durch seinen Staat zu demüthigen, wie früher ihr verstorbener Mann ihn durch den den seinigen gedemüthigt hatte. Da ihre Tochter, obwohl sie ihr Bestes that, doch immer noch minder oder mehr der Mutter zur Last fiel, so konnte Martha sich nur das Allernothwendigste anschaffen, und nie verfehlte Petrus, wenn er des Sonntags ausging, sie wegen ihrer ärmlichen, obgleich netten saubern Kleidung zu verhöhnen. Die Wittwe begriff nun endlich, wodurch sein Haß entstanden war, und ihr Mitleiden für den groben Menschen machte einer geringschätzigen Gleichgültigkeit Platz.

Die Uneinigkeit der Eltern war jedoch nicht auf die Kinder übergegangen. Obwohl Petrus Alles that, um seinen Sohn

gegen die Wittwe und ihre Tochter aufzureden, obwohl auch Maria ihre Mutter mit Entrüstung von ihrem Feind und selbst von dessen Sohn sprechen hörte, hatten die jungen Leute einander doch gern und liebten sich sogar bald recht von Herzen. So lange er noch Gassenjunge war, hatte Franz allerdings, durch seinen Vater angehetzt, die kleine Maria auf alle mögliche Weise gequält, aber als er aufwuchs und zugleich vernünftiger wurde, lernte er bald ihre guten Eigenschaften einsehen und schätzen. Er sah, daß sie nicht sowohl aus Armuth, wie aus Vernunft sich von dem Aufwand zurückhielt, der für die Mädchen der arbeitenden Klasse so verderblich ist. Er sah auch, wie gut sie das Hauswesen verstand, und diese Eigenschaft wußte er, der immer in der Unordnung leben mußte, vorzüglich zu würdigen. Genug, er fand, daß es nicht so dumm sein würde, Maria einst zu seiner Frau zu nehmen. Da das junge Paar sich täglich begegnete, und jedes Mal ein oder das andere Wort gewechselt wurde, gelang es Franz bald, Maria zu seiner Meinung zu belehren, und allmählig war es dahin gekommen, daß sie jeden Abend vor der Heimkehr des Vaters, der eine halbe Stunde länger arbeitete als Franz, einige Zeit lustig miteinander plauderten.

Eines Abends standen sie wieder beisammen und kamen, nachdem sie einander das und jenes erzählt, auf die Heirath. Franz hatte eine Menge Pläne dafür, Maria aber sagte: „ach, Franz, ich glaube, mit uns wird es nie 'was werden, und Mutter warnt mich so oft, von Euch zu lassen, bevor es zu spät sei und Ihr meine Unbesonnenheit benutzt habt, um —“

„Was?“ fiel Franz ihr in's Wort, „das sagt Eure Mutter? Nein, das ist doch garstig. Seht, Mie, junge Schrei-

ber und glatte Herrchen thun das, auch wohl Arbeiter, die höher hinaus wollen, aber ein ehrlicher Handwerksmann wie ich, der denkt an Nichts als an die Heirath. Nein, das vergeß' ich nicht; es ist nicht schön von Eurer Mutter, daß sie denkt, ich könnte Euch unglücklich machen wollen, weil mein Vater ihr gram ist."

„Ich weiß es, Franz, und Mutter wird es auch nicht so schlimm gemeint haben, aber Euer Vater wird es doch nie zugeben, daß wir uns heirathen."

„Ich sage nicht, daß er es gerade gern sehen wird," erwiederte Franz, „denn er hat mir schon gedroht, mir den Kopf einzuschlagen, wenn ich noch mit Euch spräche, aber, Gott lob! ich bin schon zu alt, um mich noch schlagen zu lassen, und das kommende Jahr bin ich selbst alt genug, um auch ohne seine Zustimmung zu heirathen — wie ich gehört hab', kommt das vor."

„Ach, Franz, das möcht' ich doch nicht — man sagt immer, daß auf solchen Ehen kein Segen ruht," sagte das Mädchen traurig.

„Nun, ich meint' es auch nicht gerade so — Vater wird schon wollen, ich werd' ihn schon dazu bringen, Ihr werdet's seh'n, Mie; er ist nicht so schlimm, wie er aussieht. Habt nur guten Muth, es wird Alles gehen, nur müssen wir uns in Acht nehmen, daß Vater uns nicht sieht —"

„Und wir haben so lange geschwatzt — er ist sicher schon längst zu Hause."

Ohne auf Antwort zu warten, lief Maria die Treppe hinauf, kaum war sie einige Stufen oben, so hörte sie Franz erschrocken rufen: „Ach, Mie! Gott helf mir! Kommt und seht

doch 'mal! Sie bringen meinen Vater geführt, und er geht lahm — was um Gotteswillen muß geschehen sein?"

Das Mädchen kam zurück gelaufen, und sah in der That, daß zwei Arbeiter Petrus, der nur mit Mühe fortkonnte, nach Haus brachten. Sie folgte dem Beschädigten mit Besorgniß in seine Stube, um zu hören, was geschehen wäre, aber kaum wurde Petrus sie gewahr, so rief er: „was thut die Schlange hier? Werft sie aus der Thür, Franz, die neugierige Schalaster, die."

Traurig ging das Mädchen zur Mutter und erzählte der das Vorgefallene. Martha antwortete, sie hoffte, daß es weiter nicht so schlimm mit Petrus sein würde, denn sonst würde er großen Schaden dadurch haben. Sie zuckte die Achseln, als die Tochter ihr klagte, wie Petrus sie geschimpft, und rieth ihr nochmals, von Franz abzulassen.

Unterdessen hatte Franz erfahren, was geschehen war. Petrus arbeitete bei dem Herrn Bommel, einem reichen Kaufmann, der mit Colonialwaaren handelte. Gleich Allen, die Arbeiter unter sich haben, mißbrauchte auch dieser Herr es, daß es keine Arbeitsordnung giebt. Mehr als ein Mal schon hatte er seine Arbeiter über die bestimmte Zeit hinaus arbeiten lassen, ohne ihnen darum höhern Lohn zu geben. Auch diesen Abend war das geschehen; wie immer in solchen Fällen, hatten die Arbeiter sich geputet und weniger Vorsicht als gewöhnlich angewandt, und so war eine Rosinkiste Petrus, der oben unter der Leiter wegspringen wollte, auf das rechte Bein gefallen. Schwer beschädigt, mußte er sogleich nach Hauf gebracht werden.

„Aber es wird weiter Nicht sein," setzte er hinzu, nach=

dem er auserzählt hatte, „das ist morgen wieder gut. Da, Kameraden, trinkt ein Glas für Eure Mühe," sagte er zu seinen Gesellen, „und gehet nun."

Die Arbeiter gingen, aber Franz jammerte noch über das verletzte Bein, welches er mit Wasser badete. Der Vater schnauzte ihn an: „was wollt Ihr denn, Kleiner? Auf dergleichen müssen wir vorbereitet sein — morgen könnt Ihr Euch von Eurer Leiter herunter todt fallen. Wer davor Furcht hat, muß sehen, wie er sich ohne Arbeit sein Leben verdienen kann. Wir müssen nun ein Mal dergleichen Zufällen Trotz bieten, um unser Brod zu erwerben — wer das nicht will, kann Hunger leiden." Damit legte er sich knurrend zu Bett, in der Meinung, daß er nach zwei oder drei Tagen wieder an die Arbeit können würde. Aber darin hatte er sich schwer verrechnet.

Die Tage gingen hin, und es wurde nicht besser. Franz mußte auch zu Hause bleiben, um seinen Vater zu pflegen, und die Hausmittel, welche von Freunden und Nachbaren angerathen wurden, zuzubereiten und anzuwenden. Aber je mehr man an dem verletzten Beine herumkurirte, je schlimmer wurde es damit, und endlich fürchtete Petrus sogar den Brand hinein zubekommen, indem es, wie er sagte, drinnen wie mit tausend Nadeln stach. So wurde denn endlich beschlossen, den Armenchirurg zu rufen. Nach zwei Tagen und nachdem er drei Mal gerufen worden war, kam er endlich in aller Eile an, besah und betastete das Bein, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Ihr müßt in's Hospital."

„Nach dem Hospital?" frug Petrus erschrocken. „Nein,

Meinherr, das thu' ich nicht," setzte er nach einem Augenblick mit Festigkeit hinzu.

„Warum nicht?" fragte der Chirurg.

„Weil man da zu viel schneidet, um die Lehrlinge in der „Siruzie" zu unterrichten, und nicht daran denkt, daß die armen Arbeiter ihre Gliedmaßen brauchen. Da war Tistje Wink, der hatt' es am ersten Finger an der rechten Hand, und sie haben ihm den Finger abgenommen, obgleich Viele sagten, er hätte noch geheilt werden können. Und Franz D. Threes, dem haben sie sein gebrochen Bein dreimal geschient, und so schlecht, daß es zuletzt auch hat müssen abgesägt werden, und Jaek Lorre, der sich den Arm verrenkt hatte —"

„Nun, nun," sprach der Chirurg, „für das Alles kann ich Nichts, Euer Bein muß operirt werden, und Ihr habt weder die Mittel, noch ist es meine Sache, das hier zu thun Ich werde Euch einen Zettel geben, auf den man Euch im Hospital anfnehmen wird, und ein Receptchen, welches Ihr brauchen könnt, bis Ihr dort seid." Darauf nahm der Chirurg seinen Hut und ging. Franz und sein Vater wußten nicht mehr, wo aus und wo ein. Die wenigen Sparpfennige, welche sie bei ihrem unordentlichen Hauswesen hatten sammeln können, waren längst ausgegeben, und da Franz Nichts mehr verdienen konnte, hatte man selbst schon Sachen verpfänden müssen, und auch das dafür erhaltene Geld war bereits wieder zu Ende. Bei den Kameraden borgen konnten sie nicht — es war für Alle eine schlechte Zeit, und so mußte endlich Franz, wenn gleich mit widerstrebendem Herzen, sich entschließen, Herrn Bommel um Hülfe zu bitten. Dieser hatte den jungen Menschen kaum gesehen, so rief er auch schon: „Kommt Ihr

nach Arbeit, Freund? Bei mir ist keine. Ich habe eher noch zu viel Arbeiter.“

„Nein, ich komme nicht wegen Arbeit,“ sagte Franz, „ich bin der Sohn von Petrus Kools, der sich hier bei Euch das Bein beschädigt hat, und der Euch ersuchen läßt, ihm etwas Geld vorzuschießen.“

„Geld vorschießen!“ rief Herr Bommel erstaunt. „Und wann würde er mir dieses Geld wiedererstatten?“

„Wenn er wieder gesund geworden ist, Meinherr, wird er es abarbeiten.“

„Das kenne ich,“ sprach Herr Bommel geringschätzig.

„Wir sind immer ehrlich geweseu,“ sagte Franz mit Festigkeit. „Ich, Meinherr, werde mein Bestes thun, um Euch das Geld wieder zu bezahlen.“

„Ihr?“ fragte der Hartherzige lachend. „Euer Vater hat mir gesagt, daß Ihr Hausmaler seid, folglich habt Ihr das halbe Jahr über keine Arbeit — wo solltet Ihr das Geld hernehmen? Und dann — warum geht der Vater denn nicht in's Hospital? Er ist nicht besser als Andere.“

„Aber, Meinherr, er hat davor solche Angst! Der Gedanke allein macht ihm schon Krämpfe. Ach, Meinherr, er hat bei Euch doch so lange gut gearbeitet, und wenn er wieder gesund ist, wird er so fleißig sein — helft uns doch — wir haben nichts mehr.“

„Arbeitern borgen thu' ich nicht — sagt Euerm Vater, daß ich ihm rathe, in's Hospital zu gehen.“

So sehr es Franz auch peinigte, gleichsam betteln zu müssen, wiederholte er doch seine Bitten, aber Herr Bommel, der wohl sah, daß er den lästigen Bittsteller nicht anders los

werden konnte, rief seinen Bedienten und sagte: „Laurens, laßt den Jungen 'mal hinaus."

Zitternd vor Zorn und Aerger ging Franz mit getäuschter Hoffnung nach Hause. Er wagte dem Vater die harten Worte nicht ganz zu hinterbringen, und suchte ihn zu überreden, daß er sich in's Hospital bringen lassen möchte.

„Lieber sterb' ich hier wie ein Hund," rief Petrus. „Wir sind ja doch nichts weiter als Hunde," fuhr er weinend fort. Zugleich verursachte sein Bein, welches durch das Mittel des Chirurgen gänzlich entzündet worden war, ihm solche Schmerzen, daß er heftig zu schreien anfangen mußte.

Franz konnte nichts als weinen, und sein Unglück der Geliebten klagen, welche ihm zufällig hinter der Plumpe begegnete. Natürlich lief Maria gleich zu ihrer Mutter, um der Alles wiederzuerzählen.

Martha hatte schon mehr als ein Mal dem Kranken einen Topf mit Tisane oder selbst ein Schälchen Chocolade zukommen lassen, welches sie ganz besonders für ihn zubereitet hatte. Denn nicht sobald hatte sie gehört, daß es mit Petrus wirklich schlimm stehe, als sie auch Alles, was er ihr angethan, vergessen hatte und nur darauf bedacht gewesen war, ihm Erleichterung zu verschaffen. Das ist meistens so bei den Arbeitern. Wo Hülfe nöthig ist, vergessen sie, um zu helfen, selbst alten Groll, denn sie wissen nicht, ob sie nicht ihrerseits bald der Hülfe bedürftig sein werden. Martha handelte dieser Gesinnung gemäß. Daß Petrus nicht in's Hospital wollte, begriff sie ganz. Auch sie würde in einem ähnlichen Falle denselben Widerwillen gefühlt haben. Sie überlegte es sich eine Weile, und dann griff sie, entschlossen zu helfen, und

keinen anderen Ausweg sehend, nach der Sparbüchse, welche den mühsam gesammelten Verdienst so mancher sauern Nachtwache enthielt. Noch einmal zählte sie den Inhalt, sicher nicht ohne tiefe Betrübniß, aber das hielt sie nicht ab, hinunterzugehen, Franz zu sagen, daß er einen „Sirurs" holen solle, und ihm das nöthige Geld gab, sowohl um den Chirurg zu bezahlen, wie auch um das Unentbehrlichste für den Kranken anzuschaffen. Der Arzt, welchen Franz nun hatte, fand das Bein in einem sehr schlechten Zustand, er brummte, daß man ihn so spät gerufen, und sah sich genöthigt, den beschädigten Knochen herauszunehmen. Die Operation war natürlich sehr schmerzhaft, und Petrus, der durch das Leiden und die Entbehrungen bereits geschwächt war, erwachte aus seiner Ohnmacht nur, um in ein hitziges Fieber zu verfallen.

Als Martha das hörte, kannte ihr Mitleiden keine Grenzen mehr. Sie hieß Franz wieder an die Arbeit gehen, damit er doch etwas zu den Kosten beitrageu könne, und sie selbst richtete sich bei dem Kranken ein und pflegte ihn, nicht als ob er ihr Feind, sondern als ob er ihr Sohn gewesen wäre. Wenn er in seinen Phantasieen Verwünschungen gegen sie ausstieß, suchte sie ihn durch die sanftesten Worte zu beruhigen. All' ihr Geld gab sie aus, um ihm die kleinen Dinge zu verschaffen, welche für einen Kranken so wohlthuend und besonders für einen Leidenden aus der niedern Klasse ihrer Ungewöhnlichkeit wegen so heilsam sind. Des Nachts noch wachte sie bei ihm, und nur wenn die Ermüdung sie überwältigte, gestattete sie einigen Nachbarn sie abzulösen. Wohl thaten auch diese Alles, was sie konnten, wohl kamen auch die Kameraden bei Petrus wachen, während die, welche daran

irgendwie verhindert waren, ihn bei Tage besuchten und dann mitbrachten, was sie nur entbehren konnten, wohl nahm selbst der Arzt nichts für seine Besuche, aber das größte Verdienst kam doch immer Martha zu. Da sie so viel mit dem Kranken zu thun hatte, und deshalb nur wenig nähen konnte, kam sie endlich selbst in Verlegenheit und mußte sogar einige Kleidungsstücke versetzen. Aber sie tröstete sich; es war ihr eine Genugthuung, sich aufzuopfern, und sie durfte glauben, daß es nicht fruchtlos sein würde. So viele Bemühungen, die Geschicklichkeit des Arztes, und vorzüglich die starke Natur Petrus', Alles kam zusammen. Bald war die völlige Herstellung zu hoffen.

Als das Fieber ihn verlassen hatte, konnte Petrus nicht anders, als Martha erkennen, aber selbst als er schon vollständig in der Besserung war, hatte er noch nie ein Gespräch mit ihr angefangen, sondern sich damit begnügt, ihre Frage: „wie geht es, Peer?" kurz zu beantworten. Dies that der Wittwe leid; entweder Petrus schämte sich, oder der Haß stritt in ihm noch wider die Erkenntlichkeit. Endlich brach das Eis dennoch.

Es war an einem Abende, Franz und Maria saßen ihrer Gewohnheit nach, am Tische schwatzen; Martha nähte am Bette. Aus einem erquickenden Schlaf erwacht, sah der Kranke sie eine Zeit lang an, dann sagte er: „nun, Martha, das hätt' ich doch nicht von Euch gedacht, daß Ihr so gut wärt. Es war doch recht häßlich von mir, daß ich Euch so geärgert habe."

„Das ist lange vergessen," antwortete die Wittwe.

„Bei Euch, aber bei mir nicht. Jesus Maria, was hätt' ich wohl anfangen sollen, wenn Ihr nicht gewesen wärt."

„O da hättet Ihr andere Leute gefunden, die Euch geholfen hätten, Peer.“

„Ich glaub's nicht so recht. Der Herr Bommel, den ich habe helfen reich machen, der hat mir doch nicht geholfen: ich hätte in's Hospital gemußt. Seht, es thut mir sehr leid, daß ich Euch so häßlich getraktiert habe,“ setzte er wehmüthig hinzu, „aber Euer Mann war doch ein Unflat, daß er sich von mir abwendete, weil ich schlecht gekleidet ging. Das hat mich verführt, und weil es ihm durch Euch so gut ging, da war ich Euch gram, und wollt' auch, daß mein Junge es sein sollte. Aber jetzt ist's vorbei damit, Martha, glaubt mir, jetzt ist's vorbei damit. Und Alles wiedergeben werd' ich Euch natürlich, aber ich möcht's Euch auch zeigen können, daß ich's jetzt gut mit Euch meine, und ich weiß nicht wie. Wisst Ihr, ich möchte, daß Ihr auch krank würdet, und daß ich Euch pflegen könnte — da solltet Ihr sehen, daß wirklich alles vorbei ist.“

„Pfui,“ sagte nun Franz, „was für ein garstiger Wunsch, Vater. Ihr könnt Martha Euern guten Willen besser beweisen; Ihr wißt,“ fuhr er blöde fort, „daß ich mit Mie schon lange so was im Einverständniß bin, und ich glaube nicht, daß Martha denkt, ihr Kind werde schlecht mit mir fahren, und so — so laßt's zu, daß wir uns heirathen.“

„Ich hab' schon so was von der Geschichte gemerkt, und hatte wohl so allerlei dagegen,“ sprach der Vater, „aber jetzt ist mir's ein Plaisir, Junge, daß Ihr so nach guter alter Art freit, ehrlich und geradezu. Wenn ich erst wieder gesund bin, und unsere Schuld an Martha bezahlt ist, und wir auch noch was zurückgelegt haben für Euern neuen Hausstand, so hab'

ich Nichts dawider, daß Ihr Euch heirathet. Was sagt Ihr dazu, Martha? Schlagt Ihr ein?" frug er und hielt ihr seine abgezehrte Hand hin. „Dann werden wir sicherlich gute Freunde sein; es wird fast sein, als wären wir auch verheirathet, weil wir doch dieselben Kinder haben werden." —

„Nun, wenn es so sein muß," sagte Martha und gab ihm auch die Hand, „so hab' ich Nichts dagegen."

Man kann sich denken, wie froh das junge Paar war, und wie vergnügt man den Abend hinbrachte, erstens wegen der beschlossenen Heirath, zweitens wegen der Besserung des Kranken und endlich wegen des Aufhörens der Feindschaft.

Petrus wurde nun täglich besser und konnte sogar bald ausgehen. Sein erster Gang war natürlich nach seinem Waarenhause. Er wollte den Kameraden für Alles danken, was sie für ihn gethan hatten, und ihnen zugleich zeigen, daß er nun wieder gesund sei.

Herr Bommel war zufällig da, und sobald er den Genesenen gewahrte, fragte er freundlich: „siehe da, Peer! Nun guten Tag — wie geht's mit Euch?"

„Nun so ziemlich, Meinherr," war die Antwort.

„Das freut mich, Junge, und da Ihr nun gänzlich wieder hergestellt seid, so könnt Ihr auch wieder bei mir arbeiten."

Ich wiederhole es: man kann nach dieser einen Probe die Vielseitigkeit von Zetternams Talent nicht beurtheilen, nur seine Weltanschauung, denn die war einseitig, das läßt sich nicht läugnen. Jeder Fabrikherr z. B. hatte in seinen Augen das unverzeihliche Unrecht, Fabrikherr zu sein. Nur in

seinem letzten Roman zeigt er sich etwas menschlicher gegen die armen Reichen, aber sein letzter Roman ist auch sein schwächster. Zetternam war eine leidenschaftliche Kraft, die sich noch nicht bändigen konnte, weder durch die Unparteilichkeit, noch durch den Geschmack. In allen seinen Schöpfungen, „Rowna" ausgenommen, finden sich Stellen, welche gegen die künstlerische Harmonie verstoßen. Wäre Zetternam je ein Künstler geworden? Ich glaub' es kaum. Man hat mir erzählt, wie er bei jedem neuen Buche seinen Freunden mit der naivsten Ueberzeugung versichert habe: so etwas Schönes hätte er noch nie gemacht. Ebenso ist mir seine Persönlichkeit, selbst seine Stimme als unharmonisch geschildert worden, folglich glaube ich nicht, daß er eine schleifbare Natur gewesen ist, aber eine reiche, starke und wie die Vlamingen sagen: eigenartige war er, und die Literatur seines Stammes hat noch keinen Zweiten wie ihn hervorgebracht. Hätte Zetternam in einer Sprache schreiben können, in welcher nicht mehr so viele erste Schwierigkeiten zu überwinden gewesen wären, in welcher seine Originalität einen fertigen freien Raum gefunden hätte, er hätte mehr solche geniale Griffe gethan wie „Rowna," mehr solche fast vollendete Schilderungen geschrieben, wie „Tantchen Mortelmans." Ueber sein Drama: „Margaretha von Constantinopel" las ich großes Lob und scharfen Tadel, jetzt spricht man nicht mehr davon, aber wohl noch von ihm. Sein Name ist fast eben so populair, wie der von Theodor Van Ryswyck, und bald wird auch auf seinem Grabe das Denkmal nicht fehlen. Mir persönlich gewährt es eine gewisse innerliche Befriedigung, daß gerade in einem Hause, wo Zetternam mehr als ein Mal gewohnt hat, in dem „Großen

Storch" im alten Mecheln, dieses erste umfassende Buch über seine geliebte vlämische Literatur geschrieben worden ist.

Rowna. Antwerpen 1845.
De Zwanen. Novelle. Taelverbond 1846.
Voor twee centen minder. Taelverbond 1846. Antwerpen 1847.
Schets uit het werkmansleven. Nederduitsch letterkundig jaerboekje. Gent 1847.
Bernhard de Laet. Antwerpen 1847.
Hoe Pietje Triste Fortuin deed. Taelverbond 1847.
Margaretha van Constantinopel, drama. Antwerpen 1847.
De Tooverdoos. Taelverbond 1848.
Redevoering, uitgesproken by het nationael vlaemsch feest der maetschappy „Voor Tael en Kunst" te Antwerpen, ter gelegenheid der hulde opgedragen aen Hendrick Conscience. Taelverbond 1851.
Pryskampbeoordeeling. Taelverbond 1851.
Boekoverzicht. De arme Edelman door H. Conscience. Taelverbond 1851.
Burgerrecht. Antwerpen 1851.
Redevoering over den Nederlandschen Boekhandel, uitgesproken op het derde Nederlandsch letterkundig Kongres, gehouden te Brussel, den 30., 31. aug. en 1. sept. 1851.
Boekaenbeveling. Londres au point de vue belge, par L. Jottrand. Taelverbond 1852 und lobend abgedruckt im Tydspiegel.
Eenige goede schilderyen uit de tentoonstelling van Antwerpen. Taelverbond 1852.
Arnold de droomer. Antwerpen 1852.
Modezucht, drama. Nederlandsche Reisbibliotheek. Gent 1853.
Een middeltje om ryk te worden, volksverhael. Gent 1853.
De kimrische diluvie. Antwerpen 1853.
De wonderbare avonturen eener oude schildery. Taelverbond 1853. Antwerpen 1854.
Handboek voor huis-en meubelschilders, vergulders enz. Gent 1853. Uitgegeven door het Willems'-fond.
Philipps de goede te Antwerpen, roman. Beloond 1850.
Onuit 1850 met 300 franken door de Koninglyke maetschappy der schoone Kunsten. Onuit gegeven.
Simon Kockermoes, historisch tafereel, (1382), bekroond met het gouden eermetael in den letterkundigen Pryskamp der stad Deinze. Antwerpen 1850.
Tantje Mortelmans, losse karakterschetsen. Letterkundig jaerboekje. Gent 1850. Antwerpen 1851.

Eene zonderlinge bedelares, novelle. Letterkundig jaerboekje, Gent 1851. Antwerpen 1851.

Mynheer Luchtervelde. Waerheden uit onzen tyd, bekroond met het gouden eermetael in den wedstryd voor den Zedenroman, uitgeschreven door de maetschappy van vlaemsche letteroefening: „de Tael is gansch het Volk" te Gent. Antwerpen 1848.

Eenige bedenkingen over de toekomst van schilders en schilderkunst by het doorwandelen der tentoonstelling te Brussel, door J(osef) D(iricksens). Vlaemsche tooneelkronyk, door L. Ysendyck. Taelverbond 1848.

Eene liefde, novelle. Letterkundig jaerboekje. Gent 1848.

Jets over de vlaemsche beschaving. Antwerpen 1848.

Een kopje te veel, novelle. Letterkundig jaerboekje. Gent 1847.

Het bestuer en de natie. Antwerpen 1850.

Tooneelen uit het leven eens kunstenaers, novelle. Letterkundig jaerboekje. Gent 1854.

Verhandeling over de Nederlandsche schilderschool, bekroond door de St. Lukasgilde. Album der St. Lukasgilde 1855.

Over het gebruik der Moedertael, bekroond door het Nederduitsch Taelverbond 1854. Onuitgegeven.

De vrouw van Egmont, drama, bekroond in den Pryskamp der Maetschappy „Voor Tael en Kunst" 1854. Onuitgegeven.

Bedenkingen op de nederlandsche schilderschool. Gent 1855. Uitgegeven door het Willems'-fond.

Hoe men schilder is, verhael. Gent 1855.

Artikels in de Vlaemsche School, Broedermin, Gazette von St.-Nikolaes, Gentsche Telegraph, Eendragt, Gazette van Gent etc.

Anhang.

Avontroodt (Guillaume Julien), gebürtig aus Lier, zählte 1858 einundachtzig Jahr. Auf dem Titel einer Abhandlung über Sitten und Gebräuche der jetzigen Provinz Antwerpen, welche für mich niederzuschreiben er die Güte hatte, nennt er sich: einen beobachtenden Greis, geboren unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, erzogen unter der des Kaisers Joseph II. Aus einer zweiten, die „historisch-biographisch" betitelt und ebenfalls für mich geschrieben worden ist, ersehe ich, daß der Herbst des Jahres 1785 der Zeitpunkt war, wo Avontroodts geistige Entwicklung begann. Veranlassung dazu wurde ein Buch, welches der Knabe auf der großen Straße aus der Kempen nach Lier aus einem herrschaftlichen schwerbepackten Wagen fallen sah, der vermuthlich eine vornehme Familie von ihrem Sommerschloß in der Kempen nach Antwerpen oder Mecheln zurückführte. Der Kleine hob das Buch auf, trug es nach Hause und machte sich eifrigst daran es zu studiren. Aber es war ein geographisches, und obwohl er bereits gut lesen konnte, so blieb es ihm doch unverständlich, und die Karten, die es enthielt, wo möglich noch mehr. In dieser Noth wandte er sich an den Herrn Schulmeister, der jedoch war vermuthlich nicht klüger als sein Schüler, begnügte sich, dem Kleinen den Katechismus von Mecheln als das einzige Buch zu empfehlen, welches der Jugend nützlich sei, und das vom Wagen gefallene Buch wäre vielleicht dem eigentlichen Sinn nach noch lange ein verschlossenes für ihn geblieben, hätte nicht der Canonikus Boyens, als er eines Tages die Familie Avontroodt besuchte,

den Knaben gefragt: was er so eifrig lese. Das führte zu weitern Fragen von Seiten des Canonikus, zu gescheidten Antworten von Seiten des Kindes und endigte mit einem freundlichen Anerbieten des geistlichen Herrn, den Kleinen in der Geographie und auch in andern Dingen zu unterrichten. Diesem seinem würdigen Mentor dankt Avontroodt die Anleitung zur höhern Selbstbildung, der einzigen, die damals, wo sowohl die Universität zu Löwen, wie auch die Collegien geschlossen waren, in Belgien erworben werden konnte. Da folglich jede wissenschaftliche Laufbahn im Vaterland abgeschnitten war, mußte Avontroodt sich mit der Stelle eines geschwornen Uebersetzers begnügen. Zugleich ernannte der Magistrat von Lier ihn zum Chef bei dem Büreau, wo die Geburten, Ehen und Sterbefälle eingetragen und die Erlasse der Regierung in's Vlämische übersetzt wurden, indem von den 13000 Einwohnern Liers vielleicht nur hundert Französisch verstanden. Doch sollte Avontroodt selbst diesen Posten nicht lange behalten. Die Conscription verlangte alle Belgier, welche zwischen dem 21. September 1776 und dem 22. September 1778 geboren und nicht rechtmäßig verheirathet waren. Avontroodt machte aus der Noth eine Tugend, meldete sich freiwillig, wurde als Nummer 1 aus dem Departement der beiden Nethen eingeschrieben, vom Commandanten desselben, dem General Durutte, zum Führer des ersten Contingents ernannt und mit einem Empfehlungsbrief an den Commandanten von Metz nach dieser Festung geschickt, wo die Rekruten aus den Departements der beiden Nethen, der Dyle (Brüssel) und der Schelde (Gent) in zwei neue Halbbrigaden, die 87. und 95. der Linieninfanterie und in das 20. Regiment der Jäger zu Pferd eingereiht wurden. Avontroodt jedoch wurde, nachdem er abermals bei seinen Landsleuten den Dolmetscher gemacht hatte, bald von der 87. Halbbrigade zum Generalstab der Rheinarmee commandirt. So sah er den Rhein von Coblenz bis Basel und als Schreiber beim General Loison die Schweiz. Dann kam er mit der Division

des Generals Lecourbe nach Savoyen und Piemont und nahm dort Theil an den Campagnen von 1799 und 1800, so wie an dem Rückzug hinter den Var. Die Jahre 1801 und 1802 brachte er im Süden von Frankreich und in Burgund zu, dann erhielt er durch Empfehlungen seinen Abschied und kehrte nach Lier zurück, wo er seinen frühern Posten wieder einnahm. 1814 war er einer von den fünf Mitgliedern der Commission, welche mit der Herbeischaffung von Lebensmitteln für die Befreiungsarmee beauftragt worden war.

Nach der Vereinigung der Niederlande wurde Avontroodt zuerst Mitglied des Verwaltungsrathes der neuerrichteten Normalschule zu Lier und correspondirendes Mitglied der provisorischen Jury zur Verbesserung des Unterrichtes für die Provinz Antwerpen, darauf einer der acht Schulinspektoren, welche in den Provinzen Antwerpen und Limburg ernannt wurden, und endlich Aufseher der Schule in dem Correctionshause, wozu die frühere Skt. Bernhardsabtei am Zusammenfluß des Rüpels und der Schelde verwendet worden war.

1830 am 31. Dezember nebst fünf seiner Collegen ehrenvoll abgesetzt, hat Avontroodt, noch immer geistig frisch und von ächt germanischer Gesinnung, seine Muße zu historischen Studien verwandt, für welche ihm vor einigen Jahren aus Dänemark erfreuliche Zeichen der Anerkennung zu Theil wurden. Sein früherer Souverain sandte ihm den Orden des Niederländischen Löwen.

De furie, of Lier op den 14. october 1595, door den vyand verrast en de burgers van Antwerpen en Mechelen hernomen. Het verhael dier gebeurteniss is de burgery dier steden opgedragen door den rustenden sekretaris van Lier. Lier 1840.

Jerland, beknoptelyk afgeschetst. Lier 1844.

Zea-Maïs. Lier 1848.

De kollegiale kerk te Lier. Lier 1851.

Behaegel (Pierre), geboren im September 1783 zu Thielt in Westvlandern, wo sein Vater Buchdrucker war. Früh schon zeichnete er sich durch Fleiß, Urtheil und Auffassung aus. Er wünschte Anfangs dem Beispiel eines seiner Brüder nach sich dem geistlichen Stande und selbst dem Klosterleben zu widmen, bald jedoch erkannte er, daß nicht dies seine wahre Bestimmung sei und verheirathete sich mit Marie De Deckere, ebenfalls aus Thielt, eine Ehe, aus welcher dreizehn Kinder geboren wurden.

Behaegel lebte nun einige Jahre als Privatlehrer in dem westvlandrischen Städtchen Vive-St. Bavon, dann gründete er zu Thourout eine Erziehungsanstalt, deren Vortrefflichkeit bald nicht nur im ganzen Lande, sondern sogar außerhalb desselben anerkannt wurde. Mehrere Männer, die jetzt hohe Aemter bekleiden, haben ihren ersten Unterricht in dieser Anstalt genossen, welcher Behaegel dreiunddreißig Jahr lang vorstand.

Trotz seiner angestrengten Thätigkeit als Lehrer, fand er noch reichliche Zeit für die Wissenschaft. Seine „Niederdeutsche Sprachkunst", mehr ein philosophisches, als ein rein grammatikalisches Werk, hat nicht weniger als drei starke Theile. Der König Wilhelm der Niederlande, welcher Behaegel außerordentlich schätzte, ernannte zur Beurtheilung dieses Buches eine eigene Commission, deren Arbeiten, leider, durch die Umwälzung von 1830 unterbrochen wurden. Im Jahre 1807 war Behaegel zum Direktor der Normalschule für Lehrer in der südlichen Provinz ernannt worden, hatte aber aus verschiedenen Gründen diese Ernennung abgelehnt. 1836 berief ihn die Regierung zur Direction und Redaction eines „Journals für Lehrer," welches als eine wirkliche pädagogische Encyclopädie gelten kann. Behaegel blieb in dieser Stellung bis 1852; seitdem lebte er bis zu seinem Tode, welcher den 11. December 1857 erfolgte, in stiller Zurückgezogenheit zu Brügge. Die Kritik nannte Behaegel mehr als ein Mal den besten der vlämischen Grammatiker. In seinem Nachlaß befinden sich

mehrere französische Arbeiten, so wie eine deutsche Grammatik. In der Angabe seiner Werke hat sein Schwiegersohn, Herr Lippens-Behaegel, Professor an dem Königlichen Athenäum zu Mons, dessen Güte ich diese biographische Notiz verdanke, die Behaegel eigenthümliche Rechtschreibung beibehalten.

Grondbeginsels der Latynsche tael. Gent.
Nederduytsche Spraekkunst. Brugge.
Fransche Spraekkunst. 3den druck, 1e boekdeel. Brugge 1832.
Fransche Spraekkunst. 3den druck 2e boekdeel. Brugge 1835.
Korte Verhandeling over de Delen der Rede, getrokken uyt zyne Fransche Spraekkunst ten gebruyke zyner scholieren.
Teodor, of den deugdzamen scholier. 3den Druck. Brugge 1835.
Tydwyzer voor het schrikkeljaer 1812, waerby gevoegd zyn de honderd figueren der geheugenis-kunst.
Tydwyzer voor het jaer 1813, waerby gevoegd is de vervolg der geheugenis-kunst.
Antwoorden van den Mechelnschen katechismus. Brugge.
Kleyne fransche Spraekkunst. Brugge 1836.
Verhandeling over de vlaemsche Spelkunst. Brugge 1838.
Tydschrift voor Onderwyzers, uitgave onder het toezigt van het Staetsbestuer. Brugge 1842, 1843, 1844, 1846, 1849, 1850, 1851.
Drie Boekdeelen van beredeneerde Leerwyze.
Drie id. van Bydragen.
Drie id. van Officieel gedeelte.

Bellens (P. J.), starb Ende September 1858 in hohem Alter zu Lier, seinem Geburtsort, wo er besonders als Gelegenheitsdichter beliebt und bekannt war.

Giafar en Zaïda, of de Bouwvallen van Babyloniën, geschiedkundig tooneelspel in verzen. Lier 1840.
Broeder- en Zusterliefde. Tooneelspel in vyf bedryven, en: De ware Vlyt bekroond, tooneelspel in een bedryf. Lier 1841.

Gedichten voor de jeugd. Lier 1842.
Dicht- en prozastukken. Lier.

Billiet (Lodewyk), aus St. Nikolaes. Empfing am 10. April 1858 für sein Gedicht „Ein ausgezeichneter Vlaming" den ersten Preis, bestehend aus 200 Franken, einer goldenen Medaille und 40 Abzügen seiner Dichtung, in dem Wettstreit, welchen die Gesellschaft „Die Freundschaft" zu Rousselaere 1857 ausgeschrieben hatte. Am 12. April wurde ihm in seiner Vaterstadt eine festliche Einholung zu Theil. Es war zum zehnten Male, daß er bekrönt zurückkehrte. Früher hatte er vom Herzog von Brabant bereits zwei schmeichelhafte Briefe sowie eine kostbare Brillantnadel erhalten.

Bogaerts (Felix Guillaume Marie), geboren den 2. Juli 1805 von Antwerpner Eltern, Petrus Jakob Johan und Therese Marie Van Eeckhoudt. Er war eigentlich französischer Schriftsteller und in der vlämischen Literatur gewissermaßen nur zum Besuch. Ritter des Ordens der Eichenkrone, Sekretair der Archäologischen Akademie von Belgien, verheirathete er sich den 23. August 1849 zu Antwerpen mit Marie Catherine Le Mair, welche ihm, der am 16. März 1851 zu Antwerpen starb, am 24. April 1855 nachfolgte.

De goede oude tyd in België. Antwerpen 1844.
Historische litanien der Heiligen van België. Antwerpen 1848.
Geschiedenis van Op. Signorken. Almanak van San Vincentius a Paula, Antwerpen.

Bormans (Johannes Henricus), geboren zu St. Truijen den 27. November 1801, von 1818 bis 1821 Professor am kleinen Seminar zu Lüttich, von 1821 bis 1825 Professor am Königlichen Collegium ebendaselbst, von 1825 bis 1834 Professor der Rhetorik und Principal des Collegiums zu St. Truijen, von 1834 bis 1835 Director und Professor am Collegium von Hasselt, von 1835 bis 1837 außerordentlicher Professor an der Universität von Gent, seit 1837 ordentlicher Professor an der Universität von Lüttich, Mitglied der Königlichen Akademie und Ritter des Leopoldordens.

Verslag over de verhandelingen, ingekomen by het staetsbestuer van België, ten gevolge der taelkundige prysvraeg voorgesteld by koninglyk besluit van den 6. september 1836, uitgegeven op last der commissie benoemd om dezelve verhandelingen te beoordeelen. Gent 1841.

Brief aen den uitgever van het Belgisch Museum, over de Elnonensia en de oudnederlandsche versmaet. Gent 1846.

Leven van Sinte Christina de Wonderbare, in ouddietsche Rymen, naer een perkamenten handschrift uit de XIVe eeuw, met inleiding, aenteekeningen en andere aenhangsels en fac-simile. Gent 1850.

Der naturen Bloeme, van Jacob van Maerlant, met inleiding, varianten, aenteekeningen en glossarium, op gezag van het Gouvernement voor de eerste mael uitgegeven, 1e deel. Brussel 1852.

Het leven van Sinte Lutgardis. Een dietsch gedicht, ten laetste van de tweede helft der XIV. eeuw, naer het oorspronkelyke H. S. van Broeder Gevaert. De dietsche Warande. Amsterdam 1858.

Sinte Servatius, legende, van Heynrich van Veldeken, naer een handschrift uit het midden der XV. eeuw, voor de eerste mael uitgegeven. Maestricht 1858.

Artikels in „de Middelaer" en het „Belgisch Museum."

Broeckart (Karl), geboren zu Gent 1767, gestorben den 11. August 1826 zu Aelst, wo er Schreiber am Friedensgericht war. Einer der Vorarbeiter der neueren vlämischen

Literatur und ein ächter Belgier, der in seinem Tageblatte „Tagesneuigkeiten von Vater Roeland," welches 1792—1793 in Gent erschien, die damalige französische Regierung unter dem Schein des Lobes scharf zu hecheln wagte. Offener drückte er seine vaterländischen Gefühle in der Ansprache aus, welche er als Geheimschreiber der literarischen Gesellschaft zu Aelst an die Dichter richtete, die 1810 in dem durch diese Gesellschaft ausgeschriebenen Preiskampf „das Lob der Belgier" besungen hatten. Als 1816 „der heilige Rochus" von Rubens nach Aelst zurückgebracht wurde, schrieb Broeckart ein Gedicht, welches mit diesen Worten schließt:

O heil'ger Rochus, dem wir geben Ehr' und Dank,
Bewahr' uns vor der Pest und vor dem schnöden Frank.

Sein populairstes Werk ist der kleine Roman „Jellen und Mietje," die Liebesgeschichte zweier Genter Kinder, geschrieben im Genter Dialekt, voll von Volkssaft und Volkskraft. Das Büchelchen erschien zuerst in dem „doppelten Schäfers-Almanach für das Jahr unseres Herren 1816," wurde 1823 neu aufgelegt, erschien 1837 in dem „Almanach für dieses Jahr," der in wenig Tagen vergriffen war, und wurde mir in der fünften Ausgabe mitgetheilt. Dieser ist eine Uebersetzung in das Burgundische beigefügt, dem Dialekt, welcher nach Willems und Courtmans von ungefähr dreitausend Seelen in der Gemeinde Zele zwischen Dendermonde und Lokeren gesprochen wird. In dem ursprünglichen Dialekt soll „Jelle und Mietje" keinem Genter unbekannt sein. Er sicherte dem Verfasser auch nach seinem Tode die Popularität, welche er als „Vater Roeland" bei seinem Leben genoß. Damals flüsterte man sich in den Estaminets vertraulich in die Ohren: Kaarle es ne vieze cadé, was sich etwa mit „Karlchen ist ein Pfiffikus" übersetzen läßt, heute betrachtet man noch immer „Jelle und Mietje" als das beste Bild von Genter Volksart.

Dagelyke Nieuws van Vader Roeland. Gent 1792—1793.

Gedicht ter gelegenheid der jubelfeest van den heer C. J. de Ruddere, jubilerende Koning der Catharinisten te Aelst. 1821.
Jelle en Mietje, gentsche vryagie, 5e druck, vermeerderd met eene navolging in het bourgoensch. Gent 1841.
Jelle en Mietje, gevolgd van het avondpartytje. Gent 1841.

Bruylants (Johan), geboren zu Antwerpen 1831 oder 1832. Beabsichtigt eine „Geschichte der Niederlande von Karl V. bis Philipp II." herauszugeben und schrieb hier und dort zerstreute Novellen und gemeinschaftlich mit Konstantyn Simillion den „Bürgermeister Van Stralen", ein geschichtliches Drama in sechs Aufzügen.

Burgemeester Van Stralen, vaderlandsch geschiedkundig drama in zes bedryven. Antwerpen 1858.

Cannaert (Josef Bernard), geboren zu Gent den 15. Februar 1768, gestorben ebendaselbst den 27. November 1848. Im Jahr 1800 wurde er Sekretair der Meierei von Gent, unter der holländischen Regierung war er zuerst Prokureur des Königs bei dem Gericht erster Instanz in Gent, dann Rathsherr beim Obertribunal zu Brüssel, welchen Posten er jedoch nach der Umwälzung aufgab, um sich in die Vaterstadt und in's Privatleben zurückzuziehen.

Als Schriftsteller machte er sich zuerst bemerkbar, indem er 1791 mit Dierix und Doktor Vervier die Schmähschrift: „Die excellente Printcronike van Vlanderen" und in der „Syssepan," die man Karl Broeckaert zuschrieb, die Artikel „Allerkinderentag" und „Genter Festsonnabend" lieferte.

De dobbele Schapers almanak voor't jaer O. H. 1816.
Gentsche almanak voor den jare 1823, kunnende ook dienen voor nieuwjaersgift.

Jets over het oude strafregt in België. Brussel 1829.
Bydragen tot het oude strafregt in België. Brussel 1829.
Bydragen tot de kennis van het oude strafregt in België. 3e vermeerderde uitgave. Gent 1832.
Bydragen tot de kennis van het oude strafregt in Vlaenderen, verrykt met vele tot dus verre onuitgegevene stukken. Gent 1835.

Cappron (G. Jos.), Direktor des Taubstummeninstituts zu Antwerpen, schrieb „die Sprache der Natur oder die ursprüngliche Sprache der Taubstummen," ein Werk, welches er dem berühmten Blinden, Alexander Rodenbach, widmete, der nach seinem Geburtsorte bisweilen der Blinde von Roulers heißt.

De tael der natuer of de oorspronkelyke tael der doofstommen. Antwerpen 1858.

Ceulemans (Pieter Jakob), geboren den 13. September 1775 zu Lier, gestorben ebendaselbst den 24. September 1851. Er war Leinweber von Gewerbe, gab viele Gedichte in das Jahrbüchlein und hinterließ handschriftlich mehrere dramatische Sachen, welche durch die frühere Rederykkammer „die Ungelehrten" und durch die 1852 noch bestehende „das Dürre wird grün" aufgeführt wurden.

Comeyne (Petrus Constantinus), geboren den 22. Juli 1784 zu Veurne, gestorben ebendaselbst den 29. Juli 1850. Mit sieben Jahren verlor er seine Mutter, deren Gedächtniß er seine ersten Verse weihte. Sie waren um so tiefer gefühlt, als eine Stiefmutter ihn gezwungen hatte, die Schule zu verlassen und das Gewerbe seines Vaters, die Zuckerbäckerei, zu lernen.

Trotz seiner wenig günstigen Verhältnisse ließ er sich nicht entmuthigen, und gewann in mehr als einem poetischen Wettkampf den Preis. 1818 war es zu Ypern, 1819 zu Poperinghe und zu Nieuwpoort, 1821 zu Killem und zu Warhem, 1823 zu Hondschorte und zu Ypern, 1824 zu Wormhout, 1827 zum dritten Male zu Nieuwpoort, 1841 zu Rumbeke und Oostende. Endlich empfing er auf seinem Sterbebette noch die offizielle Ankündigung, daß ihm in Watou der zweite Preis zuerkannt worden sei. 1831 gab er eine Sammlung französischer und vlämischer Gedichte heraus; drei Bände „dichterische Erlustigungen" blieben handschriftlich in den Händen seiner Familie.

Coninckx (Simon Michiel), geboren zu St. Truyen den 6. August 1750, gestorben ebendaselbst den 14. April 1839. Er studirte, nachdem er in seiner Vaterstadt seine Humaniora vollendet, bis zum Jahre 1769 in Löwen die Philosophie und dann von 1772—75 in Rom auf dem hochdeutschen Collegium die Gottesgelehrtheit. Kanonikus am früheren Kapitel von U. L. F. Kirche zu St. Truyen, Protonotar vom Römischen Stuhl und Mitglied der Provinzialstaaten von Limburg, gab er zuerst „Oden aus Davids Psalmen," dann „Fabeln nach Lafontaine," endlich Epigramme und kleine vermischte Gedichte heraus. Zwei seiner Vierzeilen in diesem Bändchen sind gegen das zweibändige Werk „Honneurs poétiques à Leurs Majestés sur la naissance du Roi de Rome" gerichtet, zu welchem er selbst einen lierzang beigetragen hatte. Auch hatte er eine Leidenschaft, Grabschriften zu verfassen und verfehlte nicht, seine eigene zu hinterlassen.

Oden uit Davids Psalmen. Leuven 1781.
Fabelen naer Lafontaine. 1806—1808.
Punt- en Mengeldichten. St. Truyen 1837.

Courtmans (Jan-Baptist), geboren am 21. April 1811 zu Berlaere in Ostvlandern. Sein Vater war Schneider und wollte seinen Sohn mit zwölf Jahren in sein Handwerk einweihen, aber der Knabe wollte lernen; und um das zu können, fing er an zu lehren und wurde Assistent in der Schule. Der kleine Lehrer war noch nicht vierzehn Jahr alt, als er bereits von Herrn de Burbure bemerkt wurde, welcher damals Schulinspektor des Distrikts Dendermonde war. Er sandte den Knaben nach Baesrode in die Schule des Herrn Verhoef. Als Courtmans genug ausgebildet war, kam er durch die Verwendung seines Beschützers als Lehrer nach Overmeire. 1833 wurde er vlämischer Lehrer bei der städtischen Kreischule in Gent. 1840 machte er das Examen zum französischen Lehrer. 1843 kam er als Professor der niederdeutschen Sprache und Literatur an die Normalschule zu Lier, wo er den 2. Juni 1856 starb. Courtmans hat große Verdienste um das Schulwesen gehabt und nicht weniger als vierundfünfzig Lehrbücher geschrieben. In Gent gründete er mit seinen Freunden die Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk."

Kleine diergaerde voor kinderen (viervoetige dieren). Brüssel 1837.
Robert de Vries, historisch tafereel uit de XIe eeuw. Gent 1839.
Kleine diergaerde voor kinderen (vogelen). Uitgegeven door de Nationale Maetschappy ter verspreiding van goede boeken. Brussel 1840.
Willequet en Courtmans. Oefeningen in het lezen, getrokken uit de beste schryvers. Gent 1841.
Willequet en Courtmans. Huishoudkunde en Nyverheid. Gent 1841.
Nederduitsche spraekkunst naer C. J. Beyer en N. Anslyn, N. Z. ingerigt ten gebruike der vlaemsche scholen, met de toegepaste oefeningen. Gent 1842.
Fenelon. Verhandeling over de opvoeding der dochter, naer het fransch genolyd door J. B. Courtmans. Gent 1843.
Beschryving van het koningryk België, naer J. J. F. Wap, ten gebruike der hoogste klassen in de lagere scholen. Gent 1843.
Het boek der moeders, of handleiding om de kinderen het opmerken en spreken te leeren. Gent 1844.
Praktische spraekkunst ten gebruike der onderwyzers en leerlingen. Mechelen 1847.

Kleine natuerlyke historie voor kinderen. Mechelen 1848.
Rekenkundige oefeningen ten gebruike der vlaemsche scholen. Gent.
Toepassing van Pestalozzi's tafel van eenheeden. Mechelen.
Aenleiding tot de nederduitsche spraekkunst, voor eerstbeginnenden, ingerigt ten gebruike der vlaemsche scholen. Gent. C. J. Beijers beknopte handleiding tot den nederduitschen styl, of aenwyzing tot vervaerdiging van schriftelyke opstellingen, met toegepaste oefeningen.
Handleiding voor het onderwyt van munten, maten en gewigten. Gent.
Leerwyze om door middel der bybelsche aerdrykskunde aen de meergevorderden in de lagere scholen de beoefening der gewyde en ongewyde geschiedenis gemakkelyk en aengenaem te maken. Brussel.

Cracco (D.)*), geboren zu Rousselaere im Jahr 1791. Ungefähr zwanzig Jahr alt, wurde er mit mehreren andern Studenten, die sich gleich ihm gegen die französische Herrschaft setzten, nach Wesel gesandt. Zurückgekehrt, war er dreißig Jahr lang Professor der Poesie und zwar zu Aelst, zu Rousselaere und zu Kortryk. In dieser Stadt blieb er wohnen, nachdem er seine Entlassung eingereicht, um sich ausschließlich mit der Uebersetzung des Homer zu beschäftigen, die er bereits begonnen, als er noch zu Aelst lehrte. Proben davon erschienen im „Niederdeutschen Jahrbüchlein," im „Sprachverband," in der „Astrea" zu Utrecht. Er selbst las auf dem ersten niederländischen Congreß zu Gent ein Fragment vor. Vollendet dürfte sie, leider, nicht werden, indem der greise geistliche Dichter sich im Irrenhause zu Gent befindet. Schon einmal war er dort gewesen, dann aber als geheilt entlassen worden. Aus jener ersten Zeit schrieben sich mehrere seiner Gedichte her, auch jetzt soll die Dichtkunst ihn nicht ganz verlassen haben. Er übersetzte ebenso treu wie aus dem Griechischen, aus dem Englischen, aus dem Französischen und dem Italiänischen.

---

*) Starb den 5. März 1860 zu Gent.

Het lied der vryheid, 24 november 1830. Rousselaere.
Joseph herkend van zyne broeders, naer het italiaensch. Rousselaere 1832.
Danklied van de arme begunstigde meisjes der school van barmhertigheit in het klooster van den H. Vincentius a Paulo te Kortryk by de uitryking van de pryzen den 23 november 1848. Kortryk.

David (Johannes Baptista), geboren zu Lier den 25. Januar 1801, von 1822 bis 1825 und von 1830 bis 1831 Professor am kleinen Seminar zu Mecheln, von 1831 bis 1836 Direktor des Collegiums und 1833 Ehren-Domherr an der Metropolitankirche dieser Stadt, seit 1834 Professor an der katholischen Hochschule zu Löwen, seit 1846 Mitglied der Königlichen Akademie zu Brüssel, Ritter des Leopoldordens und des Ordens vom „Niederländischen Löwen," beständiger Präsident der Gesellschaft „Mit Zeit und Fleiß" zu Löwen, 1850 Vorsitzer des Niederländischen literarischen Congresses, in Folge der „Anmerkungen" zu Bilderdycks „Krankheit der Gelehrten" zum Mitglied des Königlich-Niederländischen Instituts ernannt, tüchtiger Geschichtsschreiber und Literatur-Historiker. Seinen „Mittler" nennt Rolet de Brauwere, dem ich diese Notiz verdanke, „die beste kritische Monatsschrift, welche in Belgien erschien." Ebenso hebt Rolet de Brauwere die Uebersetzung von der „Nachfolge Christi" hervor. Eigener Kenntniß nach kann ich die Anmerkungen zu Bilderdyck als höchst geistreich und den Verfasser als sehr liebenswürdig bezeichnen.

Eenige regelen over de vlaemsche tael. Mechelen 1823.
Nederduitsche spraekkunst. 1e deel: Spelling en Vormleer. Mechelen 1833. 2e deel: Woordvoeging en prosodie. Mechelen 1835.
Nederduitsche spraekkunst voor middelbare scholen en Collegiën. Leuwen 1835.
Eerste beginselen der nederduitsche spraekkunst. Mechelen 1835.
Nederduitsche spraekkunst. Mechelen 1839.
Latynsche spraekkunst, naer de Grammaire latine van E. Lefranc. Mechelen.

De Middelaer, of Bydragen ter bevoordering van tael, onderwyt en letterkunde. Leuven 1840—1843.
Redevoering uitgesproken by de opening van het Taelcongres in de promotiezael van de gentsche hoogeschool, den 23 october 1841. Gent 1841.
De geestenwareld en het waerachtig Goed. Gedicht van Mr. W. Bilderdyck. Uitgegeven met inleiding, analyse en aenteekeningen. Leuven 1843.
De school- en letterbode, of bydragen ter bevoordering van onderwys, letterkunde en geschiedenis. St. Truijen 1844.
Geschiedenis van St. Albertus van Leuven, bisschop van Luik. Leuven 1844. Antwerpen 1845.
Van Wienen naer Linz, Ischl en Salzburg. Antwerpen 1846.
De ziekte der Geleerden, in zes zangen. Gedicht van Mr. W. Bilderdyck. Uitgegeven met inleiding en aenteekeningen. Leuven 1848.
Geschiedenis van de stad en heerlykheid van Mechelen. Leuven 1854.
Vaderlandsche historie. Leuven 1842—1858.
Viér boeken van de navolging Christi, uit het latyn in't neêrduitsch gesteld. Mechelen 1843. Antwerpen 1858.
Rymbybel van Jakob van Maerlant. Met voorrede, varianten van Manuscripten, aenteekenningen en glossarium, uitgegeven op last van het gouvernement. Brussel 1858.

De Bast (Amand Fidelis), Beamter bei der Provinzialregierung, wirkliches Mitglied der Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk," starb, 66 Jahr alt, in seiner Vaterstadt Gent den 9. Juni 1848.

Historische beschryving van het paleis der hoogeschool te Gent.
Belegering der stad Gent 1844. Belgisch Museum, 9de deel, 1845.
Minnewraek, romantisch verhael uit de Gentsche geschiedenis. Vaderlander 1848.

De Burbure (Leo, Ritter), gebürtig aus Dendermonde, seit dem Tode seiner Mutter in Antwerpen wohnhaft, verheirathet mit einer Deutschen, die ein schönes Talent zur

Miniatürmalerei besitzt. De Burbure selbst ist bekannt als Componist und Musikkenner, zugleich beschäftigte er sich gründlich mit dem Studium der Kunstgeschichte. 1842 zum Fabrikmeister*) U. L. Frauenkirche in seiner Vaterstadt ernannt, brachte er die Archive dieses Tempels in Ordnung und erbot sich dann 1846 für die Archive der Antwerpner Hauptkirche dasselbe zu thun. Elf Jahre widmete er dieser mühevollen Arbeit, für deren Gelingen die Kirchenverwaltung ihm durch ein schönes Schreibzeug dankte, welches durch den Architekten Franz Durlet entworfen und von Lambert Van Ryswyck in Silber verfertigt wurde. Jetzt arbeitet de Burbure an einem Werk über die vaterländische Musikschule, welches mehrere Bände stark werden soll. Daß er an der Umarbeitung des Cataloges vom Museum zugleich mit Van Lerius und Génard thätig war, habe ich bereits in der Biographie dieses letztern angeführt.

Toestand der beeldenden Kunsten te Antwerpen voor 1454. Antwerpen 1854.

De Clercq (J. L.), gebürtig aus Gent, wo er früher den „Vaderlander" redigirte.

De Kapel van den heyligen Naem, gevolgd door het geschiedkundig verhael der Communiebank in de Predikheerenkerk te Gent. Gent 1840.

Boudewyn en Avezoete, of vryheidliefde en godsdienst; geschiedkundig verhael uit de XIIIe eeuw. Gent 1840.

Degerickx (L.), gebürtig aus Gent, wo er Direktor der städtischen Werkhäuser ist.

---

*) Fabrikrath, Kirchenfabrik, eigene Behörde zur Erhaltung der Kirchen eingesetzt. Fabrikmeister, Kirchenmeister, Beamte dabei.

De keizerlyke Zeepbal, blyspel met zang in twee bedryven, naer het fransch. Gent 1845.
Het schoothondje der Gravin, blyspel met zang in twee bedryven naer het fransch. Gent 1845.

De Jonghe (J.), geboren den 6. Oktober 1797 zu Lokeren. Sein Großvater war ein gelehrter Mann, sein Vater ein Banketbäcker oder Conditor, seine Familie durch Verwandtschaft eine der ansehnlichsten im Lande Waes. Noch nicht zehn Jahr alt, zeigte er sich durch ein abgelegtes Examen befähigt, seine Studien auf dem Seminar von Gent zu beginnen. Seine Eltern gaben ihn bei dem Professor Rombauts, einem tüchtigen Latinisten, in Kost. De Jonghe machte rasche Fortschritte, aber 1810, als er bereits in der vierten Klasse war, wurde das Seminar geschlossen, und er kam nach Lokeren zurück, wo er bei einem Geistlichen die dritte und zweite Klasse durchmachte. Um als einziger Sohn vom Militairdienst frei zu bleiben, mußte er praktisch beweisen, daß er seinem steinalten Vater unentbehrlich sei. So half er ihm denn bis 1820 in seinem Gewerbe und studirte erst dann im Collegium zu Thielt die Rhetorika. Als er sie beendigt, ließ er sich in Löwen als Stud. phil. einschreiben. Der Zufall wollte, daß der Geistliche, welcher sein Privatlehrer gewesen war, jetzt in Diest wohnte, und daß die Obrigkeit dort ihm den Antrag machte, die Leitung des Collegiums zu übernehmen. Er that es, und schlug zugleich seinen frühern Schüler zur Professur der Poesie und der Rhetorik vor. Anfangs belief die Zahl sämmtlicher Schüler sich nicht über dreißig, bald zählte De Jonghe in seiner Klasse allein an funfzig. In seinen Freistunden setzte er seine akademischen Studien fort, bis er das Examen als Doktor der Philosophie bestehen konnte.

Nachdem er bis zum Jahr 1828 in Diest Rechen- und Meßkunst, Geschichte und Erdbeschreibung und vlämische und französische Literatur gelehrt, suchte er, da er keine Erhöhung

seines Gehaltes erlangen konnte, die Stelle als Professor der Poesie am Athenäum von Brügge nach. Die Regierung zog ihm einen Holländer vor, und er mußte sich mit der sechsten Klasse begnügen. Bald ging er an die dritte über und 1830 lag seine Ernennung zur Professur der Poesie in Haag bereits unterzeichnet, als die „Umwälzung" geschah.

Die städtische Regierung ernannte De Jonghe einige Jahre später zum Professor des Griechischen und Lateinischen an der medizinischen Schule, 1851 wurde er für die Normalschule in Lüttich bestimmt. Diese Ernennung wurde jedoch wieder zurückgenommen, und nachdem er ein Jahr lang ohne Posten geblieben, mußte er den des Direktor an der mittleren Schule zu Lier annehmen, welchen er sechs Jahr lang ausfüllte. Dann bekam er plötzlich seinen Abschied, und als ich ihn im Herbst 1858 zu Brügge kennen lernte, war er noch ungewiß, womit er die Jahre, die ihm noch blieben, ausfüllen sollte.

De Jonghe hat sich hauptsächlich viel mit dem Lateinischen beschäftigt, und so finde ich denn in seiner bibliographischen Notiz: Pax, Carmen mythologicum, Lier 1856, Vota, ein lateinisches Drama, noch im Portefeuille, eine Dissertation, De Achille ejusque ira in Iliade obviis, Gent 1848, endlich Schola latina in 4 partes distincta, Brugge 1850. Dieses Buch, von welchem der erste Theil mit französischer und vlämischer Uebersetzung erschienen ist, soll die Erlernung des Lateinischen so leicht wie die der Muttersprache machen. „Der natürliche Zorn" und „die beiden Maler" oder „Wer dem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein," zwei Dramen, sollen erscheinen, ebenso „der Gottesdienst" nach Racine in der Zeitschrift, „Wahrheit und Licht," welche De Jonghe seit 1857 bei Thymans in Lier herausgiebt. Früher hatte er in Brügge bei Moor 1841 den „Bienenkorb" herausgegeben, und ebenfalls zu Brügge, aber bei Roos, von 1846 bis 1847 „die Industrie," lauter Zeitschriften zum gemeinnützigen Besten. Sein „Waterloo," welches mit einer Widmung an den Prinzen von Oranien 1851 in Gent erschien,

wurde 1856 in Dortrecht wieder gedruckt, eine Ausgabe, die der Verfasser als verstümmelt nicht anerkennt.

De toonkunst, lierzang. Gent 1821.
Een woord over het vlaemsch, vergeleken met het Duitsch, Sweedsch, Deensch en Engelsch. Brugge 1831.
Jets over de volksbeschaving. Brugge 1835.
De Leeuw van Waterloo. Brugge 1840.
Onze letterkunde. Belgisch Museum 1841. Gent.
De chronyck van Vlaenderen. Gent 1840—42.
Handboek van nederduitsche Tael- en letterkunde. Brugge 1847.
Algemeene regel in de Cyfferkunst. Brugge 1847.
Een traen. Aen Pius IX. Werken van Davidts. 1848.
De vlaemsche kreet, koorzang. Brugge 1849.
Een traen op het graf van onze koningin. Brugge 1850.
Zalma, eene romance. Gent 1851.
Het afscheid, eene romance. Gent 1851.
Waterloo, in drie zangen. Gent 1851.
Belgiës onafhankelykheid. Brugge 1853.
Over de noodzakelykheid dat de verstandelyke opvoeding op het zedelyke zy gegrondvest. Lier 1853.
De meerderjarigheid van den hertog van Brabant. Lier 1855.
Weeklagt op onze konigin. Lier 1858.
Levenschets van Joseph van Crombrugghe, in zyn leven burgemeester der stad Gent. Gent 1844.
Hugo van Somerghem. Gent.
Liederick de Buck, eerste forestier van Vlaenderen, historisch drama in vyf bedryven. Gent 1846.
Beknopte beschryving van Gent, of verkorte historische beschouwing van die stad. Gent 1847.
Geschiedkundig onderzoek of proef van medewerking ter herstelling van de oude en echte Namen der straten, openbare plaetsen enz., der stad Gent, voor zoo verre zy kunnen worden afgeleid van de grondgesteldheid der streek, alwaer die straten enz., gelegen zyn; gevolgd van eene alphab. naemlyst van al de straten enz., met de beknopte opgave waerom zy zoo genoemd worden, immers in zoo verre de verklaring mogelyk is.
Beknopte verhandeling over de voornaemste nyverheidstakken in Vlaenderen. Gent (uitgegeven door het Willemsfonds).
Een spelreisje in België. Gent 1858.

D'Hulster (Leo), geboren 1784 zu Thielt, gestorben den 15. Mai 1843 zu Gent, wo er von 1815—1838 am Athenäum die lateinische Syntax und die vlämische Literatur lehrte, nachdem er mit 14 Jahren schon Unterlehrer in einem Pensionat zu Thielt, von 1810—1812 Professor zu Melle und 1813—1815 Regent der Grammatik am neuen kaiserlichen Collegium von Dendermonde gewesen war. Seine Hervorbringungen sind unter dem Titel „Literaturfrüchte" durch Van Duyse gesammelt und herausgegeben worden.

Verslag over de verhandeling van den heer Behaegel, ter oplossing van het vraegstuck in 1836 door het staetsbestuer voorgesteld over de geschilpunten ten aenzien der spelling en woordenbuiging der nederduitsche tael. Gent 1838.
Woordenlyst voor spelling en uitspraek. Gent 1839.
Lettervruchten uitgegeven door Prudens Van Duyse. Gent 1844.

D'Huygelaere (A.), starb als pensionirter Reichseinnehmer 76 Jahr alt den 9. Dezember 1849 zu Audenaerde. 1812 besang er in dem Preiskampfe der Fontainisten zu Gent „die Schlacht von Friedland." Seine Volkserzählung „Arnond, vryheer van Pamele" steht im Belgischen Museum, die beste seiner kleinen Geschichten „Frans Hals" im Jahrbüchlein für 1838.

Willem Wenemaer, of de gentsche held, offer zyner vaderlandsliefde; historisch tafereel (1325). Gent 1841.
Treurzang op het afsterven van den dichter Hofman, van Kortryk.
Nationale poëzy. St. Nicolaes 1844.

D'Huygelaere (Maria), Tochter des Vorigen, lieferte Beiträge in das Genter Jahrbüchlein. 1857 verheirathete sie sich mit Herrn Verwee, Musiklehrer zu Audenaerde.

De Meyer (Franciscus Georgius Carolus), geboren den 29. April 1793 zu Antwerpen, wurde den 24. Juni 1817 Unterpastor und den 30. Juni 1824 Pastor zu Barendrecht, wo er am 9. Juli 1851 am Schlage starb. Sein Nachfolger gab, mit Anmerkungen versehen, die von ihm hinterlassene „Beschreibung des Dorfes Berendrecht" heraus, eine Lokalchronik, sagte die „Vlämische Schule" in einem Artikel über De Meyer, „wie man deren von jedem Orte wünschen möchte, indem man alsdann die Materialien zu einer vollständigen Geschichte des Landes beisammen haben würde."

De Potter (Frans), geboren den 4. Januar 1834 zu Gent, wo er den einzigen Unterricht, den er genoß, in einer Stadtschule empfing und dann zu einem Buchbinder in die Lehre kam. In seinen freien Stunden legte er sich auf die Poesie, wurde zuerst vom „Sprachverband" für eine „Kurze Geschichte der niederländischen Literatur für den Unterricht" und dann noch in mehreren Preiskämpfen gekrönt, schrieb mehrere Romane und ist gegenwärtig bei der Redaktion eines katholischen Genter Blattes, des „Börsencourants" angestellt.

Beknopte geschiedenis der nederlandsche letterkunde. Gevolgd door eenige uittrekken uit de werken der beste nederlandsche dichter en prozaschryvers. Antwerpen 1854.
Walter de Gek, historisch roman. Gent 1854.
Louise, gevolgd van: De laetste vriend. Gent 1855.
De arme Dichter. 1856.

De Simpel (David), geboren 1778 zu Moorslede in Westvlandern. Er wurde nicht weniger als dreißigmal durch verschiedene Rethoreikammern bekrönt, setzte jedoch seinen Stolz weniger in diese Erfolge, als in seinen Antheil an der Ausbildung von Mietje Doolaeghe, Frau Van Ackere. Den 9. Juli 1852 starb er zu Staden.

De priesters en den priesterlyken staet, verdedigd tegen de lasteringen der vrygeesten. Brugge 1839.

De Smet, (Jozef Jan), geboren den 11. Dezember 1794 zu Gent, wo er später Professor der Rhetorik am Collegium von Ste. Barbe wurde. Von 1815 bis 1825 bekleidete er dieselbe Stelle am Collegium von Alost, seit 1830 ist er am Seminar von Gent Ehren-Kanonikus und Professor der Kirchengeschichte, für deren gründlichsten Kenner in Belgien er gilt. Zugleich ist er Pönitenziarius und Mitglied des bischöflichen Rathes, war Mitglied des Nationalcongresses und ist Mitglied der königlichen Akademie von Brüssel und der historischen Commission. Seine größeren Werke sind französisch geschrieben, doch wurden sie sämmtlich in das Vlämische übersetzt, so wie seine Trauerrede auf Pius VII. in das Holländische.

Ochtend-Gedachten over het nut der Christen-Vriendschap, aen M. D. V. E. B. H. J. 1825.
Geschiedenis van Belgien, naer het fransch door Ch. V. D. Gent 1837.
Kort begryp der geschiedenis van België. By denzelfden.
Maend van Maria. Gent.
Nieuwe maend van Maria, opgedragen aen de geloovigen der beide Vlaenderen, 2. verbeterde uitgave.
Gelukwensch, aen den Eerw. Heer Joannes Baptiste Josephus de Breuck, als hy, voor de eerste mael, hed onbloedig slagtoffer der nieuwe wet den Heer had opgedragen, in het bisschoppelyk seminarie te Gent, den 26. december 1849. Gent 1856.
Nieuwe maend van den H. Joseph, vertaeld door J. van de Velde. 1851.

Destanberg (Napoleon), gebürtig aus Gent, studirte sowohl auf dem Athenäum wie auf der Universität seiner Vaterstadt auf ihre Kosten und berechtigte zu großen Hoffnungen. Doch die ruhige Laufbahn eines wissenschaftlichen Berufes sagte ihm nicht zu, und so widmete er sein unbe-

streitbares Talent abwechselnd der Journalistik und dem Theater. Bei diesem hatte er als Mitglied der nationalen Truppe zn Antwerpen vielen Erfolg. 1858 verließ er es, um Redacteur des Journal de Gand zu werden. Destanberg ist ein pikanter Chansonnier und hat mehreres für die Bühne theils bearbeitet, theils geschrieben. Eine Geschichte des vlämischen Theaters ist von ihm angekündigt, aber bis jetzt noch nicht erschienen.

De Kwakzalvers, vaudeville in een bedryf, naer het fransch. Gent 1854.
Trommelaer en Trompetter, blyspel met zang in een bedryf, naer het fransch. Gent 1853.
Dry kalotten voor een hoofd, oorspronkelyk kluchtspel met zang in en bedryf. Antwerpen 1854.
Anne-Mie, of de Gevolgen eener goede opvoeding, vervlaemscht blyspel met zang, in een bedryf, naer Clairville. Brussel 1854.
Drieske Nypers, kluchtspel.
De koopman in kinderspeelgoed, blyspel met zang in een bedryf, naer 't fransch. Gent.

Driessens (Victor), gebürtig aus Antwerpen, guter Schauspieler, jetzt im Haag.

De vrolyke Kruiskensdag, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1849. Tweede druk. Antwerpen 1851.
De Student zonder geld, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1851.
Vyf uren verlof, blyspel in een bedryf. Antwerpen 1853.

Dufranne (Adolph), starb fünfundzwanzig Jahr alt den 13. Dezember 1858 in seiner Vaterstadt Gent. Er war Doktor der Philosophie, der Literatur, der Staatskunde und Kandidat der Rechte, und mochte sich also wohl überarbeitet haben. Den Sommer vor seinem Tode brachte er mit einem Brüssler, Ferdinand Eenens, in Dinant zu, doch die gehoffte Heilung blieb aus. Sein Tod machte, da er die Sakramente, über=

haupt allen religiösen Beistand verweigerte, viel Aufsehen und bei seinem Begräbnisse traten die dem Klerus feindlichen Tendenzen des jungen belgischen Liberalismus scharf und ohne alle Rücksicht in verschiedenen Reden hervor. Geschrieben hat Dufranne in den Ausgaben der Studentengenossenschaft.

Du Moulin (Vincent Joseph), wurde den 19. Juli 1822 zu Meerhout geboren und kam, wie er in einem Briefe an seinen Freund Dodd versichert, splitternackt auf die Welt. Weiter sagt er von sich nichts, außer daß er am 6. März 1853 aus einer Lesegesellschaft, die er ein paar Jahre früher mit einigen Freunden gestiftet, „die Hoffnung" hervorgegangen sei, eine Gesellschaft, die zum hauptsächlichen Zweck die Beförderung des Lesens hat und drei Jahre einen Almanach herausgab. Geschrieben hat Du Moulin im „Vaterländer," zu Gent, im „Sonntagsblatt", ebendaselbst, im „Kempenaer" zu Turnhout, im „Pachter von Gheel," in der „Niederdeutschen Uebersicht" zu Antwerpen," in der „Verbrüderung," zu Brüssel, in „Spott und Scherz", zu Hasselt, im „Klauwaerts" und im „Sprachverband."

Franquinet (G. D.), gebürtig aus Löwen, jetzt in Maestricht, Mitarbeiter am „Sprachverband", Kenner der germanischen Sprachen.

Verhandeling over de gotische litteratuer. Leuven 1846.
Noordsche litteratuer. Verhandeling over de Volu-Spä, met mythologische en taelkundige noten, voorafgegaen van eene inleiding over de Edda van Soemund den Wyzen. Antwerpen 1846.
Verslag over den toestand en de werkzamheden van het tael- en letterlievend genootschap: Met Tyd en Vlyt, gedurende het afgeloopen akademisch schooljaer, 8 slagt maend 1846. Leuven.
Id. 1846—1847.

Gaillard (Jean Jaques), geboren den 5. Juni 1801 zu Brügge, wo er Buchbinder ist. Seine Eltern waren Bernard Joseph und Johanna de Witte. Sein Vater, geboren zu Brügge den 5. September 1771 hinterließ bei seinem Tode eine Chronik von Brügge, welche sein Sohn 1849 herausgab. So mochte denn die Liebe zur vaterstädtischen Geschichte dem Knaben gleichsam angeerbt sein, gewiß wenigstens ist es, daß er sich von seinem frühesten Alter an damit beschäftigte, Documente zu sammeln. Kaum achtzehn Jahr alt begann er sämmtliche Grabschriften aufzuzeichnen, welche sich in den Kirchen und Kapellen des kirchen- und kapellenreichen Brügge befinden. Diese Arbeit kostete ihm über acht Jahre. Zugleich sammelte er belgische Münzen und geschichtliche Siegel. Von jenen zählt die Abtheilung für Vlandern allein mehr als 600, während die Siegelsammlung sich fast schon auf 500 Abdrücke beläuft. Durch einen selten glücklichen Zufall fand J. Gaillard in Isabella Coucke, mit welcher er sich 1834 verheirathete, lebhafte Sympathieen für seine Studien.

Die meisten der von ihm gesammelten Werke sind französisch. Vlämisch hat er nur vier verfaßt, von denen eines erschienen ist. Die Zeichnungen, welche es zieren, sind vom Verfasser selbst.

J. Gaillard ist correspondirendes Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. 1857 empfing er die belgische, 1848 die preußische Verdienstmedaille.

De Ambachten en Neeringhen van Brugge, of beschryving hunner opkomst, bloei, werkzaemheden, gebruiken en voorregten. Brugge 1854, met 22 platen door den schryver geteekend.

Verzameling der grafschriften die zich bevinden in de Kerken, Kloosters, Kapellen en Godshuyzen der Stede van Brugge, met gekoleurde wapens.

Verzameling der tomben en epitaphien der Stede van Brugge en Gent.

Beschryving der edele Confrerie vau O. L. V. van den Droogenboom, te Brugge.
Beschryving der Rederykgilde van den H. Geest, te Brugge.

Goddefroy (Jan), geboren zu Brügge den 29. Januar 1827, unterrichtet auf der Stadtschule, seit neun Jahren in der Druckerei des Impartial zu Brügge beschäftigt, Wittwer von Amalie Staelens.

De Burgermoed. Bekroond door de Maetschappy van Rhetorika te Brugge. 1851.
De Ysbaen, Dichtstuck, bekroond door dezelfde Maetschappy. 1851.
Nanna en Lodewyck, romantische zedenschets. Brugge 1853.
Bertha, of Moed en Heldendaed, zangspel in twee bedryven, muziek van Hubené. Brugge 1853.
Lofrede op Jacob van Oost, bekroond door de Maetschappy van Rhetorika te Brugge 1853.
Schipbreuk van de Antigone, bekroond met den tweeden prys van de Maetschappy „Groeijende in de Duinen" te Knocke 1855.
Onze Voorouders, dichtstuck 1856.
Wantje, blyspel met zang in een bedryf 1857.
De Heldentydvakken der geschiedenis van Vlaenderen.
Die drei letzten Arbeiten noch Manuscript.

Goethals (Jakob), geboren zu Kortryk den 12. August 1759, Sohn eines bedeutenden Damastwebers, studirte zuerst bei den Jesuiten in Kortryk und dann in Löwen Theologie, welche er jedoch nach anderthalb Jahren aufgab, um in Brüssel den Handel zu erlernen. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wandte er, was seine Geschäfte ihm an Muße übrig ließen, zu geschichtlichen Studien an, für welche er in Löwen Neigung gefaßt hatte. Zugleich wußte er seiner vaterländischen

Gesinnung Luft zu machen, indem er, ohne bei der französischen Regierung Anstoß zu geben, in dem „Kortrykschen Almanach" Geschichten von den Großthaten der alten Vlamingen erzählte. Als die Freiheit gekommen war, gab er einen Theil seiner Studien gesammelt heraus, und zwar zuerst unter dem Titel von „Aufzeichnungen." Vollständig hat er sie unter dem Titel „Chronik von Kortryk" in 85 Bändchen in 8^{0}. und 18 Theilen in 4^{0}. handschriftlich hinterlassen. Er hatte sich 1790 mit einer Vercruysse verheirathet, weshalb er meistens Goethals-Vercruysse genannt wurde, und starb zu Kortryk den 6. September 1838.

Jaerboek der stad en oude Kasteleny van Kortryk, verzameld uit menigvuldige auteurs en handschriften. Kortryk 1814—1815.

Gryp (Lieven), gebürtig aus Antwerpen, Douanier zu Lille.

Vruchten myner uitspanning. Antwerpen 1852.
Mirtekroon, gevlochten ter eere van den hertog van Braband en Maria-Hendrika-Anna, aertshertogin van Oostenryk. Uitgegeven op last der Maetschappy.
Louise-Marie (te Antwerpen) ter ondersteuning van een schamel huisgezin.

Henckel (Franciscus), aus Veurne, Priester, Professor am Stadtkollegium von Gent, gestorben 81 Jahr alt den 11. Januar 1855 im St. Julianshospital zu Brügge, wo er mehrere Jahre im Wahnsinn zugebracht hatte.

Verwoesting van Troyen. 1810.
De doorlochtige mannen der stad Roomen, uyt het latyn van C. T. Lhomond, fransch en vlaemsch. Gent 1811.
De Val van Napoleon en zyne vlucht voor Moscou. 1814.
Nieuwe vlaemsche spraekkonst, geschickt naer de spelling der H. H. Siegenbeck en Weiland. Gent 1815.

Hens (Frans Johan), geboren zu Antwerpen den 13. November 1834, gestorben ebendaselbst den 25. September 1855. Einer mehr, der sich an der vlämischen Literatur aufgerieben hat. Hülfslehrer zuerst in Gent und dann in Antwerpen, ohne Rast die Nächte durcharbeitend, starb er an der Abzehrung, oder wie Hansen in einer kurzen, aber mit tiefem Gefühl geschriebenen Biographie im niederdeutschen Jahrbüchlein für 1856 sagt: „als Künstler durch die Kunst.“ Sein Ziel war, die Geschichte sowohl, wie auch Länder- und Völkerkunde durch phantasiereiche Behandlung dem vlämischen Volke unterhaltend zu machen. Seine größte Arbeit ist „Die Eroberung von Mexico,“ welche, wie Hansen sagt, trotz einiger aus Unkenntniß der Welt entspringenden Uebertreibungen doch zeigt, was Hens hätte leisten können. Während der letzten Monate seiner Krankheit hatte er noch den Muth, dieses Werk umzuarbeiten. Seine näheren Freunde haben die Herausgabe desselben, sowie dann einer Auswahl von kleinerer Erzählungen beschlossen.

Heremans (Jacob Frans Johan), geboren zu Antwerpen den 28. Januar 1825. Seine Eltern legten einen hohen Werth auf eine gute Erziehung, Heremans genoß sie. Er absolvirte seine Humaniora auf dem Athenäum seiner Vaterstadt und zeichnete sich bereits damals durch seine Liebe für Muttersprache und Vaterland aus. 1843 wurde er Hülfs-

bibliothekar der Stadt Antwerpen, zugleich machte er sich durch Vaterländische Gedichte bekannt, welche in Musenalmanachen, Jahrbüchlein und Zeitschriften erschienen. Kein Vlaming grollt in Versen so heftig wie Heremans; ich bat ihn um einige mildere Strophen, gedichtet mit der Melodiemacht, wie er mehrere Lieder von Rückert übersetzt habe, aber er sagte mit seiner ironisch entschiedenen Art: „Liebeslieder hab' ich nie drucken lassen; wir Vlamingen dürfen unser Vaterland singen, aber nicht unsere Schöne." Die Wahrheit ist, daß Heremans die Dichtkunst seinem Freund Jan Van Beers überließ und sich selbst mehr dem Studium der Sprachkunde und Aesthethik zuwandte. Gut, daß er es that; er füllt den Posten als vlämischer Kritiker mit so viel Geist, Takt und Unerschrockenheit aus, daß ich ihn ungern auf ein mehr bearbeitetes Feld der vlämischen Literatur übergehen sehe.

In Antwerpen war es, daß er mit Jan Van Beers die literarische und persönliche Freundschaft schloß, welche jetzt noch die beiden bedeutenden Männer verbindet. Mit Van Kerckhoven, Rossieels und Cartol stiftete er die erste ausschließlich vlämische Gesellschaft für Chorgesang: „Die Scheldesöhne," mit Van Beers und De Laet 1845 den „Sprachverband," welcher die glänzendsten seiner Kritiken enthält. In demselben Jahre kam er als Professor der niederdeutschen Sprache an das Athenäum zu Gent, nachdem er von 1841—45 Lehrer der vierten lateinischen Klasse am Collegium der Pitzenburg in Mecheln gewesen war. In Gent stiftete er mit Rens, Snellaert, Blommaert und Degerikx die „Vlämische Gesellschaft," eine Vereinigung von Schriftstellern und Künstlern, welche ungemein viel Gutes für die vaterländische Sache gewirkt hat. 1847 nahm Heremans Theil an dem Manifest, durch welches die vlämischen Literaten ihr Verhalten den politischen Parteien gegenüber feststellten, 1848 suchte er durch Wort und Schrift dem Volke, welches ein Aufgehen in Frankreich fürchtete, Muth und Selbstvertrauen einzuflößen. 1854 wurde ihm ein Lehrgang der vlämischen Literatur an der Genter Universität über-

tragen, seit 1856 giebt er mit P. De Baelt und Edw. Lampens „Das Lesemuseum" heraus, eine Monatschrift, welche die besten vlämischen Schriftsteller unter ihre Mitarbeiter zählt. Außerdem hat Heremans noch eine Sprachlehre, eine Prosodie und Blumenlese herausgegeben, und einige Trauerspiele Vondel's commentirt. Er hat zu Arbeiten dieser Art die höchste Begabung, indem bei ihm der literarische Instinkt sich zum kritischen Geschmack ausgebildet hat, und er auch, so weit es einem sterblichen Kritiker möglich ist, mit strenger Unparteilichkeit urtheilt. Vlaming ist er quand même wie Stallaert, nur daß Stallaert noch eine gewisse liebevolle Schwäche für die vlämische Sache hegt, und sogar sich selbst ungern die Wahrheit über sie eingesteht, während Heremans ohne alle Umstände sagt: „wenn wir in zwanzig Jahren nicht bis zur Kunst durchgebildet sind, so sind wir verloren."

Zwei seiner besten Arbeiten sind die Biographieen von Theodor Van Ryswyck und von Ledeganck, die des letzteren bildet die Einleitung zu seinen durch Heremans herausgegebenen Werken. Am 20. August 1849 verheirathete Heremans sich mit Constance De Hoon, der Schwester von Virginie Ledeganck.

Beknopte nederduitsche spraekleer. Gent 1846. Tweede uitgave, 1849. Derde uitgave, 1853. Vierde uitgave, 1854. Vyfde uitgave, 1855.

Beknopte nederduitsche Versificatie. Antwerpen 1846. Tweede uitgave 1853.

Jets over het rym. Antwerpen 1847.

Levensschets van Karel Lodewyck Ledeganck. Antwerpen 1847.

Levensschets van Johan Theodoor van Ryswyck. Antwerpen 1850.

Keus uit de verhalen van Zschokke. Uit het hoogduitsch vertaeld. Gent 1851.

Zschokke, H., Novellen. Uit het hoogduitsch vertaeld. Gent 1853.

Van Vondel, J. Vier treuerspelen: Lucifer, Gysbrecht van Amstel, Palamedes, Maria Stuart, met aenteekeningen uitgegeven. Gent 1853.

Jets over geweest zyn en geweest hebben. Antwerpen 1853.

Beknopte nederduitsche spraekleer, ten gebruike der scholen van middelbaer onderwys. Gent 1854.

Heuvelmans (Petrus Joannes), geboren zu Eeckeren, Kreis Brasschaet bei Antwerpen, den 13. Juni 1808. Seine Vorfahren waren deutschen Ursprungs, hießen Hövelmann und kamen im Anfang des 16. Jahrhunderts als politische Flüchtlinge mit Christian II. in's Land. Kaiser Karl V. schenkte ihnen, damit sie leben könnten, eine kleine Herrlichkeit mit einigen Grundstücken und verlieh ihnen das Recht, einen nicht unbedeutenden Getreidezehnten zu erheben. Der Vater Heuvelmans hatte eine Brauerei von Löwenschem Bier und war ein wohlhabender Mann, starb jedoch einige Monate vor der Geburt des einzigen Sohnes. Die Mutter, Joanna Catharina Leunis, verheirathete sich wieder. Zum Unglück wollte der Pastor des Dorfes den Kirchhof vergrößern lassen und sich zu diesem Zwecke ein Stück von Heuvelmans Land aneignen. Der hierüber entstandene Prozeß wurde allerdings gegen den Pastor entschieden, verschlang aber nicht nur das Erbe Heuvelmans, sondern auch das Hab' und Gut seines Stiefvaters. Der Knabe mußte also mit elf Jahren aus der Dorfschule heraus und den Eltern beistehen, wo er konnte. Mit fünfzehn Jahren wurde er bei dem Steuereinnehmer zu Brasschaet Comptoirdiener, kam später in derselben Eigenschaft nach Westerloo in der Kempen und endlich 1826 als erster Schreiber an das Steueramt zu Turnhout. Als Eeckeren und Brasschaet getrennt wurden, bot die neue Gemeinde Brasschaet Heuvelmans den Schreiberposten an, doch er zog es vor, in Turnhout zu bleiben, wo er sich im Januar 1833 mit A. M. Stroobant verheirathete.

Als er 1837 zum ersten Schreiber am Stadthause ernannt wurde, bekam er den Auftrag, die sehr vernachlässigten Archive zu ordnen. Das führte ihn zum Studium der Stadtgeschichte und zum Abfassen mehrerer chronikartig gehaltener Werke, in denen des Besonderen und Merkwürdigen viel zu finden ist. Mehrere andere, z. B. „die Geschichte des Mädchenwaisenhauses zu Turnhout,“ die des „Turnhoutschen Schlosses,“ „die Kreaten zu Lille,“ hat er im Manuscript

fertig liegen, doch noch nicht herausgegeben. Er findet das Druckenlassen etwas zu theuer, besonders da er sein Einkommen mit seiner alten Mutter und mit seiner und seiner Gattin Familie zu theilen hat. Seit 1851 ist er Stadtsekretair. Bei unserm kurzen Besuch in Turnhout erwies er sich uns als ein sehr nützlicher und angenehmer Cicerone.

Lotgevallen van eenen Turnhoutschen jager in de XVIe eeuw. Turnhout.
De twee reizigers, geschiedkundige verhalen uit de XVI e en XVII e eeuw. Turnhout.
Kronyk der stad en vryheid Turnhout. Turnhout 1844.
De blyde inkomste van Amalia van Solms, Princes douairière van Oranje, Weduwe van den krygsheld Frederick Hendrick.

Hofman (J. B. J.), geboren zu Kortryk, gestorben allda am Schlagfluß den 2. August 1835 in dem Alter von 77 Jahren. Von der Gesellschaft der Rhetorik zu Kortryck, deren Dichtmeister er war, wurde 1829 sein Jubelfest durch einen zu seinem Lobe ausgeschriebenen Preiskampf gefeiert, und am 15. November 1835 fand auf dem Theater zu Kortryck seine Apotheose statt. Bei dem Jubelfest der Gesellschaft 1825 wurde ihm der funfzigste Preis, welchen er gewonnen hatte, feierlich überreicht. Er hatte dieses Mal in Ypern mit einer Dichtung gesiegt, welche „das Lob der Kaiserin Maria Theresia“ zum Gegenstand hatte. Außer den unzähligen Gelegenheitsgedichten zu allen Festlichkeiten, welche während seiner Lebenszeit in Kortryck stattgefunden hatten, schrieb Hofman noch viele Lust- und Trauerspiele, worunter hauptsächlich gerühmt werden:

De onbermhertige schuldeischer..
De onverwachte redding.
Clarinda.
Justina of de onderwerping van Namen.
Het verzinken der Oostendsche pontschuit.

De listige bakkerin.
Het pruissensch soldatenkwartier.
Het aengenaemste geschenk op een jubelfeest.

Karsman (Jakob), gebürtig aus Antwerpen, wo sein Name bei keiner der freudigen oder traurigen Festlichkeiten fehlte, welche dort so häufig die vlämischen Literaten und Künstler vereinigten.

De heilige Katrina van Zweden. Antwerpen 1843.
Dichtruiker. Antwerpen 1844.
Sebastiaan van Portugaal, een berijmd verhael. Antwerpen 1844.
Zangloover. Antwerpen 1854.
Lierbladjes. Antwerpen 1855.
Luitgalmen. Antwerpen 1856.

Kats (J.), Direktor des „Theaters der Volksbildung" in Brüssel, fleißiger dramatischer Schriftsteller, als Journalist scharf demokratisch, wie die Blätter „Eulenspiegel," „der wahre Volksfreund," „Pierlala" u. a. offen darthun. Auch persönlich wirkte er in den demokratischen Volksversammlungen, die nach 1830 stattfanden.

Klaes Lyden, tooneelspel in een bedryf, ter bevordering van de verlichting. Brussel 1835.
Den verlichten Boer, blyspel in een bedryf. Brussel 1835.
Het aerdsch Paradys, of de zegeprael der broederliefde. Zedelyk tooneelspel in twee bedryven en dry tableaux, met zang. Antwerpen 1836.
De voorbereyding der kiezing aen de herberg, of de vergelyking van den bermhertigen Samaritaen. Historisch bly- en tooneelspel in twee bedryven. Antwerpen 1836.
De vyanden van het licht, of: de tegenwerkingen van de maetschappy der verbroedering. Historisch bly- en tooneelspel in twee bedryven. Brussel 1836.
Pier-la-la, Kluchtspel in een bedryf. Brussel.
Volksgedichten. Gent 1851.

Lambin (Jean Jaques), geboren den 15. Juli 1765 zu Ypern, wo seine Familie, aus Quesnoy-sur-Deule herstammend, sich zu Ende des 17. Jahrhunderts niedergelassen hatte. 1782 nach Cassel geschickt, um seine Studien zu machen, begann er schon dort sich mit Archäologie zu beschäftigen. Nach vier Jahren kehrte er in das elterliche Haus zurück, kam in das Büreau des Herrn De Coninck, der in Ypern das Amt des Deelsman verwaltete, und besuchte zugleich den architektonischen Cursus der Zeichenakademie, wo er im August 1788 den ersten Preis davontrug. Seiner schönen Handschrift wegen erhielt er nun einen Posten im Büreau des Herrn Malou, eines reichen Handelsherrn, welches er im Jahre 1797 nur verließ, um in das Büreau der Registratur und der Domainen einzutreten. Drei Jahr später wurde er zum Einnehmer bei der Registratur in Kortryck ernannt, gab jedoch dieses einträgliche Amt auf und ging nach Ypern zurück, wo er 1808 Einnehmer bei der Verwaltung der bürgerlichen Hospitäler und zugleich Archivar bei derselben Behörde wurde. 1809 wurde er zum Chef und 1816 zum Sekretair im Büreau der Spitäler ernannt, und diesen letzteren Posten bekleidete er bis zu seinem am 17. Januar 1841 erfolgten Tode.

Der Magistrat fand die Ordnung, welche Lambin in das Archiv der Spitäler gebracht, so musterhaft, daß er ihn am 17. Dezember 1819 auch zum Stadtarchivar ernannte. Die Gelegenheiten, welche dieses Amt ihm bot, benutzte Lambin mit solchem Eifer, daß allein seine hinterlassenen Papiere, welche sich fast sämmtlich auf die Geschichte von Ypern beziehen, zwölf Bände in Oktav, siebenundzwanzig in Quart und elf in Folio ausmachen, wovon vierzig in vlämischer Sprache sind. Ein genaues Verzeichniß dieser sämmtlichen Manuscripte findet sich im dritten Bande der Annales de la Societé d'Emulation pour l'histoire et les antiquités de la Flandre occidentale, und zwar S. 147—163.

Lambin war Mitglied sämmtlicher Rhetoreikammern und wurde es 1819 von der „Gesellschaft für niederländische

Literatur" in Leyden, 1820 von der „Königlichen Gesellschaft für niederländische Sprache und Literatur" zu Brügge, und von der „Königlichem Gesellschaft der Rhetorik" zu Gent, 1821 von der „Gesellschaft für niederländische Sprache und Literatur," auch in Gent, 1832 von der Société des Antiquaires de la Morinie zu St. Omer, 1835 von der Société de belles lettres, sciences et arts zu Valenciennes, 1836 von der „Gesellschaft für Uebung in der vlämischen Literatur" zu Gent, von der „für Schauspielkunst und Literatur" zu Brügge und von der „zur Beförderung der niederdeutschen Sprache in Belgien," 1838 von der Société d'Emulation zu Lüttich und von der gleichen Namens zu Brügge, 1840 vom „Oelzweige" zu Antwerpen. In demselben Jahre ernannte ihn die Königliche Akademie zu Brüssel zum Correspondenten, sowie der König zum Leopoldsritter.

Den Dichtungen, welche seine Erholung von seinen ernsten historischen Studien ausmachten, verdankte er nicht weniger als neununddreißig Preise und zwar: 1805 in Boesinghe, 1806 in Waeken, 1808 und 1817 in Brügge, 1809, 1812, 1813, 1814, 1815, 1816, 1817 und 1818 in Ypern, 1810 in Rousselaere, 1810, 1813 und 1819 in Kortryck, 1811 und 1827 in Deynze, 1812 in Gent und Bailleul, 1816 in Audenaerde und Veurne, 1819 und 1822 in Nieuwport, 1823 in Dixmude und Thielt, 1824 in Wevelghem und nochmals in Veurne, 1829 in Menin und 1833 in St. Omer.

Seine Büste wurde im Auftrage der Stadt von Wilhelm Geefs gemacht, der Abbé F. Van de Putte schrieb seine Biographie.

Aenmerkingen op het handschrift voor titel voerende: Bewerp van vlaemsche spelling, gevolgd van eenen oogslag op de nederduitsche dichtkunst, van M. Philips Jaques de Neckere. Ypre 1815.

Onderzoekingen op de aloude aenstelling van de voogden, shepenen en raeden der stad Ypre, en de opgevolgde veranderingen op de jaerlyksche vernieuwing ingevoerd. Ypre 1815.

Verhael van den moord van eenige schepenen, raeden en andere inwooners der stad Ypre, gebeurd den 29 en 30 november 1303. Ypre 1831.

Eeuwigdurende verbond tusschen Jan den III, hertog van Brabant, en Lodewyk I, grave van Vlaenderen. Ypre.

Nalezingen, of vervolg van de tydrekenkundige lyst van uitgegevene handvesten, enz. Ypre 1832.

Nalezingen of vervolg van de (uitverkochte) lyst, behelzende de opgave van meer dan 160 originale charters en bescheeden wegens de historie van Ypre.

Beleg van Ypre, door de Engelschen eñ Gendtenaers, ten jaere 1383, en oorsprong van de feest gezegd den Tuindag. Met een verhael van de gebeurtenissen welke in Vlaenderen, omtrent dien tyd, plaets hebben gehad. Eerst in het licht gegeven onder den titel van Oorsprong van den Tuindag, door Adriaen van Schrick, heer van Rodorne; nu in den hedendaegschen styl overgebragt, en met geschiedkundige aenteekeningen verrykt. Ypre 1833.

Olivier van Dixmude. Merkwaerdige gebeurtenissen, vooral in Vlaenderen en Brabant, en ook in de aengrenzende landstreken, van 1377 tot 1443; letterlyk gevolgd naer het oorspronkelyk onuitgegeven handschrift, verrykt met eene voorrede, met geschiedkundige aenteekeningen, eene lyst van de veranderde woorden en eene alphabetische tafel door J. J. Lambin. Ypre 1835.

Jan van Dixmude. Dits de cronike ende genealogie van den prinsen ende graven van den foreeste van Buc, dat heet Vlaenderlant van 863 tot 1436, gevolgd naer het oorspronkelyk handschrift, door J. J. Lambin. Ypre 1839.

Lansens (P.), geboren zu Coucelaere. Mitglied der Gesellschaft „Die Sprache ist ganz das Volk" zu Gent, der „Gesellschaft für schöne Künste und Literatur," der „Gesellschaft für Niederländische Literatur" zu Leyden, der „Historischen Genossenschaft" zu Utrecht, der „Friesischen Genossenschaft" zu Leeuwarden, der Académie nationale zu Paris, der „Oberlausitzischen Gesellschaft" zu Görlitz; correspondirendes Mitglied der Académie d'Archéologie de la Belgique, der Societé des Antiquaires de la Morinie, des Comité flamand de France, der Société de l'Histoire et des Beaux-Arts de la Flandre-maritime de France.

Geschiedenis van Vlaenderen, gevolgd van eene afzonderlyke verhandeling zoo over den oorsprong als de benaming onzer steden, parochiën en gemeenten. Thourout 1837.
Alouden staet van Vlaenderen, voor en gedurende het leenroerig bestier, gevolgd door eene beknopte etymologische en geschiedkundige beschryving der steden, en van een groot deel der parochien, gelegen in het oud graefschap van dien naem. Brugge 1841.
Fransche spraekkunst, met oefeningen ten gebruike der Vlamingen. Eerste stukje. Brugge 1842. Tweede stukje. Brugge 1843.
Kleine geographie of aerdrykskunde. Gent 1843.
Kleine vlaemsche spraekkunst. Gent 1843.
Jets over de nadeelen der onkunde of ongeleerdheit en de voordeelen der geleerdheid. Brugge 1844.
Geschiedenis van Thourout en Wynendale. Brugge 1845.
De leidsman tot het ware geluk. Brugge 1847.
Kort taelkundig onderzoek naer de bevolkers van West- en Oost-Vlaenderen. Dixmude 1850.
Onderzoek naer het vaststellen der parochiegrenzen over het algemeen en degene van West-Vlaenderen in het byzondere. Dixmude 1852.
Bydrage tot de kennis van den oorsprong en de bediedenis der geschlacht- of familienamen. Brugge 1852.
De Klokputten. Bydrage tot de kennis der aloude vaderlandsche zedenkundige geschiedenis. Antwerpen 1858.

Lansens (Prudence), Tochter des Vorigen. Nachdem sie bereits in mehreren Tagesblättern Proben ihres Talentes gegeben, trat sie mit „Schicksale zweier Künstler" mit Glück als Romanschriftstellerin auf und wurde bereits zum Mitglied des Comité flamand de France ernannt.

Lotgevallen van twee kunstenaers. Brugge 1858.

Lansens (Theophil), Sohn und Bruder der Vorigen, Lehrer zu Ypern, beschäftigt sich mit alten Gebräuchen, von denen er mehrere in der zu Brüssel erscheinenden „Zukunft"

mitgetheilt hat. Nach dem im Feuilleton des Progrès zu Ypern erschienenen Tuindag von A. Van den Peereboom schrieb er eine kleine Erzählung „Maria Fierin.“

Maria Fierin, naer het verhael: Tuindag. Historisch |tafereel uit de XIV. eeuw. Yperen 1858.

Lebrocquy (P. J.), gebürtig aus Gent, wo er früher Redacteur des Messager de Gand war. Jetzt ist er Professor der Rhetorik am Collegium zu Nevele.

Seine politischen Lieder, welche er unter dem Namen der großen alten Kanone auf dem Genter Freitagsmarkt herausgab, werden sehr geschätzt, der Geist, in welchem sie geschrieben sind, läßt sich aus folgender Probe erkennen, welche ich dem französischen Anhang entnehme:

Etions nous bêtes comm' des grues
D' nous avoir ainsi soulevé?
Nous avons dépavé les rues,
Et nous v'la tous sur le pavé.
En Belgique on ne filera
Que l'jour où queuqu'un défil'ra.

De dulle Griete. Vlaemsche liedekens op den tyd. Gent 1840.

Matthysens (Frans Jan), geboren zu Antwerpen den 23. Dezember 1831, Sohn von Frans Joseph und Isabella Petronilla Doms, am 25. April 1835 zu Antwerpen verheirathet mit Maria Anna Christiana Van Lamoen, wohnt zu Antwerpen, ist Doktor der Medicin und Mitredacteur der „Vlämischen Schule.“

Natuerkundige lessen. Antwerpen 1846.

Mertens (P. H.), geboren zu Antwerpen den 6. August 1796, zeigte von seiner Kindheit an Neigung zum Studium der Geschichte und der Literatur. 1834 wurde er sowohl zum Bibliothekar von Antwerpen wie zum Lehrer des Handels am Athenäum derselben Stadt ernannt. Diese Stelle bekleidete er bis zum 1. Oktober 1854, also gerade zwanzig Jahr; an der Bibliothek, deren Catalog er 1836 begann, ist er noch heute thätig. Er wurde Mitglied der Akademie der schönen Künste (1834), des „Oelzweiges" (1836), der Akademie von Cadix (1838), des „Literarischen praktischen Bürgervereins" zu Riga (1839), der „Gesellschaft der nordischen Archäologen" zu Kopenhagen (1839), der archäologischen Akademie von Belgien (1842), der Gesellschaft „Die Hoffnung" von Antwerpen und der „Niederdeutschen literarischen Genossenschaft" zu Brüssel (1842), von „Zeit und Fleiß" zu Löwen und der „Morgenröthe" zu Turnhout (1843), von „Die Sprache ist ganz das Volk" zu Gent und der „historischen Genossenschaft" zu Utrecht (1846), der „Gesellschaft für niederländische Literatur" zu Leyden (1849), der Akademischen Gesellschaft von Cherbourg (1852), der Antwerpner Skt. Lukasgilde (1854) und anderer mehr.

Vom König zum Ritter des Leopoldordens ernannt, wurde ihm am 27. Januar 1856 von den Antwerpner Künstlern und Literaten „ein Bankett angeboten," bei welchem in mehreren Reden die Verdienste gepriesen wurden, welche Mertens sowohl als Geschichtsschreiber seiner Vaterstadt, wie als „Vater der vlämischen Literatur" sich erworben hat. Conscience hob mit Bezug auf sich selbst und auf Theodor Van Ryswyck hervor, wie der Gefeierte „dem jüngeren Prosaschreiber" bei dem Schreiben des „Wunderjahres" gerathen und den jüngeren Dichter zum Herausgeben der „Eigenartigen Erzählungen"

ermuthigt. Bleeschhouwer gedachte noch besonders der warmen Freundschaft zwischen Mertens und Theodor Van Ryswyck. Van Beers sprach als Schwiegersohn oder lieber als Sohn die herzlichsten Worte.

Außer der Geschichte von Antwerpen hat Mertens noch eine alte Handschrift herausgegeben und einige Notizen über das elastische Gespenst seiner Vaterstadt, den langen Wapper, geschrieben, welche vlämisch im Almanach „Von Allem etwas" für 1847, deutsch in Wolfs Niederdeutschen Sagen zu finden sind.

Een cluyte van Playerwater, tafelspel. Uitgegeven volgens een handschrift van de XV. eeuw uit de Archiven der academie van Antwerpen, voortkomende van Sint Lucasgilde. 1838.
Geschiedenis van Antwerpen, sedert de stichting der stad tot onze tyden. Antwerpen 1845—55.
De lange Wapper. Van Alles wat, dagwy rzevoor 1847.

Musselh-Boudewyn (N. J. B. C.), starb, noch nicht funfzig Jahre alt, den 9. Februar 1858 als Professor am Kollegium zu Kortryk. Prudens Van Duyse rühmt in einem Artikel in der „Eintracht" die gründliche Sprachkenntniß des Verstorbenen, welcher sich mit „Walter Van Heule" auch im historischen Roman versuchte. Van Duyse widmete ihm seinen Spellingoorlog (Rechtschreibungskrieg), Prof. Bormans erklärte, daß von allen Abhandlungen über die Einführung einer allgemein angenommenen niederdeutschen Rechtschreibung, welche laut des königlichen Beschlusses vom 6. Sept. 1836 an die Regierung eingesandt wurden, die von Musselh den Preis verdiene.

Beginselen der vlaemsche spraekkunst heringerigt naer het spellingstelsel van het Taelcongres. 4e druck. Kortryk 1840.

Beknopte nederduitsche spraekkunst naer der spelling der koninglyke commissie opgesteld. Kortryk 1840.
Verkorte nederduitsche spraekkunst. Kortryk 1846.
Nederduitsche spraekkunst. Kortryk 1846.
Doelmatig Abcboek, of eerste spel en leeslessen, Kortryk 1846.
De Kindervriend, of zedelyke en aengenaeme verhaelen voor kinderen. Kortryk 1846.
Walter van Heule, raedsher der kasteleny van Kortryk in de XVII. eeuw. Kortryk 1853.
Stichtelyke en aengenaeme tydverkortingen voor jonge lieden. Doornik.

Rys (Karl Alexander Hendrik), geboren zu Antwerpen den 15. Januar 1825. Seine Mutter hieß Victoire Hennin.

Nachdem er seine Studien auf dem Antwerpner Athenäum beendigt, arbeitete er vier Jahr lang bei Cateaux Wattel u. C., dann wurde er Büreauchef bei dem Ingenieur Belpaire, wo er von 1846 bis 1848 blieb.

Seine journalistische Laufbahn begann er 1845 beim Journal du Commerce, in welchem auch sein „Brief an den Baron von Reiffenberg" bei Gelegenheit von dessen Notiz über J. F. Willems zuerst erschien. Beim Abdruck als Broschüre wurde sie durch eine bibliographische Notiz über Willems vermehrt.

In demselben Jahre schrieb Rys seine ersten Wahlpamphlete. Seit dieser Zeit hat er unausgesetzt Theil an den Hin- und Herbewegungen der belgischen Politik genommen. 1848 war er in Paris. Nach Brüssel zurückgekehrt, arbeitete er an der Nation und am Débat Social und machte Bekanntschaft mit Jottrand, Louis Labarre u. A. Für „Vlämisch Belgien" hatte er früher mehrere biographische Notizen geliefert, worunter eine über Gillebert Van Schoonebeke; für den „Sprachverband," so lange derselbe unter Verspreeuwens Leitung war, schrieb er die artistische Chronik. Als Louis Labarre Le Drapeau gründete, schrieb Rys auch für dieses seitdem so bekannt gewordene Blatt Artikel. 1852 wurde er

bei der Redaction der „Schelde" angestellt, 1845 ging er zu der des Avenir über, 1858 endlich im Mai wurde er Hauptredacteur des Lloyd Anversois. Seit 1857 schreibt er auch das Journal de Huy, welches in dieser Stadt erscheint. Seit 1844 Mitglied des „Oelzweiges," ward er 1846 Secretair dieser Gesellschaft. Außerdem ist er correspondirendes Mitglied der „Gesellschaft für niederländische Literatur" zu Leyden.

Nys sagt auf dem letzten der großen losen Blätter, auf welche er seine biographischen Notizen hingeworfen hat: je suis de ceux dont Béranger a dit: Pauvre petit, ne sois rien. Meiner Meinung nach ist er einer der besten jüngern Specialhistoriker. Besonders gefallen hat mir sein „Ortelius" im „Sprachverband," und die „Erzählung des Anschlags von Johan Jauregui auf das Leben Wilhelm des Schweigers." Ein „Inventarium der Charten und Privilegien, welche sich in den Archiven von Antwerpen befinden," ein Werk, welches er dem Andenken seines Vaters zu widmen gedenkt, giebt er französisch heraus.

Geschiedenis van den Vrede van Munster (30. January 1648) door J. J. Altmeyer, Leeraer aen de vrye Hoogeschool te Brussel, en Karel Nys. Antwerpen 1852.

Verhael van den aenslag gedaen door J. Jauregui op prins Willem van Oranje. Antwerpen 1848 en 1854.

Vergrooting van Antwerpen. De Commissie der vyfde wyk van Antwerpen, aen hare medeburgers der stad en der voorgeborgten. Antwerpen 1858.

Ondereet, (Karel), gebürtig aus Gent, Buchbinder, der beste vlämische Schauspieler in Gent und einer der fruchtbarsten dramatischen Schriftsteller.

De Gallomanie, of de verfranschte Belg, vaudeville in een bedryf. Gent 1841.

De Kapitein van Waterloo, drama in drie bedryven. Gent 1842.
Lodewyk van Nevers, drama in drie bedryven. Gent 1844.
De Gentsche Kermis van het jaer 1844, historisch volkstafereel, met zang, in een bedryf. Gent 1844.
De Dood van Hugovet en Imbercourt, treurspel in drie bedryven en in verzen. Bekroond met den tweeden prys in den letterkundigen Kampstryd door die Koninglyke maetschappy van Rhetorika, de Fonteinisten, ter gelegenheid van haer vierhonderdjarig jubelfeest uitgegeven. Gent 1848.
De vlaemsche Lionne, blyspel in drie bedryven. Bekroond in den letterkundigen Kampstryd der Koninglyke maetschappy van Rhetorika, de Fonteinisten, in 1848 uitgeschreven. Gent 1849.
De familie Dyckmans, drama in drie bedryven en vier tafereelen. Gent 1850.
Alexius onder den Trap, blyspel met zang in een bedryf. Brussel 1853.
De Gevolgen der Vooroordeelen, drama in twee bedryven en vier tafereelen. Gent 1853.
Nog een speeler, drama in drie bedryven en vier tafereelen. Gent 1854.
Ondereet (Karel) en Destanberg (N.) Baudewyn Hapkin lyrisch drama in vier bedryven. Gent 1855.

Pieters, (Harry), geboren zu Antwerpen den 31. Januar 1839. Eine etwas excentrische Notiz, welche mir über ihn zugekommen ist, enthält folgende Worte: „wo er schreiben lernte, weiß Niemand, denn er liest ebenso wenig fremde wie einheimische Bücher, ebenso wenig theologische und geschichtliche Werke, wie Romane, er durchfliegt nicht ein Mal ein Tagesblatt." Doch muß er Ausnahmen machen, denn er übersetzt; in der Schelde für 1858 war „Lisa's Brautschatz" nach Fievée. Als er sechzehn Jahre alt war, lieferte er „aus sichern Quellen" für die Schelde die Berichte aus Rußland, und arbeitete zugleich für ein französisches Blatt zu Brüssel. Jetzt ist er an dem Antwerpner Blatt L'Union commerciale thätig, nur Abends beschäftigt er sich „mit der Sprache seiner Väter." Mehrere von ihm übersetzte und „lokalisirte" Stücke fanden Beifall, darunter: Julia, oder Kunst und Liebe, Eine Frau, die ihren Mann betrügt, Maria, oder die weiße Sklavin,

Luftschlösser u. a. In der ernsteren Literatur zeichnete Harry Pieters sich durch ein Werk über Indien aus. Ein zweites, betitelt: Die Tortur in Englisch-Indien soll er in der Arbeit haben.

Julia, of Kunst en Liefde
Eene vrouw die haer man bedriegt.
Maria, of de witte slavin.
Kasteelen in de buht.
Indië. Een blik in de Geschiedenis van die landstreek

Ronsse (J.), gebürtig aus Audenaerte, war bis zum März 1858 Friedensrichter des Cantons Nederbrakel. Jetzt ist er in derselben Eigenschaft nach Dendermonde versetzt. Seine historischen Romane werden geschätzt.

Audenaerdsche mengelingen, uitgegeven door Lodewyk van Lerberghe, archivaring der stad, en Josef Ronsse, advonder medewerking van den heer J. Ketele, eer-archivarius. Audenaerde 1840.
Kapitein Blommaert of de boschgeuzen teAudenaerde (1571—1572). Audenaerde 1841.
Pedro en Blondina, verhael uit de XVI eeuw. Audenaerde 1842.
Arnold van Schoorisse, episode uit den opstand der Gentenaers (1302—1385). Audenaerde 1845.

Rysheuvels, (Lodewyk), geboren den 12. November 1807 zu Antwerpen, ging 1827 nach Löwen, um seine Studien im dortigen philosophischen Collegium zu machen, wählte gemeinschaftlich mit Nelis, Professor der Dichtkunst am Antwerpner Athenäum, eine „niederländische Blumenlese" aus, die 1828 anonym in Antwerpen erschien, wurde 1829 durch das Aufhören des Collegiums genöthigt, seine Studien aufzugeben und

eine Stellung bei dem Gemeindesecretariat seiner Vaterstadt anzunehmen. 1832 wurde er Hauptlehrer bei dem Correctionshause von Sinte-Bernard, ein Amt, welches er 1845 mit dem eines Directors der Strafanstalt zu Ypern vertauschte. Ein Jahr später ward er in derselben Eigenschaft nach Namur versetzt, wo er jedoch ebenfalls nur ein Jahr blieb, bevor er zurück nach Antwerpen kam. Den 31. Januar 1855 erlag er einer Lungenkrankheit. Er war verheirathet mit Elvine, einer Tochter von Lieven Bauwens, der in Belgien die englische Baumwollenspinnmaschine einführte.

Nederlandsche Bloemlezing of verzameling van de beste stukken der nederduitsche dichters die in de drie laetste eeuween gebloeid hebben. Antwerpen 1828.

Handboek tot het leeren der aerdrykskunde in de lagere scholen. Antwerpen 1838.

Schayes *) (Antoine Guillaume Bernard), geboren 1808 zu Löwen, zuerst bei der Königlichen Bibliothek im Haag angestellt, dann Conservateur des Königlichen Museums der Alterthümer, der Waffen und der Artillerie zu Brüssel. Einer der tüchtigsten Gelehrten Belgiens, trat er mit der Herausgabe von einem Werke auch in die Reihen der Vlamingen.

Dagboek der gentsche collatie, bevattende een nauwkeurig verhael van de gebeurtenissen te Gent en elders in Vlaenderen voorgevallen, van de jaren 1446 tol 1511. Gent 1842.

Serrure (Constant Philippe), geboren den 22. September 1805 zu Antwerpen, Doctor beider Rechte, Professor der mittel-

*) Gestorben Januar 1859 zu Brüssel.

alterlichen und nationalen Geschichte zu Gent, einer der Gründer des Messager des sciences et des arts en Belgique, und seit 1847 Correspondent der Königlichen Akademie. Vlämische Beiträge von ihm sind zerstreut im „Mitteler," in den „niederdeutschen Literaturübungen," im „Belgischen Museum," „Kunst- und Literaturblatt," in der „Eintracht" und in „Mone's Anziger für Kunde des deutschen Mittelalters."

Kronyk van Vlaenderen van 't jaer 580 tot 1467. Gent 1839—40. (Uitgegeven door Ph. Blommaert en C. P. Serrure voor de Vlaemsche Bibliophilen.

Dagverhael van den oproer te Antwerpen in 1649. Gent 1839. (Uitgegeven door C. P. Serrure voor de Vlaemsche Bibliophilen.)

De Grimbergsche oorlog, ridderdicht uit de XIV euw. Gent 1852—54. (Door Ph. - Blommaert en C. P. Serrure uitgegeven voor de Vlaemsche Bibliophilen.)

Dystorie van Saladine. Gent. (Uitgegeven door de Vlaemsche Bibliophilen.

Geschiedenis der Niet in den handel nederlandsche en fransche letterkunde in het graefschap Vlaenderen, van de vroegste tyden tot aen het einde der regering van het huis van Burgondië. Gent 1854.

Vaderlandsch Museum voor nederduitsche letterkunde, oudheid en geschiedenis. Gent 1855.

Suyers (Jan Adriaen), Lehrer der Archäologie bei der Königlichen Akademie der bildenden Künste zu Antwerpen und seit 1824 Sekretair dieses Institutes. Wappers, De Keyser, Wirtz, Geefs und viele andere bedeutende Maler genossen seinen Unterricht. Jedes Jahr pflegte er bei der Preisaustheilung im April eine Rede vorzulesen, doch nur bis zu 1830 that er das in der Muttersprache. Später bediente er sich ausschließlich des Französischen. 1841 starb er in seiner Geburtsstadt Antwerpen.

Wat zyn de Kunsten en wat behoeft gevolgentlyk de Kunstoefenaer. 1825.
Oogslag op eenige der hoedanigheden die de Kunst in hare beoefenaren vordert. 1826.
Over de verbeelding opzichtelyk der samenstel. 1821.
Over het ideale schoone. 1828.
Geest en inspraek zyn de twee hoofdraderen der Kunsten. 1830.

Spyers (Frederik Anton), geboren zu Zevenaer, in der Provinz Geldern. 1821 kam er auf die Universität nach Gent, wurde dort Doctor der Philosophie und kam 1826 als Lehrer der Redekunst an das Collegium von Audenaerde, wo er sich 1828 mit Gertruide Jacoba Midderigh aus Rotterdam verheirathete. Bald wurde ihm die oberste Leitung des Collegiums anvertraut, dasselbe jedoch bei der Umwälzung aufgehoben. Spyers beschäftigte sich nun wissenschaftlich, blieb aber nicht lange im Privatleben, indem die Regierung ihn als Lehrer des Griechischen und des Hochdeutschen an das Athenäum zu Gent berief. Später wurde ihm auch ein Cursus der Archäologie übertragen. Er schrieb Behufs dieses Studiums „Beiträge zur Kunstgeschichte und Alterthumskunde," kam aber damit nur bis zu drei Lieferungen, wie er denn auch die prosaische Uebersetzung der Iliade nicht fortsetzte. Er starb den 1. April 1845 zu Gent. Er war einer der aufrichtigsten Theilnehmer an der Gesellschaft „Die Sprache ist ganz das Volk."

Mythologie of fabelkunde der Grieken en Romeynen. Gent 1834.
Beschryving van twee merkwaerdige monumenten van beeldsny sny-en schilderkunst. Gent 1835.
De Hampton-Courtsche cartons van Rafaël. Gent 1836.
Beschryving van twee merkwaerdige schilderyen uit de school der gebroeders van Eyck. Gent 1837.
Schets eener theorie der schoone beeldende kunsten. De kunst by de volkeren der oudheid. Gent 1839.
Lotgevallen en krygsbedryven van eenen pruyssischen philosophiae-doctor. Gent.

Stecher, (Lieven Everwyn), gebürtig aus Gent, Professor in Lüttich.

De eerste fransche revolutie, eerste deel. Uitgaef der Broedernim. Gent 1849.
Onpartydige volkshistorie der belgische Grondwet. Gent 1851.
Korte levensschets van Jacob van Artevelde (1295—1345) voor het volk geschreven. Gent.

Steyaert (J. J.), geboren den 26. April 1799 zu Gent, starb ebendaselbst in der Nacht vom 18. zum 19. April 1858. Zuerst Maler, vertauschte er 1821 die Kunst mit dem Lehrerfach. Seit 1828 war er als Oberlehrer der Gemeindeschule im Prinzenhof angestellt. Er wurde allgemein geliebt und geschätzt und stand dem schweren Lehrerberuf mit Liebe und Gewissenhaftigkeit vor. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten werden besonders hervorgehoben seine „Beschreibung der Stadt Gent" und „Eine Vergnügungsreise in Belgien." Noch in seinen letzten Tagen beschäftigte er sich damit, die Druckbogen des zweiten Werkes zu korrigiren.

Steyaert war Mitglied der Königlichen Gesellschaft der schönen Künste und Wissenschaften, der Genter Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk" und correspondirendes Mitglied der Akademie der schönen Künste und Wissenschaften in Antwerpen.

Over het lager onderwys in België, en een woord over een werk getiteld: Essai sur l'instruction primaire par C. Van Nerum. Gent 1838.
Beschryving der stad Gent, of geschiedkundig overzigt van die stad en hare bewooners, de merkwardige gebouwen, gestichten en maetschappyen, de beroemde Gentenaren enz. Gent 1838.
Verhandeling over de noodzakelykheid van eene wet op het onderwys in België, beschouwd als het geschicktste middel ter bevordering van de zedelykheid en welvaert der geheele natië. Gent 1840.

Stips (Andreas J.), geboren zu Antwerpen, gestorben ebendaselbst 1835 in dem Alter von 70 Jahren. Er war einer der Stifter der Antwerpner Gesellschaft „Zum Nutzen der Jugend" und lieferte viele Gedichte in die „Almanache," welche dieselbe von 1815—1822 herausgab.

Mengeldichten, uytgegeven door P. Visschers, priester. Leuven 1837.

Ter Bruggen (Edward Gerard Antoon), geboren zu Antwerpen den 29. Februar 1820. Seine Eltern waren Petrus Jan und Maria Theresia De Winter. Sein Großvater, aus Utrecht gebürtig, war religiöser Abweichungen wegen nach Antwerpen übergesiedelt, wo er die vlämische Rechtschreibung zu reformiren suchte und mit Des Roches ein vlämisches Wörterbuch herausgab.

Edward wurde zu Amsterdam in einer Anstalt bei seinem Verwandten, dem Professor Scherder, erzogen, der mehrere holländische Werke erscheinen ließ. 1834 nach Antwerpen zurückgekehrt, verband Ter Bruggen sich bald mit Theodoor Van Ryswyck, reiste mit ihm, um die vlämische Literatur zu verbreiten, und war unter denen, welche Conscience zum Vlämischschreiben anfeuerten. Er half die Commission zur Veröffentlichung der Geschichte von Antwerpen organisiren, war Sekretair derselben, sammelte viele Notizen und Dokumente und corrigirte die ersten Bände. Ebenso war er Sekretair des Kreises „für Kunst, Literatur und Wissenschaften" und ist noch jetzt Mitglied davon, so wi eauch von der „Akademie der schönen Künste" und dem „Oelzweig." Für die dramatische Gesellschaft „Liebe und Eintracht" übersetzte er aus dem Französischen von Hyppolit Romand das Trauerspiel „Alba's Geheimschreiber oder der Bürger von Gent," welches am 26. Oktober 1841 zu Antwerpen zum ersten Mal

gegeben und am 28. März 1842 zu Gent in dem von den Fontainisten ausgeschriebenen Preiskampf bekrönt wurde. Es erschien nebst einem Gelegenheitsstück „die gekrönten Erwartungen“ und einem „Bericht über den dramatischen Wettstreit zu Gent 1841“ unter dem Titel „Erinnerungen an den Genter Preiskampf.“ Der Bericht ist interessant, weil er die Art und Weise veranschaulicht, auf welche dergleichen Preiskämpfe vor sich gehen. Das Gelegenheitsstück ist heiter und frisch, das Vlämisch im Trauerspiel sehr gut. Ich würde das Stück seiner klaren Schreibart wegen Anfängern im Vlämischen anrathen. Außerdem schrieb Ter Bruggen noch Einzelnes im „Sprachverband,“ den er eine Zeit lang redigirte, im Genter Jahrbüchlein und im Nordstern. Seit 1848 ist er seinem Vater in dessen Stelle als Auctionator gefolgt.

Herinnering aen den Gentschen Pryskamp. Antwerpen 1842.

Torfs (Karl Louis), geboren zu Antwerpen den 7. April 1808, Sohn von Jan Baptiste und Anna Maria Pauline De Winter, heirathete den 24. September 1846 Anna Catharina Leytans. Mit Mertens zusammen bearbeitete Torfs die Geschichte von Antwerpen.

Hongersnooden in de Nederlanden. Taelverbond 1846.
Historisch bericht over de aerdbevingen in de Nederlanden. Taelverbond 1848.
Historische schets der watervloeden in België. Antwerpen 1850.

Van Boekel (C. H.), Holländer von Geburt, ist in Gent bei der Redaktion des „Börsencourants“ beschäftigt.

Nieuwe maend van Maria, naer het fransch van Muzzarelli. Gent.
Bertrand van Rains, naer het fransch van baron Jules De Saint-Genois Gent 1847.
De laetste dagen en verwoesting van Pompeja, naer het engelsch van Bulwer. Gent 1846.
Arnold van Rummen, of Loon en Luik in de XIVe eeuw. Gent 1847.
De heer van Trazegnies, historisch romantisch Episode uit den eersten Kruistogt. Gent 1847.
Het Davidshof op den Amandsberg, veldtriologie. Gent 1855.

Van Cannart d'Hamele (Frans Matthys), geboren zu Antwerpen 1761, gestorben ebendaselbst den 20. November 1843. Neunzehn Jahr alt, gab er, als Schüler des Augustinercollegiums zu Antwerpen ein Trauergedicht auf den Tod von Maria Theresia heraus, später besang er die Tapferkeit der Patrioten. Van Cannart war Priester, Licenciat der Theologie an der Universität zu Löwen und Vorsitzer der Commission zur Beaufsichtigung der Gemeindeschulen in Antwerpen. Heremans rühmt ihn als einen guten Niederdeutschen im umfassenden Sinne.

De nederduitsche Melpomene ofte treurende zanggoddinne, zig beklaegende over het droevig afsterven van haer deugdbezielde en doorluchtige souvereyne Maria Theresia. Antwerpen 1780.
Gedichten, opgedragen aen alle Vaderlandslievende. Antwerpen.

Van den Bossche (F. J.), Advokat zu Aelst in Ostvlandern, früher Deputirter, starb den 24. Juni 1858.

Verhandeling over de vlaemsche tael in vergelyking met de hollandsche. Aelst 1845.

Van den Broucke (Jan), geboren zu Ostende den 24. März 1783. Sein Vater war Reichseinnehmer, starb jedoch, als Jan, das jüngste von drei Kindern, erst fünf Jahr alt war. So konnte er denn nur bis zum zwölften Jahr in die Schule gehen und zwar, wie er selbst sagte, bei Lehrern, die selbst nicht viel wußten. Aber trotzdem lernte er schreiben und trotz seiner Schneiderarbeit schrieb er. 1835 bekam er zu Ostende den zweiten Preis für die lyrische Dichtung und 1842 einen für seine Abhandlung über die von der Gesellschaft „Eicheln werden Bäume" zu Eecloo ausgeschriebene Frage: „Welchen Vortheil kann ein geschickter Redner aus der Muttersprache ziehen?" Im Kampfstreit von „Eifer und Bruderliebe" 1845 erhielt er eine Ehrenmedaille für ein Zauberspiel: „Das Wunderbild oder das Geistereiland."

Die Fonteinisten erkannten ihm 1848 eine goldene Medaille zu. Sein Lustspiel „die vereitelte Entführung oder die Zwillingsbrüder" entsprach nicht der Aufgabe „ein Lustspiel, das vlämische Sitten vorstellen sollte," aber es war zu gut, um es unbelohnt zu lassen. Jan Van den Broucke starb den 4. April 1855 zu Brügge.

Het wonderbeeld of het geesten-eiland, tooverspel met zang in dry bedryven, 1845.
De doortogt naer Vlissingen, of de Sauve qui peut in het jaer 1809 aen de Dampoort te Brugge, blyspel met zang in een bedryf. 1845.
De verwarde Schaking of de Tweeling-zusters en de Tweeling-broeders, Blyspel met zang in twee bedryven en drie tafereelen. Brugge 1848.

Van den Broucke (Karl), geboren den 8 Mai 1824 zu Brügge, folgte seinem Vater, Jan Van den Broucke, sowohl in dessen Gewerbe, wie in dessen dramatischen Bestrebungen nach. Er war noch sehr jung, als sein Vater, dem er „seine geringen Kenntnisse" verdankt, ihn in die Gesell-

schaft „Eifer und Bruderliebe“ aufnehmen ließ. So oft nun die Gesellschaft Preisfragen aufstellte, kämpfte er mit und mehrere Male mit Erfolg. Ebenso wurde er 1852 zu Meenen und 1854 zu Kortryk bekrönt. In demselben Jahre schrieb er gemeinschaftlich mit Jan Goddefroy ein Singspiel, in zwei Aufzügen, „Bertha oder Muth und Heldenthat,“ wozu Herr Ubenet die Musik schrieb. Der Gouverneur von Westvlandern nahm die Widmung an, und die Regierung schenkte den beiden Mitarbeitern 150 Franken. 1856 schrieb Karl Van den Broucke allein ein Drama: „Die Rache um Mitternacht.“ Zwei neue Dramen sind noch nicht vollendet.

De Wraeck te middernacht, of 15 jaren later, tooneelspel met zang in vier bedryven. Brugge 1856.

Van den Hove (Victor Humbert Joseph Delecourt), geboren im Mai 1806 zu Bergen (Mons) im Hennegau. Den ersten Unterricht empfing er im Hause seines Vaters, welcher ein ausgezeichneter Arzt war. Dann studirte der junge Mann zu Löwen, wurde Doktor der Rechte und trat bereits mit dem 23. Jahr in den Staatsdienst. Er war zuerst Instructionsrichter, dann Beisitzer und später Vorstand des Strafgerichtes erster Instanz zu Brüssel. Für die vlämische Literatur ist besonders sein 1844 zu Brüssel herausgekommenes Werk: „La langue flamande, son passé et son avenir“ wichtig, worin er eine allgemeine niederdeutsche Rechtschreibung anempfahl, wie er denn auch eine allgemeine Verbrüderung aller niederländischen Stämme nicht nur wünschte, sondern auch hoffte. Zugleich trat er als beredter Anwalt für die alten mehr direkten Formen auf, welche den umschweifenden holländischen den Platz geräumt haben und bis jetzt überall, wo sie sich von Neuem zu zeigen versuchten, noch immer als unvlämisch, ja sogar als nicht niederdeutsch betrachtet wurden. Das

Niederdeutsch war für Van den Hove, unter diesem Namen schrieb er vlämisch, eine Jugendliebe; schon zu Löwen hatte er es kennen und lieben gelernt. Daß er die bürgerlichen und politischen Rechte des Vlämischen ebenso warm und beredt vertheidigte, wie er seine Schönheit und seinen Reichthum hervorhob, versteht sich von selbst. Auch wurden selbst von denen, die seine Ansichten in Bezug auf die sprachlichen Formen nicht theilten, seine Verdienste um die vlämische Sache auf das dankbarste anerkannt, und sein Tod, welcher den 16. November 1853 zu Brüssel erfolgte, war eine Trauer für alle Vlamingen. Er war seit 1848 mit Katharina Waefelaer sehr glücklich verheirathet, hinterließ jedoch keine Kinder. Mit J. W. Wolf gemeinschaftlich gab er 1846 zu Brüssel „die Bruderhand" heraus, und der „Nordstern," „der Sprachverband," „die Eintracht" und andere Zeitschriften hatten an ihm einen eifrigen und geistvollen Mitarbeiter. Entnommen habe ich diese Notiz aus der Lebensskizze, welche Friedrich Oetker über Van den Hove geliefert hat.

Over den Nadruck. 1846.
Staeltjen der volksprake in't hertogdom Sleswig. Antwerpen 1849. Brussel 1850.
De verbuigingen der oud-, middel- en nieuw nederduitsche spraek, brief aen professor Bormans. Brussel 1850.
Het Uithangbord, blyspel met zang, uit het daensch van Oehlenschläger. Brussel 1851.
Fragmenten uit den Heliand, het oudste nederduitsche gedicht.
Andere Fragmenten uit den Heliand, Almanach der Catholieken. Amsterdam 1853.

Van den Walle (Lodewyk), gebürtig aus Ostvlandern, gestorben zu Gent den 12. Juni 1855 in dem Alter von 39 Jahren. Er war Greffier der Königlichen Akademie für Zeichen- und Baukunde, Divisionschef bei der Provinzialregierung und

Aufseher der Lehrwerkstätten von Ostvlandern. Bei der letzten Industrieausstellung von Gent war er Sekretair der Commission. Für bedeutende Aufklärungen, welche er einem Beauftragten Preußens über die industriellen Zustände gab, empfing er den rothen Adlerorden.

De Graef Van Bucquoy. Nederduitsch Jaerboekje 1846.
De Belgische krygsroem en het gevecht van een Vlaemsch Gezelschap tegen een Fransch. Taelverbond 1848.
De hedendaegsche Gentsche Toonkundigen. Eendragt 1e Jaerg. 1846—1847.

Van der Voort (Michael Joseph Theodor), geboren den 18. Juli 1812 zu Antwerpen, wo er bereits 1836 mit Theodor Van Ryswyck u. A. die Rederykkamer „der Oelzweig" stiftete, welcher, leider, nicht immer seinem friedebedeutenden Namen entsprechen sollte. In demselben Jahre, d. 11. April, verheirathete er sich, 1840 siedelte er nach Brüssel über. Dort stiftete er 1842 die „Niederdeutsche literarische Genossenschaft," 1849 das vlämische „Mittencomité," 1844 und 1856 war er Präsident vom „Weingarten," außerdem Sekretair beim dritten niederländischen Congreß zu Brüssel und beim fünften in Antwerpen. Seit dem 23. Februar 1854 ist er Wittwer.

Obgleich der Name Van der Voort nie fehlte, wo es die vlämische Sache galt, so wurde er doch nie häufiger genannt, als im Frühling 1858, als Van der Voort sich weigerte, seine Steuern an die Gemeinde seines Wohnortes Schaarbeeke zu entrichten, so lange ihm die Steuerzettel in französischer Sprache zugesandt würden. Dieser Widerstand führte zu einem Prozeß, dessen Kosten durch eine freiwillige Einschreibung aufgebracht wurden. Später trat das Interesse an diesem einzelnen Falle vor dem mehr allgemeinen zurück, welches der Vorschlag der Sprachcommission anregte.

Gebeurtenissen van Antwerpen sedert 1830—1833. Antwerpen 1833.
Aen de nagedachtenis van onzen teergeliefden Vader Michiel Johan van der Voort, in den heer entslapen op vij. april MVCCCXXXIV.
Maximiliaen van Oostenryk, verhael uit de vaderlandsche geschiedenis. Antwerpen 1844.
Verslag over de grondbeginselen van het vlaemsche taelverbond, gedaen namens het nederduitsch tael- en letterkundig genootschap van Brussel, aen de heeren voorzitters der belgische maetschappyen te Antwerpen vergaderd, den 31. october 1845. Brussel 1845.
Maria van Burgundië, tydvak uit de geschiedenis van onz vaderland. Brussel 1847.
Redevoering over de noodzakelykheid om de tael den vreemdelingen nuttig te maken, met aenwyzing der middelen, welke daertoe aen te wenden zyn. Brussel 1855.

Van de Velde (Hyppolit Frans), geboren zu Hamme bei Dendermonde den 26. Februar 1805, besuchte zuerst eine Privatschule, dann das College von St. Nikolas zu Dendermonde, studirte zu Gent die Rechte, erhielt 1828 das Diplom als Advokat, war bis 1835 Substitut des königlichen Procureurs, bis 1837 Procureur, dann Präsident des Gerichtes zu Veurne und ist gegenwärtig Untersuchungsrichter am Criminalgericht zu Brüssel.

Ein Artikel über die vlämischen Bestrebungen Wolfs, den er persönlich kannte, brachte ihn in Beziehungen zum Abbé Carton, dem bekannten Archäologen in Brügge, und die Folge dieser Bekanntschaft war die Ernennung zum Mitglied der Société d'Emulation, in deren Annalen der Artikel über Wolf erschienen war. Auch an den vlämischen Sagenstudien seines Bruders Jaek hat Hyppolit lebhaften Antheil genommen, herausgegeben aber nur eine Beschreibung der Prozession von Veurne.

Geschiedenis der Veurnsche Processie, van deszelfs oorsprong tot heden. Veurne 1855.

Van Dooſſelaere (Iſidor Sebaſtian), geboren zu Gent den 24. Juli 1816. Er empfing einen nur mittelmäßigen Unterricht in einer Schule, wo man Alles lehrte, außer der Mutterſprache. Elf Jahr alt kam er zu einem Kupferſchmied in die Lehre, blieb jedoch nur bis 1832 bei dieſem Handwerk und vertauſchte es alsdann gegen die Buchdruckerkunſt, welche er in der Stadtdruckerei von Annoot=Brackman erlernte. Hier kam er als Obergeſelle bald an die Spitze des Geſchäftes, und zugleich lernte er durch Heeremans, deſſen Bekanntſchaft er gemacht hatte, die Regeln des Vlämiſchen kennen. Durch Van Peene ermuthigt, überſetzte er ein Stück aus dem Franzöſiſchen und kam ſo dazu, ſich mit dramatiſchen Arbeiten zu beſchäftigen, welche bei der Aufführung vielen Beifall genoſſen. Eines, das hübſche einaktige Sprüchwort: „Vorgethan und nachbedacht hat Manchen in groß Leid gebracht,“ iſt in's Deutſche überſetzt und mir ſomit weggenommen worden, die übrigen ſind ſämmtlich zu lang. Das Drama „Richilde“ erhielt in dem durch die Fonteiniſten 1848 ausgeſchriebenen Kampfſtreit eine ehrenvolle Nennung und wurde durch dieſelbe Geſellſchaft am 7. Januar 1849 auf Minards Theater zum erſten Male aufgeführt. Durch die Regierung nach der Londoner Ausſtellung geſchickt, ſandte Van Dooſſelaere im November 1851 an den Miniſter des Innern einen Aperçu sur la Typographie à l'Exposition de Londres, den er September 1852 in einer eigenen Druckerei herausgeben konnte und zwar unter dem Titel artisan décoré, denn die Regierung hatte ihm die Arbeitermedaille erſter Klaſſe verliehen. Vom König empfing er eine große goldene Medaille für das 1857 erſchienene Prachtwerk, die Beſchreibung der Feſte, welche Gent den 31. Auguſt und 1. September 1856 dem König zur fünfundzwanzigjährigen Feier ſeiner Thronbeſteigung gegeben hat.

Bruno de Spinner, blyspel met zang in twee bedryven, naer het Fransch
Gent 1846.

Richilde, drama in vier bedryven en in vyf tafereelen. Gent 1848.
Gerechtigheid van Boudewyn Hapkin, graef van Vlaenderen. Gent 1848.
Geen geluk zonder deugd, drama in drie bedryven. Gent 1851.
Een reisje naer de tentoonstelling van Londen. Gent 1851.
Het dagboek van een fabrikmeisje, tooneelspel met zang in drie bedryven, naer het fransch van Cormon en Grange. Gent 1852.
Verzint eer gy begint, spreekwoord in een bedryf. Brussel 1853.
Het beeld, tooneelspel met zang in een bedryf, naer het fransch van Scribe en F. Sauvage. Gent 1854.

Van Even (Gerard Edward), geboren den 6. Dezember 1821 zu Löwen, wo sein Vater, Anton Joseph, mit Alterthümern handelte. Das Lokal, welches er bewohnte, hatte zu dem vormaligen Kloster der Carmeliterinnen von Skt. Nikolas in der Vlamingstraße gehört und war voll von allen möglichen Kunstgegenständen, die durch die Aufhebung der geistlichen Verbrüderungen, der Gilden und Gewerke in den Handel gekommen waren. Die ersten Eindrücke, welche der Knabe empfing, waren folglich malerisch und historisch. Sein Spielzeug bestand aus Handschriften auf Pergament, verziert mit Miniaturen, Charten mit großen herabhängenden Siegeln, Statuetten, Bildchen, Kupferstichen u. s. w. Er lernte alle diese Dinge allmählich mit solcher Leidenschaft lieben, daß er bittere Thränen vergoß, so oft irgend etwas davon durch Verkauf aus dem Hause kam. Deshalb fühlte er auch keine Neigung, das Geschäft des Vaters fortzusetzen. Das Gewölbe wurde häufig von ausgezeichneten Männern besucht, unter denen Van Even mehrere bedeutende Maler, den Bildhauer Goyers, der das Stadthaus zu Löwen herstellte, den Baron von Reiffenberg und dessen beide Schüler, Serrure und Schayes, nennt. Der Umgang mit diesen Männern befestigte den Knaben in dem Entschluß, sich der Wissenschaft zu widmen und 1832 das Erlernen der lateinischen Sprache zu beginnen. In der Geschichte und Philosophie unterrichtete ihn

ein Freund seines Vaters, der bekannte Numismatiker J. P. Meynaerts, mit welchem Van Even bis zu dessen am 28. Januar 1856 erfolgten Tod, im täglichen vertraulichsten Verkehr lebte. 1836 begann Van Even die Zeichenstunden auf der Akademie der schönen Künste in seiner Vaterstadt zu besuchen und fuhr bis zu dem Tode seines Vaters, 1840, in diesem Studium fort. Die Sache der Muttersprache hatte inzwischen auch Anklang in dem Herzen des Jünglings gefunden, und um sich ihr mit Erfolg widmen zu können, besuchte er 1845 den Cursus der Niederdeutschen Literatur, welchen Professor David mit so glücklichem Erfolg an der Hochschule von Löwen eröffnet hatte. In dem Sommer desselben Jahres gelang es ihm, die uralte Rederykkammer, „Die Rose,“ wieder in's Leben zu rufen. Sie wirkte außerordentlich günstig für die Wiederbelebung des Vlämischen unter der Bevölkerung und empfing am 30. Januar 1850 vom König Leopold den Titel einer Königlichen Gesellschaft. Van Even war bereits am 23. September 1847 zum beständigen Präsidenten gewählt worden.

Schon früher, den 19. Februar 1846, wurde er Anbetrachts seiner bibliographischen Kenntnisse zum Unterbibliothekar der Universität ernannt. Diesen Posten vertauschte er am 1. Februar 1853 mit dem eines Archivars. Ich selbst habe seine Bekanntschaft in dem wunderschönen Stadthause gemacht, in welches seine künstlerische Persönlichkeit vollkommen hineinpaßt. Um ihm einen neuen Beweis von Vertrauen und Zufriedenheit zu geben, ernannte der städtische Rath ihn am 14. Juli 1854 zum Mitglied der Akademie der schönen Künste und unmittelbar darauf wählte die Verwaltung derselben ihn zum festen Sekretair, ein Amt, dem er bis heute zur vollkommenen Befriedigung der Lehrer sowohl wie der Schüler vorsteht.

Van Even steht in Beziehungen mit sämmtlichen Archäologen und Geschichtsforschern Belgiens und außerdem in Holland mit Holtrop, Cambell, de Vries, A. J. Aelberding-Thym,

in Deutschland mit G. Waagen und E. Hartsen, in Frankreich mit Graf Leon de Laborde u. A. Diplome empfing er 1832 von der Gesellschaft „Mit Zeit und Fleiß" zu Löwen, 1849 von der Gesellschaft „Die Eichel" ebendaselbst, 1851 von der „Historischen Genossenschaft" zu Utrecht, 1852 von der Gesellschaft „für Sprache und Kunst" zu Antwerpen, und von der Académie Belge d'histoire et de Philologie, 1853 von der British Academy of universal Industry and Arts zu London, vom Comité flamand de France zu Dünkirchen, von der Gesellschaft „Die Sprache ist ganz das Volk" zu Gent, und von der Société historique et archéologique zu Maestricht, 1857 vom Cercle archéologique de Bruxelles, 1858 von der Société royale des beaux-arts et de littérature zu Gent. Seit 1854 ist er in Löwen bei allen städtischen Commissionen für Kunst, Wissenschaft und Literatur. Er schreibt und schrieb viel französisch, besonders in gelehrte Journale, doch mehr noch niederdeutsch.

Levensberigt van den Schilder Quinten Metsys. Leuven 1846.

Levensberigt van den Portretschilder Hendrik-Anna-Victoria van der Haert. Diest 1847.

Twee refereinen betrekkelyk tot de geschiedenis van Leuven door Jan Stroosnyder, vlaemschen dichter uit de 16e eeuw, heruitgegeven met inleiding en aenteekeningen. Leuven 1852.

Justus Lipsius als vaderlander beschouwd. 1853.

Jaerboeken van Leuven van 240 tot 1507 in 't Latyn opgesteld door P. Divaeus, in't nederduitsch overgebragt door W. A. van Dieve. Thands voor de eerste mael gedrukt met inlasschingen en aenteekeningen Leuven 1858—1857.

Nederduitsche Kunstenaers vermeld in de onuitgegevene geschiedenis van Leuven door J. Molanus (1585). Amsterdam 1858.

Van Geert (L.), gebürtig aus Gent, wo er als Oberst außer Diensten jetzt wohnt.

De dood van Egmont, vaderlandsch drama in drie bedryven en vier tafereelen. Door de koninglyke maetschappy Broedermin en Taelyver, den 24. october 1852, op Minards-schouwburg, voor de eerste mael vertoond. Gent 1853.
Montigny, tooneelspel in drie bedryven. Brussel 1855.

Van Hoogeveen-Sterck (L.), Holländer von Geburt, Mitglied der „Gesellschaft für niederländische Literatur" zu Leyden, correspondirendes Mitglied von der Königlichen Gesellschaft der schönen Künste und Wissenschaften, von „Die Sprache ist ganz das Volk" zu Gent und mehreren andern gelehrten Gesellschaften. Er hielt sich mehrere Jahre in Antwerpen auf, wo er von 1844 bis 1848 die Monatschrift „der Rederyker" herausgab. Diese Zeitschrift, deren Redaction dann an Van Kerckhoven überging, hatte, so lange Van Hoogeveen-Sterck an der Spitze stand, wenn auch nicht politisch, so doch literarisch eine entschieden „nordniederdeutsche" Tendenz.

De trappist, een verhael. Antwerpen 1843.
Christus, christen kersttoonen. Antwerpen 1844.
Aen den beeldhouwer Joseph Geefts. Antwerpen 1844.
De geschiedenis van het eerste menschenpaer. De vlaemsche Rederyker 1844.
Eene bladzyde uit de geschiedenis van Frankryk.
De Schyndode.
Johan.
De slag by Nieuwport. Antwerpen 1845.
De diamant van Venetiën. De vlaemsche Rederyker 1845.
Bertha, een berymd verhael.
De beschouwing der Natuer, een bron van nut en genoegen. Eene voorlezing.
Ken u zelven. Fragment eener verhandeling.
Het sterfbed.
Christus, christen-paeschtoonen. Antwerpen 1845.
Een vriend myner jeugd. De vlaemsche Rederyker 1846.

Frans I., koning van Frankryk, en Louize, gravinne de Faverange.
De St. Jacobs-kerk te Luik.
S' Konings beeldhouwer Guillaume Geefs.

Van Melckebeke (Guillaume Jan Josse), geboren den 11. Oktober 1811 zu Mechelen (Provinz Antwerpen). Nachdem er im August 1836 mit Auszeichnung seine Examina als Apotheker bestanden, ließ er sich im September 1837 in seiner Vaterstadt nieder, wo er im April 1840 eine medicinische und naturwissenschaftliche Gesellschaft gründen half, deren Sekretair er noch jetzt ist. Am 8. Juni 1841 verheirathete er sich mit Sidonie Barbe Josephine Van Langendonck.

Nachdem Van Melckebeke auf Französisch mehrere medicinische Schriften herausgegeben, von denen die meisten in's Spanische übersetzt worden sind, wandte er, durch den enthusiastischen Zetternam für die vlämische Sache gewonnen, sich dem Studium der Muttersprache zu, wozu für einen Mecheler kein kleiner Grad von Muth gehört, denn nirgends wird das Vlämische so verhöhnt, wie in Mechelen. Van Melckebeke hat sich nicht abschrecken lassen und in der Vlämischen Schule bereits zwei gute Aufsätze geliefert, den einen über das Skt. Heilwigshospital in Mecheln, den andern über F. J. Van Geel, seinen Mitbürger, der als Direktor der Akademie der schönen Künste zu Antwerpen starb.

Van Melckebeke ist Sekretair des Distriktes von Malines beim belgischen Medizinalkongreß, vereideter Chemist beim Tribunal seiner Vaterstadt und Mitglied der Gesundheitskommission derselben, sowie des dortigen Comité's für die Herausgabe aller Grab- und Gedenkschriften der Provinz Antwerpen. Ferner ist er Redakteur des in Barcelona erscheinenden Telegrafo medico, wirkliches Mitglied der belgischen Akademie für Geschichte und Philologie, der historischen und archäologischen Gesellschaft in Maestricht und der Société

de pharmacie in Brüssel und correspondirendes Mitglied der Société libre des pharmaciens und der Société de médecine pratique de la Province in Antwerpen, der medizinischen Gesellschaften in Boom, Willebroeck und Rotterdam, der Akademie für Medizin und Chirurgie in Madrid, des Cercle pharmaceutique in Montpellier, der Akademie für Medizin und Chirurgie in Barcelona, der Société médicale in Neuchatel, der Société Jurassienne d'émulation in Porrentruy in der Schweiz, der Académie d'Archéologie de Belgique, der Société Vaudoise des sciences médicales und der Société des sciences naturelles in Neuchatel.

Verhandeling over het St. Heilwich's godshuis te Mechelen. Mechelen 1855.
Levensschets van F. J. Van Geel. Mechelen 1858.

Van Loo (Thomas), starb im Februar 1851 zu Brügge, wo er früher Professor der Chemie und Botanik war. Ebenso war er Mitglied der medicinischen Provincialcommission für Westvlandern.

Vlaemsche dichtkunst, in vier zangen en heldenverzen beschreven, gevolgd door de vlaemsche Prosodia. Brugge 1842.
Rouwklagt van Th. van Loo op zyne moeder.

Van Migem (Eugenius), starb, 40 Jahr alt, den 24. Juni 1849 zu Beveren im Lande Waes, wo er geboren und zwanzig Jahr Lehrer gewesen war. Er schrieb für die Schulen eine „Kurze Geschichte von Belgien“ und lieferte viele Beiträge in das Jahrbüchlein.

Beknopte geschiedenis van België. Gent 1844.

Van Roo (Lodewyk Frans Emmanuel), geboren zu Dixmude den 27. Februar 1785. Er wurde mit 23 Jahren Sekretair seiner Vaterstadt und füllte diesen Posten acht Jahre lang unter den schwierigen Verhältnissen aus, welche die französische Herrschaft mit sich brachte. 1816 ward er Notar, den 11. November 1836 starb er zu Dixmude, welches er nie verlassen, dem er stets nach Kräften gedient hatte. Ein „Jahrbuch der Stadt Dixmude," die Biographie von G. A. Senave, bekanntem Maler aus Hoo in Westvlandern, und die Uebersetzung eines französischen Stückes „Clementine und Desormes" machen seine literarischen Beiträge aus, sein bestes Werk war, nach Prudens Van Duyse, die literarische Erziehung von Maria Doelaeghe, Frau Van Ackere.

Jaerboek der stad Dixmude, beginnende met het oogenblik van de verovering der Nederlanden door de fransche troepen, in het jaer 1792; door eenen inboorling. Dixmude.

Van Tergow (Ferdinand Lambert Joseph de Mets), geboren 1833 zu Gouda, Sohn von Ferdinand de Mets aus Antwerpen und Anna Catharina Mertens aus Amsterdam, studirte zu Löwen, wo er Sekretair der Gesellschaft „Für Zeit und Fleiß" war. Candidat der Philosophie, ist er jetzt Professor in Antwerpen, wo er im „Sprachverband" schrieb.

Lofrede op P. J. Van Kerckhoven. Antwerpen 1857.

Van Walrawe (Hendrik Sermon), geboren den 17. Februar 1833 zu St. Pieters Leeuw in Brabant, Sohn von Tobie Sermon und Anna Maria Walrawens, bereitete sich zuerst auf dem Collegium von Hal und dann auf der Normalschule von Lier zum Lehrerfach vor und schreibt bald unter dem Namen seines Vaters, bald unter dem seiner Mutter, welchen er vorzieht, weil es ein vlämischer ist.

De Vlaming en de staet, in het tegenwoordig België. Antwerpen 1857.

Varas (Frederik Mattheus Edward Van Develen), geboren zu Antwerpen den 12. September 1834, wurde mit sechzehn Jahren durch den Tod seines Vaters genöthigt, die Schule zu verlassen und sich nach Broderwerb für seine Mutter umzusehen. Er war Schreiber bei mehreren bedeutenden Handlungshäusern in Antwerpen, und kam im Frühjahr 1858 auf das Comptoir eines großen Kohlengeschäftes zu Ougrée bei Lüttich, wo er am 24. November 1858 starb. Varas war Mitarbeiter an der Schelde und stiftete 1856 mit einigen Freunden das „Volksblatt." In seinen beiden eigenen Arbeiten will man eine Neigung zu Zetternams Art und Weise erkannt haben. Von einem Roman in zwei Bänden erschien nur der Prospectus. Diese Notizen sind aus der Schelde vom 27. November 1858.

Het ongelukskind. Antwerpen.
Zaturdagavond, volksschets. Antwerpen.

Vervier (Karel August), geboren zu Gent den 15. August 1789, kam, nachdem er auf der sogenannten Centralschule in seiner Vaterstadt seine Humaniora beendigt hatte, nach Paris

unter die Leitung des Abt Guyot, eines Freundes seines Vaters. Dieser ließ ihn verschiedenen Lehrgängen an der Pariser Universität folgen, dann bestimmte er sich dem Wunsch seiner Eltern gemäß für das Finanzfach und war von 1809 bis 1814 Bankier in Gent. Im Februar dieses Jahres wurde er durch die Barone Van Crumpipen und Van Ertborn nach Brüssel berufen, um das neue Finanzsystem einrichten zu helfen. Als Belohnung für seine dabei geleisteten Dienste empfing er vom Grafen von Beaufort, Gouverneur von Belgien, im März 1814, die Ernennung zum Einnehmer von Eecloo, einem der vier Bezirke von Ostvlandern, ein Posten, dem er vorstand, bis derselbe im Jahre 1833 aufgehoben wurde. Im Mai 1820 wurde er zu einem der Mitglieder von der Commission ernannt, welche zu Gent die große Ausstellung von Proben der nationalen Industrie zu besorgen hatte. Seit demselben Jahre bis jetzt ist er Mitglied der Provinzialstaaten von Ostvlandern. Von 1824 bis 1830 war er unter Herzog Bernhard von Weimar Unterpräsident von dem Genter Departement „Für den Nutzen des Allgemeinen." Am 30. August 1831 wählte ihn die Stadt Gent in den belgischen Senat, von 1827 bis 1856 war er zu Gent Director der Akademie für Zeichen-, Bau- und Bildhauerkunst, Director der literarischen Abtheilung bei der „Königlichen Gesellschaft der schönen Künste," Mitglied der Commission für die städtischen Freischulen, Präsident der Commission zur Erhaltung alter Denkmäler, Curator des Athenäums u. s. w. Als Literat ist Vervier der älteste der vlämischen Dichter. Er schrieb bereits seit 1816 in den „Belgischen Annalen," später viel im Messager des Arts et des Sciences und fast in allen niederdeutschen Zeit- und Monatschriften sowohl in Holland wie in Belgien. Im Jahre 1820 gab er in Gent seine erste Sammlung niederdeutscher Gedichte heraus, die vom Professor Raoul in Gent in's Französische übersetzt wurden. Zwanzig Jahr später erschien die zweite, und noch jetzt schweigt Vervier nicht, ich habe von ihm einige schöne Gedichte an Conscience und die

belgische Dichterin Louise Stappaerts erhalten, aber, leider, zu spät, um noch Gebrauch davon machen zu können. Daß Vervier Mitglied von so und so viel gelehrten Gesellschaften ist, versteht sich von selbst; in Eecloo, diesem vorzüglich durch den Aufenthalt von Dichtern begünstigten Städtchen, war er Präsident der Rederyker-Gesellschaft „Aus Eicheln werden Bäume."

Letteroefeningen. Gent 1840.

Visschers (P.). Zuerst Lehrer am kleinen Seminar zu Mecheln, von 1838—1843 Pastor in Heyst-op-den-Berg, seitdem bis jetzt Pastor an der St. Andreaskirche in Antwerpen. Außer seinen zahlreichen Werken schrieb er eine Menge niederdeutscher und lateinischer Gelegenheitsgedichte und lateinischer Oden und gab Beiträge in die „Niederländischen Beiträge," den „Mittler," das „belgische Museum," den „Schul- und Literaturboten," den „Vlämischen Bienenkorb," u. s. w.

Den spiegel der zondaren. 1827.

Geschenk aen de R. C. jeugd. Naer Pianotti. 1828.

Raedgevingen om eenen zaligen levensstaet te verkiezen; naer het fransch. 1828.

Samenspraeken over de godslastering, het lezen van slechte boeken enz. 1828.

Mengelingen over de opvoeding en het onderwys. 1828.

Leerreden of gespreken over verschillende onderwerpen; naer het fransch van De Meslé. 1828.

Dagelyksche oefeningen over het lyden van O. H. Jesus Christus, gedurende den vasten. 1829.

De twee leerlingen Peter en Joannes, elkander voor den eerste communie onderwyzende. 1829.

Stigtende verhaelen voor de jeugd, naer het fransch. 1829.

Levensschets van den gelukz. dienaer Gods, Benedictus Joseph Labre. 1829.

Levensschets van S. H. Paus Leo XII. 1829.

Oefening van het inwendig gebed. Naer het fransch. 1829.
De noodzakelykheid van aelmosen te geven. 1829.
Over den Paus; naer De Lammenais; — over de Kerk; naer Fénélon. Verdedigschrift tegen de aenvallen aen de R. C. Kerk toegebragt. 1829.
Wat is de Kerk en welke is de alleenzaligmakende Kerk. 1829.
Geschenk aen de R. C. jeugd. 1831.
Levensschets van den H. Franciscus de Sales. Antwerpen 1831. Mechelen 1839.
Godsdienstige en zedekundige lessen voor de jeugd. Antwerpen 1832.
Kort begryp van de gewyde geschiedenis. Naer Loriquet 1833.
Grondregels der latynsche tael. 1833.
Geschenk aen de R. C. jeugd, op den dag van den H. Aloysius van Gonzaga. Leuven 1834.
Gebedenboek voor R. Catholyken, met overwegingen en oefeningen. 1834.
Romeynsche geschiedenis van de stichting van Roomen tot aen den ondergang van het westersch ryk; volgens P. Loriquet. 1834.
Den kapitein Robert, of den vader des huisgezins, tot den godsdienst wedergebragt. Leuven 1834.
Antonius en Mauritius. Naer het fransch van Jussieu. 1834.
Onderrigting over het huwelyk. Naer het hoogduytsch van Johan Georg Pfister. Leuven 1834.
Den Christen overweegende het lyden en de dood van Onzen Zaligmaker. Leuven 1835.
Herstelden luyster van den R. C. godsdienst in Belgien, en het H. Sacrament van Mirakel te Brussel. Brussel 1835.
Godsdienst en zedeschetsen de jeugd. Mechelen 1835.
Laetste hulde van vriendschap aen Mr. Jacobus Josep Delin. Antwerpen 1835.
Theophilus, een nieuwjaersgeschenk aen de jeugd. Leuven 1836.
Catechismus of christelyke leering. 1836.
Stigtende verhaelen, leesboek voor meerdergevoorderden. 1836.
Vlaemschen en franschen woordenboek, ten gebruyke der schoolen en opvoedingshuyzen. Leuven 1836.
Nieuw vlaemsch-fransch woordenboek. Leuven.
Keus van nederduytsche fabelen en gelegenheidsgedichtjes. Brussel 1836.
Christelyke onderwyzing in de huysgezinnen. 1837.
Hs. mengeldichten, nagelaeten door A. J. Stips. 1837.
Aengenaeme avondstonden. 1837.
Een woord over de oude Rhetorykkamers in het algemeen en over die van Antwerpen in het byzonder. Gent 1837.

Onderrigtingen over de dansvergaderingen, naer het fransch van Hulot.

Keus van vermakelyke liedekens. 1838.

Reis naer Jerusalem en den berg Sinaï; door P. M. J. J. de Géramb. Uyt het fransch vertaeld. Antwerpen 1838.

Redevoering by de plegtige prysuytdeeling aen de behoeftige kinderen, onder het beleyd der broeders van goede werken, uytgesproken in de metropolitaensche kerk van den H. Rumoldus binnen Mechelen, den 31 van wintermaend 1838. Mechelen 1838.

Levensschets van den H. Lambertus bisschop van Maestricht, maertelaer en beschermheiligen van Luik, apostel der Nederlanden, met geschiedk. aenteekeningen. Mechelen.

Levensschets van den H. Willebrordus, met plaetselyke geschiedkundige aenteekeningen. 1839.

Uytspanningsueren ten nutte besteed. Mechelen 1839.

Geschiedkundige inlichting over het Norbertynsch Collegie en de voornaemste bibliotheken te Roomen. Antwerpen 1841.

Redevoering over de godsdienstige opoveding. 1841.

Redevoering tot de achtbare jongelingen Joan. Bapt. Laumans en Felix Suetendael van Heyst-op-den-Berg. 1841.

De H. Franciscus van Assisi; beschryving der merkwaerdigste oudheden dezer stad. Brussel 1842.

Het liefdadig Roomen. 1842.

Redevoering ter gelegenheyd der plegtige prysuitdeeling aen de kinderen der gemeente- en zondagschoolen te Heyst-op-den-Berg. 1842.

Reis naer Loretten. 1843.

Myne winteravonden. Antwerpen 1844.

Geschiedkundig verhael van de Reliquiën der XXXIJ uitmuntende Heiligen, berustende in St.-Andrieskerk te Antwerpen. Antwerpen 1846.

Maria Stuart, met eene aenteekening nopens haer portret en het gedenkstuk van hare twee staetsdamen, Barbara Monbray en Elisabeth Curle, in St.-Andrieskerk te Antwerpen. Antwerpen 1846.

Oude en nieuwe byzonderheden van St.-Andrieskerk te Antwerpen. Antwerpen 1846.

Bundel van jaerschriften en dichtjes ter eere van de XXXIJ Heiligen. 1846.

Bezoek van Nikolaes, Keizer van Rusland, aen S. H. Gregorius XVI, Paus van Roomen. 1846.

Zondagschoolen te Antwerpen. Antwerpen 1847.

Geschiedenis van het Jubilé des heylig jaers. Antwerpen 1850.

Hulde aen de nagedachtenis van den zeer eerw. heer Cornelius van Vaerenbergh, pastoor van St.-Pauluskerk te Antwerpen. 1850.
Hulde aen de nagedachtenis van den achtbaren en geleerden heer Antonius Leo Zilgens. Antwerpen 1850.
De zondaer aen den voet van het Kruis tydens het Jubilé. 1850.
De zondaer aen den voet van het H. Kruis. 1850.
Naemrol der eerw. heeren pastoors, onderpastoors, biechtvaders enz. van St.-Andries-parochie te Antwerpen, sedert 1829 tot heden. Antwerpen 1851.
Instelling van het broederschap der veertiendaegsche beregting in St.-Andrieskerk, ten jare 1676. Antwerpen 1851.
Verzameling van grafschriften en opschriften van St.-Andrieskerk te Antwerpen. Antwerpen 1852.
Hulde aen de aloude antwerpsche weldadigheid. 1852.
Jets over twee beroemde kunstmeesters der XVIe eeuw, Jacob Jonghelinck, metaelregister en penningsnyder, en Octavio van Veen, schilder. 1852.
Historische avondstonden. Antwerpen 1852.
Sint Juliaens gasthuis te Antwerpen. Antwerpen 1854.
Jets over den veldslag by Heekeren tusschen de Franzosen, de Spanjaerden en de Hollanders, den 30 juny 1703. Antwerpen 1855.

Willems (Alphons), geboren zu Brüssel den 21. Februar 1839. Sein Vater, Leonard Willems, war Bürgermeister zu St. Josse ten Noode*), wo er auch jetzt noch wohnt. Alphons studirte auf dem Athenäum und auf der Universität seiner Vaterstadt und bestimmte sich einem unabhängigen wissenschaftlichen Leben. Karl Stallaert hat ihm die Liebe zur vlämischen Literatur eingeflößt, Edgar Quinet ist auf seine Richtung im Allgemeinen von großem Einfluß gewesen. Bis jetzt hat er in der Revue trimestrielle einen Artikel über Hoofd, im Messager des sciences einen über le Poême du Renard geschrieben. Für die Revue trimestrielle bereitet er „Maerlant" vor und mit Karl Stallaert zusammen will er französisch eine vlämische

*) Vorstadt von Brüssel.

Literaturgeschichte schreiben. Außerdem gab er 1858 in Brüssel „Ph. van Marnix Bijenkorf der H. Roomsche Kerke“ in zwei Bänden heraus.

Alphons Willems ist eine der künftigen Bedeutendheiten des Vlämischen.

Willems (Jan Frans), geboren den 11. März 1793 zu Bouchout, einem Dorfe bei Antwerpen. Aus einer Geschlechtstafel, welche Herr Visschers, Pastor von St. Andreas zu Antwerpen seiner „Gedenkschrift über Johannes Malderus, fünfter Bischof von Antwerpen“ beigefügt hat, ersehen wir, daß Jan Frans das älteste von vierzehn Kindern war. Sein Vater, Joannes Baptista, wurde den 15. November 1769 zu Gheel geboren, war in Bouchout, wo er vierzig Jahr lang wohnte, zuerst Vermesser, dann Steuereinnehmer, und starb dort den 15. August 1838. Er hatte sich den 14. Februar 1792 zu Hove, Provinz Antwerpen, mit Joanna Maria Verrycken verheirathet, welche ihm am 18. Oktober 1837 vorausging. Wie mir der älteste der beiden noch überlebenden Brüder des Dichters, Joannes Baptista, seit achtzehn Jahren Professor des Niederdeutschen am Athenäum zu Doornyck, bei meinem Aufenthalt in Tournay erzählte, war das Familienleben der Willems ein patriarchalisches, was sich übrigens schon aus der großen Zahl der Kinder, sowie aus dem langen ruhigen Wohnen an einem und demselben Orte schließen läßt. Die Kinder lernten die Muttersprache wirklich von der Mutter, in den Liedern, die sie ihnen sang, in den kleinen Gebeten, welche sie ihnen vorsagte. Von seinen ersten Jahren hat Willems selbst im belgischen Museum VIII. Theil 1844 erzählt. „Von meinem zwölften bis zu meinem funfzehnten Jahr,“ sagt er, „wohnte ich in der Stadt Lier, wo ich unter der Leitung meines unvergeßlichen Freundes, des Advokaten Bergmann, meine Studien fortsetzte. Bald wurde ich dort mit den dramatischen

Darstellungen der beiden noch bestehenden Lierschen Rhetoreikammern bekannt, welche mir das Refereinen (Recitiren) und später das Rollenspielen lehrten. Das erweckte bei mir Lust zum Versemachen, so daß ich, noch nicht vierzehn Jahr alt, bereits eine heftige Satyre gegen den Maire von Bouchout dichtete, durch den mein Vater kurz zuvor den Posten als Percepteur des Contributions verloren hatte. Zu jener Zeit war Meister Bouwens, Stadtlehrer zu Lier, der vornehmste Dichter an den Ufern der Nethe. Er beehrte mich mit seiner Freundschaft und seinen Rathschlägen, und lieh mir nacheinander, doch immer nur auf einige Tage, die Werke von etwa zwanzig holländischen Dichtern, besonders die von Feitama, dessen gewählte Versification er sehr hoch schätzte. Ich habe noch eine Abschrift von „Heinrich dem Großen," welche ich binnen vier oder fünf Nächten verfertigte. Ein anderer Dichter, P. Ceulemans, las mir einen Theil von seiner gereimten Uebersetzung von Weiße's Romeo und Julie vor, ein Stück, welches ich viel mehr bewunderte, als später das von B. Fremery.

„Da ich eine besondere Anlage zur Schauspielkunst zeigte, so ziemlich geschickt in der Musik war und eine klare Stimme besaß, so meinte man, daß ich sehr gut geeignet sei, um ein Mädchen oder einen Engel vorzustellen. Die Caecilianer der Hauptkirche (St.-Gummarus), bei denen ich täglich sang oder die Orgel spielte, brachten mich zuerst auf die Bretter. Einst spielte ich in der „Geburt und erste Jugend Jesu Christi" den Engel Gabriel, aber in „Joseph" und in den „Maccabäern" war ich nur Figurant. Ich erinnere mich noch, wie unser Hauptmann, der Herr Van den Brande, Kirchenmeister von St.-Gummarus, ein höchst gottesfürchtiger Mann, noch ehe der Vorhang aufging, uns auf der Bühne niederknieen ließ und die Litanei unserer lieben Frau vorlas, damit die Vorstellung gut ablaufen möge. Es war wunderlich anzusehen, wie alle Personnagen durcheinander knieten, und wie St. Joseph und U. L. Frau (nota bene U. L. Frau mit

einem Bart), Herodes, die drei Könige, die Engel und die schwarzen Teufel wie mit einer Stimme antworteten: „bitte für uns! bitte für uns."

Aus diesem seltsamen Leben heraus kam Jan Frans 1809 in die Schreibstube eines Notars. Doch entsagte er darum nicht dem Dichten. 1811 wurde zu Gent ein Preiskampf ausgeschrieben, um „die Schlacht bei Friedland" und den „Frieden von Tilsit" zu feiern. Willems gewann den Preis. Außerdem machte er mehrere vlämische Gelegenheitsgedichte, so wie er für die Antwerpner literarische Gesellschaft, deren Mitglied er war, unter mehreren Volkskomödien auch „Quinten Massys" verfertigte und bei den Aufführungen derselben sich gern die ersten Rollen zueignete. Zugleich begann er gemeinschaftlich mit einigen Freunden den Almanach „Nutzen und Vergnügen" herauszugeben.

1818 schloß er sich mit dem Gedicht „An die Belgier" entschieden an die niederländische Regierung an, welche bereits nicht mehr populair war. Die Dichtung wurde daher in Belgien ebenso kühl aufgenommen, wie sie in Holland freudig begrüßt wurde. Der Einnehmerposten in Antwerpen, zu welchem Willems bald ernannt wurde, ließ ihm Muße genug, um daß er von 1819—24 seine „Abhandelung über die niederdeutsche Sprache und Literatur" herausgeben konnte. In Folge dieses Werkes trat er in frenudschaftliche Beziehungen mit den bedeutendsten holländischen Schriftstellern und wurde zugleich Mitglied des Königlichen Instituts vom Amsterdam. 1824 gab er eine „Auswahl von Sprüchwörtern," 1826 die „Alte Statistik der Provinz Autwerpen," 1828 die „Alte Topographie der Stadt Antwerpen" heraus. 1827 begann er seine Zeitschrift „Vermischtes von geschichtlich vaterländischem Inhalt," deren erste Lieferungen den Nestor der holländischen Literatur, den „großen" Bilderdyck zu einem sehr herzlichen Schreiben an Willems veranlaßten. Als am 23. Dezember 1826 die Gründung einer Königlichen Commission der Geschichte beschlossen worden war, ernaunte die Regierung

Willems zugleich mit den Herren Von Reiffenberg, Raoul, Bernardi und Van de Weyer zum Mitglied. 1830 empfing Willems von der Löwener Universität das Doktordiplom.

Bei der Staatsumwälzung blieb er seinen holländischen Sympathieen getreu, indem er für Belgien eben keine andere Möglichkeit einsah und annahm, als entweder holländisch oder französisch zu sein. 1831 wurde er in Folge seiner Gesinnungen nach Eecloo geschickt oder lieber verbannt, doch 1835 bereits vertauschte er den kleinen Posten, welchen er dort bekleidete, mit dem eines Einnehmers in Gent, und noch in demselben Jahre wurde er Mitglied der Königlichen Akademie in Brüssel.

In Eecloo hatte er sich zuerst mit dem „Reinaert" beschäftigt. 1836 ließ er den ursprünglichen Text, 1839 eine abgekürzte Ausgabe desselben erscheinen. Die Commission für Geschichte war 1834 wieder hergestellt worden. Als Mitglied derselben gab Willem die „Reimchronik von Jan Van Helu, über die Schlacht von Woeringen" heraus, woran er bereits vor 1830 gearbeitet hatte, später „Brabantsche Yeesten" von Jan dem Klerk. Die erstere dieser Ausgaben trug ihm einen eigenhändigen Brief des Königs von Preußen ein.

1836 setzte der Graf von Theux, Minister des Innern, eine Commission ein, welche die vlämische Rechtschreibung feststellen sollte. Willems empfing noch besonders den Auftrag, eine Vierteljahrschrift zur Verbreitung der Sprachkunde zu gründen. So entstand „das belgische Museum."

Nicht vergönnt war es ihm, die Sammlung seiner „Altvlämischen Lieder" vollständig herauszugeben. Noch wenige Augenblicke vor seinem Tode, welcher am 24. Juni 1846 zu Mittag an einem Schlagfluß erfolgte, hatte er an diesem letzten und liebsten Werke gearbeitet. Eine Lebensbeschreibung des Dichters und Helden Johann I. von Brabant blieb ganz Entwurf.

Wenn Willems große Verdienste hatte, so genoß er auch großer Anerkennung. Ich finde in seiner vortrefflichen Bio-

graphie von P. de Decker, welcher ich diese Skizze entnommen habe, die Namen von französischen, englischen, schwedischen und russischen Gelehrten, welche ihm ihre Achtung auf mannichfache Art bezeugten, der Holländer und der Deutschen gar nicht erst zu gedenken. Unter diesen nenne ich nur Grimm und Uhland. Daß er Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften war, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Er hat sowohl an seinem Sterbeorte, wie an seinem Geburtsorte ein Denkmal. Das zu Bouchout ist von Jan Van Arendonck aus Antwerpen. Es wurde am 4. Juni 1848 eingeweiht, das auf dem St. Amandusberg bei Gent, den 26. desselben Monats und desselben Jahres, bei Gelegenheit der vierhundertjährigen Jubelfeier der Fonteinisten, deren Präsident Willems gewesen war. Vlämisch-Belgien ehrte würdig den, welchen Snellaert den „Vater der Vlamingen" genannt hatte. Tollens richtete folgende schöne Worte an ihn, welche ich, um ihnen nicht zu nahe zu treten, im Original mittheilen will.

Wij zweren, wij die achterbleven,
Hoe hoog daer ginds euw woning zij,
Van ver uw opvaart na te streven,
Te strijden om als gij te leven,
En om te sterven — rein als gij.

„Und um zu sterben rein wie Ihr —" in diesen Worten liegt eine Huldigung für den Menschen, und in der That wird der sittliche Charakter Willems ebenso hoch gerühmt, wie seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, die um so mehr Bewunderung einflößte, da sie gänzlich selbsterworben war.

Aus seiner am 22. Juli 1818 zu Antwerpen geschlossenen Ehe mit Isabella Maria Carolina Borrekens, Wittwe von Petrus Joseph Walravens, hatte Willems zehn Kinder, von denen ihn jedoch nur vier überlebt haben.

Geboortegezang aen den Koning van Rome. (Hommages politiques sur la naissance du Roi de Rome, vol. 1. p. 410.) Paris 1811.

Hymne aen het Vaderland op den slag van Friedland en den vrede van Tilsitt, bekroond te Gent 1812 door de Maetschappy de Fonteinisten. Antwerpen.

De puinhoopen rondom Antwerpen, gedicht. Antwerpen 1814. Twee uitgaven.

Den ryken Antwerpenaer, Kluchtspel. Antwerpen 1815.

De kunsten en wetenschappen, gedicht. Antwerpen 1816.

Quinten Matsys, tooneelspel in twee bedryven. Antwerpen 1818.

Aen de Belgen. Epitre aux Belges. Met geschiedkundige aenteekeningen. Antwerpen 1818.

Lykrede op J. A. Terbruggen. Antwerpen 1819.

Verhandeling over de nederduytsche tael- en letterkunde opzigtelyk de zuydelyke provinciën der Nederlanden. Twee deelen. Antwerpen 1819—1820.

Antwoord van J. F. Willems aen J. B. Ruelens, R. C. Pr. te Mechelen, schryver en uitgever van een werk getiteld: Briefwisseling tuschen J. J. Willems enz. Antwerpen 1841.

s'Konings komst te Antwerpen, dichtstuck. Antwerpen 1822.

Over de poezy van den dichter en den schilder, redevoering. Antwerpen 1823.

Keus van nederduytsche spreekworden en dichterlyke zedelessen. Antwerpen 1824.

Over de Hollandsche en Vlaemsche schryfwyzen van het nederduitsch. Antwerpen 1824.

Over het karakter van den nederlandschen schilder, redevoering. Antwerpen 1825.

Oude bevolking der provincie Antwerpen. Antwerpen 1826. Met tabellen, later herdruckt in:

Mengelingen van Vaderlandschen inhoud. Antwerpen 1827—1830.

Historisch onderzoek naer den oorsprong en waren naem der openbare plaetsen en andere oudheiden der stad Antwerpen. Antwerpen 1828.

Maria van Braband, dichtstuk met historische ophelderingen. Antwerpen. Niet in den handel.

Voorzeggingen der Heilige Hildegarde omtrent de Belgische omwenteling. Gent 1831.

Over eenige neederlandsche eeden en vloeken. Gent 1834. Afgedruckt uit het tydschrift „Nederduitsche Letteroefeningen“.

Reinaert de Vos naer de oudste beryming. Eecloo 1834.

Reinaert de Vos. Episch fabeldicht van de XIIe en XIIIe eeuw, met aenmerkingen en ophelderingen. Gent 1836.

Rymkronyk van Jan van Helu, betreffende den slag van Woeringen,

van het jaer 1288, uitgegeven met ophelderingen en aenteekeningen. Brussel 1836.

Belgisch Museum voor de nederduitsche tael- en letterkunde en de Geschiedenis des Vaderlands. Gent 1836—1846.

Reinaert de Vos, naer de oudste beryming, ingerigt tot schoolgebruik. Mechelen 1839.

Beslissing der koninglyke commissie wegens de geschilpunten in het schryven der nederduitsche tael, een uittreksel van het daerover ingeleverde verslag. Gent 1839.

Van den derden Edewaert, coninc van Engelant, rymkronyk geschreven omtrent het jaer 1347 door J. de Klerk van Antwerpen, en uitgegeven met aenteekeningen. Gent 1840.

Brief aen Prof. Bormans over de tweeklanken uu en ij. Gent 1841.

Redevoering uitgesproken by de opening van het vlaemsche feest den 24 october 1841. Gent 1842.

De brabantsche Yeesten, of rymkronyk van Braband, door Jan de Klerk, van Antwerpen. 1e deel, Brussel 1839. 2e deel, Brussel 1843.

Pasquyn, doctor en astrologant, kluchtspel in dry deelen, opgesteld omtrent het jaer 1782, vertoond door de kamer de Ongeleerden te Lier, in 1794, nu in verbeterde tael- en spelregels gebragt. Gent 1844. Overgedragen in 30 exemplaren uit het 8e deel van het Belgisch Museum.

Berigten wegens de Boekprinters van Antwerpen, ten jare 1444. Gent 1844.

Over den geest waerdoor de vlaemsche letterkunde zich moet onderscheiden, redevoering gehouden te Brussel den 11. february 1844. Gent 1844.

De eerste bliscap van Maria, mysteriespel van het jaer 1844, met inleiding en ophelderingen. Gent 1845.

Reinaert de Vos. Eerste boek. Gent 1846.

Oude vlaemsche liederen, ten deele met de melodiën. Gent 1846.

Reinaert de Vos. Episch fabeldicht van de XIIe en XIIIe eeuw, met aenmerkingen en ophelderingen. 2e uitgave. Gent 1850. Uitgegeven door F. A. Snellaert, met een naberigt.

Aenmerkingen, voorgedragen aen de heeren leden der wetgevende Kamers, nopens het ontwerp van wet over het middelbaer onderwys. Brussel 1850.

Wouters (Johan Valentyn), geboren 1783 zu Lier. 1814 ging er auf vier Jahre nach Utrecht, wo er Liebe zur

Poesie faßte. Er selbst begann erst mit 38 Jahren Verse zu schreiben. Die meisten erschienen in dem Almanach, der von 1824—1827 durch die von Wouters zu Lier gestiftete literarische Gesellschaft „Kunst und Wissenschaft" herausgegeben wurde. Als er 1832 zu Vilvoorde starb, fand sich in seinem Nachlasse ein Trauerspiel „Wilhelm Tell," welches Prudens Van Duyse überarbeitete und herausgab.

Wouters, geboren zu Antwerpen den 15. April 1826, Sohn von Jan Frans und von Josephine Kauwenbergh, heirathete 1855 Maria Therese Josephine Smette. Er ist bei der Königlichen Bibliothek zu Brüssel angestellt und übersetzte Aristophanes.

Namen-Register

über

sämmtliche drei Bände.

	Seite
Avontrodt III.	287
Beernaert I.	1
Behaegel III.	290
Bellens III.	291
Bergmann I.	3
Billiet III.	292
Blereau I.	11
Blieck I.	20
Blommaert I.	23
Bogaerts III.	392
Boone I.	28
Bormans III.	293
Boucquillon I.	57
Broeckaert III.	293
Brouwenaer I.	59
Brouwers I.	60
Bruylants III.	295
Cannaert III.	295
Cappelle I.	64
Cappron III.	296
Carrein I.	68
Cauwenbergh I.	70
Ceulemans III.	296
Comeyn III.	296
Coninckx III.	297
Conscience I.	84
Courtmans (J. B.) III.	298
Courtmans (J. D.) I.	125
Cracco III.	299
Dautzenberg I.	130
David (J.) III.	300
David (L. J.) I.	147
David (M.) I.	148
De Bast III.	301
De Burbure III.	301
De Clercq (J.) III.	302
De Clercq (K.) I.	150
De Cort I.	170
Degerickx III.	302
De Geyter I.	176
De Hoon I.	187
D'Hulster III.	306
D'Huygelaere (A.) III.	306
D'Huygelaere (M.) III.	306
De Jonghe III.	303
De Laet I.	188
Delcroix I.	220
De Marteau I.	227
De Meyer III.	307
De Potter III.	307
De Simpel III.	307
De Smet III.	308
Destanberg III.	308
De St. Genois I.	229
De Vos I.	239
De Wulf I.	279
Dodd I.	284
Driessens III	309
Ducaju I.	295
Dufranne III.	309

Digitized by Google

	Seite
Du Mont I.	352
Du Moulin III.	310
Duvillers I.	336
Duyvewaardt I.	339
Ecrevisse I.	345
Eekma I.	358
Franquinet III.	310
Gaillard III.	311
Geiregat II.	1
Génard II.	34
Gerrits II.	41
Gezelle II.	53
Goddefroy III.	312
Goethals III.	312
Goutier II.	55
Gryp. III.	313
Hansen II.	57
Henckel III.	313
Hendrickszone II.	63
Hendrickx II.	65
Hens III.	314
Heremans III.	314
Heuts III.	74
Heuvelmans III.	317
Hofman III.	318
Karsman III.	319
Kats III.	319
Lambin III.	320
Lansens (P.) III.	323
Lansens (P.) III.	323
Lansens (T.) III.	323
Lebrocquy III.	324
Ledeganck II.	82
Loveling (R.) II.	92
Loveling (V.) II.	92
Lauwers II.	78
Matthysens III.	324
Mees II.	97
Mertens II.	106
Mertens (H.) III.	325
Michels II.	114
Mussely-Boudewyns III.	326
Nolet de Brouwere van Steeland II.	129

	Seite
Nys III.	327
Oudereet III.	328
Palmers II.	137
Peeters II.	138
Pieters III.	329
Renier II.	145
Rens II.	149
Roelants II.	154
Rogghé II.	166
Rousse III.	330
Rosseels II.	168
Rysheuvels III.	330
Schayes III.	331
Serrure III.	331
Simillion II.	204
Sleeckx II.	214
Snellaert II.	273
Snieders (A.) II.	277
Snieders (R.) II.	287
Snyers III.	332
Spyers III.	333
Staes II.	342
Stallaert II.	345
Steyart III.	334
Stips III.	335
Stroobant II.	358
Terbruggen III.	335
Torfs III.	336
Van Ackere III.	1
Van Beers III.	8
Van Biesbrouck III.	24
Van Boeckel III.	336
Van Cannart III.	337
Van Delen III.	34
Van den Bemden III.	45
Van den Bossche III.	337
Van den Broucke (J.) III.	338
Van den Broucke (K.) III.	338
Van den Hove III.	339
Van den Nest III.	50
Van den Walle III.	340
Van der Voort III.	341
Van de Velde (H.) III.	342
Van de Velde (J.) III.	53

Digitized by Google

	Seite
Van Doosselaere III. . . .	343
Van Driessche III. . . .	60
Van Duyse III.	77
Van Even III.	337
Van Geert III. . . .	346
Van Hasselt III. . . .	88
Van Hoogeveen Sterck III.	347
Van Kerckhoven III. . .	91
Van Loo III.	349
Van Melckebeke III. . .	348
Van Mighem III. . . .	349
Van Ostayen III. . . .	102
Van Peene III.	107
Van Roo III.	350
Van Rotterdam III. . .	157
Van Rucklingen III . .	172
Van Ryswyck (J.) III. .	193
Van Ryswyck (J. T.) III.	199
Van Ryswyck (L.) III. .	209
Van Tergow. III. . . .	350
Van Walrave III. . .	351
Varas III.	351
Verhulst III.	214
Verspreeuwen III. . . .	216
Vervier III	351
Visschers III.	353
Vleeschouwer III. . . .	219
Vuylsteeke III.	242
Willems (A.) III. . . .	356
Willems (J. F.) III. . .	357
Willems (S.) III. . . .	245
Wouters (J. B.) III. .	363
Wouters III.	364
Zetternam III.	256

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by

Digitized by Google